This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Eine

Selbstschau.

Von

Heinrich Zschokke.

PUBLIC LIBRARY

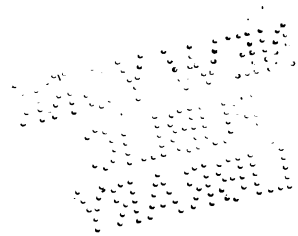
Erster Theil:

Das Schicksal und der Mensch.

Dritte, unveränderte wohlfeilere Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Herrn Verfassers.

Aarau, 1842.
Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.



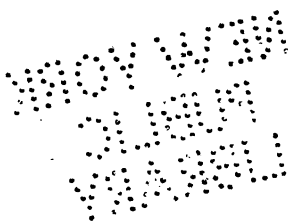
Der

Vaterstadt Magdeburg

gewidmet

NEW YORK PUBLIC

von Einem ihrer Söhne.


NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Dir, Vaterstadt, und Deinen Söhnen, Dir Glücklichen unter weisem Walten Deines edelsinnigen Königs und Vaters, weiht der greise und glückliche Bürger eines Freistaats diese, vielleicht die letzte, seiner Gaben, dankbar. Denn Du hast seiner noch gedacht, als er sich längst vergessen wähnte, und ihn wieder zu Deinem Kinde angenommen, ohne sein Verdienst um Dich. Er will und kann Dir nicht mit diesem Weihgeschenk vergelten, aber mit ihm vielleicht, vor Dir, sein Herz rechtfertigen. Und doch sagte mehr, als diese Zeilen, seine Thräne, welche auf Deinen Bürgerbrief, im schönen Augenblick der ersten Ueberraschung, fiel.

Nimm, Du liebende und wiedergeliebte Mutter, die Gabe des Sohns. Verschmähe sie nicht, so geringfügig sie immerhin sey; ist sie doch Geistesbild Eines Deiner Kinder. Ich selber hatte es den eignen Kindern und Enkeln, als letztes Vermächtniß, bestimmt. Und wenn Dir darin mancher Zug des Menschen mißfallen könnte, mit dem das Schicksal spielte, wie auch er zuweilen mit ihm zu spielen glaubte; oder mancher Fehlgang in seinem vermeynten Wissen und Glauben, übe Nachsicht einer Mutter! Er gab sich dar, wie er war und ist. Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Willkür.

Die Ueberzeugungen des Mannes aber sind noch die des Greises geblieben. In ihnen werd' ich einst freudig sterben; und

werd' ich freudig gehn, wohin irgend im herrlichen Vaterhause mich unser göttlicher Vater rufen wird. Sie sind es noch, welche ich, in volksthümlicherer Sprache, einst schon, mit den „Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums", Leidenden zum Trost, Irrenden zum Wiederfinden eines Wegs, hadernden Kirchen zur Versöhnung unter einander, und Allen zur Erstärkung durch das Jesuswort, mitzutheilen gedachte.

Mir selber ein Lebensfest zu verschönern, hab' ich diese Zeilen während der Feier eines Tages geschrieben, an welchem ich vor zweiundsiebenzig Jahren, o meine Vaterstadt, inner Deinen Mauern geboren ward, die ich seit einem halben Jahrhundert nicht wieder sah, kaum wieder erblicken werde. Vermöchte aber mein Flehn zu Dem, der da gibt, ehe wir bitten, und Besseres gibt, als wir bitten, Segen über Dich zu erflehn: so würdest Du Dich, mit Deinen Kindern durch eine Reihe von Jahrhunderten noch, des höchsten Segens freun, der aus der Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen entsprießt.

Aarau, 22. Merz 1842.

Heinrich Zschokke.

Kindheit.

Der Waisen ewiger Allvater, Du,
Ach, ganz verwaist steh' ich jetzt in der Welt!

Heinr. v. Ampringen.

1. Vorwort.

Es saß schon mancher Maler in müßiger Stunde vor seinem Spiegel und zeichnete sich selbst. Warum sollt' ich's nicht auch? Die Arbeit hat mich zuweilen gelangweilt, aber auch ergötzt, so lange sie währte, und sich damit belohnt. Ob Andre das Bild beschaun mögen, kann mir sehr gleichgültig bleiben. Wahrscheinlich wird es als Kind selbstgefälliger Eitelkeit gelten. Ich verliere darüber kein Wort. Man weiß, wie ungläubig die Welt gegen bescheidne Verwahrungen eines Schriftstellers ist. Die, denen ich zunächst das Bild meines innern Lebens, d. h. meine „Welt- und Gottanschauung", bestimmt habe, werden es mit so liebender Seele betrachten, ich weiß es, wie ich's mit liebender Seele für sie entworfen habe.

Ich schreibe dies Vorwort an meinem siebenzigsten Geburtstage*). Immer pflegt' ich meine Geburtstage gern mit einer löblichen, wenigstens nicht alltäglichen That zu bezeichnen, die am Lebenswege, wie ein Denkstein stehn sollte. Es ist auch an der Zeit, einen Rechnungsabschluß über das Ergebniß meines Träumens, Zweifelns, Forschens und Handelns zu machen. Die Stunde mahnt; schon fallen Schneeflocken in die bunte Frucht- und Blumenwelt meines Herbstes.

Vor mehr denn einem halben Jahrhundert, als ich aus den Morgennebeln der Kindheit hervortrat, und deutlicher um mich her Himmel, Erde, Weg und Umgegend erkannte, staunte ich das Alles mit großen

*) Am 22. März 1840.

Augen an, und fragte: von wannen komm' ich? wohin soll ich? Und wozu das Schauspiel um mich her? Das ganze Weltall, mit seinen Heiligthümern und Sündenthümern, ward mir dabei zum finstern Räthsel; ich mir selbst zum Fremdling und Geheimniß. Ich nahm an Jahren, nicht an Weisheit zu. Das Räthsel ward nur räthselhafter. Ich warf mich in große Zerstreuungen, mich selber darin zu vergessen. Aber im Schauspiel, wie im Schlachtgewühl, im Arm der Liebe, wie im Sessel des Rathsaales klangen jene Fragen unaufhörlich fort. Wohl hört' ich Stimmen der alten Jahrtausende, und Stimmen der ewigen Natur, die mir eine Antwort zu murmeln schienen. Erst spät verstand ich sie.

Es wandeln noch Tausende, irre an sich und Allem, mir ist's nicht unbekannt, umher, welche jene Fragen, wie ich einst, in die stumme Nacht ihres Lebenslabyrinths hineinrufen. Vielleicht ist ihnen die Antwort willkommen, die meinem Geiste geworden. Ihnen weih' ich die „Welt- und Gottanschauung", in der sich das Räthsel des Daseyns lichtvoll vor mir auflöste. — Aber nicht ihnen nur. — Der greise Vater möchte sich auch seinen Kindern und Enkeln treu und offen bis in sein Innerstes zeigen. Warum sollten sie den Vater und Freund nicht gern in seinem Geheimsten durchschaun, ihn, den Geist; ihn, den sie doch nur in seiner äußerlichen Hülle und seinem häuslichen Leben nach kannten? — Vielleicht wacht auch in ihnen jene Frage auf; vielleicht bringt ihnen des Vaters Antwort jene Gemüthsruhe, in der sie ihn, im Sonnenschein und Sturm des Schicksals, heiter wandeln sahn.

Um aber die Antwort wohl zu verstehn, muß man den Antworter kennen. Darum send' ich eine Art Naturgeschichte seines Gemüthes, eine Entwickelungsgeschichte seines Geistes und der wechselnden Ansicht dessen voran, was ihm der Strom der Jahre zuführte oder hinwegflutete. Das Wichtigste zwischen Himmel und Erde bleibt für den Menschen dennoch immer der Mensch; und das Wichtigste von ihm wahrhaftig nicht, was er hat, sondern ist; nicht sein äußeres, sondern sein inneres Leben. Beides läßt sich nicht wohl trennen in der Darstellung; denn Eines ist Erklärer und Beweisführer des Andern.

Sehr wahrscheinlich, daß diese Selbstschau und die vorangehende Einleitung, „der Mensch und das Schicksal", von unsern gewöhnlichen Schulweisen, Gottesgelahrten und Staatsmeistern, als irrthümlich, gottlos und staatsgefährlich, ein Verdammungsurtheil erntet. Nun denn, Lorbeern oder Disteln! die meisten fallen ja nur auf das Grab des Malers! Und wenn auch noch einige auf sein Haupt im Leben: was schadet's? Obgleich er kein Außerordentlicher oder Berühmter war, und nie zu werden wünschte, ist er dennoch längst des verketzern-

den Hasses, wie der nachsichtsvollen, unverdienten Liebe von Zeitgenossen gewohnt. Eins mit Gott und sich, läßt er getrost menschliches Urtheil über sich ergehn. Jeder richtet, indem er den Andern richtet, nur sich selbst im Andern.

Ich habe keine Ursache zur Reue, zur Klage, oder zum Fluch über meine Vergangenheit; wohl etwa doch zur Scham über manche Verirrung. Sollt' ich mich aber schämen, Mensch gewesen zu seyn? Glücklicher als Salomon in seinem Harem zu Jerusalem, und als Napoleon im Exil auf St. Helena, groll' ich weder mit dem Schicksal, wie diese „Gesalbten des Herrn", noch über die Eitelkeit der Dinge unterm Monde. Der Schmerz der beiden Unzufriednen war Schmerz um verlorne und geliebte Abgötter, welche ihnen ihre eigne Leidenschaft, aus Thon und Sand, geformt hatte.

---

2. Ein verwaisetes Kind.

Das erste Denken des Kindes ist ein leises Spinnen der Fantasie im Dämmerlicht des Bewußtseins; ein gedächtnißloses Träumen im Wachen. Die Welt gaukelt unklar an den Augen vorüber; und was sie zeigt, ist vergessen, sobald sie es wegnimmt. Der Mensch ist noch thierähnlich; der Geist hat sich noch nicht mit seinen irdischen Werkzeugen vertraut gemacht; das weiche Lebensgewebe des Leibes ist noch zu zart, als daß es ihm schon zum freiern Gebrauch dienen könnte. So gehn die ersten Jahre des Kindes vorüber. Der eben vorhandne Augenblick ist ihm ein Lebensganzes.

Die deutlichste unter den ersten Erinnerungen stammt aus der Zeit, da ich ein Alter von vier Jahren hatte, und der Komet von 1774 viele gute Bürger meiner Geburtsstadt Magdeburg in Schrecken setzte. Man sprach in frommer Angst von der am Himmel ausgestreckten Zornruthe Gottes. Selbst mein Vater, der König meines damaligen Weltalls, war wohl nicht frei von Beklommenheit. Eines Abends trat er, von meinen drei Schwestern begleitet, sehr ernst hinaus auf die Gasse, den ungewöhnlichen Stern zu beschauen, und ließ mich im Zimmer beim bleichen Lampenschein allein. Ich bebte vor Entsetzen, zog grausend die kleinen Füße an mich auf den breiten, ledernen Lehnstuhl, und wagte kaum zu athmen. Denn ich stellte mir draußen die strahlende Zornruthe, hingestreckt durch die Nacht über eine schaudernde Welt, vor, und wie von der Welt dahin tausend leichenblasse Menschengesichter schweigend emporstarrten.

Eine Mutter hatt' ich schon damals nicht mehr. Sie war sieben

Wochen, nachdem sie mir das Leben gegeben, gestorben*). Sie soll schön gewesen seyn, noch sterbend mich in ihren Armen geschlossen und mit Heftigkeit gesagt haben: „Armer Junge, warum bist du nicht ein Kirschkern, den ich hinabschlingen und mit mir ins Grab nehmen könnte!“ — Der Vater führte das Leben eines wohlbemittelten Bürgers, ein Tuchmacher seines Handwerks. Endlich Oberältester, oder dergleichen, seiner Innung, hatte er, während des siebenjährigen Krieges, durch bedeutende Tuchlieferungen für die preußische Armee, ansehnliches Vermögen, und, durch altdeutschen Biedersinn, das Wohlwollen und die Achtung seiner Mitbürger erworben. Ich, als Jüngstgeborner, ward, wie gewöhnlich jeder Spätling, sein Schooskind. Schulbildung mochte er wenige, oder schlechte, empfangen haben. Denn seinen eignen Namen sogar schrieb er auf die verschiedenste Weise. Mich hielt er, vom sechsten Jahre an, fleißig zur Schule, doch unbekümmert, ob ich lerne oder nicht. Sonntags mußt' ich ihn regelmäßig zur Andacht in die St. Katharinenkirche begleiten. Aber Schule und Kirche blieben dem einfältigen Bübchen Plage- und Zwanganstalten, welche allenfalls den Nutzen brachten, es frühzeitig in Geduld zu üben. Auch mußt' ich Morgens, Mittags und Abends Gebete hersagen, von denen ich nichts verstand. Ich hörte auch von Gott und seinen Engeln reden. Die geflügelten Engel gefielen mir besonders; gern wär' ich deren einer, oder auch nur ein Vogel, geworden. Am meisten aber beschäftigte meine Aufmerksamkeit der rauhaarige Teufel, mit Lahmfuß, Pferdehuf und langem Schwanz. Diese theologische Person stand bei mir in höherm Ansehn, als Gott selbst, und ich hatte es darin, wie die fromme Christenmenge noch im XIX. Jahrhundert; oder wie die Natchez-Indianer, die in ihren Urwäldern selten zum großen Geist beten, weil er nur Gutes verrichten kann; aber desto öfter dem bösen Geist das beste Stück Wild, oder den Haarbüschel zwischen den Hörnern des Bison zum Opfer bringen, um vor Gefahr sicher zu seyn.

Der zärtliche Vater strafte wirkliche Unarten seines Lieblings selten; überließ die Erziehung des Wildfangs vertrauensvoll dem Zufall, und so ward dieser ein lebenslustiger Springinsfeld, oder besser gesagt, ein Gassenjunge der Stadt, im strengsten Sinn des Worts. Denn das Feld lag zu weit hinter den vielen Schanzen und Festungswällen der Stadt; für das Bübchen ein unbekanntes Land. Daß sich übrigens der kleine Freigelassene, ohne Hülfe eines Turnmeisters, eifrig gymnastischer Künste befliß; an senkrechten Balken, an Nuß- und Birn-

*) Am 4. Mai 1771, vierundvierzig Jahr alt.

bäumen des väterlichen Gartens emporkletterte, und, in Gesellschaft der Katzen, auf Dächern der Hintergebäude umherkroch; oder als Feldherr, von 20 bis 30 kleinen Altersgenossen, denen er hölzerne Säbel lieferte, gegen ein ähnliches Heer Kriege führte, in denen bald Köpfe, bald Fensterscheiben friedlicher Bewohner der Dreiengels- und Schrotdorfer-Gasse am meisten zu befürchten hatten, wie immer im Kriege die daran unschuldigen Völker, — das bedarf keiner Erwähnung, als etwa Gesundheit, Kraftfülle und Regsamkeit des jungen Weltbürgers zu beurkunden.

Doch die Tage kindischen Jubels waren von kurzer Dauer. Die Todesnacht des guten Vaters (er starb*] an der Auszehrung) ward mir die erste Schreckensnacht; sein Leichnam der erste Todte, den ich sah. Nie vorher hatt' ich eine Nacht durchwacht; ich fürchtete, sie werde von da an ewig herrschen und das Licht der Sonne mit dem Leben meines Vaters erlöschen. Ich weinte untröstlich, aber mehr aus Angst, denn aus Schmerz oder Liebe um den Verstorbnen. Die Sonne kehrte wieder. Die Feierlichkeiten des Begräbnisses unter Chorgesängen und Geläute sämmtlicher Glocken der Katharinenkirche, daneben neue Trauerkleider und großes Leichengepränge, zerstreuten die Betrübniß des achtjährigen Knaben bald.

Ich ward meinem Bruder Andreas zur Erziehung anvertraut, der selbst schon einen Sohn meines Alters hatte. Nun fühlte ich mich wieder so guter Dinge, wie zuvor. Doch, als die veränderten Umgebungen den Reiz der Neuheit verloren hatten, wandelte mich zuweilen eine Art unwilliger Verwunderung über Ereignisse an, die mich, ohne mein Verlangen, den gewohnten väterlichen Liebkosungen, den ehemaligen Spielgefährten, den alten Tummelplätzen entrissen, und in ganz fremde Verhältnisse, in eine ganz andere Stadtgegend, hineingeworfen hatten. Ich grübelte nach, wer denn Gewalt habe, meinen Vater sterben, und mich, wie eine Puppe, ohne Wiederrede da- und dorthin schleudern zu lassen. Es ärgerte mich, daß sich's nicht ändern ließ. Man mag dem achtjährigen Burschen den seltsamen Mißmuth verzeihen, welcher auch dann und wann schon ältere Leute in Versuchung geführt hat, mit dem Ernst des Schicksals zu hadern; oder der sogar Philosophen die Freiheit des menschlichen Willens verdächtig gemacht hat.

Bruder Andreas, ein Mann von stattlichem Aeußern, von nicht gemeinen Talenten, die er durch Lesung guter Schriften gebildet hatte, betrieb, wie der Vater, Gewerb und Handel mit Wollentüchern; strebte

*) Er war am 20. Oktober 1722 geboren, und starb am 18. August 1779.

auch wohl gern über seinen Stand hinaus. Neigung zum Glänzen verlockte ihn wenigstens oft weiter, als seinem Vermögen angemessen seyn mochte. Mich wollte er, wie Alles in seinem Bereich, in einen höhern Bildungskreis emporziehn; um so mehr, da der Vater mich, als den Jüngsten, wie man mir sagte, einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt hatte. So sollt' ich nun den alten Menschen ganz ausziehn und ein neuer werden, zierlich und manierlich. Schneider und Haarkräusler machten sich sogleich bei mir ans Werk.

Leider schlug Alles übel bei mir an. Ward das Herumjagen auf den Gassen ungeziemend geheißen, so trieb ich der Eulenspiegeleien desto mehr im Hause; oder wenn dies nicht galt, saß ich, gleich einem Gefangnen, stundenlang träumerisch vor einem Buche, worin ich nicht las, und spazierte frei in der Einbildung auf Marktplätzen und Straßen der alten Stadt Magdeburg, selbst in den Vorstädten umher; oder beobachtete aufmerksam das gesellige Leben der Enten und Hühner, die Schliche der Katzen, die Irrfahrten einer Stubenfliege. Unsäglichen Verdruß machten mir besonders die schönen neuen Kleider; denn wie ich's auch anstellen mochte, blieben sie selten einen Tag vor Rissen und Schmutzflecken geborgen. Um Sinn für das Edle und Schöne in mir anzufachen, las und erklärte mir Bruder Andreas sehr begeistert Kleist's Frühling. Ich aber, der noch keinen Frühling jenseits der Festungswerke gesehn hatte, fand das gerühmte Dichterwerk so vornehmfade, wie das Putzzimmer des Hauses mit gebohntem Fußboden und vergoldeten Leisten des Wandgetäfels.

Je länger man an mir striegelte und biegelte, mich ein wenig liebenswürdiger zu machen, um so verhaßter ward mir die angerühmte feine Lebensart. Ich begriff von dem, was Andre bewunderten, weder Werth noch Zweck. Seidenrock und Zwillichkittel, Bauernhaus und Palast, schienen mir so ziemlich gleiche Dienste zu leisten; und Stallknecht und Prinz, Einer so viel, als der Andre zu seyn, trotz Allem, was der Schneider aus beiden gemacht hatte. Nachdem kein Mittel half, mich von den angebornen Uebeln eines rousseauschen Naturmenschen zu heilen, versuchte es Bruder Andreas noch mit dem Zauber der Tonkunst. Er selbst blies die Flöte gut. Ich horchte ihm immer mit Begier und Entzücken zu. Die geheimnißvolle Gewalt der Töne berauschte mich jedesmal bis zur vollen Selbstvergessung. Auch nicht leicht verfehlte ich einen Tag, der Wachtparade nachzulaufen, um die Märsche der Hoboisten zu hören. Ich wußte sie bald auswendig. Tönte mir von einem Hause her Musik, oder auf den Straßen eine neue Melodie der wandernden Chorschüler, stand ich festgewurzelt. Unbekümmert um die

Gaffer, weinte ich mich satt, ohne zu wissen warum? und schwamm ich in Seligkeit und Thränen. Mir ward also ein Klavier angeschafft und ein Lehrer dazu. Aber ich verstand meinen Orpheus nicht. All' seine Anstrengung war umsonst, mir Notenwerth, Takt und Pause begreiflich zu machen. Ich meynte, dazu müsse ich die Taschenuhr aufs Klavier legen und beständig nachschaun. Er gab die Hoffnung auf, mir seine Kunst beibringen zu können. Ich eben so, wie er. Ich verwünschte das Klavierspielen; keine Macht konnte mich bewegen, es fortzusetzen.

Noch schlimmer ergings mir in der Schule. Mein Bruder hatte mich in die des Klosters Unsrer lieben Frauen gethan, welche damals, unter Leitung des bekannten Pädagogen und Propstes Rötger, großen Ruf hatte. Ich ward in die unterste der Klassen gesetzt. Allein mir Unglücklichen, dem noch die dürftigsten Vorkenntnisse fehlten, blieb aller Unterricht dunkel. Ich saß da, von langer Weile geplagt. Mich ihrer zu entschlagen, überließ ich mich dem sanften Zuge angenehmer Träumereien; zeichnete ungeschlachte Riesen und Ungeheuer aufs Papier; sah in den geometrischen Figuren, welche uns der Lehrer auf die schwarze Wandtafel abbildete, Irrgärten; Thürme und fantastische Brücken. Für kleine Gegengefälligkeiten ließ ich mir von einem Mitschüler die Schulaufgaben lösen, um Strafen und Vorwürfen zu entgehn. Man übersetzte uns Schummels mille et une nuit. Ich, der noch nicht französisch lesen konnte, lernte, mit kräftigem Gedächtniß, ganze Seiten französisch auswendig, die ich mir deutsch geschrieben hatte, und die Uebersetzung dazu. Während ich den Lehrer täuschte, zog mich das Wunderleben von Tausend und einer Nacht in eine fremde Welt hinein. Ich hielt alles für gediegene Wahrheit, was ich davon lernte. Denn wozu hätte man sich die Mühe geben sollen, ein dickes Buch voller Lügen schwarz auf weiß zu drucken? Die Zaubereien und geheimnißvollen Wesen und Kräfte beschäftigten meine Fantasie bald ausschließlich, Tag und Nacht. Ich sehnte mich nach keinem höhern Glück, als, durch irgend einen Zufall, Herr und Meister eines gefälligen Dämons zu werden. Ich versuchte auch ganz ernstlich, und auf mancherlei Art und an allerlei Dingen, mir einen dienstbaren Geist zu verschaffen — so gut, wie es dem Aladdin, vermöge seiner alten Lampe, gelungen war.

Aber, wehe! der eifrige Zauberlehrling bracht' es endlich in der geheimen Kunst nicht weiter, als daß er zufällig, bei einer öffentlichen Schulprüfung, den Propst Rötger und gesammte Lehrerschaft, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, über vermeynte Fortschritte in Kennt-

nissen völlig entzauberte. Ich hatte in Jahr und Tag nichts gelernt; und ward, wie billig, um der berühmten Schulanstalt kein Vorwurf zu werden, wegen Mangel an Geistesfähigkeit, aus ihr verwiesen. Man denke sich den armen Bruder Andreas! Er war vor Schrecken, Scham und Zorn außer sich; ich hinwieder, wegen des unerwarteten Lärmens, in solcher Angst, daß ich auf dem Sprung stand, in die weite Welt hinauszulaufen. Man hielt mich zurück. Die Schwestern warfen alle Schuld auf Bruder Andreas. Die Aelteste der Schwestern nahm mich zu sich, und schickte mich, mit ihrem Sohn Gottlieb, der ein Paar Jahre älter, als ich, war, in die niedrigste Klasse der „reformirten Schule." Ich sollte da allenfalls soviel lernen, als nöthig, um Krämer oder Handwerker zu werden.

---

3. Des Knaben Erwachen in sich.

Die Veränderung der Dinge war mir ganz recht; nur nicht, daß man abermals über meine Person, wie über eine herrenlose Sache, verfügte. Es kam mir fast vor, als gehör' ich mir selber nicht an, und wäre unter dem Monde also ein unnützes Wesen. Das verdroß mich; doch wagt' ich keinen Widerstand; ließ der Sache ihren Lauf; und um so lieber, weil ich wieder mehr Freiheit genoß, als im Hause des Bruders, und man sich wenig um mich bekümmerte. Auch in der Schule gefiel's mir besser, und besonders des Lehrers wegen.

Dieser, ein alter ehrwürdiger Kantor, hieß Capsius*). In seinem weiten blaugeblümten Schlafrock, vom Puder der lockenreichen Perrücke oberhalb weißbeschneit, hatte er für mich eine Majestät des Aeußern, wie kein andrer Sterblicher. Zu den nützlichen Lehrmitteln für 50 bis 60 unruhige Buben meines Alters, gehörten, auf dem kleinen Tische neben ihm, drei Stöcke von ungleicher Länge und Dicke; ferner ein ringförmig zusammengerolltes, glänzend-glattes Seil. Letzteres wußte der Meister so geschickt, als Schlinge, von seinem Sitz in die Weite hinauszuschleudern, daß sich jedesmal der Kopf eines von uns jungen Sündern unvermuthet darin gefangen fand. Dann mußte der Delinquent, unter Hurrah und Jubel der Menge, dem magnetischen Zuge in gerader Linie über Tisch und Bänke folgen, um ein richterliches Urtheil an sich vollstrecken zu lassen. Demungeachtet war der alte Herr ein ächter Schulmann, der sich auf Weise und Art des kindlichen Gemüths vollkommen verstand. Die fröhliche Bubenschaar hatte ihn lieb und gehorchte ihm mit Lust.

---

*) Er starb 1782.

Einer allein von allen Schülern, der bei ihm die Anfangsgründe des Lateinischen trieb, schien eben deshalb sein Liebling zu sein. Denn gab es auf den Straßen etwas zu gaffen, Seiltänzer, Soldaten, die durch die Spießruthen liefen, Bären und Affen, ward ihm allein das Glück, die Schulstube verlassen zu dürfen, sobald er mit einer auswendig gelernten, lateinischen Phrase um Erlaubniß bat. Ich, nur noch Katechismusschüler, konnte der mächtigen Lockung unmöglich widerstehn, und wollte die Beschwörungsformel ebenfalls lernen. Der kleine Inhaber derselben stellte mir vergebens die Länge und Schwierigkeit des Wegs vor, durch den Wald aller Deklinationen, Adjektiven, Pronomen und Konjugationen. Ich durchzog aber, von ihm geführt, beharrlich die dürren Steppen von Mensa bis Audio; eroberte wirklich das Zauberwort und brachte es endlich, zwar nicht ohne Furcht und Zittern, bei erster Gelegenheit an Mann. Vater Capsius, ob meiner plötzlichen Gelahrtheit erstaunt, prüfte mich anfangs zweifelnd; lobte mich dann; verkündete, aus mir werde etwas werden; und proklamirte mich feierlich, als seinen zweiten Lateiner mit allen und jeden einem solchen gebührenden Privilegien.

Während ich so unvermerkt mit Eutrop und Phädrus in Bekanntschaft gerieth, ward meine Wißbegier noch auf andre Weise, von einem andern Meister, angeregt. Es wohnte nämlich im Hause meiner Schwester ein alter Arbeiter, oder Taglöhner, Namens Krapp; ein breitschultriger, starker Mann, mit narbigem, verwittertem Matrosengesicht unter grauer Pelzmütze. Gewöhnlich an Sommerabenden saß ich mit meinen beiden Neffen, Gottlieb Lemme und Heinrich Faucher, im Hofe des Hauses beim Sternenschein, voll unermüdlicher Aufmerksamkeit zu seinen Füßen. Denn er erzählte uns dann, bald von eignen Seefahrten, bald von den noch wunderbarern des Robinson Crusoe, den Abenteuern des Robert Pierrot, oder den Geschichten der Insel Felsenburg. Er wußte das Alles mit mancherlei Nebenbemerkungen, Lehren und nützlichen Winken zu würzen, die für mich nicht ohne Frucht blieben. Ich klagte, wie über ein öffentliches Unglück, als sein Vorrath erschöpft war. Nun konnt' ich nicht anders, ich trieb, als Ersatz dafür, Robinsonaden, Entdeckungsreisen, Seefahrergeschichten, aus Leihbibliotheken zusammen; las und las sie wieder, und beschloß kurz und gut, ebenfalls an einer schönen Südsee-Insel einmal Schiffbruch zu leiden, aber mich doch dazu vorher besser, als Robinson, einzurichten. Darum verdoppelte ich den Fleiß in der Schule! und begann vorläufig, bis ich segelfertig seyn würde, ein Tagebuch, welches nach wenigen Jahren, wie ich hoffte, an unglaublichen Begebenheiten überreich werden sollte. Dies Tagebuch, vom zwölfjährigen Knaben angefangen, setzte nach-

mals der Jüngling und Mann, freilich in andrer Absicht und Bedeutung, ununterbrochen fort. Es führte mich zu genauerer Selbstbeobachtung, und dient mir nun zum Leitfaden für diese Selbstschau.

Minder wohlthuend war mir der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes. Man hielt mich aber eifrig dazu, während mir unerklärlich war, wozu dem „lieben Gott“ das lange Stillsitzen, Singen und Predigthören dienen könne, da es doch uns Andern nur Langeweile machte. Ich trieb's übrigens in der Kirche, wie jeder meines Alters; flatterte mit den Gedanken in meinen Robinsonaden umher; betrachtete mir sehr andächtig des Pfarrers Geberdenspiel, den wechselnden Faltenwurf seines Kanzelrocks; lauschte dem Verhallen seiner Stimme in den Kirchgewölben nach; ergötzte mich an der Noth der Schlafenden, ihr anständiges Gleichgewicht zu erhalten; oder, wenn der Prediger einmal den Namen Jesu sprach, an der ehrerbietigen Verneigung der gesammten Gemeinde, die einem Aehrenfelde gleich, über welches der Wind strich. Der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag seyn.

Neben dem aber lebt' ich doch um diese Zeit schon in einem ersten religiösen Umhersinnen, wenn ich ein wunderliches, verworrenes Durcheinandergaukeln kindischer Einbildungen so bezeichnen darf. Allerdings wußt' ich Katechismus, Bibelstellen und Gebete in Prosa und Versen in Fülle herzusagen; aber nichts damit zu thun, als sie eben herzusagen. Sie lagen, wie todter Wörterkram, im Gedächtniß aufgespeichert. Hingegen setzte mich Manches um mich her in Verwunderung, was sonst Wenige rührt. Ich fragte mich und wohl auch Kameraden, warum und woher denn Alles so wäre, wie es wäre, und Alles ohne Zuthun und Willen der Leute in beständiger Regelmäßigkeit komme und gehe, wie Tag und Nacht, Schnee- und Blumenzeit, Kirchen- und Schulstunde, Leichenzug und Wachtparade? Zuweilen glaubt' ich, die Welt sey ungefähr, wie ein Uhrwerk, dergleichen ich schon gesehen hatte, worin sich die Figuren bewegen müssen, ohne es zu wissen und zu wollen. Fragt' ich darüber bejahrtere Personen, bekam ich entweder ungnädige, oder unbefriedigende Antworten. „Der liebe Gott hat das von Ewigkeit einmal so eingerichtet, Du Dummkopf!“ war der gewöhnliche Bescheid. Da dacht' ich eine geraume Zeit, die ganze Welt sey ein weites Marionettentheater, auf welchem sich Gott, zu seiner Unterhaltung, der Thiere und Menschen, statt der Puppen, bediene. Diese Vorstellung bildete sich zuletzt in die seltsame Grille aus: ich sey mit Gott allein in der Welt, und sein Kind; er wolle mich aber noch erziehn, eh' ich zu ihm in seinen Himmel komme. Darum habe er das

wunderbare Theater für mich gebaut, auf welchem sich Menschen- und Thiergestalten nur bewegen, wann ich zu ihnen komme, und reglos seyen, wenn ich sie nicht sehe. Indessen stelle Gott die Figuren in der Geschwindigkeit wieder anders, um mich damit zu überraschen.

Wenn ich dergleichen Geträume äußerte, hielt man mir lang Strafreden; nannte mich gottlos, oder verrückt; oder man brach in ein unbarmherziges Gelächter aus, was mich tiefer, als der bitterste Vorwurf, verwundete. Ich ward eingeschüchtert und schwieg; gab darum aber meine Ansichten nicht auf, weil ich keine andern hatte. Und wenn ich sie nach und nach wieder mit andern Hirngespinnsten wechselte, wußte niemand darum; auch bekümmerte sich niemand darum. Ich sagte nichts mehr davon.

Man hielt mich nun für einen Querkopf, mit dem wenig anzufangen sey; für einen ungezogenen Buben; nachlässig und unordentlich im Aeußern; zur unschicklichen Zeit lachlustig, am unrechten Ort weinerlich; bald zum eignen Schaden mißtrauisch, bald bis zur Albernheit leichtgläubig; bald halsstarrig, bald willenlos nachgiebig. Die Leute mochten nicht ganz unrecht haben: aber ich blieb, der ich war, weil sich Keiner die Mühe gab, mich zu verstehn. Zu Allem, was man mir unerklärt ließ, erfand ich mir selber Erklärungen. Was daher Andern wichtig und ernst schien, war mir oft gleichgültig, oft lächerlich. Besonders widerten mich Höflichkeiten, eingelernte Komplimente, steife Zeremonien und Prunktreibereien an, wie arges Lügenwerk. Ich hatte aus dem täglichen Verkehr der Erwachsenen schon ihre gegenseitige Heuchelei und Zweideutigkeit eingesehn. Das machte mich ungläubig an Menschenworte. Und weil man sich über meine treuherzige Offenherzigkeit nur zuviel belustigte, ward ich noch verschlossener.

Und doch fühlt' ich das Bedürfniß, mich irgend an ein freundliches Herz legen zu können. Ich suchte es umsonst unter meinen Altersgefährten. Sie kamen und gingen gleichgültig. Gottlieb war und blieb mein treuer Spielgenosse, aber füllte das Leere in meinem Herzen nicht aus; mehr ein kleines, fröhliches Mädchen der Nachbarschaft, Friedrike, die Tochter meines Vormundes, ein sehr schönes Kind. Aber nur selten, und nur in Sommertagen ward sie meine Gespielin; im langen Winter unsichtbar. Dann aber wurde sie mein Traum im Wachen und im Schlummer; dann in überirdischer Schönheit glänzend; ein Engel Gottes; mit mir weinend, mich tröstend, mir Blütenfrühlinge jenseits des Grabes zeigend. Und sah ich sie endlich in der Wirklichkeit wieder, starben plötzlich all' jene heiligen Gefühle in mir ab, wie Frühblumen unter kaltem Hauch des Spätfrostes. Ich erblickte keine Heilige mehr im Schimmer ihrer Verklärung, nur ein

kleines, artiges Mädchen in seiner ganzen Gewöhnlichkeit. Ich hätte weinen mögen vor Verdruß; und mein Wahnsinn war verflogen, und doch süßer gewesen, als die Wahrheit.

Von Allen gleichgültig behandelt, oder auf die Seite geschoben, mußt' ich mich wohl an meine Verlassenheit gewöhnen und meinen besten Genuß in Spielen der gefälligen Einbildungskraft suchen. Es ward mir in diesen Zuständen nun erst deutlich, daß ich ein verwaiseter Knabe sey, den man bloß aus den Zinsen des ererbten väterlichen Vermögens unterhalte; übrigens ein sehr entbehrliches Geschöpf für die Welt. Das machte mir die Welt fremd, und mich ihr. Ich stand allein. Doch eben das Bewußtseyn der Ausgeschiedenheit vom Glück der Andern reizte meinen Schmerz und die Sehnsucht nur tiefer auf, einer einzigen Seele ganz angehören zu können. Wenn auch ohne Eifersucht, doch nicht ohne geheime Betrübniß, war ich Zuschauer, wenn der und dieser meiner Gespielen von einem Vater belobt, von einer Mutter umarmt und geküßt wurde. Mich zog niemand an seine Brust; meine Thränen trocknete keine liebende Hand; und für mich behielt jeder Tadel, der andern Kindern das Wohlwollen der Eltern versüßte, ungemilderte Herbigkeit. Nun ward mir der Tod meines Vaters erst zum unendlichen Verlust. Ich rief mir alle Erinnerungen an seine geringfügigsten Handlungen, an seine Worte und Liebkosungen zurück. Ich sehnte mich, sterben und bei ihm seyn zu können. Ich verließ oft Nachts das Bett und flehte weinend auf den Knieen, er solle mir, wenigstens nur einmal noch, wieder erscheinen. Dann harrt' ich und schaut' ich umher nach seinem Geist, und kehrte trostlos auf mein Lager zurück, indem ich schluchzend ihm den zärtlichen Vorwurf machte: „Auch du, mein Herzensvater, auch du hast mich nicht mehr lieb!"

Was ich empfand, wagt' ich niemandem zu vertrauen; aber es trieb mich, dem gepreßten Herzen irgendwie Luft zu machen. Ich hielt Unterredungen mit Gott, und auf mein Bitten antwortete ich in seinem Namen selber. Am liebsten schrieb ich meine Klagen an den Geist des Vaters nieder, und meynte, er stehe dann unsichtbar neben mir. So entsprangen die ersten poetischen Versuche, weil mich dünkte, ich müsse zu himmlischen Wesen in edlerer Sprache reden. Meine Verse bildete ich denen in Kirchenliedern, oder in „Broke's irdischem Vergnügen in Gott" nach. Was in dem dreizehnjährigen Knaben vorging, davon wehte Keinen seiner Verwandten die leiseste Ahnung an. Insgesammt wackere Kaufleute und Handwerker, ohne größere Bildung, als zu ihrem Gewerbe genügte, waren sie eben nicht geeignet, den unruhigen Geist des kleinen Schwärmers auf richtigern Weg zu leiten. Ihre Sorge wandten sie lieber den eignen Kindern zu. Selbst im Hause

der Schwester und des Schwagers galt ich mehr wie Kostgänger und Dienstbursche, denn als Bruder. Man dachte hier zu kaufmännisch, um auch nur auf meinen Schulfleiß einigen Werth zu legen. Fehlte es zufällig an Papier für Geldrollen, nahm man ohne Bedenken Zuflucht zu meinen schriftlichen Arbeiten und Uebersetzungen. Ich mußte mich glücklich preisen, wenn man darunter nichts vom poetischen Briefwechsel mit dem Geiste meines Vaters entdeckte. Denn dem Funde solcher Herzensergüsse folgte gewöhnlich ein Sturm sämmtlicher Hausgenossenschaft gegen mich, und wochenlanges Nachgrollen.

Im Erdgeschoß eines Hintergebäudes befand sich mein Schlafkämmerlein. Wie kahl und ärmlich es auch bestellt war, ich schmückte es, als mein Studierzimmer, bunt genug aus. Da schwelgt' ich ungestört in Träumereien; las, malte, dichtete; athmete in schönern Welten, unter heiligern Gestalten. Nicht also war's im Winter: der Ofen fehlte; und allzu haushälterisch versagte man mir in der Dunkelheit der langen Abendzeiten, das Licht. Ich konnte mich nicht an das zerstreuende Geschwätz der Wohnstube gewöhnen; noch weniger der Lust überlassen, was ich sann und fühlte, hinzuschreiben. Mit dem Frost meines Kämmerchens hätt' ich mich wohl abgefunden; aber selbst, wenn ich schlafen ging, mußt' ich im Finstern gehn. Da gerieth ich auf einen Einfall, dem ich Beifall jauchzte, und der, durch seine Folgen, Epoche in meinem Leben machte. Ich verwandelte nämlich eine ausgehöhlte Rübe in eine Lampe. Wenn alles schlief, zündete ich sie an. Die Eisblumen an den Fenstern mußten die mangelnden Umhänge ersetzen. Aber der Winter wob sie nicht dicht genug. Meine nächtliche Arbeitsamkeit ward verrathen; meine sinnreiche Erfindung unbarmherzig vernichtet unter einem Zorngewitter des ganzen Hauses. Aber trotzig setzt' ich allen Vorwürfen und Bedrohungen meine Vorwürfe und Drohungen entgegen, und andern Tags erfüllt' ich sie.

Keck begab ich mich des Morgens zu meinem Vormund, einem würdigen Glockengießer, der geduldig Klagen und Beschwerden anhörte; dann mich aber trocken abwies. Ich wiederholte ihm gelassen die Geschichte der unfreundlichen Behandlungen, die ich lange erduldet habe, und daß ich ein Recht habe, für mein Kostgeld bessere Pflege zu fordern. Er betrachtete mich eine Weile mit wunderlicher Verlegenheit; sprach kein Wort und ließ mich stehn. Ich begab mich sofort zum Präsidenten des Obervormundschaftsamtes, einem Bürgermeister, ich glaube Stichhahn hieß er. Der wackere Mann vernahm meine Leidensgeschichte; fragte um meine Schule, meine Arbeiten und Studien, mein Alter, — ich war im dreizehnten Jahre; — dann klopfte er mir freundlich auf die Achsel und sagte: „Geh, es soll besser werden." Nach wenigen Tagen ward ich aus dem Hause der

Schwester zu einem betagten Lehrer der Altstädter Schule in Wohnung und Kost gegeben; und, nach dessen bald erfolgtem Tode, zu dem „Rector Emeritus“ derselben Schule, so wie auch aus dem bisherigen reformirten Gymnasium in das Gymnasium der Altstadt versetzt. Aladdin's Zauberlampe hätte mir damals keinen bessern Wunsch erfüllen können, als den mir das Unglück meiner Rübenlampe gewährt hatte.

Diese kleinlichen Ereignisse, welche freilich in meinem Tagebuche die größte Weltbegebenheit aufwogen, sind kaum der Erwähnung werth. Aber sie wirkten tief auf die ganze Richtung des Gemüths. Wie der harte Finger des Schicksals auf den zarten Keim eindrückte, so erwuchs, mit davon unverlornen Spuren, die junge, sich später ausgestaltende Pflanze.

---

4. Fromme Schwärmerei und Unglaube.

Laut bestehender Uebung, war ich endlich alt genug geworden, in die Geheimnisse des christlichen Glaubens und zum ersten Genusse des Abendmahls eingeweiht zu werden. Ob ich auch reif genug dafür sey? ward nicht gefragt. Das Christenthum der zwilisirten Länder ist meistens nur Gedächtnißglaube und herkömmliche Sitte; und die heutigen Stellvertreter der Apostel in den Gemeinden trachten größtentheils zuerst nach Versorgung mit Amt und Brod, und nennen es, nach erlangter Pfarrstelle, göttlichen Ruf.

Man sandte mich zur vorbereitenden Unterweisung in die Lehrstunden des Pastors der Katharinenkirche, Namens Weise. Es war ein lieber, frommer, zum Pietismus geneigter Mann. Die Glut seiner Andacht im Gebet und die rednerische Inbrunst im Vortrage fand vielleicht kein entzündlicheres Gemüth unter den jugendlichen Zuhörern, als das meinige. Ich erkannte in den Schilderungen von Liebe und Leiden des Welterlösers mein eignes unverschuldetes Lieben und Leiden wieder; in seiner Verkanntheit und Verstoßenheit, die meinige. Die dazwischenlaufenden dogmatischen Begriffe von drei Personen in Gott, von Erbsünde, von Gnadenwahl, ließ ich in ihrer, für mich unentstrickbaren Verworrenheit dahingestellt seyn; eben so die bildlichen Redensarten vom „Lämmlein Gottes“, vom „Sich in die Wundenmahle Jesu legen“ u. dgl. m. in ihrem mystischen Helldunkel. Mein ganzes Wesen brannte in wehmüthig-heiligen Gefühlen. Selten verließ ich das Pfarrhaus ohne wundgeweinte Augen; ohne Schmerzen der Reue über mein Vergehen. Jede kindische Eulenspiegelei und Uebereilung trug jetzt die Gestalt einer unverzeihbaren Sünde. In meinem Stübchen jammert' ich in wiederholten Gebeten auf den Knieen um Barmherzigkeit und Gnade, und legte unter heißen Thrä-

nen die Gelübde der Besserung ab. Christus ward fortan mein Gedanke, mein Vorbild, meine Liebe, mein Leben.

Von nun an hörte die Kirche für mich auf, ein irdisches Gebäude zu seyn; sie ward zum Hause Gottes, zu meinem Vaterhause! Nicht umsonst ragten ihre Thürme zum Himmel, über alle Wohnungen der Sterblichen hin; sie wiesen und winkten mich zu dem empor, der ewig ist. Der majestätische Sturm der Orgelklänge war Ruf aus höhern Welten, und in den wunderschönen Melodien der alten Kirchenlieder antwortete die bewegte Menschheit. Die alterthümlichen Kreuzgewölbe, Spitzbögen und Pfeiler, die sich über meinem Haupt aufschwangen, schienen von überirdischer Gewalt hervorgerufen, Hieroglyphen eines fremden, in Heiligkeit verklärten, Lebens zu seyn. Himmel und Erde zerflossen vor meinem innern Blick in allgegenwärtige Göttlichkeit; und was gelebt hatte und noch leben sollte, alle Jahrtausende lagen betend, weinend, jauchzend um den Thron des Allerhöchsten. — Zwar blieben mir die Predigten in ihrem Zusammenhange wohl noch unklar; aber mir genügte Einzelnes, was ich auffaßte und festhielt. Sie glichen mir einem großen Gastmahl, von welchem sich jeder seinen Bissen zur Seelensättigung nehmen konnte.

Endlich nahte der große Tag des ersten Ganges zum „heiligen Tisch des Herrn.“ Ich fühle noch heut die scheue Furcht, mit der ich ihm entgegenzitterte. In tiefster Zerknirschung des Herzens wankt' ich zur Kirche. Ich würde gern an der Pforte des Tempels betend niedergesunken seyn. Der Gottesdienst ging vorüber; der Weg zum Altar begann. Aber der lange Zug der Menschen, der zu beobachtende Anstand, die Förmlichkeiten insgesammt, zerstreuten meine Andacht dermaßen, daß ich durch und durch nüchtern blieb, wo ich den höchsten Genuß von Seligkeit erwartet hatte. Ich glaubte die schwerste Sünde in demselben Augenblick begangen zu haben, in dem ich mich heiligen wollte, und flehte manchen Tag den Himmel um Verzeihung an.

Die jetzige Abgeschiedenheit von allen Verwandten, die gänzliche Freundlosigkeit, das einförmige Leben bei Büchern und in den Schulstuben, war vollkommen geeignet, einen vierzehnjährigen Knaben von leichtentflammbarer Einbildungskraft und reizbarem Gefühl in Trunkenheit frommer Schwärmerei zu bewahren. Einsam, von allen Seiten auf mich selbst zurückgedrängt, wählt' ich den „theuren Heiland“ zum alleinigen Herzensfreund. Auch nährte ich geraume Zeit die stille Glut der Empfindungen, ich möchte sagen, künstlich, mit Hülfe mystisch-religiöser Schriften. Allein, gegen mein Streben und Wollen, verblich nach und nach der Farbenglanz der Gebilde einer erregten Fantasie, die mit den Erscheinungen der Wirklichkeit zu wenig Verwandt-

schaft zeigten. Je mehr Schule, Bücherlesen und Ereignisse meine Ansichten und Kenntnisse erweiterten, um so lauter verlangte der zum selbstthätigen Denken erwachende Geist, anfangs zwar bescheiden, doch entschieden, sein Recht zurück.

Mein alter Rektor Emeritus, Elias Kaspar Reichard, bei dem ich wohnte, bekannt als unermüdlicher Uebersetzer lateinischer, englischer und dänischer Werke, gestattete mir Zutritt in sein gelehrtes Sanktuarium. Dies war ein weites, halbdunkles, mit wohlgefüllten Büchergestellen umzogenes Zimmer. Hier saß inmitten desselben der harthörige Greis, vom Morgen bis zum Abend am langen, mit Folianten und Oktavbänden belasteten Tische, und ersetzte, durch Beschäftigung mit Gedanken verstorbener Männer, den Verlust des Verkehrs mit Lebenden. Er arbeitete eben damals an seiner Fortsetzung von „Hauber's bibliotheca magica zur Tilgung des Aberglaubens." Doch war der gute Herr, wie ich merkte, selber nicht ganz rein von dem Uebel, dem er auf Tod und Leben seinen Krieg machte. Man stäubet nicht leicht etwas aus, ohne dabei selbst etwas staubig zu werden. Mich brauchte er zuweilen, als Handlanger, bei seinem gelehrten Werke; bald mußt' ich ihm einzelne Stellen übersetzen, bald den Fünftelsaft aus verjährten Schmäuchern ziehn. Ich that es gern. Dafür konnt' ich nach Herzenslust in den Schätzen seiner Bibliothek schwelgen. Mit wahrem Heißhunger las ich, ohne Wahl und Ordnung, was Zufall, oder Neugier, mir in die Hand führte; Dichter, Astronomen, Chroniken, Philosophen, Reisebeschreibungen, Kirchenhistorien u. s. w. Ich schrieb mir mehrere Bände Auszüge zusammen. Die Lebensart meines Rektors schien mir die wünschenswürdigste auf Erden. Ich wollte ein großer Gelehrter werden, wie er, und ein berühmter Mann in der Welt, auf den man sich noch nach Jahrhunderten berufen müsse. Nicht ohne stolze Behaglichkeit sah ich in Reichard's Werk Manches von meiner Arbeit wörtlich abgedruckt. Ich las das unzählige Mal; ich fand es vortrefflich; selbst die Buchstaben schienen mir, von meinen eignen Wörtern schöner, als alle übrigen.

Aber diese Lesereien, einige Jahre lang fortgesetzt, oft halbe Nächte hindurch getrieben, verbunden mit den übrigen Schüler-Arbeiten, belohnten mich mit ganz andern Früchten, als ich erwartet hatte, und nicht mit den angenehmsten. Ich lebte mich nämlich, bei jedem anziehenden Buche, so tief in Ansicht, Art und Sprache des Verfassers hinein, daß ich gewöhnlich wochenlang nicht anders, als dieser denken, sprechen und schreiben konnte, und, ohne Selbstheit, nur immer das war, was das letzte Buch aus mir gemacht hatte; abwechselnd Mystiker

und Freigeist, sogar Alchimist, Politiker, Poet in allen Gattungen der Dichtkunst. Ich bemerkte endlich mit wahrem Schrecken die Unselbstständigkeit meines Verstandes, der, wie ein todter Spiegel, nur fähig schien, das Vorgehaltene in sich aufzunehmen. — Und mehr und schlimmer noch: bei diesem Vielerleitreiben zerrann am Ende in der Masse sich widersprechender Lehren und Meynungen, all mein Wissen in ein Chaos von Ungewißheiten. Die Religion der Kindheit war verschwunden; keine tröstendere an ihrer Stelle. Ich fand, das Christenthum sey nur Glaube eines Theils der Erdbewohner, und selbst dieser Theil in Parteien und Sekten zersplittert, die sich feindselig gegen einander, als Inhaber der alleinseligmachenden Wahrheit, brüsteten. Juden und Christen, Hindu's und Mahomedaner, bewiesen mir stolz die Göttlichkeit ihrer Lehre mit Wundern; läugneten sich aber gegenseitig deren Aechtheit geradezu ab. Ich verkannte zwar keineswegs den heiligen Zweck jedes Religionsstifters; aber erblickte diesen Zweck dann wieder verdunkelt von den Schalen der Apotheose, mit welcher die Priesterschaften nachher ihre Gottoffenbarer umkleidet hatten.

Irre geworden an allem Ueberlieferten, meynte der sechszehnjährige Primaner, sich durch eigne Kraft zur Gewißheit in göttlichen Dingen aufschwingen zu sollen. Er philosophirte also keck, in der Weise von Tausenden vor ihm, nämlich mit der Fantasie; und hatte, wie Tausende vor ihm, des Icarus Loos, als er der Sonne zu nahe kam. Das Wachs der Fittige schmolz, und er stürzte in die Meeresflut des Zweifelns und Verzweifelns. Da ward mir Alles und ich mir selber dunkel, unheimlich und geheimnißvoll. Je länger ich in mir brütete, und versuchte, den Knoten des Welträthsels zu lösen, um so ärger verwickelten sich die Fäden unter meinen Fingern. Was die Menschen um mich her Religion nannten, hatt' ich nicht mehr; denn was mein Gedächtniß davon in sich schloß, wollte nirgends mit eignen Erfahrungen und Ueberzeugungen verwachsen. Mir war nur das geblieben, was kein Prophet, kein Priester, kein Philosoph erfunden hatte, sondern was unvertilgbar im Geist aller Völker und Zeitalter besteht. Ich zweifelte nicht an meinem Daseyn und an dem des Weltalls, aber grübelte vergebens nach Ursache, Grund und Zweck davon.

Nicht aus jugendlichem Leichtsinn, nicht aus knabenhaftem Schülerdünkel, noch minder aus Bedürfniß, das Gewissen zu betäuben, gab ich das Positive aller Religionen auf. Nein, dies Positive sagte sich selber von mir los. Es fiel unhaltbar von mir ab, wie verdorrtes Laub, welches vom jungen Grün eines andern Frühlings verdrängt wird. Ich hatte den bisherigen Frieden eines harmlosen Glaubens ein-

gebüßt; die Gemüthsseligkeit verloren, welche die Verwaistheit des Lebens erträglicher gemacht hatte. Und doch war ich fromm und reines Herzens, und wahrlich mehr, denn je zuvor, von Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen entbrannt. Diese Liebe ward fortan meine innere geheime Religion, die allen Geistern ohne Schule und Kunst geworden ist. Von ihr begeistert, wär' ich dem Märtyrertode nicht aus dem Weg gewichen. Denn ich stand nun an der Gränze des beginnenden Jünglingsalters, in welchem die Seele, noch unbefleckt vom Staube der Lebenswüste, den Ideen des Ewigwahren und Ewiggutten, jede Lust und Pracht der Welt, ohne Reue zum Opfer darbringt; wo der Geist, vom Licht eines innern, höhern Seyns angeleuchtet, nur dem Unendlichen und Unbedingten sehnsuchtsvoll nachzieht; wo er Ewigkeit der Liebe und Freundschaft für sich, Alleinherrschaft des Rechts und der Freiheit für Alle auf Erden fordert.

5. Selbsterlösung.

Doch eben jene Urbilder des Vollkommnen stürzten mich in neue Verwirrungen. Sie lagen mit den Dingen und Verhältnissen der Wirklichkeit in unausföhnbarem Zwist. Was sollte mir das Ewige und Unbedingte in Zeit und Raum der Vergänglichkeit? Und warum die unabwehrbare Anerkennung von dem, was wahr, gerecht und gut ist, während thierische Genüsse, Irrthümer und Scheingüter die Welt bewegen? Und was hatt' ich bisher unter den Menschen erblickt? Die Tugend auf Kanzel, Katheder und Theater gepriesen, und im Alltagsleben argwöhnisch belächelt; Brüder in Christo vor dem Altar, Herrn und Knechte außerhalb der Kirchthür.

Dies Irrewerden an mir und der Menschheit, in welchem ich wohl auch selber oft zum ungerechten Richter ward, versenkte mich in ein trostloses, hoffnungsarmes Still-Leiden. Ich deckte Keinem mein geheimes Elend auf; die Leute hätten mich nicht verstanden; mich wie einen Narren verlacht, oder als Wahnwitzigen gescheuet. Um nicht anstößig zu seyn, that ich und gebahrt' ich mich im Aeußern, gleich Andern; haßte aber dies lügenhafte Thun. Meine Vergangenheit glich einer leeren Einöde; meine Gegenwart einem dumpfen Leichengewölbe. Ein junger Mensch, einer der Chorschüler, Namens Kallenbach*),

*) Er ist in spätern Jahren Organist an der Heil. Geist-Kirche zu Magdeburg gewesen, wie man mir sagte, und durch mehrere von ihm verfertigte gute Tonstücke bekannt geworden.

welcher mein Schul- und Hausgenosse war, blieb zuletzt mein einziger Umgang. Er besaß ein vorzügliches, musikalisches Talent; und nur an seinem Klavier, wenn ich mich unter seiner Leitung übte, oder er die Lieder in Töne kleidete, welche ich für ihn gedichtet hatte, wich zuweilen von mir, wie vor David's Harfenklängen vom Saul, der finstre Geist der Schwermuth. Gleichgültig, wie jeder mich, sah ich jeden seines Weges gehn. Ich war ärmer, als der ärmste Bettler; hatte in der Welt keine Liebe, im Himmel keinen Gott mehr; und selbst im Bewußtseyn, dies Loos ohne mein Verschulden zu tragen, lag keine Tröstung, sondern nur ein Grund größerer Bitterkeit wider dies feindliche Dasein. Wahrscheinlich hatte, nebst allem Andern, auch sitzende Lebensart, häufiges Durchwachen der Nächte bei der Studirlampe, und zwar im Alter körperlicher Entwickelung, nicht wenig zu dem krankhaften Gemüthsstimmung beigetragen.

Recht instinktartig lechzt' ich nach andrer Luft und Umgebung; nach gewaltsamer Bewegung und Zerstreuung. Das todte Einerlei der Lage drückte mich zu Boden. Ich hätte aus mir selber herausfliegen mögen, lebenssatt. Doch war das nur ein dunkles, dumpfes Sehnen und Süchten; ich verstand mich selbst nicht, bis die Folgen eines albernen Schülerstreichs mir deutlich machten, was ich wollte und sollte. Eine vom Winterfrost erstarrte Fledermaus entschied über die veränderte Richtung, die mein Weg durch das Leben nahm.

Eines Morgens, als wir Primaner die Ankunft unsers Lehrers im Schulzimmer erwarteten, hatte Einer von ihnen das Thierchen aus dem Geklüft eines alten Gemäuers gezogen und zu unser Aller Ergötzen umhergerissen. Es ließ sich auf keine Weise aus seinem Winterschlafe rütteln, und ward, beim Erscheinen des Lehrers, eilfertig auf den wohlgeheizten Ofen geworfen. Aber während wir andächtig der Erklärung einer horazischen Ode zuhörten, erwachte das Geschöpf zur größten Unzeit und machte ohne Verzug freudigen Gebrauch von seinen Hautflittigen. Die ängstlichen Versuche vieler sonst kühnen Jünglinge, ihre Köpfe aus dem Bereich des kleinen Ungeheuers zu bringen; die dadurch entstandene heillose Verwirrung; besonders aber Furcht und Grausen des Lehrers, der bei dem Zickzackfluge des Halbvogels, bald hinter der Schutzwehr des Katheders niedertauchte, bald wieder lauersam hervorguckte, trieb mich zum Ausbruch des ausgelassensten Gelächters. Der beleidigte Pädagog verwies mich sogleich aus dem Zimmer. Und weil niemand den Urheber der Störung kennen oder nennen wollte, ward die Sache zur großen Angelegenheit des Tages erhoben; Nachmittags die gesammte Klasse im „großen Auditorium", in Gegenwart

aller Lehrer, versammelt, und durch den von uns Allen geliebten Rektor Reide*) zur Anzeige des Thäters ermahnt. Die Vorstellungen, welche von Seiten dieses würdigen Mannes an uns gerichtet wurden, machten, durch ihre Milde und Richtigkeit, auf mich so großen Eindruck, daß ich im Begriff stand, den Namen auszusprechen, und für die durchaus nicht böswillig begangene Handlung Verzeihung zu erbitten. Aber nun nahm der erzürnte Ausleger horazischer Lebensweisheit das Wort, und rief: „Zschokke, Sie haben gelacht! Sie kennen ihn!“ Das machte mich wieder verstummen. Als er aber endlich demjenigen einen harten Thaler und Verschwiegenheit seines Namens versprach, der den Strafbaren anzeigen würde, trat ich empört, mit glühendem Gesicht, vor und sagte: „Ich kenne ihn; nun aber nenn' ich ihn nicht. Wir Schüler haben mehr Ehrgefühl, als der, welcher daran so wenig glaubt, daß er uns, mit einem Thaler, zur Verrätherei kaufen will.“ — Reide gebot mir Schweigen. Es folgte Todtenstille. Die Versammlung ward entlassen; ich in das Zimmer des Rektors berufen. Mit väterlichem Ernst hielt er mir die Unehrerbietigkeit meines Betragens, die Nothwendigkeit guter Schulordnung vor, und die Verpflichtung, den Unbekannten zu offenbaren. Als ich noch immer verlegen schwieg, drohte er mir mit schimpflicher Verweisung vom Gymnasium.

Das fuhr mir, wie ein heller Lichtstrahl, durch die Seele. Wegweisung von der Schule war Anweisung zum Weg auf die Universität; zur Grundveränderung aller Verhältnisse, unter denen ich seufzte. Aber schimpfliche Wegweisung! Was liegt doch, dacht' ich, an Schand und Ehre? Verachtung ist federleicht zu tragen, wo man weder beachtet, noch geachtet ist. Ich harrte mit Ungeduld manchen Tag auf Vollstreckung des Strafurtheils, vergebens. Da faßt' ich den Entschluß, mir selber zur Hochschule das Thor zu öffnen, und ging zum Vormund, dem guten Glockengießer.

In wohlgeordneter Rede macht' ich ihm begreiflich, daß ich, nun volle siebenzehn Jahre alt, wohl reif zur Beziehung der Hochschule sei; daß mehr, denn Einer meiner Mitschüler, die doch auf den Bänken von Prima unter mir gesessen, schon auf die hallische Universität abgegangen wären u. s. w. Ich meynte, überzeugender hätte auch kein Cicero in meiner Lage sprechen können. Der Vormund aber hörte den beredten Vortrag seines Mündels mit geduldiger Aufmerksamkeit und unverändertem Gesicht an, und gab dann, unter sonderbarem Lächeln, die Antwort: „Universität? Ja, ja! dafür schlägt die Glocke wohl nach

*) Er lebte nachher, als Pfarrer zu Giebichenstein, bei Halle.

zwei Jahren noch zu früh für Dich!“ Meine Gegenvorstellungen, meine stürmischen Bitten fanden taube Ohren.

Mit verhaltnen Thränen des Schmerzes und Zornes verließ ich das Haus. „So lauf ich davon!“ dacht' ich in mir: Hinaus in die offne, weite Welt, und wär's am Bettelstab. Was hält mich noch zurück? Kein Vater, keine Mutter, kein freundliches Herz. Wer darf mir befehlen von all diesen kalten Fremdlingen? Und mag Zufall oder Verhängniß mit mir noch unbarmherziger spielen; ich biete Trotz! Das letzte Uebel ist ja doch das schlimmste nicht, weil es eben das letzte ist — Tod!“

Mit dergleichen Gedanken gelangt' ich in mein einsames Stübchen. „Aber wohin nun?“ fragt' ich, und trat sogleich vor eine Wandcharte. Die Schweiz, mein altes Lieblingsland, mit ihren Alpen, Wasserfällen und Seen, lächelte mich voll idyllischen Reizes an. Aber ein langer Weg dahin, bei kurzen Finanzen! — Ich musterte Baiern, damals das Paradies des Mönchsthums. Vor meiner Fantasie stand ein prächtiges Benediktinerkloster, im Schatten uralter Ulmen und Linden. Die schwermüthige Stille hoher Bogenhallen, Kreuzgänge und Zellen, der weite Büchersaal, schwer von seinen Schriftschätzen, Alles rief mich dahin, wo ich mit gelehrten Mönchen, in Weltentsagung, ein der Wissenschaft geweihtes Leben führen könnte, wie einst die Ehrwürdigen der Kongregation von St. Maur. Freilich, der Eintritt in die heiligen Mauern führte auch zum Uebertritt in die katholische Kirche. Doch was lag dem Ungläubigen am Umändern eines äußerlichen Glaubenskleides? — Aber an wen mich jenseits der Donau wenden? Ich kannte niemanden. — Indem meine Augen verlegen suchend umherirrten, fanden sie nordwärts Meklenburg, und hafteten fest an der herzoglichen Residenz Schwerin. Denn da lebte einer meiner ehmaligen Mitschüler, Namens Wachsmann. Er war Hofschauspieler. Das entschied die Wahl. Meine Vorliebe für die Schaubühne ward in ihrer ganzen Macht lebendig. Und in der That, wo flechten sämmtliche Musen schwesterlich-vereinter ihren Zauberkranz, wie da?

Rasch packt' ich ein. Das kleine Darlehn einer meiner Schwestern, welches ich empfangen hatte, während den Neujahrsferien einen Bekannten in einem Städtchen ohnweit Magdeburg zu besuchen, ward zum ersparten Taschengelde gelegt, und so, mit mäßig gefüllter Börse, der Aufbruch keinen Tag verzögert.

Wanderjahre.

Sonne leucht' auf die Gefilde;
Sie umlächeln meine Bahn! —
Wölkchen, leichte Duftgebilde
Ziehet lustig mir voran!
Segler durch die Luft, die milde,
Stimmt mir Wanderlieder an.

J. H. v. Wessenberg.

1. Der Ausflug.

An einem neblichten, kalten, doch schneelosen Wintermorgen (es war der 22. Jänners 1788) trabte auf seinem Miethroß der junge Abenteurer den Gränzen des alten Obotritenlandes entgegen, leicht und frei, wie der Singvogel, dem Käfig entflattert, durch Wälder und Lüfte dem Triebe der Natur folgt. Die Geburtsstadt, mit ihrem schwerfälligen Wall- und Mauergürtel und darüber ragenden vielen Thürmen und Giebeln, verschwamm, Grau in Grau, hinter seinem Rücken. Unbekannte Landschaften, unbekannte Dörfer, Baumgruppen und Wandersleute, alle vom Reif versilbert, tauchten eins ums andere freundlich vor ihm auf im falben Duft. Er sang; er jauchzte; er hätte das weite Weltall mit den Augen eintrinken, jeden Bauer umarmen mögen. Ihm klang es von allen Seiten, wie holde Weissagung entgegen. Er war nicht abergläubig. Aber es gibt Stunden, in welchen auch weisere Männer, als er, sich gern einbilden, mit Geistern der Natur reden zu können.

Die angenehmste der Vorbedeutungen ward mir aber am zweiten Tage meiner Hegira. Ich stieg im Städtlein Grabow vor dem Wirthshause ab, im abendlichen Dunkel. Als ich ins unbeleuchtete Gastzimmer eintrat, fühlt' ich mich unerwartet an eine weibliche Brust gerissen, unter Küssen und Freudenthränen, mit den Worten: „Mein

Kind, o mein liebes Kind!“ Wenn ich auch wohl erkannte, daß dieser Gruß nicht eigentlich mir galt, schien mir doch in dieser Umarmung eine bessere Menschheit, eine andere Zeit, ein Willkommen und Segenswunsch zu liegen. Stelle sich jeder nur selber die Gefühle eines armen Knaben vor, den, seit dem Tode des Vaters, niemand mit Zärtlichkeit ans Herz gezogen hatte, und der, seit zehn langen, traurigen Jahren, aller Liebkosung entwöhnt war. Es ging ein süßer Schauer durch mich, als ich von diesen Armen umschlungen da stand.

Die Täuschung verschwand, sobald angezündete Kerzen ins Zimmer traten. Die artige Wirthin ließ mich mit einiger Bestürzung fahren; dann betrachtete sie mich eine Weile mit lächelnder Verschämtheit, und sagte mir, wie sehr ich an Gestalt und Alter ihrem Sohne gleiche, den sie von der Schule einer andern Stadt zum Besuch erwartete. Und, als er an dem Abend nicht kam, hegte und pflegte sie mich mit einer Herzlichkeit, wie wenn sie sich durch mich für seine Abwesenheit entschädigen wollte. Die Leckerbissen, die sie eigenhändig für ihn bereitet hatte, legte sie mir nun vor, und gab von meiner gesunden Eßlust eine wohlgefällige Zeugin ab. Ihre Güte endete damit nicht. Sie überhäufte mich mit derselben auch andern Tages; verschaffte mir bis Schwerin ein Fuhrwerk, statt des entlassenen Pferdes; packte mich mit sorglichster Vorsicht gegen Sturm und Frost ein, indem sie mich noch mit Naschwerk und mütterlichen Lehren ausstattete. Sie verschmähte jede Vergeltung; doch ihre Wange nicht einen dankbaren Kuß, den ich ihr beim Scheiden aufdrückte. Sie weinte. Und doch galt Alles, was sie mir erwiesen, nicht mir, sondern dem entfernten Sohne. So ist nur ein Mutterherz!

Ich kann die Gefühle nicht schildern, mit denen ich das Städtchen verließ. Mein ganzes Innere war in einer seltsamen, angenehmen Verwirrung. Der einzige Abend, der einzige Morgen hatte den schmerzlichen Eindruck vertilgt, den zehn Jahre voll Ungemachs in meinem Gemüth hinterlassen hatten. Die Wirthin von Grabow war versöhnend, wie ein freundlicher Engel, zwischen mir und die lieblose Welt getreten. Ich glaubte wieder an die Menschheit und daß noch nicht alle Tugend in ihr gestorben sey. Noch an demselben Tage macht' ich aber, in Schwerin angekommen, zwei überraschende Erfahrungen, die mir nicht minder belehrend und wohlthätig werden sollten.

Eines freudigen Wiedersehens mit dem vormaligen Schulgenossen gewärtig, trat ich in Wachsmanns Zimmer. Er saß mit seiner jungen Frau am Frühstück; ein langer, wohlgekleideter Herr ging im Zimmer auf und ab. Ich flog in seine Arme. „Und was führt Dich

nach Schwerin?“ fragte er mit fröhlichem Erstaunen. Ich erzählte meine Geschichte und den Zweck meiner Ankunft bei ihm. Je länger ich erzählte, je mehr verlor sich das Frohe aus seinem Erstaunen, und das Erstaunen lief in Bestürzung über, die sich endlich in Verlegenheit erschloß. Dann belehrte er mich, daß ich einen unbesonnenen Knabenstreich begangen habe; wohlthun werde, wieder zurückzukehren, woher ich gekommen sey, und daß er meinetwillen keinen Verdruß mit den Meinigen verlange. So brach er mir unbarmherzig den Stab über die schönsten Hoffnungen. Er mochte in seiner Lage, und vielleicht auch in der Furcht, daß ich ihm zur Last fallen könnte, nicht ganz unrecht haben. Ich hörte die frostige Abweisung mit Niedergeschlagenheit an. Als sich aber sein etwas hofmeisternder Ton in einen vornehm spöttelnden umkehrte, und er zu mir sagte: „Du, ein Hofschauspieler? Was für eine Figur soll man denn aus dem kleinen Mann auf dem Theater schnitzeln? Einen Zettelträger, Lampenputzer, Statisten? Du bist für das Alles zu jung!“ — da gewann ich die verlorne Fassung wieder. Ich streckte mich hoch und trotzig gegen ihn auf, und vergalt den Hohn kaltblütig mit einigen sarkastischen Einfällen auf seine eignen frühern und jetzigen Verhältnisse, daß er verblüfft dastand und der anwesende Fremde, dem der Auftritt viel Komisches haben mochte, ein schallendes Lachen erhob. Ich verbeugte mich, verließ das Zimmer und sah meinen Hofschauspieler nie wieder.

Vor der Hausthür stand ich still, durch die Straßen gaffend und fragend: „Wohin nun weiter?“ Noch war ich zu keinem Entschluß gekommen, als jemand mir sanft auf den Achseln klopfte. Es war jener Fremde. Nach einigen freundlichen Fragen mußt' ich ihn in den Schloßgarten begleiten. Sey es, daß den biedern Unbekannten, der sich Fahrenheit nannte und eine Kanzleistelle bekleidete, mein offnes Wesen, oder mein ungewisses Schicksal rührte; er äußerte mir nicht bloß wörtliche Theilnahme, sondern führte mich in seine Familie und wenige Tage später in das Haus des Hofbuchdruckers Bärensprung ein, der für seine Söhne einen Privatlehrer zu erhalten wünschte. Meine Person ward genehmigt und der Vertrag bald abgeschlossen. So sah ich mich mit Zufriedenheit und rasch genug in einen bessern Hafen eingelaufen, als ich selber gesucht hatte. Mit einer gewissen Siegermiene meldete ich dem Magdeburger Vormund meine Stellung, so wie den Entschluß, in der Fremde das Glück zu finden, was mir die Heimath versagt habe, bis nach zwei Jahren „die Glocke schlagen werde“, daß ich zur Universität gehen könne. Weder bittende noch drohende Briefe, noch das persönliche Erscheinen von Bruder Andreas

in Schwerin, änderten meinen Vorsatz. Man überließ endlich den „halsstarrigen Taugenichts“ seinem Verhängniß.

Wer aber war glücklicher, denn ich! Zum ersten Male im Leben schwelgt' ich im Genuß unverkümmerter Freiheit und freundschaftlichen Familienlebens. Die Anhänglichkeit gutartiger Zöglinge, die ich mit Lust in den Anfängen der lateinischen Sprache, Geschichte, Geographie u. s. w. unterrichtete; das Wohlwollen ihres guten, kränklichen Vaters; Fahrenheits Umgang und treue Theilnahme an meinem Schicksal, — dies, und Alles, baute einen Himmel um mich her. Ich hinwieder suchte, jedem lieb und unentbehrlich zu werden; übernahm freiwillig das langweilige Amt eines Korrektors in der Druckerei, und entwarf sogar für den Besitzer derselben die Herausgabe einer „Monatschrift von und für Meklenburg“, welche wirklich nachher, unter Leitung eines Professors Wehnert, ans Licht trat. Daneben dichtete und schrieb ich in Versen und Prosa. Es war mir Bedürfniß, was ich im bewegten Gemüthe fühlte und sann, dem Papier zu übergeben.

Mittlerweile war über die Umgegenden Schwerins ein Frühling heraufgezogen, so neu mir und üppig an Reizen und Wundern, wie ich in den Gassen Magdeburgs noch keinen gesehen. Ich schwärmte und trieb mich, so oft es Geschäfte erlaubten, in Wiesen und Wäldern mit kindischer Lusttrunkenheit und Neugier umher. Täglich gab es Entdeckungen ungeahneter Schönheiten, neue Verwandlungen des landschaftlichen Bildes. Kleine Fußreisen, Seebäder, Gesellschaften übten auf Geist und Körper eine Heilkraft, die mich zum andern Menschen machte. Die alte Schwermuth löste sich, wie ein Nebelmeer im Sonnenglanz. Und wandelte mich dann und wann der böse Geist metaphysischen Spekulirens an, sprang ich auf und hinaus ins Freie, und entfloh dem schwarzen Gespenst.

Aber diese Fülle und Mannigfaltigkeit der Genüsse sättigte nicht, sondern mehrte den Durst nach andern und reichern. Wie wenig kannt' ich noch von der Herrlichkeit der Erdenwelt! Wenn ich längs den umbüschten Ufern des Schweriner-Sees, oder auf den Teraſſen des Schloßgartens wandelte, streckt' ich in fieberhafter Begier die Arme zu den unbekannten Fernen aus. Sogar die ehemaligen Robinson-Träume wurden lebendig. Es schien mir am Ende Sünde, zwei lange Jahre aus meinem Leben an die kleine Residenz wegzugeben. Ich spann neue Pläne, bald zum Fluge in die felsigen Kjölen Schwedens und Norwegens, bald in die grünen Blachfelder Hollands. Ich sparte dafür geizend meine Heller zusammen, um nie mittellos und immerdar Herr des eignen Willens zu seyn. Einem jungen Wildfang, wie ich, der sich eben flügge fühlt und jeglichem Abenteuer gewachsen, wird

bald das schöne Einerlei des Paradieses ermüdend, das er kaum erst mit Entzücken begrüßt hat. So verflog der Frühling; so der Sommer.

Da gerieth ich zufällig in Bekanntschaft eines Mannes von angenehmem Aeußern, vieler Weltkenntniß und geselliger Bildung. Er nannte sich Burgheim; trieb den behaglichen Aufwand eines Lebemannes, und schien, obgleich Fremdling in der Stadt, mit aller Welt darin vertraut. Er ward es auch bald mit mir, was nicht schwer hielt. Er hatte die Gefälligkeit, meine Talente zu bewundern und meine beschränkte Lage zu bedauern. Unsre gegenseitige Zuneigung wuchs. Er vertraute mir endlich im tiefen Geheimniß, er sey ein Graf oder Baron von Schlaberndorf; habe eine unadeliche Geliebte aus dem Kloster entführt; deshalb Entzweiung mit seiner Familie; und habe, von ihrem unversöhnlichen Haß verfolgt, den Stand eines Schauspieldirektors ergriffen; sey auch wirklich im Vorhaben, vom Schweriner Theater noch einige Mitglieder für seine Bühne zu Prenzlau in der Uckermark zu werben. Schon hatten wir einander, im Schaum des Champagners, Ewigkeit der Freundschaft und Verbrüderung zugeschwört. Er schwor, sich nicht von mir trennen zu können; ich müsse ihn, als Theaterdichter und Korrespondent, begleiten. Nichts konnte mir willkommner, als solch ein Anerbieten seyn. Es war weder so viel Beredsamkeit, noch so große Freigebigkeit, vonnöthen, wie er anwandte, um mich zu bewegen, meine Hauslehrerstelle seinen Wünschen aufzuopfern.

Es war eine schwere Trennung von meinen geliebten Zöglingen. Beim letzten Lebewohl hingen wir weinend an einander. Mich reute schon mein allzuleichtsinniger Entschluß, sie zu verlassen; doch zu ändern war er nicht mehr. Wir blieben mit einander im Briefwechsel. Der Jüngere von Beiden, Georg, starb acht Jahre nachher. Durch seinen Bruder Wilhelm sandte er mir noch vom Sterbebette sein Bild. Mit der Unterschrift: „Mir blüht Dein Staub noch," hab' ich es unter den Reliquien der Vergangenheit bewahrt.

---

2. Der Theaterdichter.

Im Spätjahr*), als ich mit Burgheims Karavane harmloser Priester und Priesterinnen Melpomenens und Thaliens, den Ufern der Ucker entgegenzog, glich mir das Leben beinahe einer närrischen Faschingsposse. Ich trieb die lustigste Landstreicherei, unter Gesang und Scherz und mancherlei Muthwillen. Die Männer hatten einen,

*) November 1788.

die Frauenzimmer einen andern Wagen inne; ein dritter führte das Gepäck. Häufig wanderten wir auch im bunten Gemenge durch einander zu Fuß. Die tolle Wirthschaft der Leutchen gefiel mir gar nicht übel. Ich gab mit Leib und Seel hinein, überall der Beste voran. Auf Landstraßen und in Nachtquartieren durft' es nicht an muthwilligen Streichen fehlen, mit denen wir die Bevölkerung der Dörfer abwechselnd zum wiehernden Gelächter nöthigten, oder in Furcht und Schrecken setzten. Jede Handlung ward dabei, mit poetischen Lappen aus Theaterrollen, halb witzig, halb albern, parodirt. Dies ergötzliche Spiel der fröhlichen Bande, wenn auch ein wenig leichtfertig, doch ohne Verletzung des sittlichen Anstandes, endete nur zu bald, als unser Thespiskarren endlich im Hauptort der Uckermark Halt machte. Lieber wäre mir in dieser Weise eine Reise um die Welt gewesen.

Mit einem gereimten Prolog von meiner Muse, der auch wohl manche Ungereimtheit enthielt, ward die Bühne in Prenzlau eröffnet. Mir gefiel die neue Laufbahn. Von jeher war ich ein Begeisterter für das Theater. Auch im Alltagsleben schien mir immer am Schauspieler etwas von der Glorie behangen geblieben, mit welcher ihn der Dichter auf den Brettern erscheinen läßt. Wie schäbig und verblichen des Künstlers Rock seyn mochte, ich sah im Künstler selber, mit stiller Verehrung, nur Schillers „Menschen mit dem Palmzweige." Allein diese Verehrung verging, als ich die Burgheimischen Palmenträger hinter den Koulissen, im Umgang unter sich und mit Andern beobachtete. Der harmlose Humor, der sie, während der Auswanderung von Schwerin, beseligt hatte, war bald von ihnen gewichen. Sie schienen nicht mehr dieselben Personen von damals zu seyn. Sie haderten und zankten und klagten Einer gegen den Andern über „Intriguen und Kabalen", wie sie es nannten. Nicht die Kunst schien ihr eigentliches Gewerbe zu seyn, sondern das Jagdmachen auf Gönner, Liebschaften, Schmaus- und Trinkgelage. Handwerkmäßige Komödianten auf dem Theater, entwickelten sie dagegen im gemeinen Verkehr, wie ächte Schauspieler, alle Künste der Verstellung. Ihr Karakter hatte sich, möcht' ich sagen, an allerlei Rollen, die sie gespielt, so glatt abgeschliffen, daß sich darin kein eigenthümliches Merkmal mehr wahrnehmen ließ. Jeden Tag ward er ein anderer, um hier gutherzige Männer zu übertölpeln, dort romansüchtige Weiber zu bethören, oder Schulden anzuhäufen, die nie bezahlt werden sollten.

Ohne mich darum im einmal wieder gewonnenen Frohsinn durch trübe Lebensansichten stören zu lassen, zog ich mich nach und nach von diesem Gemengsel arbeitscheuer Gesellen, entlaufener Weiber, un-

gerathener Söhne, gefallsüchtiger Mädchen, verdorbner Studenten u. s. w. mit Widerwillen zurück. Nur mit Burgheim blieb ich noch allein vereint, und trieb unverdrossen für ihn meine dramatische Schneiderkunst; stutzte heroischen Tragödien die Schleppe des Talars kürzer; gab altväterischen Dramen modigern Schnitt; setzte in abgebrauchte Stücke neue Flicken, wie es eben das Bedürfniß des Theaterpersonals forderte; schrieb selber ein Paar Saus- und Grausstücke; reimte Prologen und Epilogen und briefwechselte mit wohllöblichen Magistraten kleiner Städte, ihnen zur Geschmacksveredlung ihrer Bürgerschaft unsre musterhaften Darstellungen zu empfehlen. Es blieben dabei noch der Mußestunden genug, meine angeborne Lesesucht zu befriedigen. Ich durchstöberte allerlei Büchersammlungen, wo ich sie im Städtchen fand, sogar eine nicht ohne Lebensgefahr, die sich auf dem morschen, verwiterten Chor einer Kirche vorfand, mit hundertjährigem Staube bedeckt.

Dies und meine Absonderung von den Schauspielern erwarb mir nicht nur den Ruf eines jungen, wißbegierigen Gelehrten, sondern auch einige werthvolle Bekanntschaften. Am liebsten ward mir die eines jungen preußischen Offiziers der dortigen Besatzung, Namens Boguslavsky, eines bescheidenen, wissenschaftlich gebildeten Mannes. Er arbeitete damals an einer metrischen Uebersetzung der horazischen Oden und forderte mich zum Wettkampf auf. Kritik unsrer Versuche und Studium des venusinischen Sängers, verschönerten uns manche Winterstunde; aber nebenbei übten wir uns auch zuweilen in Erfüllung seiner heitern Lebensweisheit, wenn wir, in Gesellschaft andrer Offiziere, bei gefüllten Bechern unser „Io, Bacche!“ anstimmten.

Beim ersten Frühlingshauch, und unter frischgrünenden Hoffnungen, zog Burgheims Künstlerschaar, und ich mit ihr, nach Landsberg an der Warta. Wie sie in Prenzlau ihr Wesen getrieben, wiederholte sie es hier. Doch als der Sommer bald, an den Ufern der Warta, reizenderes Schauspiel darbot, und die sonst gefüllten Bänke des Parterres leer wurden, lösete sich Alles auf. Ich schrieb den letzten Epilog, und schloß meine thaterdichterische Laufbahn. Nach allen Weltgegenden flatterten unsre luftigen Helden und Heldinnen aus einander, Schmetterlingen gleich, die lange genug, verlarvt als hungrige Raupen, beisammen gewohnt hatten, und nun vom warmen Sonnenstrahl beflügelt waren. Ich aber blieb in der freundlichen Stadt zurück; lebte von meinem Ersparniß sehr eingeschränkt, doch nichts weniger, denn eingezogen. Einige liebenswürdige Familien, einige kenntnißvolle Männer, überhäuften mich mit Güte. Treu meinem ersten Vorsatz, benutzt' ich die Muße des Sommers und Winters, mich zum Besuch einer Hochschule vorzubereiten.

Einige Jünglinge der Stadt, die mir Freunde geworden waren, Namens Weil und Gerlach*), rüsteten sich mit mir zu gleichem Zweck. Einige junge, gelehrte Israeliten, Jakobi und Saul Ascher, (letzterer machte sich nachher in Berlin durch schriftstellerische Arbeiten bekannt,) weihten mich in das eigenthümliche Leben jüdischer Haushaltungen, im Mosaismus und Talmudismus ein.

Als endlich die Ostern des Jahrs 1790 nahten, schrieb ich an den magdeburgischen Vormund, daß nach dem zurückgelegten Doppeljahr, ich nun den Ruf der Glocke zur Universität höre, und zwar nach der in Frankfurt an der Oder, theils weil sie mir näher liege, theils einiger Freunde willen, von denen ich mich nicht trennen möge. Der gute Vormund antwortete hocherfreut, mit Ankündigung von Wechseln, die ich, im von mir selbst bestimmten Betrage, zu Frankfurt vorfinden würde. Seit zwei Jahren hatte man in Magdeburg nichts von mir vernommen; ich, als verlorner Sohn gegolten, der im Vagabundenleben untergegangen sey.

Die zweijährige Irrfahrt aber hatte mir edlere Frucht gebracht, als ich Unerfahrner je von ihr hätte vermuthen können. Mir war durch sie jener Leichtmuth geworden, welcher dem jugendlichen Alter natürlich, aber dem Abenteurer unentbehrlich ist, sich in allem Wechsel der Zustände bald einheimisch zu fühlen; in widerwärtigen Stürmen zu scherzen; in Stunden der Glücksgunst vorsichtig zu bleiben. Ich hatte Entbehrlichkeiten entbehren, höchst dürftig leben gelernt, um allzeit selbstständig und frei auf eignem, wenn auch kleinem, doch festem, Geldgrund zu stehn, und fremde Großmuth verschmähn zu können. Ich war gefällig und gesellig unter Menschen geworden; suchte an jedem die bessere Seite auf, aber trug noch die alte, heimliche Scheu vor allfällig verschleierten Schwächen und Tücken. Darum nahm ich jeglichen, wie er sich gegen mich, ohne mich irgend Einem, auch dem Liebsten, ganz zu geben. Wie jene in großen Städten die lächerlichste Mode mitmacht, um nicht lächerlich zu werden, that ich wie die Andern im Maskenspiel der Welt. Kurz, ich war ein vollendeter Selbstling geworden, doch gewiß der uneigennützigste: forderte nichts für mich, als bloße Duldung; diente dafür jedem nach bestem Vermögen; liebte die Guten und Bösen; aber vertraute der Liebe und Freundschaft keines Einzigen zu gläubig. Ich war noch immer Fremdling gegen Alle, wie sonst, und wollt' es bleiben, um mit der Welt und mir selbst zufrieden zu bleiben.

*) Jener soll späterhin Bürgermeister zu Potsdam, dieser Superintendent irgendwo in der Mark geworden seyn.

3. Universitätsleben.

Als der „Rector Magnificus“ der hohen Schule zu Frankfurt, der ehrwürdige Professor Hausen, meinen Namen in die Liste der akademischen Bürger einschreiben wollte, fragte er: „Was werden Sie studiren?“ — Ich wußt' es selber nicht, und sagte: „Erlauben Sie, daß ich einstweilen unter den neun Musen freie Wahl behalte.“ Er sah mich etwas verwundert an, und entgegnete: „Sie müssen aber doch einer der Fakultäten angehören, und können unter den neun Schwestern nur Eine zur rechtmäßigen Frau haben. Das hindert darum nicht, auch den Andern im Vorbeigehn den Hof zu machen.“ Ich stand einige Augenblicke unentschlossen; denn ich war nur gesonnen, mir auf diesem öffentlichen Marktplatz der Gelahrtheit einen Schatz des Wissens zusammen zu kaufen, mit dem ich einst nützen, oder glänzen, besonders aber religiösen Zweifeln den Garaus machen könnte. Ich warf also endlich der Theologie das Schnupftuch zu, und dachte zugleich, welche Freude diese Wahl den frommen Verwandten in Magdeburg bereiten dürfte.

Die Vorlesungen der Professoren begannen. Ich saß mit unverdrossenem Fleiße zu den Füßen, nicht nur der Meister in der Gottesgelahrtheit, sondern auch der Jurisprudenz und Weltweisheit. Ein unüberwindlicher Ekel vor Menschenleichnamen auf Hygieens Altar hielt mich allein ab, auch dieser Göttin meine Huldigungen zu weihn. Mit übertriebnem Fleiß arbeitete ich vom Morgen bis zum Abend; nicht nur aus eigner Lust, sondern aus Furcht und Einbildung, daß ich von allen Studirenden wohl der unwissendste seyn möchte. Denn Keiner von ihnen hatte, gleich mir, zwei Jahre verloren, die dem Unterricht hätten angehören sollen. Mein Zimmer lag mit alten und neuen Werken der Universitätsbibliothek vollgeschichtet. Von vielen derselben zog ich mir Auszüge dessen, worüber ich keinen Professor hören verstand oder mochte. Außer meinen Landsberger Freunden kannt' ich in jener Zeit wenige der Studenten. Ich mied, wie alle Zerstreuungen, ihren Umgang. Der vollen Freiheit längst gewohnt, waren mir ihre sogenannten akademischen Freiheiten und Renomistereien lächerlich; ihre Landsmannschaften, Konstantisten-, Unitisten- und andere Orden kindische Spielerei. So verfloß das erste Halbjahr; so das zweite.

Vermuthlich wär' ich meinen fröhlichen „Comilitonen“ vom Anfang bis zu Ende ein unbekannter Stubensitzer geblieben, hätte mich nicht eines Tags der berühmte Theolog seiner Zeit, Oberkonsistorialrath Steinbart, zu sich rufen lassen. Ich, sein treuester Verehrer, flog freudig zu dem Manne, den ich bisher nur in seinem Hörsaal bewundert, nie aber besonders gesprochen hatte. Ich vernahm von ihm,

daß er mich beim feierlichen Leichenbegängniß eines Studiosen von Berlin, ich glaube er hieß Troll, zum Redner an dessen Sarge erwählt habe. Es ist mir unbekannt, was ihn dazu bewog. Wahrscheinlich hielt er mich für einen Freund des Verstorbenen, an dessen Person ich mich kaum erinnerte. Doch war mir der Auftrag viel zu willkommen, dem Liebling unter meinen akademischen Lehrern gefällig zu werden. Ich hielt die Rede, Anfangs nicht ohne Herzpochen, vor einer großen Trauerversammlung von Verwandten des Todten, Professoren und Studenten; fühlte mich aber bald in höherer Zuversicht begeistert, als ich rings umher Augen erblickte, die sich feuchteten. Weil die Anwesenden nachher gütig genug waren, das Rednertalent eines ihnen bis dahin unbekannten jungen Menschen, nach der Anzahl der Thränen zu würdigen, die sie selbst vergossen hatten, konnt' es nicht fehlen, daß der Sprecher einige Aufmerksamkeit erregte. Steinbarts Händedruck ward mir ein süßerer Lohn, als die Artigkeiten, welche mir von den übrigen Professoren gespendet wurden. Die Studenten drängten sich traulich an mich, und, der Himmel weiß, wie viele derselben mir beim nachfolgenden Trauermahle ihr brüderschaftliches „Schmollis" zutranken. Von da an ward ich fast aller in Frankfurt lebenden Musensöhne guter Bekannter und guter Freund und Gelegenheitspoet. In meinem Leben hab' ich nie so viel Brüder gehabt, als damals.

Doch nur Wenigen schloß ich mich traulicher und enger an. Aber im Kreise dieser Auserwählten schlürft' ich nun die Luft der akademischen Wonnemonde in so vollen Zügen, als je ein schwärmerischer, zwanzigjähriger Musensohn. Wir lebten meistens allein unter uns. Zartgefühl oder Ehrgefühl hielt uns unverabredet von wüsten Saufgelagen und Häusern des Spiels und der Unzucht zurück. Die übrigen Bursche hießen uns nur „Chokoladebrüder." Wir wetteiferten in Studien. Darum entsagten wir aber nichts weniger, als jenen genialen Bocksprüngen, in welchen sich jugendlicher Uebermuth zu gefallen pflegt; zumal wenn wir auf ritterlichen Ausflügen gen Pommern, Polen, oder in die Lausitz, Abenteuern nachjagten, die dann selten fehlten, leidiger oder freudiger Art. Wir führten aus dem Stegreif dramatisirte Sprüchwörter auf; oder ergötzten uns an selbsterfundenen Erzählungen, in welchen der Gipfel aller Kunst war, daß Niemand den Ausgang des Geschichtchens voraus zu errathen im Stande sein sollte.

Als ich einst eine alte venetianische Anekdote vortrug, die ich mit poetischer Freiheit fantastisch genug ausschmückte, ward mir der Ehrenpreis. Ich mußte sie dann schriftlich abfassen; dann sogar in ein Schauspiel gestalten. Dies ward der berüchtigte, große Bandit Abellino,

der, bald darauf gedruckt, mit Geräusch über die meisten Bühnen Deutschlands ging. Er brachte dem unbärtigen Dichterling sogar die Ehre, daß er von einer Zahl Kaufleute nach Stettin förmlich eingeladen wurde, als ihr Gast, um der Aufführung des Stückes daselbst, durch die Döbbelinische Gesellschaft, beizuwohnen. Meine Bescheidenheit würde wohl kaum die Lorbeer-Ernte verschmäht haben, wenn nicht ein beklagenswerthes Defizit der Finanzen, sehr zur Unzeit (wie ein Defizit selten rechtzeitig kömmt), den unentbehrlichen, wenn auch bescheidnen Aufwand der Triumphfahrt verboten hätte.

Meistens saßen wir Akademiker aber, abwechselnd bei dem oder diesem, beisammen in wissenschaftlichen Diskussionen, die nicht selten, auf unwissenschaftliche Weise, in das Gebiet fantastischer Grillen überschweiften. Als eines Tages, bei mir im Zimmer, das Gespräch auf Wiedersehn nach dem Tode kam, schwuren wir in höchster Begeisterung, zu welcher kein Tropfen Rebensafts das Feuer gebargt hatte, uns, wenn es möglich seyn würde, sichtbar einander in der Sterbestunde zu erscheinen. Wir besiegelten den Bund mit unserm eignen Blute, welches in ein großes Trinkglas geflossen, mit Wasser vermischt, dann unter Umarmungen, bis auf den letzten Tropfen, mit wahrhaft zärtlicher Kannibalenlust getrunken wurde. Jeder trug seit jener Stunde die Narbe eines Kreuzschnitts an seiner linken Hand. Bis heut' jedoch hat mir keiner noch die Ehre erwiesen, mich, und zwar als sichtbarer Geist, zu besuchen*).

Zählt man zu all' solchen Genüssen, welche jugendlicher Frosinn, Fülle der Gesundheit, Freundschaft, Liebe, selbst mancher zärtlichere Mädchenblick und die Huld der Musen, einem Jüngling zutragen können, auch noch die damals selten gewährte Gunst, in den häuslichen Kreis vortrefflicher Familien aufgenommen zu werden; selbst in den Hauskreis der angesehensten Professoren; des Geschichtsforschers Hausen, des Theologen Steinbart, des jovialen Arztes und Philosophen Berends, und des Astronomen Huth: so sollte man billig vermuthen, ich sey der Glücklichste unter allen Musensöhnen auf Erden gewesen.

*) Nur Einer dieser Lieben, der Justizrath Otto Ferdinand Lohde in Hildesheim, zum Beweise, „daß wahre Freundschaft nicht vergeht," erinnerte mich noch lebend in einem Briefe vom 20. Septembers 1841, an die Stunde vom 23. Juni 1791. Er und der Justizrath Burkhard in Landsberg an der Warte blieben unter meinen Universitätsfreunden am längsten mit mir, bis ins hohe Alter, verbunden. Man erlaube mir zuweilen Freunde ehrend zu nennen; ich will dafür von Unfreundlichen schweigen.

Ich war's aber nicht; nein, sondern immer noch der ehmalige „Heimlichkranke“, und mehr, als je. Vergnügungen und Zerstreuungen dienten mir nur, wie betäubende Opiate.

---

4. Die alte Qual.

Gleich im Beginn des Aufenthaltes zu Frankfurt an der Oder hatt' ich mir vorgenommen, den Kampf mit jenen Zweifeln über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes kühn und keck zu erneuern, welche mir den Becher der Lebensfreude schon seit den Knabenjahren vergiftet hatten. Sollt' ich nicht hoffen, sie im Heiligthum eines Weisheitstempels, unter der Aegide so vieler Heroen der Wissenschaft, nun einmal zu besiegen? Ich ergriff mit Begier die Waffen, welche sowohl Gottesgelahrtheit, als Weltgeschichte und Philosophie, anbot. Aber in gleichem Verhältniß, wie Menge und Gründlichkeit der Kenntniß, oder Uebung und Kraft des Urtheilsvermögens zunahmen, wuchs, mir gegenüber, Größe und Stärke der gespenstischen Gegner.

Umsonst trat zuweilen des weisen Steinbart hellere Theologie, als Versöhnerin, zwischen meinen Unglauben und den gemüthlichen Hang nach jenem Pietismus, der mir einst wohlgethan hatte. Das vorurtheillose Durchforschen der alt- und neutestamentlichen Schriften; die Prüfung ihrer zwieträchtigen Ausleger; die Umgestaltungen und Verunstaltungen der Religion durch eine lange Reihe von Kirchenvätern, Konzilien, Päpsten, Patriarchen und Reformatoren, hatte den Erfolg, daß ich Alles fallen ließ, was sämmtliche christliche Sekten und Kirchen einander, als Irrthum und Ketzerei, vorwarfen. Dann, nach Abschälung sämmtlicher Dogmen, und nach Unterscheidung der hohen Gedanken Jesu von ihrer orientalischen Einkleidung und vom Sprachgebrauch des jüdischen Volks, bei welchem er als Lehrer erschienen war, blieb mir nichts übrig, denn was auch im ewigen Vernunftgesetz göttliches Gepräge trug. Und es war genug, mich zum Christen zu machen, aber weder zum Katholiken oder Griechen, noch zum Lutheraner oder Kalvinisten. Christus bedurfte für mich keiner Wunderthaten, als Bürgen seiner Wahrheiten; er selber glänzte mir, wie Wunder in der Weltgeschichte, durch sein Denken, Wandeln und Wirken; ein heiliges Ideal vollendeten Menschenthums.

Doch dies allein konnte nicht genügen! Ich forderte weit Höheres zur Beruhigung des Gemüths. Denn da der Geist des Sterblichen in sich Reiz und Kraft genug empfangen hat, nach Ueberirdischem und Uebersinnlichem zu fragen: sollte er nicht auch Kraft genug zur Ant-

wort in sich tragen? Kein bloßes Ahnen, kein Möglichsein oder nur Wahrscheinlichkeit ewigen Daseyns verlangt' ich; sondern wenigstens Beweis von Unmöglichkeit meiner Geistesvernichtung nach dem Erdenleben. Bloßes Glauben Gottes that mir nicht genug: mir sollte ein Wissen Gottes gehören, um mich zufrieden zu stellen mit der räthselhaften Vorhandenheit im Weltall. Ohne Lösung dieser Aufgaben schien mir diese Vorhandenheit selbst nichtswürdig; und eben so lieb wäre mir gewesen, nie gewesen zu seyn.

Allein der mit attischem Witz gewürzte Skeptizismus meines Lehrers, des Professors Berends, zerstörte endlich jede Hoffnung zur Gewißheit zu gelangen. Im Schiffbruch alles Meynens, Glaubens und Wissens, klammerte ich mich zuletzt noch an das Nothbrett, welches damals der „Weise von Königsberg" ausgeworfen hatte. Es erhielt mich kaum über dem chaotischen Abgrund der Wellen. Berends, dem ich eines Tages offen den unseligen Zustand meines Innern aufdeckte, ward ungewöhnlich ernst. Es schien mir fast, als hätt' ich unvorsichtiger Weise eine wunde Stelle seines eignen Gemüths betastet. „Muß ich also ganz auf das Erkennen des Wichtigsten für mich verzichten?" sagt' ich zu ihm: „Reicht die Vernunft nur für den Hausbedarf der menschlichen Gesellschaft zu; keinen Zoll darüber hinaus? Warum hat unser Geist den brennenden Durst nach Wissen empfangen und zugleich das Unvermögen ihn zu löschen?" Er erwiederte mir: „Sie sind, wie mancher junge Adler, der sich zur Sonne schwingen will, aber vergeblich die dünnen Luftschichten der obern Regionen mit den schweren Flügeln schlägt und immer wieder zur Erde heimfällt. Hören Sie keine Philosophika. Das Philosophiren läßt sich nicht lernen; so wenig, als das Dichten. Thun Sie, wie ich gethan habe; studiren Sie Geschichte der Philosophie, und zwar das Wesentliche der Philosopheme, in den Werken der Denker selbst. Ein jeder muß sein Glauben und Wissen in sich selber aufbauen, wenn er nicht in fremdem Hause wohnen mag."

Der Rath war nicht zu verachten. Ich folgte. Ich betrachtete also das Aufstreben der größten Geister nach der Erkenntniß des Unbedingten und Höchsten. Doch wenn sie am erwünschten Ziel zu stehn und den Vorhang des Allerheiligsten gelüpft zu haben meynten, fand ich sie, genau besehn, wieder in den Traumgefilden platonischer Fantasten verloren; oder in Gesellschaft eines anthropopathischen Gottes, oder eines Gottes, gleich Nichts; oder bei philosophischen Schulfüchsereien seelenvergnügt. Dies war das Ergebniß meines Forschens. Es hatte nur die alte Folter für mich geschärft. Ihr zu entrinnen, konnt' ich

mich weder im Sinnenrausch ganz betäuben, noch weniger im Ueberlieferungsglauben der Kirchen abstumpfen. Ich fühlte mich für das Eine und das Andere nicht schwach, oder nicht stark genug; bemitleidete mich und meines Gleichen, und pries diejenigen glücklich, welche, in Reih' und Glied mit andern zivilisirten Mensch-Thieren, in der Welt nur nach dem umherfuchen, was zur Lebensnothdurft oder vermehrten Lebensbehaglichkeit hilft. Ich wollte Keinen durch meine Klage aber darin stören; nicht grausamer, als das Verhängniß seyn; und nicht Andre in den Abgrund niederziehn, in welchem ich voller Schmerz lag.

Nicht besser erging's mir mit der Rechts- und Gesetzeswissenschaft. Ich erstaunte über das feine, bunte Flechtwerk altrömischer, altdeutscher, altkanonischer und neuphilosophischer Satzungen, die am Ende bloß geschaffen schienen, den Entwickelungsgang der Menschen, je nach derselben Stand und Würden, einzuhägen, oder zu sperren. Ich wußte nicht, ob mich ärgern, oder lachen, wenn ich bemerkte, daß vielen Juristen das ewige Urrecht der Menschheit ungefähr so verächtlich, oder verdammlich, vorkam, wie vielen Theologen die eigne Vernunft. Daneben entging mir auch nicht, daß eine gute Zahl der Katheder-weisen ihre Rechtsbegriffe dienstfertig modelten und zuschnitten, wie es dem weltlichen und geistlichen Arm eben bequem und annehmlich seyn mochte; Alles, Amtes und Brodes, oder Titels und Rufes willen.

Doch inmitten dieser Verwüstung und Finsterniß meiner Innenwelt und über den Trümmern derselben leuchtete fort und fort, ruhig und unwandelbar, wie Lichtstrahl eines fremden Jenseits, die Idee des Heiligen, Wahren und Schönen. Das Urbild dieser menschgewordenen Dreieinigkeit blieb mir Christus. Zuweilen wollt' es mich fast bedünken, ich sey um einige Jahrhunderte zu früh ins Leben hereingeworfen. Zuweilen gereute mich's, daß ich nicht, gleich wie meine meisten Hochschulgenossen, nur so viel, als nöthig, gelernt hatte, um allenfalls in der Gilde der Juristen, Theologen, Schulmeister u. s. w. einen ehrbaren Beruf, mit gnädigem Wohlgefallen der Obern, zu betreiben.

Als ich mich eines Tages mit meinem treuen Freunde Schäffer*), beim Denkmal des Herzogs Leopold auf dem Oberdamm, erging, und wir, im Gespräch über Eitelkeit menschlichen Wissens, traurig wurden, während eine Bande wandernder Handwerksbursche singend vor uns hinzog: fehlte wenig, ich wäre in die Werkstatt eines Malers, Schneiders, Schusters und dergleichen übergelaufen. „Glaube mir,“

*) Nachmals Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Magdeburg.

sagte Schäffer: „allen Wissensplunder würd' ich dafür geben, wär' ich so Einer, wie die da! Jetzt bin ich zu alt geworden.“ Ich stimmte betrübt bei und rief: „Zu alt? Das Ding läßt sich aber überlegen.“ — Komisch genug beschwichtigten wir beide darauf unsere Seelenleiden mit dem Genuß von Honigkuchen, die wir, in einer Bude neben der Oderbrücke, kauften.

Was bei Schäffer vielleicht flüchtiger Einfall, üble Laune gewesen, ging mir hinwieder lange nach. Ich ward nur über die Wahl des Handwerks nicht einig mit mir, und begriff endlich, daß, wohin ich mich auch begebe, ich mich dahin doch immer auch selber mitbringen werde. Also setzt' ich den einmal angetretenen Weg fort, ohne zu wissen, wohin? Mein väterlicher Freund, Professor Hausen, rieth an, die akademische Doktorwürde zu erringen; dann, als Privatdozent, Vorlesungen zu halten; so würd' ich offne Straße zu jeder Ehrenstelle finden. Ich ließ es mir gefallen.

Also unterwarf ich mich, nach Uebung und Brauch des gelehrten Zunftwesens, einem Examen der philosophischen Fakultät, bei welchem, zu meinem nicht geringen Ergötzen, zwei der Examinatoren selbst, ich glaube der Gnostiker wegen, hart an einander geriethen. Dann hielt ich eine mehr, als drei Stunden lange öffentliche Disputation, aus, in lateinischer Sprache, die Cicero schwerlich verstanden haben würde; und ward demnach, beim Antritt meines zwei und zwanzigsten Jahrs, in aller Form Rechtens, zum **Doctor Philosophiae** und **Magister bonarum artium** proklamirt. Dann, um schnell Alles abzuthun, eilt' ich nach Küstrin; bestand dort Prüfungen in den theologischen Wissenschaften, und empfing, für die preußischen Staaten, **licentiam concionandi.** Und wieder zwei Tage später, ward ich zu Frankfurt auch in die Mysterien des Maurerthums eingeweiht, wobei der gelehrte Verfasser des Horus, Professor Wünsch, im Widerspruch mit seiner Gutherzigkeit, den **frère terrible** der schwarzen Kammer spielen mußte. Zuletzt beehrte mich sogar die königliche Societät der Wissenschaften von Frankfurt an der Oder, als Mitglied, mit ihrem Diplom.

Und wie ich nun das Alles gewonnen und Alles geleistet hatte, und überall nur gelehrten Gilde- und Innungskram, viel Firlefanz und Charlatanerie gefunden, mocht' ich wahrhaftig mit so vielem Recht, als Göthe's Faust, seufzen:

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und, leider, auch Theologie,
Durchaus studirt mit heißem Bemühn. —

Da steh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug, als wie zuvor.
Heiße Magister, heiße Doktor sogar!

5. Besuch in der Heimath.

Der Anstrengungen übermüde, waren mir Einladungen meiner Verwandten willkommen, in Magdeburg ein halbes Jahr der Ruhe zu pflegen. Ich reisete also von Frankfurt ab, weit ungewisser und unzufriedner, als ich, zwei Jahre vorher, daselbst angekommen war. Was ich da gesucht hatte, war mir nicht geworden; und was ich gefunden, nicht des Auflesens werth.

Mit dem Geschwister und Vormund lebt' ich längst versöhnt. Schon einmal hatt' ich vierzehn Tage der Ferienzeit bei ihnen im Besuch zugebracht. Doch damals, wie diesmal, ward beim Wiedersehn der Stadt, die ich, als Knabe, im Trübsinn verlassen, seltsamer Witterwar von Gefühlen in mir wach. Häuser, Straßen, Plätze standen wohl noch da, wie sonst; jetzt aber wie Denkmäler einer glücklosen Kindheit. Den Liebkosungen derer, die mich ehmals mieden, oder auf die Seite schoben, antwortete in meiner Brust, während ich dankbar lächelte, ein bedrückendes Gefühl, dem ähnlich, was uns zuweilen noch, nach einem bangen, bösen Traum beengt. Und wenn ich zufällig in der Schrotdorfer Gasse, die ich gern vermied, das ehmalige Vaterhaus erblickte, das nun von Unbekannten bewohnte! — dann sank jedesmal eine Wolke von Schwermuth über mich nieder. Die Wipfel der wohlbekannten Obstbäume, die alte Gartenmauer, die Tummelplätze, welche mir einst so groß, jetzt kleiner geworden zu sein schienen, standen und lagen um mich her, wie Leichname und Leichensteine. Die ganze Welt bekam Todtenfarbe.

Man gewöhnt sich inzwischen wohl auch an eine Hölle; zumal bei einem Heitermuth und leichtem Sinn, wie der meinige, der sich in jeden Witterungswechsel des Schicksals zu schicken wußte. Ich nahm die Gegenwart, wie sie sich eben gab, und wie man sie auch dem „graduirten, jungen Herrn“ auf alle Weise zu verschönern bemüht war. Feste folgten Festen, als wolle man das Andenken der Vergangenheit unter Rosen von heut begraben. Der weiblichen Eitelkeit der Schwestern that es natürlich ungemein wohl, in der Familie ein gelehrtes Mitglied, sogar einen Kanzelredner zu besitzen, der, während des halben Jahres, durch Gastpredigten, in mehrern Stadtkirchen, sogar einiges Aufsehen erregte. Bruder Andreas ließ sich's nicht ausreden, seine

pädagogische Kunst habe allerdings die ersten Geistesfunken im jetzigen Doktor und Magister angefacht.

Hätt' ich jemals Neigung zu selbstgefälliger Eitelkeit gehabt: damals würde sie ihr reiches Futter erhalten haben. Gewesene Schul- und Spielgefährten, denen ich sonst wenig beachtenswerth schien, riefen mir ihre alte, liebe Kameradschaft in's Gedächtniß zurück. Magdeburgische Schöngeister suchten Verbindung mit dem Verfasser des Abellino. Ehmalige Lehrer überhäuften den gelungenen Schüler mit ihrem Lobe. Angesehene Geistliche, unter ihnen selbst der gefeierte Ribbek, und der kantische Glossator Mellin, zollten seinen Predigten schmeichelhaften Beifall. Es fehlte wenig, sagt man, der junge Kandidat der Theologie wäre Pastor der St. Katharinenkirche geworden, als er nach dem Tode des frommen Pfarrers Weise, auf Wunsch von dessen Wittwe, einige Monate lang, die Predigten übernahm. Nur seine allzugroße Jugend, hieß es, sey einigen der „Kirchenväter" d. i. den Wahlherren, anstößig gewesen; man weiß aber nicht, ob in Hinsicht der Seelsorge, oder der Versorgung ihrer mannbaren Töchter.

Beiläufig gesagt, jedesmal betrat ich die Kanzel in unerkünstelter, feierlicher Stimmung, und frommen Ernstes voll, das Gemüth der Zuhörer, wie mein eignes zum Göttlichen aufzurichten. Dann verstummten alle Zweifel: ich lebte im Reich des Glaubens mit der übrigen Menschheit, und sprach im Gefühl jenes Erbarmens, welches Christus mit seiner unwissenden, barbarischen Zeitgenossenschaft getragen haben mag; einem Gefühle, wie es mir, selbst im gemeinen Leben, schon natürlich geworden war; ohne alle Beimischung von Verachtung, nur der aufrichtigen Liebe entquollen. Es lag mir daran, Herzen zu wecken und zu bessern. Ich war zu sehr Gefühlsmensch, um nur trockner Moralprediger, und aus einer zu hellen Schule hervorgegangen, um nur unfruchtbarer Dogmenprediger zu seyn. Als Verkündiger ewiger Wahrheiten und Hoffnungen, wie sie im Einklang mit dem Geistesgesetz in uns sind, fürchtete ich mich keiner Sünde schuldig, wenn ich sie in jene biblische Sprache und Vorstellungsart hüllte, in welcher sie das Volk zu erblicken gewohnt war.

Mag es immerhin befremden, wie ich, bei meinem Zweifeln oder Unglauben, ohne Erröthen einen christlichen Lehrstuhl betreten, mit wahrhafter Inbrunst beten, mit voller Ueberzeugung von göttlichen Dingen sprechen konnte. Ich war kein Heuchler. Man beugt sich ja zu dem Kinde nieder, welches man emporheben will. Auch Christus sprach vielen Vorurtheilen und Ansichten der Israeliten gemäß; auch Paulus trachtete, um Viele zu gewinnen, Allen allerlei zu werden;

auch wohl Tausende von Geistlichen sind noch heut genöthigt, also zu reden, Männer, denen ein Vorwurf des Heucheins zu machen, ich mich scheuen würde.

Eben der Skepticismus, der mein Innerstes zerrissen hatte, erhöhte vielmehr den Durst nach jener Gefühlsseligkeit, welche den Pietismus zu begleiten pflegt, und von dem ich noch immer gern den Anflug behielt. Wandelte mich doch sogar, in derselben Zeit, das Gelüst an, Herrnhuter zu werden. Ich that nämlich von Magdeburg aus, mehrere kleine Lustreisen in die Umgegenden; so nach Helmstädt und zur Bibliothek von Wolfenbüttel; in die Waldthäler und Höhlen des Harzes, oder in die Gärten von Wörlitz. Ich kam auch nach Barby, und ward vom Stillleben der dortigen Brüdergemeinde gerührt. Es zog mich so schön an, daß ich Tage daselbst verweilte.

Ein junger Mann hatte die Güte, mich mit allen Merkwürdigkeiten und Eigenheiten des Ortes und seiner Bewohner bekannt zu machen. Ich ward dafür bald ganz eingenommen. Meiner Begeisterung zeigte sich da keine bürgerliche Gemeinde mehr, sondern eine große, heilige Familie, in welche sich die erste Einfalt und Liebe des Urchristenthums, vor dem allgemeinen Unchristenthum, geflüchtet hatte. Ich verhehlte meinem Führer zuletzt den Wunsch nicht, diesem frommen Verein einverleibt zu seyn. Wir waren einander schon vertraut genug geworden. Ich schien ihm lieb zu seyn. Er unterhielt sich gern mit mir von wissenschaftlichen Dingen, die er nur im Stillen für sich trieb. Doch mein ausgesprochenes Verlangen, ich bemerkte es, verursachte ihm Unruhe. Er führte mich, vom lieblichen Begräbnißplatz, wo ich den Wunsch zuerst geäußert hatte, auf sein Zimmer; und hier warnte er mich vor dem übereilten Entschluß. Er erzählte seine eigene Geschichte, und wie er selber gedächte, die Gemeinde zu verlassen, in der er nicht glücklich wohnen könne. Er erzählte mir vor Willküren der Obern; vom Gewissensdespotismus im Namen des lieben Heilandes; vom Aberglauben und vernunftwidrigen Gebrauch des Looses; von Verpönung des Selbstdenkens; von todter Phrasenheiligkeit der Meisten u. s. w. Das genügte mir hinlänglich, die bisherige Geistesfreiheit jedem Klosterzwang, protestantischem wie katholischem, vorzuziehn.

Mithin blieb ich ein sogenanntes Weltkind; und that fürwahr daran so übel nicht. Denn ich hatte jenes gefährliche Alter erreicht, in welchem es überhaupt zuweilen, mit frommem Eifer, und aller Philosophie, etwas bedenklich zu stehn pflegt, wenn die Stimme einer andern Natur, unter halbverstandnen Ahnungen, laut wird. Da walten dann ganz andere Götter in uns. Zwar die Götter eigentlich ließen mich

wohl in Ruhe; nicht aber eben so die Göttinnen. Wie hätte auch ein junger Mensch, von leicht entzündlicher Fantasie, unempfindlich bleiben sollen, wo Schönheit, Geist und Seelenreiz eines weiblichen Wesens Huldigung geboten. Ich fühlte mich gern von einem Liebesnetz umstrickt. Lange aber blieb ich nie darin behangen. So gehörte ich zur Zahl derer, denen nachgerühmt wird: sie haben viel geliebt. Offenbar jedoch *liebt* ich meistens, wie ich meistens *lebte*, d. i. in Fiebern der Einbildungskraft: zuweilen liebt ich auch aus neugieriger Eitelkeit, um nur zu erfahren, ob ich einer Bewunderung gefallen könne; oft auch nur aus Bedürfniß, das Herz mit süßen Tändeleien zu bethätigen.

Manchmal geschah, daß ich eine mir gleichgültig gewesene Schöne plötzlich wie berauscht, durch Zauberkraft der Musik, in Konzerten, Bällen, oder am Klavier, zu einer Heiligen des Himmels verklärt sah; ihrer ein Paar Tage lang, mit Entzücken, wie in einer Art Wahnsinns, gedachte, ohne daß sie je vernahm, welches Unheil sie meinem armen Verstande angerichtet hatte. Oft auch konnte sogar eine irdische Grazie meiner Bekanntschaft, deren Gegenwart nie den Takt meiner Pulse gestört hatte, mich erst durch längere Entferntheit von ihr, der Himmel weiß, wie es geschah? so völlig berücken, daß ich, in Anbetung, Schmerz und Seligkeit aufgelöst, nur für sie athmete. Aber sobald die Vergötterte endlich wieder, in leiblicher Gestalt, vor mir dastand, erfolgte eben so schnell ihre Entgötterung. Die Poesie des Gefühls erlosch in gemeiner Prosa, wie siebenfarbiger Sonnen-Wiederglanz im Grau von Regenschauern. Ich sah dann, ärgerlich über mich selber, nichts anderes, als eine gewöhnliche gute Evenstochter, wie es andere sind.

So ging's dem armen Schwärmer aber durch die ganze Reihe seiner zwanziger Jahre. Er blieb keineswegs ein stummer, doch allezeit schüchterner Liebhaber; viel zu bescheiden, oder zaghaft, Gegenliebe zu hoffen, sobald eine Zauberin sein Herz in Flammen gesetzt hatte. Eben diese Furchtsamkeit verführte ihn dann zu allen kleinen Listen der Eroberungskunst. Er wäre, ohne Zweifel, der treueste Seladon unterm Monde gewesen, wenn sein Idol ihm nie das Geständniß der Gegenneigung geflüstert hätte. Doch dies einmal über die Lippen geflogen — der erste Kuß — und er fühlte sich durch und durch wieder nüchtern. Es ward ihm unmöglich, diejenige anzubeten, die aufgehört hatte, eine Ueberirdische zu seyn. Man wird sagen: „Er war ein Narr!“ Ich geb' es zu. Doch eben diese fantastische Schwärmerei verhütete den Verfall in traurigere Verirrungen, welche Seelenruhe

und Lebensglück so vieler Jünglinge und weiblichen Geschöpfe vergiftet. Wenn ich mit zartesten Gefühlen selbstsüchtiges Spiel trieb, vielleicht die Heiterkeit eines fremden, jugendlichen Herzens trübte, mag man es allerdings einen grausamen Leichtsinn schelten. Und doch, — ist meine Geschichte nicht die geheime Geschichte der Meisten jenes Alters, in welchem Jungfrau und Jüngling sich unwillkürlich schmerzlich-süßen Qualen ihres Herzens hingeben, und dann die Thränen des geliebten Andern um so leichter wieder vergessen, weil man sie noch selber ziemlich wohlfeil zu weinen pflegt? Uebrigens hatt' ich doch ein Glück, dessen sich vielleicht nicht Viele rühmen können. Sämmtliche Abgöttinnen meiner zwanziger Jahre sind die Freundinnen meiner spätern Zeit geblieben. Wir hatten uns an der Liebe gesonnt, ohne einen Schatten der Reue fürchten zu müssen.

6. Der Doktor legens.

Ein der Erholung gewidmetes Halbjahr zu Magdeburg war anmuthig und rasch genug verflogen; dann vom Vormund mir die Selbstverwaltung meines väterlichen Erbes übergeben; in Frankfurt an der Oder schon durch Lektionskataloge und „schwarzes Brett" üblicher Weise die Zahl meiner Wintervorlesungen verkündet. Ich mußte von Verwandten, Fremden und Geliebten scheiden. Ich riß mich unter heißen Thränen von ihnen los. Magdeburg war mir lieb und theuer geworden; und ist mir's geblieben.

Von den drei Jahren, die ich nun in Frankfurt, als akademischer Privatdocent, verlebte, läßt sich wenig berichten. Sie verflossen arm an Ereignissen, doch nicht ohne Anmuth. Ich begann meine Vorlesungen vor einer zahlreichen Versammlung der Studirenden. Abwechselnd, von Halbjahr zu Halbjahr, setzte ich die Vorträge fort, über Welt- und Kirchengeschichte, Naturrecht, Exegese des neuen Testaments, Aesthetik und Moralphilosophie. Man wird wohl glauben, daß der Beifall, mit welchem mich die jungen Zuhörer beehrten, nicht Frucht der Weisheit war, welche von Lippen tönte, um die noch leichter Flaum wehte. Aber ich beschränkte mich klug genug nur auf Zweige der Wissenschaft, welche von andern Professoren gar nicht, oder ziemlich ungenießbar, den Lernbegierigen dargeboten wurden. Auch gewannen meine ihnen gegebnen Lehren, vielleicht weil sie für mich selbst noch den Reiz der Neuheit trugen, um so mehr Leben und Frische in der Darstellung.

Dabei vermied ich aber ängstlich, den Gemüthsfrieden der Jünglinge, durch eigne Zweifel zu erschüttern, oder auch nur hart zu berühren. Ich wußte, als Kranker, die verlorene Gesundheit, diesen Frieden, zu schätzen. Und ich war und blieb der vorige Kranke; trug ja noch immer, wie sonst, die doppelte Natur in mir, deren eine die andere unversöhnlich von sich abstieß; mußte mich ja wohl an dies unheilbare Zerwürfniß gewöhnen, und den schreienden Widerspruch der Wirklichkeit mit meinen Idealen, wie in lustiger Verzweiflung, gelten lassen. Denn ich konnte doch das Menschengeschlecht, wie es einmal beschaffen war, nicht gestalten, wie es seyn sollte; und eben so wenig mir das Räthsel seiner Bestimmung, oder seines Daseyns lösen. So gab ich mich getrost her, im allgemeinen, mir unbegreiflich bleibenden Gaukelspiel des Wesens und Scheins, Gaukelspielers zu seyn, wie andere, die es, wie ich, nur nicht ganz mit vollem Bewußtseyn, wie ich, seyn mochten.

Man sieht, der Doktor legens war noch keinen Zoll weit über den schwarzen Kreis hinausgeschritten, in den ihn sein Schicksal, wie einen bösen Geist, schon als Knaben, hineingebannt hatte. Er selbst fing an, sich vor sich und seinem Gedankenstand zu fürchten, daß ihm dieser, wie man's nennt, zur fixen Idee werde, wenn's nicht schon wirklich der Fall war. Es ging ihm, wie im Halbschlaf beim Alpdrücken; er wollte sich mit aller Anstrengung vom bangen, schweren Traum losringen, und rang doch wieder nur im Traum. Man muß sich jedoch unter dem armen Kreuzträger nichts weniger, als einen bleichen, hypochondrischen Siechling vorstellen. Mit festem, kräftigem Gliederbau, hoch und schlank, und einem nicht das Auge beleidigenden Aeußern, verband der junge Bursch das sichre, furchtlose Wesen, welches dem Gefühl körperlicher Stärke und Gewandtheit ebenso sehr, als dem Bewußtseyn eines redlichen Willens entstammt; nur etwa durch eine Bescheidenheit gemildert, die mehr der unverdorbnen Jünglingsnatur, als einer durch „Dressirung" ungekünstelten Höflichkeit eigen ist. Auch war er, wegen seiner rosenfarbnen Laune, Scherze und Witze, in Gesellschaft nicht ungern gelitten. Nicht selten brach sein innerstes Seyn unwillkürlich durch die Verlarvung hervor; sey es in Flammen des Enthusiasmus für Dinge, auf welche rechte „Leute von Welt" eigentlich geringen Werth legen; oder in Sarcasmen gegen vergötterte Nichtswürdigkeiten.

Um dem beschaulichen Leben im Schattenreich der Metaphysik, wo möglich, zu entkommen, warf ich mich mit ganzer Macht auf das Studium der sogeheißenen Realwissenschaften; auf Naturkunde, auf Finanz-, Polizei-, Forstwesen und neueste Zeitgeschichte. Die Staatsumwälzung Frankreichs hatte damals den blutigen Höhenpunkt erreicht, auf welchem

Guillotinen und Laternenpfähle, als schauerlicher Schmuck, standen. Die Publizisten Deutschlands, gar altklug, wie immer, aber mit dem Maulkorb der Zensur gehörig versehn, schrieen fast überall Zeter über die Raserein eines dem tausendjährigen Bagno entsprungenen Sklavenvolks. Doch dieselben Leute fanden daneben die, mit kalter Kabinetsklugheit blutig vollstreckte, völkerrechtsmörderische Zerstückelung Polens ganz recht und billig. Und daß der gute Lafayette, welcher bei Königen ein Asyl gesucht hatte, es im stinkenden Kerker von Olmütz empfangen mußte, schien den ehrlichen Zeitungsschreibern noch ungemein gnädig.

Wie tausend Andre in jenen Tagen, hielt auch ich immer nur das Gegentheil dessen, was öffentliche Blätter meldeten, oder urtheilten, für das Wahrscheinlichste. Es gibt kein untrüglichres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines Volks, wenn das Volk lesen kann, zu betrügen, als Preßzwang. Ich, ein Erbfeind aller moralischen Marktschreierei und Erbfreund jedes Unterdrückten sah in sämmtlichen Greueln Frankreichs nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adlichen und hohen Priestern zertretenen Nation. Meinen Idealen treu, begrüßt' ich, in Hymnen, das Erwachen der Menschheit; eifert' ich, in Flug- und Zeitschriften, gegen verrostete Vorurtheile, und macht' ich, besonders dem wöllnerschen Religionsedikt, meinen Krieg, jenem rohen Kolbenschlage blinden Kirchenthums gegen die menschliche Vernunft, der noch seit 1788 in den preußischen Staaten galt. Ich hätte damals jauchzend dem Recht, der Wahrheit und der Freiheit, mein Lebehoch vom Gipfel des Scheiterhaufens gerufen, wenn man mich nur des Märtyrerthums gewürdigt haben würde. Dieser Geist war nicht erst jetzt über mich gekommen. Schon als Student und früher, hatt' ich in Prosa und Versen, in Roman- und Schauspielversuchen (manches davon ward sogar gedruckt) der Glaubens-Zwingherrschaft, dem asiatischen Kastenwesen u. dgl. m. Fehde geboten. Heut, freilich, lächl' ich, als Greis, zu dem Treiben des unbärtigen, erfahrungslosen Weltreformators; aber ich lächle doch noch mit Wohlgefallen an ihm. Ein Jüngling, im stolzen Gefühl seiner Kraft, erfüllt von seinen heiligen Urbildern, erhaben über jene Alltagskreaturen, welche für Magen und Rock allein, zur Pflugschar und Werkstatt, zur Zahlstube und Hofgala, abgerichtet, umherschleichen oder tanzen, ist mir, auch inmitten seiner Verirrungen, ehrwürdig.

Der Staatsminister von Wöllner kam zu dieser Zeit nach Frankfurt. Er war Haupt des preußischen Schul- und Kirchenwesens. Die gesammte gelehrte Körperschaft der „Alma Viadrina" wetteiferte, ihm die üblichen Huldigungen darzubringen. Doch ein angehender Weltverbesserer,

wie ich, hält' es für Selbstentweihung gehalten, solchem Beispiel zu folgen. Zufällig begegnete mir der lebenskluge Steinbart, als ich in einem Spaziergang begriffen war, auf der Straße, da er eben von seinem Besuch beim Minister zurückkehrte. Er blieb stehn und mahnte mich freundlich, den Machthaber nicht durch Unterlassung nichtssagender Förmlichkeiten zu beleidigen. Wöllner habe sich schon nach mir erkundigt. „Ist denn", erwiederte Steinbart auf meine Entschuldigungsgründe: „Ist denn eine gewöhnliche Höflichkeit schon Verläugnung der Grundsätze? Und werden Sie, wenn Sie dem Minister die kleine Aufmerksamkeit versagen, seine Ueberzeugungen ändern?" In der That ward ich von der Frage etwas betroffen, entgegnete aber: „Es gibt Zeiten, da selbst schon höfliches Lächeln zu den Sünden der Großen, Sünde werden kann. Vielleicht würden die Gebieter aufmerksamer auf sich, wenn ihnen weniger Aufmerksamkeit bewiesen würde." — Steinbart versetzte mit ironischem Lächeln: „Seine Exzellenz wird schwerlich von Ihrem Nichtbesuch dergleichen Nutzanwendung für sich machen; eher vielleicht eine unerfreuliche für Sie." — Er hatte Recht. Allein den hochfahrenden Ideenhelden, der es wohl mit dem Zorn einer ganzen Welt aufgenommen hätte, ließ eine ministerielle Ungnade sehr gleichgültig.

Sommers pflegte auch der Oberkonsistorialrath Franz Irwing von Berlin*), mit seiner Tochter, in die Nachbarschaft von Frankfurt zu kommen. Er besaß da ein Landgut, wo er einige Zeit, in angenehmer Muße, zu wohnen liebte. Ich genoß des Glücks, zu seiner Gesellschaft zu gehören, und verehrte ihn von Herzen. Nachdem ich schon drittehalb Jahr, als Privatdozent, und bei immer vollem Hörsaal, Vorlesungen gehalten, munterte er mich auf, um eine außerordentliche Professur anzuhalten. Er versprach seine Verwendung. Meine väterlichen Freunde, Hausen und Steinbart, stimmten bei. Ich that's. Allein ein bald erfolgtes Reskript des Ministeriums verwies den ehrerbietigen Bittsteller, für einstweilen noch, zur Geduld. Aus einem vertraulichem Briefe des ehrwürdigen Irwing, der mir sein Beileid bezeugte, vernahm ich aber, der Herr Minister habe sich etwas unhold über meine Person geäußert, und hinzugesetzt: „Man habe am wohlbekannten Dr. Bahrdt eine warnende Erfahrung gemacht, daß man keinem so jungen Menschen schon eine Professur anvertrauen solle. Ich müsse noch um ein Paar Jahre reifer werden.

Der Minister schien mir ganz und gar in den Schuhen meines

*) Verfasser der „Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen", und einiger andern philosophischen Schriften.

vormaligen würdigen Vormunds, des Glockengießers, zu ſtehn. Gern tröſtete ich mich über einen Fehler, um den mich die Exzellenz eigentlich wohl hätte beneiden dürfen. Wenigſtens bereut' ich ihn nicht; obwohl mich dieſer Stein des Anſtoßes früher ſchon gehindert hatte, Student, dann Schauſpieler, dann Paſtor, und nun Profeſſor zu werden. Ich arbeitete mit gleicher Unverdroſſenheit den Winter hindurch. Als aber die Frühlingsſonne mein Katheder beſchien, ward mir der Lehrſtuhl zuwider. Die alte Wanderluſt ſuchte mich abermals heim. Ein Paar Jahre lang Länder und Völker ſehn, glaubt' ich, verhelfe ebenſo bald und angenehmer zur Altersreife, welche der Miniſter gefordert hatte, als das Sitzen zwiſchen Folianten und Quartanten. Ich ward bald mit mir darüber einig. Nichts feſſelte mich. Ich beſchloß, das heilige römiſche Reich von Norden nach Süden zu durchkreuzen; dann das Land meiner kindlichen Vorliebe, die Schweiz, zu ſchaun; dann das gährende Frankreich, mit dem politiſchen Vulkan, Paris; dann die üppige Natur und Kunſt Italiens und das alte Grab der Gräber, Roma*)

Gedacht, gethan! Das Finanzweſen ward geregelt; das kleine Mobiliar verkauft oder verſchenkt; die Bücherſammlung ein Vermächtniß an meinen erwähnten Freund Schäffer; das Lebewohl in Nähen und Fernen, mündlich und ſchriftlich gegeben und empfangen; und am ſchönſten Mittag des Jahres 1795 der Poſtwagen nach Berlin und Leipzig beſtiegen.

7. Eintritt in die Schweiz.

Im Zickzack-ging's durch Deutſchlands Gauen. Hier keine Reiſebeſchreibung. Ich verweilte, wo freundliche Leute, ſchöne Landſchaften, öffentliche Einrichtungen, Sitten und Zuſtände der Völkerſchaften, mich anzogen. Berühmte Männer mocht' ich nicht ſehen, obwohl es mir nicht an Empfehlungen mangelte**). Was ſollt' ich an Uniform und Schlafrock kennen lernen? Es iſt mit berühmten Leuten, wie mit großen Bibliotheken. Der Reiſende erblickt nur Buchbinder-Arbeit. Nichts deſto weniger ward ich zu Berlin, Leipzig, Baireuth, Nürnberg, Stuttgart u. ſ. w. in manche liebenswürdige Familie eingeführt. Mein Abellino, der damals auf den Theatern lärmte, führte mir, ſehr überraſchend, intereſſante Bekanntſchaften zu. Daß dieſer Bandit ein ſo trefflicher Ge-

*) Quando quidem data sunt ipsis quoque fata sepulchris! ſagt Juvenal ſchon.

**) Nur die Langeweile eines Regentages bewog mich, in Anſpach, zu einem Beſuch des greiſen Utz, des Dichters.

legenheitsmacher war, mißfiel mir durchaus nicht. Doch der Geschmack eines Publikums, welches neben Schöpfungen eines Schiller, Göthe, Kotzebue u. a. m. noch einem Schülerstückchen Aufmerksamkeit schenken konnte, gab mir keinen hohen Begriff von seiner Bildung. Und, wie mir von jeher Ehrgeiz so thöricht wie Geldgeiz, gedäuchtet hatte, ward mir „literarische Celebrität", wie man's nennt, nun erst verächtlich, als ich gewahrte, wer sie ertheilte, und wofür?

Es hellte sich bei diesem Umherschwärmen überhaupt allerlei Dunkles auf, was bisher keine Studierlampe beleuchtet hatte. Mit Verwunderung, oder Scham, bemerkt' ich, der ich doch Jahre lang eifrig gelernt, Jahre lang, vom Katheder herab, Weisheit gepredigt hatte, meine Unkunde in äußerst gemeinen Dingen des Lebens. Der junge Stubengelehrte mußte, nun er das Buch der Welt vor sich aufgeschlagen sah, von neuem buchstabiren lernen, um den Einfluß menschlicher Weisheiten und Thorheiten, auf Schicksale und Verhältnisse der Nationen zu verstehen. Ich hatte unerwartet eine höhere, als eine gewöhnliche, Hochschule, betreten; und vermuthete bald, hier sey der Ort, oder nirgends, wo ich fähig gemacht werden könne, den Zwist meiner Innenwelt mit der Außenwelt zu schlichten, die mir nun noch fremder dastand, als ich geglaubt hatte. Ich ließ das unfruchtbare Begriffzersplittern und Gedankenspalten fahren; ganz der Wirklichkeit zugekehrt. Diese neue Richtung des Geistes that mir wohl. Es hob damit, in meiner Gemüthsstimmung und Lebensansicht, eine heilsame Krise an, die sich freilich langsam vollendete, und nicht immer vor Rückfällen in das alte Uebel schützen konnte.

Nachdem ich die Landschaften Sachsens, Frankens und Schwabens durchstreift hatte, bis zu den Ufern des Bodensees, stieg, hinter dem breiten Spiegel von diesem, das riesige Gebilde der Alpenkette, mit Eisthürmen und Silberfeldern am Himmel leuchtend, plötzlich vor mir auf. Der Anblick solcher Naturpracht erschütterte mich, wie noch nie Aehnliches. Es blieb mir im stillen Staunen nur ein einziger Gedanken übrig: „Diese Felsenburg der Freiheit! Hat sie keinen Winkel für mich?" — Und als mir, es war der 3. September 1795, bei Schaffhausen, in romantischer Umfassung, der Rheinfall seinen Gruß donnernd entgegensang: jauchzt' ich im Freudentaumel laut auf; warf mich bewegt zur Erde; küßte sie, wie Vaterlandsboden; weinte still und flüsterte flehend geheime Wünsche zum Himmel.

Alsbald, beim Eintritt in das gelobte Land, sandt' ich alles Reisegepäck gen Zürich voraus, und wanderte durch die Gelände des östlichen Helvetiens, so selig und frei, wie irgend jemals ein Schwärmer von drittehalb Jahrzehnden, mit leichtem Fuß und leichtem Herzen, zwischen

Jura und Alpen herumgeflogen seyn mag. Der Herbst in den Schweizerthälern ist gewöhnlich die schönere Witterungszeit; die Heiterkeit des Himmels beständiger; der Farbenschmuck von Bergen, Wäldern, Wiesen und Hütten wechselreicher.

Es kam mir vor, als sey in diesem malerischen Labyrinth von grünen Gebirgen, bläulichen Strömen, freundlichen Dörfern, Kapellen und Burgtrümmern, ewiger Festtag. Der wunderhafte Uebersprung von Gegenden sanften Idyllenreizes, zur schreckhaftesten Wildniß, bestürmte mich mit Entsetzen und Entzücken. Die Leute, selbst bei Feldarbeiten reinlich, fast sonntäglich gekleidet, gutherzig und einfach, von eigenthümlichen Sitten und Trachten, gaben mir das Bild des glückseligsten Volkes. Und wenn ich in den erhabnen Einöden der Hochalpen, zwischen Wolken, Blumenwiesen und Felsen, über den Ländern der Menschen wandelte: wie verblich mir da die Pygmäenpracht der Paläste, der Kunstprunk der Priestertempel, die armselige Größe der Nationen, dieser vergänglichen Milben des Erdballs! — Da glaubt' ich Gott selber reden zu hören, aus der Majestät seines Wunderreichs; und der Unsichtbare ward mir im Geiste sichtbar; herrlicher, als ihn Moses im Flammenbusch am Horeb, sah.

Besonders noch fesselten die Eigenthümlichkeiten und gesellschaftlichen Zustände der Bewohner von diesen Hochlanden und Thalgebieten meine Aufmerksamkeit. Ich war aber lange Zeit an ihnen irre. Der aus Deutschland mitgebrachte Maßstab, für Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, war hier kaum anzulegen. Anfangs überraschte und ergötzte mich nur, wie es bei den meisten Reisenden der Fall ist, die Mannigfaltigkeit der Bauarten, Nationaltrachten, Bräuche, Religionen, Physiognomien und Mundarten, die von Thal zu Thal andre waren; dann die grellen Verschiedenheiten der Civilisation und Volksfreiheit, in dicht beisammen gelegenen Bezirken. Oft mußt' ich die kindliche Unwissenheit und die seltsamen Vorurtheile der Landleute belächeln; und dann wieder ihren treffenden Mutterwitz und Scharfsinn, in Angelegenheiten bewundern, die in Deutschland gänzlich außer dem Gesichtskreis von Bauern und selbst von vielen Städtern zu liegen pflegten. Die Anhänglichkeit und Treue der Schweizer unter einander in fremden Ländern, wie ihr immerwährender Hader in den Heimathen, sind bekannt. Das Vaterland ist ihnen dabei über Alles theuer; ihr Heimweh ist sprüchwörtlich geworden.

Auch auf der Reise schrieb ich, nach alter Gewohnheit, nieder, theils was ich beobachtete, theils und mehr noch, was ich dabei dachte, oder fühlte. Es sey mir erlaubt, hier eine Anst[illegible] von damals anzuführen, die mir noch heut nicht ganz verfehlt scheint.

„Die Vaterlandsliebe der Schweizer", schrieb ich: „entspringt wohl

offenbar einer andern Quelle, als bei Griechen und Römern der Vorwelt, denen nur Freiheit, Vorrecht und Ruhm, oder Macht ihrer Städte, am höchsten galt; auch wohl einer andern, als in unsern Monarchien, wo Nationalstolz oder gewohnte Verehrung des Throns, häufig mit Vaterlandsliebe verwechselt werden mag. Selbst der Republikanismus bildete jene Liebe der Schweizer schwerlich zu solcher Stärke aus, wie sie jedes Jahrhundert sah. Denn wahrhaftig die politische und bürgerliche Freiheit ist den meisten Einwohnern der Schweiz kümmerlicher zugemessen, als den Unterthanen deutscher Fürsten. In den Hauptstädten wohnen Herren; auf dem Lande aber Heloten."

„In ebenen Ländern, wo, überall hin, Wege und Landstraßen leichten Verkehr nach Nähen und Fernen, und Veränderungen des Aufenthalts befördern, erzeugt die dadurch bewirkte Vermischung der Ansichten, Gewohnheiten und Sitten, unvermerkt eine gewisse Gleichförmigkeit des Volkskarakters und der Lebensart, trotz Ungleichheit des Standes und Reichthums Einzelner. Der Einfluß nämlicher Verwaltungsart und Gesetzgebung für ganze Reiche vergrößert allgemeine Verflachung des Nationallebens."

„Anders ist's in einem Gebirgslande, wie die Schweiz. Hier leben etwa gegen zwei Millionen Seelen, nicht nur durch politische Formen mehrerer Staatsgebiete, wie eigne Völkerschaften, mit besondrer Sprache und Herkunft, getrennt; sondern selbst durch die Natur und Gestaltung des Landes. Bergketten, Gletscher, reißende Ströme, große Seen, lange Winter, scheiden die Nachbarschaften; erschweren Verbindungen, und beschränken die Bewohner der kleinen Städte, Dörfer und Thalschaften nur auf Leben und Umgang unter sich selbst. Seit den Tagen der ersten Ansiedler, sind deren Nachkommen in ihren Ortschaften, durch Blutsverwandtschaft, ungetheilt gebliebene Gemeingüter, und einerlei bürgerliche Nutznießungen, eng verbrüdert. In jedem Dorf, in jedem Städtlein, stellt sich gleichsam nur eine größere Haushaltung heraus, in welcher sich Reich und Arm, von Kindheit auf, kennt und nennt. Wer nicht dazu gehört, und wär' er aus dem nächsten Ort, ist da schon Fremder."

„Von dem, was jenseits des Berges, oder Sees, geschieht, wenig unterrichtet, oder gereizt, kennen die Leute nichts Wichtigeres, als die Ereignisse und Schicksale ihres eignen heimathlichen Thales. Sie kennen sie seit Jahrhunderten. Man erzählt sich von den Vorfahren und weiß oft, wie im alten Testament, die ganze Reihe ihrer Geschlechtsfolge. Jeder Kanton hat da seine besondere Staatsgeschichte; und eben so jede Thalgegend, jede Ortschaft, jede Haushaltung, ihre

besondern Ueberlieferungen aus ältern Zeiten. Es vererben sich da von den Altvordern, Uebungen, Lebensarten, Vorurtheile, Sprachen, Dialekte, sogar die gleichen Taufnamen und Gesichtsähnlichkeiten der Dorfbewohner, wie Grundstücke, Wohnungen, Geräthschaften und Festtagskleider. Daher, bei dieser Vereinzelung aller Theile des Landes, ein starres Festhalten jedes Theils an gewohnter Art und Weise, und an die herkömmlichen Rechtsame. So haben Natur und Schicksal die Schweiz zum verworrensten Föderalismus hingedrängt, in welchem jeder Kanton für sich, abermals ein kleiner Bundesstaat ganz verschieden berechtigter, und verschieden gestitteter Gemeinden und Thäler, geworden ist."

„Aber aus eben dieser Vereinzelung rief hinwieder Bedürfniß, oder vielmehr Gewöhnung, eine ausschließliche Anhänglichkeit des Schweizers am Schweizer, in Tagen der Gefahr, oder des Zusammentreffens im Auslande, hervor. Denn auch das größte Thal scheint wieder gewissermaßen, nur Zubehör zum Eigenthum jeder einzelnen Hütte zu seyn. Hügel und Berge fern und nah, Wälder, Weiden, Felsen, Höfe und Dörfer des landschaftlichen Amphitheaters rings um, sind, was anderswo Bildnisse an den Wänden des Wohnzimmers; beim täglichen Anblick derselben, etwas Vertrautes und Liebes. Es haften an allen diesen Gegenständen allerlei Erinnerungen. Jede Veränderung aber in der Umgegend, wird auch für den Menschen des Gebirgs, wie störende Aenderung im eignen Hause. So dehnt sich die Liebe der väterlichen Heimath wieder zur Liebe des ganzen Thals und dessen Oertlichkeiten aus. Die entlegnern Nachbarn betrachten einander nur, wie entferntere Verwandte, deren Wohnungen sie nicht, aber deren Bergspitzen sie noch sehn. Aus den Gemeindseinrichtungen ist ihre Staatseinrichtung; aus der Heimathsliebe ihre Vaterlandsliebe entsprossen, die, wie selten anderswo, tausend zarte Saugwurzeln in jedes Vorhandene und Gewesene treibt."

---

8. Enttäuschungen.

Am begierigsten war ich, im Lande Wilhelm Tells, die Segensfrüchte der Freiheit kennen zu lernen. Wer kann dies einem Jüngling verargen, der sein eigues Glück nur in eigner Unabhängigkeit, eben so die Entwickelung des menschlichen Geschlechts nur in dessen Leben und Seyn für eine höhere Idee, fand; und dem, aus der Schulzeit noch, die Aristiden und Phocione, die Cincinaten und Gracchen herrlicher strahlten, denn alle Exzellenzen, Eminenzen und mittelalterische Feudalfiguren des Tags. Und ach, wie arg hatte mich die Erwartung betrogen! Im Allgemeinen hatte ich schon ein freieres Volk in den preußischen Staa-

ten gesehn, denn hier in der Schweiz, wo die große Mehrheit der Gesammtbevölkerung in erblicher Dienstbarkeit von reichsstädtischen Patriziaten und Zunftherrn eines Hauptstädtchens, lebte; oder in trauriger Geistesknechtschaft eines gebietrischen Priesterthums. Ich will, um die Größe meiner Bestürzung und Entmuthigung anschaulicher zu machen, nur einige Ereignisse mittheilen, die mich auf meiner Wanderung überraschten.

Eines Tages zog ich von Peterzell mit einer Schaar schwäbischer Wallfahrer beiderlei Geschlechts, die abwechselnd bald Gebete hersagten, bald Späße trieben und Zoten rissen, über Berg und Thal nach Mariä Einsiedeln. Der päpstliche Nuntius, hieß es, werde in dem berühmten Gnadenort des Kantons Schwyz „Firmelung der Kinder verrichten. Das war mir Neues. Wir kamen spät an; und wiewohl der ganze Gnadenort fast nur aus Wirthshäusern bestand, fand ich doch, wegen der außerordentlichen Menge zusammengeströmten Volks, kaum Aufnahme. Ohne Zweifel ward ich für einen gemeinen Pilger gehalten; aber, sobald ich eignes Zimmer, Nachtessen und guten Wein begehrte, vorzugsweise vor den frommen Pilgern bedient. Andern Morgens, nachdem ich den Marktflecken und die Umgegend besichtigt hatte, eilt' ich zum Tempel, und kaufte von Krämern, deren Läden ihn, wie weiland den Tempel von Jerusalem, umzäunten, statt des Gebetbuchs, eine Chronik von Einsiedeln; und, um den Verdacht der Ketzerei abzuwehren, einen Rosenkranz.

Ein ungewohntes Schauspiel begegnete mir beim Eingang in die geräumige Vorhalle. Da lagen, theils mit dem Antlitz auf dem Boden, theils kniend, Büßende oder Betende; die Einen unbeweglich, mit ausgebreiteten Armen; die Andern mit himmelwärts gestreckten Händen, oder mit andächtig zusammengefalteten Fingern, und niedergesunkenen Häuptern. Mir Unerfahrnen ward bei diesem Anblick etwas unheimlich zu Muth; noch mehr, als, beim Eintritt in die weite Kirche, plötzlich die versammelten Tausende, mit den Händen Kreuze schlagend, auf die Knie niederstürzten. Im Hintergrunde schwebten indessen, zwischen Weihrauchwolken, Priester am Hochaltar, und blitzten Waffen knieender Militärs. Ich, mit dem Zeremoniel dieser Art Gottesverehrung unbekannt, that, was ich die Andern thun sah; kniete, wie sie; machte Kreuze, wie sie; aber schlüpfte, in dieser unbequemen Stellung, durch das Gedränge, neugierig zur schwarzen Marmorkapelle des heiligen Meinradus, in der Mitte der Kirche; dann hinein. Das Innere des von Lampen erleuchteten Heiligthums war von Andächtigen gefüllt, die dem wunderthätigen, aber wie es schien, vom Lampenrauch geschwärzten Bilde der Mutter Gottes, Verehrung, oder wirkliche Anbetung, weihten. Dann, nach vollendeten Feierlichkeiten des Tags,

sah ich mit nicht geringerm Erstaunen den triumphartigen Heimzug des Nuntius zum fürstäbtlichen Kloster-Palast, unter Glockengeläut, Kanonendonner und Musik. Man nannte und zeigte mir die Magistrate der Republik, welche das demüthige Gefolge der Priesterschaft bildeten. Ich glaubte eine Ovation der alten römischen Sieger, oder die alte Pracht des Heidenthums, zu erblicken. Festmahle, Saufgelage und Raufereien machten den Beschluß des heil. Tages. Und das war doch Christenthum! das doch ein fünfhundertjähriger Freistaat! Ich verließ halb erschrocken Einsiedeln. Ein geistig-unfreies Volk der reinsten Demokratie ist doch ein blindgebornes im Paradiese.

Wie mich in den katholischen Gegenden häufig rohe Unwissenheit, Arbeitsscheue und Bettelei, neben zahlreichen Festen, Kirchenbesuchen Prozessionen u. s. w. unangenehm berührt hatten, so angenehm begegneten mir hinwieder, in reformirten Landschaften, höherer Wohlstand, Fleiß, Reinlichkeit und Verstandesbildung der Einwohner. Ich lagerte mich, an einem schönen Abend, ermüdet im Schatten eines Obstbaumes am Ufer des Zürichsees, in der Nähe des Dorfes Stäfa. Ein junger Bauer, der vor mir sein Feld umhackte, ließ sich mit mir gefällig ins Gespräch, und, nach vollbrachter Arbeit, lud er mich zu einem Glase Weins, in seinem Hause, ein. Ich schlug's nicht ab, und begleitete ihn. Während er die Kleider änderte und den Wein herbei holte, musterte ich im saubern Zimmer Alles; besonders die auf einem Gesimse stehenden Bücher. Da fand ich, neben Bibel und Gesangbuch, Schriften von Iselin, Wieland, Möser u. a. m. Dies, die lehrreiche Unterhaltung mit dem jungen Landmann, die Anmuth der Gegend, die Bequemlichkeit eines großen Gasthofes und das freundliche Benehmen der Leute bewog mich, einige Tage daselbst zu verweilen. Man besaß hier, und in den benachbarten Dörfern längs dem See, nicht nur Lesegesellschaften, sondern auch ein Liebhabertheater. Shakespeares Romeo und Julie war das letzte der gegebenen Schauspiele gewesen, und auf meinen Wunsch, die Bekanntschaft der ländlichen Julie Capolet anzuknüpfen, ward ich in das Haus eines Herrn Billeter eingeführt.

„Siehe da die Freiheit und ihr göttliches Wirken!" dacht' ich bei mir. Ich segnete das republikanische Zürich. Die stäfaer Julie war eben kein schönes, aber ein geistvolles Mädchen. Ich traf es mit rothgeweinten Augen an, und einen Brief in der Hand. Die Schwester trauerte um einen Bruder, der in der Verbannung, wegen politischer Verbrechen, lebte. Nun erfuhr ich, wovon man bisher nie gesprochen hatte. Die Bewohner des ganzen Landes waren Hörige oder „An-

gehörige der Stadt Zürich; ärmer an Rechten, als eigentliche Unterthanen der Eidsgenossen in deren sogenannten gemeinschaftlichen Vogteien; durften keine Handwerke, kein Gewerbe treiben, als die in Dörfern unentbehrlichsten; keine weltliche oder geistliche Aemter bekleiden, ausgenommen die niedrigsten; denn alle höhern oder einträglichern wurden nur Söhnen der Stadt vorbehalten. Keine Talente, keine Kenntnisse konnten sich Ausnahmen erringen. Der berühmte und gelehrte Arzt Joh. Hotze, weil er nur Sohn eines Landmanns von Richterswyl war, konnte es nicht weiter, als zum Landdoktor bringen*); und sein Bruder Hans Conrad, dessen militärisches Genie ihm in der Heimath schwerlich eine Hauptmannsstelle unter den Milizen erworben hätte, konnte sich nur in Deutschland zum kaiserlich-österreichischen General-Feldmarschalllieutenant aufschwingen. Die Bevölkerung des ganzen Kantons diente zur Bereicherung von etwa 1500 städtischen Haushaltungen. Sogar Handel mit selbstverfertigten Baumwollen- und Seidenfabrikaten, war dem Landmann verboten. Er mußte die rohen Stoffe in der Stadt kaufen; das Gewebe in der Stadt färben lassen und seine Waare wieder an Stadtbürger verkaufen, die damit allein Handel führten.

Man hatte zwar, mehrere Monate vor meiner Ankunft, zufällig eine alte, von sieben Kantonen gewährleistete und besiegelte, aber in Vergessenheit gerathene Urkunde entdeckt, in welcher dem Landvolke ausgedehntere Freiheiten zugesichert waren. Die Leute hatten diese Freiheiten zurückgefordert, und von Gemeinden zu Gemeinden Beitritt zu einer den Gegenstand betreffenden Denkschrift an die Regierung gesammelt. Zwar die noch bestehende Rechtsgültigkeit der Urkunde konnte von keiner Seite abgeläugnet werden. Aber der freudige Lärmen endete in Wehklagen. Denn die Stadt witterte nun Empörung, oder Staatsumwälzung; schickte Truppen in die Dörfer am See. Stäfa ward überfallen, während an einem Sonntagsmorgen die Menschen in der Kirche waren, (es geschah im Juli 1795) und wer sich, für jene Urkunde, besonders thätig bewiesen, ward in die Gefängnisse der Hauptstadt geschleppt, falls er nicht schnell aus dem Lande flüchtete. Keinem der Eingekerkerten konnte ein Empörungsversuch, eine wirkliche Volksaufwiegelung, vielleicht nur Manchem etwa eine unbesonnene Aeußerung, vorgeworfen werden. Aber alle wurden, als Staatsverbrecher, verurtheilt; als Gefangene mißhandelt; Viele mit Stock-

*) Er starb 1801, in freiwilliger Verbannung, zu Frankfurt am Mayn.

schlägen, Verbannungen, Andre mit mehrjähriger oder lebenslänglicher Einsperrung im Zuchthause bestraft. Ein ehrwürdiger Greis, Namens Bodmer von Stäfa, ward sogar auf den Richtplatz geführt; dort das Schwert des Scharfrichters über seinem Kopf geschwungen; dann in den Kerker zurückgebracht, den er bis zum Tode bewohnen sollte*).

Die Leute erzählten mir das, was doch nur erst vor wenigen Monaten geschehn war, mit so rührender Ergebung in ihr Schicksal, daß ich bewegter ward, als sie selber zu seyn schienen. Ich fühlte mich schon halb und halb geneigt, ihnen die feigste Sklavennatur, oder nichts weniger, als Wahrheit und Unschuld, zuzutrauen. Doch in der Stadt Zürich selbst wurde mir das Gehörte bestätigt, von den Einen unter Verwünschung der stolzen „Seebuben", wie man verhöhnend die Leute am See hieß; von einigen Andern aber, mit edelm Unwillen über unkluge Gewaltthat der Regierenden.

9. Ein Winter in Zürich und Bern.

Mein schönes Bild von republikanischer Glückseligkeit, welches ich mit in die Schweiz gebracht hatte, ward durch solche Erfahrungen ziemlich verwischt. Doch machte mir das keine böse Laune. Ich hatte mich schon an Enttäuschungen aller Art gewöhnt; war Fremdling hier; auf Reisen, wollte genießen, und dabei etwas lernen. Auch gab mir die wunderbare Anmuth der Gegenden, das trauliche, offne, kräftige Wesen der Leute, und noch ein Etwas, das ich mir nicht deutlich zu machen wußte, vollen Ersatz für all' jene häßlichen Enttäuschungen.

Der Winter erschien. In Zürich wollt' ich ihn nicht verleben, lieber in Paris, oder in der westlichen Schweiz. Doch hielt ich nicht starrsinnig an meinen Reiseplänen, sondern gönnte dem Zufall auch einige Theilnahme daran; und fuhr dabei gar nicht übel. Ein abgegebener Wechselbrief in Zürich brachte mich unerwartet in Bekanntschaft mit achtungswürdigen Personen. Mein Glücksstern führte mich, ich weiß nicht, wie es kam, ungesucht in freundliche Verhältnisse mit Mehrern. Einer leitete mich immer dem Andern zu. Zuletzt ward ich fast einheimisch. Mir träumte damals nicht, daß die Freundschaften,

*) Bekanntlich aber entließ ihn Zürich im Jahr 1798 wieder, beim Anrücken der Franzosen gegen die Schweiz. Der schöne See, auf welchem der Greis heimgefahren ward im Triumph, glänzte von Freudenfeuern umkränzt, und zitterte unter Jubelgeschrei, Kanonendonner und Glockengeläute der Landschaft.

welche ich hier mit verschiedenen jungen Leuten schloß, für das ganze Leben, und, zum großen Theil, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf beiderseitige Verhältnisse, werden sollten. Ich nenne hier nur Paul Usteri, der nachmals einer der Wiederwecker der Volksfreiheit in seinem Vaterlande geworden ist; Heinrich Pestalozzi, späterhin Veredler des Volksunterrichts; Hans Georg Nägeli, nachher Vater des edlern Volksgesanges, den er zum großartigen Erziehungsmittel erhöhte. Ich sollte mehrere nennen; denn sie alle hatten, durch Läuterung meiner Urtheile, jenen wohlthätigen Einfluß auf mich, den Altersgenossen von reichern Gaben, im Umgang auf einen Lehrling üben, und durch welchen Welt und Leben mir anders, als sonst, entgegentraten.

Auch betagtere Männer würdigten mich ihrer nähern Bekanntschaft. Sie zogen mich in den Kreis ihrer Abendgesellschaften, wo Caspar Hirzel, Verfasser des philosophischen Bauers, der Philolog Hottinger, Leonhard Meister u. a. m. bei Thee und Wein, sich wissenschaftlich unterhielten, und abwechselnd von ihren gelehrten Arbeiten vorlasen. Hier herrschte anderer Geist und Ton, als jener, den ich bisher, unter Schriftstellern und Professoren in Deutschland, gefunden, wo mir literarische Fraubaserei, oder ein übler Duft des Schulstaubes manchmal Herzweh gemacht hatten. Hier lebte der Mann von Wissenschaft nicht bloß als Büchermann, dem man, wie einem Müller, sein Gewerbe ansieht. Er war zugleich Bürger; Theilhaber, nicht bloß zuschauender Theilnehmer, an den Angelegenheiten des Staats; thätiges Glied der öffentlichen Versammlungen, selbst einer oder mehrerer Landesbehörden; vielseitig gebildet und geschäftsgewandt; nicht höher, nicht tiefer stehend, als jeder andre Bürger. Inner den Ringmauern Zürichs wohnte die Republik; staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Liebe und Sorge fürs Vaterland. Hier galt der Mensch ungefähr noch, was er selber, und nicht, was etwa sein Rock, sein Haus, sein Titel werth war. Freilich, jenseits der Mauern, arbeiteten dienstbar die armen Heloten für den Wohlstand der Freien.

Das Labyrinth der Schweizerthäler ist bisweilen nicht so verworren, als das Labyrinth ihrer politischen Zustände; dies Tohu Vabohu von einem halben Hundert kleiner Völkerschaften, mit ihren mancherlei Sprachen, Lebensweisen und Eigenthümlichkeiten, in monarchischen, aristokratischen, demokratischen und hierarchischen Regierungsformen. Jene Greise, jene Jünglinge meines Umgangs reichten mir den ariadnischen Faden, vermittelst dessen ich mich einigermaßen in dem politischen Wirrwarr zurechtfand. — Hinwieder zwei andere junge Männer meiner täglichen Gesellschaft, beide gleich liebenswürdig und geistreich, machten

mich mit Entwickelungsgang und Umschwüngen der französischen Revolution vertrauter, als ich bisher gewesen. Einer derselben hieß Cesar Duchrest; Neffe der bekannten Frau von Genlis. Er hatte unter Dumouriers Fahnen gedient und war mit dem Herzog von Chartres (nachherigem König Louis Philipp, dessen Adjutant er gewesen, in die Schweiz geflüchtet, um dem Fallbeil der Guillotine zu entgehen*). Der Andre war ein Deutscher, Ernst Oelsner, schon damals den Deutschen, durch seine „Briefe aus Paris", nicht unbekannt. Er befand sich nur zum Besuch in der Schweiz. Ich wurde bald engerer Freund mit Letzterem, und mit ihm einig, in Gesellschaft die Reise zur Hauptstadt der großen Republik anzutreten, wohin er zurückkehren wollte. Ich hätte nicht leicht für Paris einen trefflichern Cicerone finden können, als ihn, der dort schon manches Jahr gewohnt, und mit vielen Helden und Schlachtopfern der Staatsumwälzung persönlichen Verkehr gepflogen hatte.

So begleitete ich ihn, inmitten Winters, zuerst gen Bern, wo wir ein Paar Monate verweilten. Die Stadt, ihr Leben, ihr gesellschaftlicher Ton, war wieder von Allem verschieden, was ich vorher gesehn. Ich konnte mich aber nicht so heimathlich in ihr fühlen, wie in Zürich. Es trat mir in ihr ein fremder Geist entgegen, der mich eiskalt anhauchte. Den ersten Eindruck konnt' ich selbst in spätern Zeiten nicht ganz mehr austilgen. Dies Alpen-Venedig, nur in weit reichsstädterischem Zuschnitt, als das Venedig der Lagunen, stand, wie eine Greisen-Gestalt aus frühern Jahrhunderten, vor mir; nur noch von Erinnerungen einer längst entflohenen Kindheit lebend, genährt; der warmen, heitern Gegenwart mehr denn zur Hälfte abgestorben; ohne Auge für sie. Ein stolzes, steifes Wesen der Aristokratie schien den Leuten in allen Gelenken zu liegen, und, ich möchte sagen, sogar im schwerfällig-vornehmen Bau der Häuserreihen von grauem Sandstein, ausgeprägt. Ohne Zweifel spielte die Einbildungskraft mir wieder einen Streich; allein es ließ sich nicht ändern. Oelsner stellte mich seinen Freunden vor. Sie wurden auch die meinigen; so der durch einige Schriftwerke bekannte Professor Ith, der Mathematiker Tralles, Albrecht Rengger, nachmals Minister des Innern, und

*) Als er, während eines Feuerwerks, bei einem Pariser Nationalfest, im Jahr 1800, ein kleines Schiff auf der Seine besteigen wollte, ward er von einem Raketenstock getödtet. Er war kenntnißvoll und tapfer. Dumourier hatte ihn auf dem Schlachtfelde, trotz seiner Jugend, zum Hauptmann ernannt.

Albrecht Stapfer, nachmals Gesandter der helvetischen Republik zu Paris. Ich fand diese und Andre, am gewöhnlichsten, in einer abgeschlossenen Abendgesellschaft beisammen, „Göttinger Leist" genannt. Die meisten Mitglieder des Vereins hatten in Göttingen studiert, und daher rührte wahrscheinlich der Name des „Leistes".

Unter den jungen Patriziern dieses „Leistes" lebt' ich mit keinem freundschaftlicher verbunden, und mit keinem entzweiter in Grundsätzen, als mit einem Herrn von Mutach. In späterer Zeit ward er Kanzler seiner Republik und von Einfluß auf ihr Schicksal. Man nannte ihn nur den Schwarzen, wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe; wie man einst auch Hallern, nicht wegen seines Ruhmes, sondern seiner Gestalt willen, in Bern „den Großen" geheißen hatte. Mutach war sehr einnehmend, kenntnißreich; voll feurigen Ungestüms; aber edelmüthig und jede Faser an ihm reinaristokratisch.

„Sie sollten Schweizer seyn!" sagte er eines Abends in jener Gesellschaft zu mir, als man, beim Glase Weins, Literatur, Politik und Tagesgeschichte verhandelte: „Sie sind kein Mann der Monarchie!" —

„Aber auf dem Sprung, es zu werden", versetzt' ich: „denn in der Schweiz fängt mir die Monarchie an, lieb zu werden."

„Sie kennen uns zu wenig!" entgegnete er: „In Preußen möcht' ich kaum Kronprinz heißen; entweder König dort, oder Bürger von Bern hier!"

„Und ich in Bern weder Patrizier, noch Unterthan; weder Zerstörer noch Entbehrer des Menschenrechts," war meine Antwort.

„Pah!" rief er: „schon wieder la vieille friperie des droits de l'homme!"*)

Das Wort bezeichnete zugleich seine gesammte politische Glaubensgenossenschaft. Die christlichen Adels- und Zunft-Aristokratien der damaligen Schweiz verstanden sich so gut, wie das heidnische Athen und Sparta der Vorwelt, auf die unmenschliche Kunst, das ihnen untergebne Volk in dumpfer Verthierung zu bewahren. Sie wußten, mit gleicher Sorgfalt, Unwissenheit und Armuth bei diesem, wie Kenntniß und Reichthum in ihrer Kaste aufrecht zu halten. Die Hauptstädte

*) Der Kanzler Friedr. von Mutach ward nachher selbst Geschichtschreiber von der Staatsumwälzung und dem Untergang der Oligarchie Berns. Das Werk sollte erst nach seinem Tode öffentlich erscheinen. Bis jetzt geschah es nicht. Als er mich, im Juli 1827, im Bade auf dem Gurnigel besuchte, las er mir mehrere interessante Bruchstücke daraus vor, in welchen er freiern Geist äußerte, als in jener gesellschaftlichen Unterhaltung von 1796.

öffneten nur den eignen Söhnen Gymnasien, Akademien, Bibliotheken und Museen; zogen von ihren Thoren allein Landstraßen bis zur Gebietsgränze; legten das Ersparniß von Staatseinkünften in auswärtige Fonds, oder in den Sarg ihrer Schatzkammer; fütterten ihre eingebornen Familien mit reichen Aemtern und Pfründen, oder halfen ihnen, im Unglück, mit Spenden aus Zunft- und Armengütern, Familienkisten und Fideikommissen, Pensionen und anständigen Asylen. — Außerhalb der Hauptstädte hingegen blieben Schulen verwaist; Vorurtheile begünstigt; Schriften verboten oder unter strenger Censur gehalten; Denkfreiheit im Joch des Glaubens; Handels- und Gewerbsfreiheit in Zunftfesseln; Verbindungsstraßen der Ortschaften unwegsam; Gemeinden von Armentaxen und Bettlern beladen, und die Einnahmen des Landmanns durch mittelbare Abgaben von dessen unentbehrlichsten Bedürfnissen geschwächt.

Aber, und die Geschichte lehrt's, man hält eben so leicht den Gang der Erde durch den Himmel auf, als den Gang der Menschheit zu ihrer Vollendung durch die Gebiete der Gesittung und des Rechts. Geister lassen sich nicht, wie Mumien, gegen die Gewalt der Zeiten einbalsamiren.

---

10. In Paris.

Noch vor Winters Ende begab ich mich in Oelsners Gesellschaft nach Paris, ganz Ungeduld, die Verwandlungen eines großen Reichs, unter dem Panier der Freiheit, zu sehn. Aber unterwegs die elenden Dörfer, die kahlen Felder, die Bauern in Lumpen und Holzschuhen, und zwischen aller Armseligkeit hüben und drüben, da und dort, ein prächtiger Pallast mit hohen Baumgärten und weitläufigen Parks, bildeten den widerlichsten Gegensatz zur anmuthigen Schweiz. „Dies also la belle France?“ sagt' ich. Lachend erwiederte Oelsner: La belle France liegt in Paris; dort eigentlich das Herrnhaus! Vom Rhein bis zu den Pyrenäen dehnt sich nur der weite Hofraum, mit Wirthschaftsgebäuden und Gesinde-Wohnungen der vieille France aus.“

Glücklich in die stolzeste aller europäischen Städte angekommen, und im Hotel La Prime, der großen Kornhalle gegenüber, eingewohnt, ward mein tägliches Treiben ein ununterbrochenes Reisen im ungeheuren Irrgarten von Straßen und Plätzen, durch Kirchen und Palläste, Museen, Bibliotheken, Bildergallerien, Konzerte, Theater und Volksgruppen. Es war zur Zeit der Verschwörung von Babeuf. Oelsner

führte mich in seine Bekanntschaften ein. Ich sage nichts vom heitern, zwanglosen Leben der bessern Gesellschaft, in der man sich, mit liebenswürdigster Gewandtheit, Verbindlichkeiten flüstert; lächelt, witzelt, lobt, lästert; über ein Nichts erstaunt; über Heiligthümer scherzt; im gleichen Augenblick bewundert und vergißt. Das flüchtige, bunte, gesellige Getändel, ich läugn' es nicht, gefiel mir. Die Schaumspeise sättigt zwar nicht; aber schmeichelt den Gaumen. Ich liebte Abwechslung. Einem Neuling, wie mir, war es kein geringer Genuß, im Jahrmarktsgetümmel dieser Mirmidonenwelt, jeden Augenblick einen Scenenwechsel zu sehn; das Gewühl plötzlich mit einsamer Stille zu vertauschen und jedes Gelüst sogleich ohne Mühe zu befriedigen. Zwar wußt' ich wohl, diese Sittenanmuth war nur Firniß; dieser gefällige Leichtsinn hatte auch gefällig beim Blutwerk der Guillotine mit gejauchzt.

Zu Heroen der Revolutions-Tragödie kam ich selten in näheres Verhältniß. Ich suchte sie nicht. Was anders hätten sie mir, als Larve und Domino gezeigt? Selbst Oelsner's Liebling, Sieyes, damals im Rath der Fünfhundert, reizte meine Beachtung nur sehr vorübergehend. Er schien mir, was seine berühmte Schrift: „Qu'est-ce que le tiers état?" Beide wären zu andrer Zeit unbeachtet geblieben; aber das rechte Wort, im rechten Augenblick, machte Mann und Buch bedeutend. Selbst Isnard, ehmaliges Mitglied des Nationalkonvents, zog mich mehr an, als Sieyes. Ich fand in ihm einen Mann von angenehmem Aeußern; einen Franzosen vom Wirbel bis zur Sohle; lebhaft, keck, theatralisch, der zu Allem ein Urtheil, einen Witz, ein beau sentiment brachte. Und doch war's nun derselbe Mann, welcher im südlichen Frankreich terroristischer, als die Terroristen, gegen sie, dem Pöbel zugerufen hatte: „Schlagt sie alle todt! fehlen Euch Waffen, nehmt Keulen; fehlen Keulen, scharrt Knochen Eurer Verwandten aus den Gräbern hervor!"

Der Mann aber, den ich vor allen andern Berühmtheiten, am liebsten und häufigsten besuchte, den ich sogar anfing, zum Vorbild zu wählen, war ein sehr ruhmwürdiger Unberühmter; Deutschlands Diogenes in Paris; ein schlesischer Graf Gustav von Schlabendorf. Er mochte in den Sechszigen seyn; hager, lang, mit ungekämmtem Haar, im abgetragenen Ueberrock von unerkennbar gewordner Urfarbe; einsiedlerisch, am ewigen Kaminfeuer. In einem dunkeln Zimmer, bestäubtes Geräth, Bücher, Schreibereien, Flugblätter durch einander in so gelehrter Unordnung, wie kaum Walter Scott's Alterthümler die seinigen in Ehren hielt.

Und dieser Mann, der alle Phasen der französischen Revolution,

als philosophischer Zuschauer, in Paris durchlebt hatte; nicht der Verfolgung, nicht dem Kerker, kaum dem Beil der Guillotine durch Zufall entkommen war, bewahrte, in ruhiger Höhe über dem Getümmel steigender und stürzender Faktionen, eine Unbefangenheit des Urtheils über Menschen und Begebenheiten der Zeit, als läge ein Jahrtausend zwischen ihnen und ihm. Nur selten verließ er sein „Sanktuarium“; doch blieb er von allen Begebnissen und deren Quellen unterrichtet. Mehrmals fand ich bei ihm Reisende aus allerlei Ländern, Partei-Häuptlinge, Staatsmänner, Gelehrte. Ohne Begehrlichkeit nach Einfluß, hatte er ihn, wie Sokrates, durch belehrende Unterhaltung und genaue Kenntniß der Personen und Umstände. Im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, lebte er kärglich für sich, aber mit fürstlicher Freigebigkeit für Nothleidende. Seine Kenntnißfülle, sein Scharfsinn und Adel der Denkart, erzwangen bald meine Bewunderung und Ehrfurcht. Er nannte mich gern seinen Philosophe pleureur; denn er hatte die Zerrissenheit meines Innern wahrgenommen, und kannte die geheime Wunde so gut, als hätt' er selber ihr Weh empfunden. Er wußte sie in seinen Plaudereien, wie zufällig, mit so großer Sicherheit, und so zarter Berührung, zu treffen, wie der gewandteste Arzt; aber jedes heilende Wort schien von ihm ganz absichtslos hingeworfen.

Der edle Graf gewann unvermerkt über meine Sinnesweise eine Gewalt, die ihm kaum ahnete. Ich besuchte zuletzt fast ihn allein nur und die Gallerie des Louvre, wo mich die Wunderwerke des Meißels und Pinsels Tage lang festzauberten. Denn nirgends noch, hatt' ich, wie hier, die Verklärung der Natur durch Macht des dichtenden Genius, nie das Hochgeistige in Schöpfungen der Malerei und Bildnerkunst, mit solcher Vollendung erblickt. Schlabberndorf und Paris vernichteten meine Träumereien vom republikanischen Leben. Ich hätte fortan ebenso gern, mit Palett und Pinsel in der Hand, unter dem Eisenzepter eines Tyrannen leben können. In den alten Schweizer-Aristokratien hatt' ich nur morsches Formenwerk gesehn, worin sich Eigennutz von Rathsherrn und Bauern, Geistlichen und Laien, neben einander eingenistet hielten; in Frankreich nun ein bloßes Zerrbild des Freistaates, mit Despotismus von oben und Anarchie von unten. Die Ueberschriften der öffentlichen Gebäude verspotteten ironisch, mit ellenlangen Buchstaben, den Zustand der Weltstadt. „Liberté, Egalité“, las man aller Orten; doch grinseten drohend daneben die ausgestrichnen Worte: „ou la mort“, durch darüber gepinselten Kienruß. Selbst „Freiheit und Gleichheit“ wurden neben Ehren- und Schutzwachen zu Pferd und zu Fuß, und Kanonieren mit brennenden Lunten

bei ihren Feuerschlünden vor den Pforten des Direktorialpallastes, zur schreienden Lüge. Ich sehnte mich bald von Herzen hinweg aus der Stadt voll glänzenden Elends und elenden Glanzes.

Der Wunsch ward noch ernster, als ich eines Morgens im Garten der Tuillerien, umspielt vom jungen Grün und von Frühblüten des Lenzes, allein saß. Mich überfiel Heimweh nach dem Friedensreich der Alpen, wo der Mensch, wenn auch noch roh und unbeholfen, doch wahr und einfach wohnt, vom prachtvollen Gotteswerk der Natur umringt, statt von zierlich prunkenden Menschenhöhlen, die man Pallaste nennt.

Dem stillen Zuge der Ueberlegungen mich hingebend, rief's in mir: „Auf, auf, nach Rom!“ — Und dann kam's zu etwa folgendem Selbstgespräch: „Und nach Jahr und Tag in Rom, wenn der Großtheil des väterlichen Erbes verzehrt sein wird: wohin dann weiter? Zurück, gen Frankfurt? oder gen Magdeburg? Um eine Ministergnade betteln?“ — Der Gedanke erregte mir Frösteln. — „Wenn aber das nicht, was Anders? Fünf und zwanzig alt, und noch ohne Beruf und Gewerbe! Statt dessen planloses Umherfahren in der Welt. Es muß ändern! Ich kann arm und doch reich seyn, wie der Einsiedler Schlaberndorf; ruhmlos auch Ruhmwerthes leisten, wie er. Nur erst einen festen Wohnsitz gewählt, gleichviel wo? und einen Beruf, gleichviel welchen!“ —

Da gedacht ich der Stunde beim Denkmal des Herzogs Leopold, wo ich mit Freund Schäffer, vom Oberdamm, den jubelnden Handwerksburschen nachseufzte. — „Warum ward ich nicht damals schon ihres Gleichen? Was hindert's, heut es zu sein? Ich ziehe gen Rom; studiere die Werke der Meister. Ich kann Künstler, zuletzt auch nur Flachmaler werden, oder gar Dorfschulmeister; kann mir noch eine Hütte, ein Stück Feldes dazu in einem Alpenthale des schönen Glarnerländchens kaufen, und wohlthätig für die Welt, ganz vergessen von ihr, leben!“ — Und wie ich's dachte, ließ meine dienstfertige Einbildungskraft sofort die bescheidne Hütte des umbüschten Felswinkels, die umzäunte Wiese, das Gärtchen mit Blumen und Gemüsen, in sonnenheller Zukunft vor mir schweben.

Ich sprang auf. Ich verweilte nicht länger in Paris, als eben nöthig, eine auserlesene Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, zum Behuf der künftigen Künstlerwerkstatt, zusammenzukaufen. Ich bekam solche Schätze wohlfeilen Preises, weil man sie wahrscheinlich noch wohlfeiler aus geplünderten Schlössern erworben haben mochte. Dann rief ich Freunden und Bekannten mein Lebewohl, packte ein,

und eilte, statt dem südlichen Frankreich, wie mein erster Plan gewesen, nun den Schweizergränzen zu, um noch einige demokratische Hirtenländer zu mustern, und mir vorläufig den bewußten Felsenwinkel zu suchen.

Man mag immerhin den unverbesserlichen Schwärmer und seinen raschen Sinneswechsel belächeln. Er athmete ja noch in der Aprilzeit seines Lebens, wo Sonnenglanz und Schneegestöber, Ungewitter und Blütenregen, jählings einander folgen und vorübergehn.

---

11. Der unterbrochene Wanderplan.

Erst wieder in Bern ward Rasttag gehalten. Von hier aus waren noch einige Abstecher in die benachbarten Kantone und besonders in die Thäler des bernischen Oberlandes, zu machen. Dazu konnten einige Wochen genügen; dann nach Italien! Ich nahm deßhalb keine Privatwohnung, sondern blieb im Gasthof zum Falken. Hier hatt' ich an der Wirthstafel, gleich zum ersten Male, einen alten, süßlichen Bernerherrn zum Tischnachbar, der mächtig nach Salben roch. Im höflichen Geschwätz mit ihm ward er nach und nach so zutraulich, und liebkosend, daß ich fast glauben mußte, ich habe sein Herz erobert. Der unerwünschten Zärtlichkeiten los zu werden, macht' ich mir das Vergnügen, seine Schmeicheleien mit den lächerlichsten Lobspenden seiner Person zu vergelten. Mein Amoroso ließ sich die Weihrauchwolken gefallen, in denen er eher hätte ersticken können.

Uns gegenüber saß ein junger, kräftiger Mann; ein hübscher Blondin von etwa dreißig Jahren; der meine Bosheit merkte; sich in's Gespräch mischte und bald, in gleich muthwilligem Geiste, Partei mit mir gegen den Wohlriechenden machte. Mein Liebhaber, entzückt von den Blumen, die wir ihm streuten, ließ fremde Weine auftischen, bis wir des Lachens und Trinkens müde waren. Dann nahm mich der Blondin beim Arm. Wir schwärmten fröhlich und müßig durch die Arkaden und vor den Thoren der Stadt; wetteiferten in Witzen und tollen Einfällen, und gewannen einander dabei so lieb, daß wir die Unzertrennlichen wurden.

Wie diesen Tag, ging's noch fünf bis sechs andre. Unser Amphytrion war so unermüdlich, Huldigungen zu empfangen, und die köstlichsten Weine zu spenden, wie wir unserseits in neuen Schwänken. Endlich erschien die Abschiedsstunde für mich und meinen blonden Bundesgenossen. Bei den letzten Gläsern Champagners fiel uns endlich auch bei, einander um unsre Namen zu fragen. Mein Mann hieß

Aloys. Reding. Er war von Schwyz; gewesener Hauptmann in einem spanischen Schweizerregiment; und lebte nun im väterlichen Hause. Wir gelobten uns Freundschaft. Ich versprach ihm, auf der Reise nach Italien, meinen Besuch. Daß unser beider Schicksal dereinst noch so seltsam in einander verflochten werden sollte, kam freilich keinem von uns zu Sinn.

Nun begannen meine Ausflüge. Sie nahmen widerwärtiges Ende. Ein dreitägiges Wechselfieber warf mich auf's Krankenbett. Ich sah mich gezwungen, Zimmer im Hause eines betagten Architekten Sprüngli zu miethen, und da ein volles Vierteljahr zu verweilen. Vermuthlich hatt' ich meine Plage in der Sumpfluft des Seelandes, oder der Kanäle von Neuchatel und Murten, aufgelesen. Mein freundlicher Aeskulap, Rengger, Mitglied des erwähnten Göttingerleistes, verschwendete seine Kunst lange vergebens; bis ihm eine gespensterhafte Erscheinung zu Hülfe kam, die mich jählings und gänzlich heilte.

Ich lag nämlich, nach einem heftigen Fieberanfall, in jener süßen Ermattung aller Kräfte, welche, wie Lebensauflösung, dem Geist nur noch behagliches Umherschweben in leichten, zusammenhangslosen Träumereien übrig läßt. Es war Mitternacht. Da fühlt' ich, durch die geschlossenen Augenlieder, ein sonderbares, blendendes Licht. Ich blickte auf und sah vor meinem Bett eine fremde, ehrwürdige Matrone, in blutrothem Gewand; ein rothes Tuch um die grauen Haare geschlungen; eine antike römische Lampe in der Linken emporgehoben; in der Rechten eine Krücke. Sie stand stumm und unbeweglich, gespensterhaft da. Ich schloß müde die Augen, und gleichgültig genug; meynte, nur das Fieber wolle mich mit einer seiner Phantasmagorien unterhalten, die, wenn ich nach einer Weile die Augen aufschlüge, ganz anders gestaltet, mich umgaukeln würde. Ich blickte wirklich noch einmal hin, und sah, wie sich die nämliche Figur näher drängte; sich über mich beugen wollte. Schweigend, doch neugierig betrachtete ich das Phantom. Aber es öffnete den Mund; nannte mit hohler, gebrochner Grabesstimme meinen Namen und fragte, was ich fordre? Jede Sylbe schlug erschütternd in all' meine Nerven. Für ein Fiebergespinnst war mir das zu stark. Ich fuhr, mit dem derbsten Fluch des Entsetzens, empor und rief: „Wer seyd Ihr?“ Nun vernahm ich, sie sey die Gattin des Architekten; habe geglaubt, ich läute nach Bedienung und sey von den Schläfern nicht gehört. Ich hatte die gute Frau nie gesehn, weil sie, mit gebrochenem Bein, bettlägrig gewesen. Von Stund an war ich genesen.

Sobald sich, unter liebreicher Pflege von den Töchtern des Hauses,

die Kräfte verjüngt hatten; übergab ich das Reisegepäck einem Spediteur, um es nach Chur, in Graubünden, zu befördern; ich selbst trat mit dem Wanderstab, ohne Zögern, den Kreuz- und Querzug durch Berge und Thäler an. Die reine Himmelsluft der Höhen durchfloß mich erquickend, wie ein Seelenbad. Ich feierte droben wieder, zwischen Alpengrün und Gletscherfilber, meine schönsten Andachtsstunden; und gelobte feierlich, das Daseyn hochmenschlich, wie Schlaberndorf, in Selbstverläugnung und Vielthätigkeit für Andrer Wohl, zu adeln. Ueberall auf der Wanderung lächelte mich Glück an. In Luzern hielt mich nicht nur die Wunderpracht des zwischen den ewigen Pyramiden des Pilatus und Rigi ausgespannten Sees, sondern auch ein Kreis vortrefflicher, wissenschaftlicher Männer fest, von welchen mir ein Abbé Koch und der Stadtpfarrer Thaddäus Müller, der Dichter, bleibende Freunde wurden. Aus ihren Umarmungen kam ich zu den Ufern Unterwaldens, welches mich im Schatten seiner Gebirge und, zwischen tiefgrünen Matten, malerisch umhergestreuten Hütten, Kapellen und Fruchtbäumen, wie ein Elysium der Seligen umfing. Auch herrschte weit umher im Lande jene festliche Stille, wie sie, nach Sage der Dichter, im schönen Reich der Schatten walten mag. Ich wagte nicht, sie durch Jauchzen oder Gesang zu entweihn, worin ich sonst gern dem frohen Herzen Luft zu machen pflegte. Von da wandt' ich mich wieder zum See und hinüber gen Schwyz, um dort noch einmal meinen Blondin von Bern zu sehn.

Sein Vater, ein majestätischer Greis, seine Schwestern, er selbst, empfingen mich mit Güte und Freudigkeit; nicht wie einen Fremdling, sondern gleich einem erwarteten lieben Bekannten. Sie wußten durch ihren Aloys schon von mir. Hier war das Urbild eines schönen, häuslichen Seyns Wirklichkeit. Alle Hausgenossen schienen gegenseitig ihr Lebensglück, im Lebensglück der Andern, aufgelöst zu haben. Und mit welcher zärtlichen Liebe und Ehrfurcht umringte man den hohen Greis, aus dessen Mienen jeder dessen Gedanken zu lesen suchte, eh' er sie noch sprach! Gleich fern von kleinstädtischer Steifheit, oder großstädtischer Herzlosigkeit, oder großthuerischer Fabrikanten-Glanzsucht, fand sich hier alterthümliche Einfalt und patriarchalische Sitte, mit feiner Bildung und Lebensweise gepaart, wie ich noch nirgends gefunden. Ein junger, zierlicher, geistlicher Herr, von Unterwalden, Namens Abbé Joseph Buesinger, befand sich zugleich mit mir, als Besucher, im gastfreundlichen Hause. Er war sehr wissenschaftlich (späterhin ward er Geschichtschreiber seines heimathlichen Kantons); belebenden Umgangs und angebornen Edelsinns. Wenige Tage reichten

hin, mit Bueſinger, Reding und mir, ein Kleeblatt zu ſchaffen, ein immergrünendes, bis es ſpät der Tod zerriß.

Und durch des Urilandes wilde Pracht und durch die klöſterliche Stille des Hochthales von Urſeren am St. Gotthards-Berge, ſtieg ich zur Oberalp hinauf. Dann lag jenſeits derſelben ein weiter Abgrund vor mir, in grüner Finſterniß, umzogen von hohen Felſenthürmen, Firnenſchnee und ſchwarzen Schlünden; öde, wie Trümmer einer zermalmten Welt. Es war der Eingang des Bündnerlandes. Mit angenehmem Grauſen ſtieg ich die ſtumme Wildniß von Selva und Rueras nieder.

Da ſtand ich jählings in ein unbekanntes Zeitalter verzaubert, in welchem Kunſt, Wiſſenſchaft und Lebensbequemlichkeit noch unerfundene Dinge waren. Ich ſtand unter Nachkömmlingen von alten Galen, oder jenen Rhätiern, die vor zweitauſend Jahren ein Krieg hieher verſchlagen hatte aus den Gefilden Etruriens. Sie hatten noch die klangreiche thuscifche Sprache; die rauhe Bedürfnißloſigkeit und Derbheit der Menſchen aus den Tagen des ältern Römerkönigs Tarquinius; und von Schickſalen und Zuſtänden des übrigen Europa's ſo wenig Kunde, als Europa vom Vorhandenſeyn dieſer Galenkinder. Die nahe Abtei Diſentis ſchien ſich, ſeit Jahrhunderten, keines andern Verdienſtes um ſie erfreun zu können, als, an die Stätte von den alten Götteraltären der Lucumonen, das Kreuz des Chriſtenthumes, aufgepflanzt zu haben.

Mir gefiel es, in dieſer Urwelt ein Paar Tage zu wohnen, weil ſie mir neu war. Ein halbnackter, rieſiger Mann, dem zum Herkules nur Löwenhaut und Keule fehlten, ward, in ſeiner Hütte, von rohbehauenen Stämmen der Lärchtanne, mein Wirth und Dolmetſch. Aus fremden Kriegsdienſten hatte er noch Bruchſtücke deutſcher und franzöſiſcher Sprache bewahrt. Tags über durchſtreift' ich mit ihm die Berg-Umgebung; Abends ließ ich mich, vor ſeiner Thür, von Alten und Jungen beiderlei Geſchlechts, die mich ſchweigend umringten, neugierig bewundern. Indeſſen mußt' ich mir doch ſelber geſtehn, daß ich leider ſchon zu ſehr vereuropäert ſey, um jemals der Lebensart eines rouſſeau'ſchen Naturmenſchen Geſchmack abgewinnen zu können. Ich ward froh, meine gutmüthigen Halbwilden in ihrem Gebiete tobender Waldſtröme, verwitterter Felsgipfel und Lauinenſpuren zu verlaſſen, und die erſten Wahrzeichen milderer Geſittung wieder zu begrüßen.

In Chur, Hauptſtadt der drei ewigen Bünde im hohen Rhätien, wollt' ich keinen Tag zögern, ſondern ſogleich mit der Poſt über den Splügen nach Mailand und Florenz. Allein da waren Koffer und

Gepäck noch nicht von Bern eingetroffen. Es mußte nachgesehen, umhergeschrieben werden; und ich mich bequemen, bis zur Ankunft der Habseligkeiten, geduldig auszuharren. Dieser scheinbar unbedeutende Zufall gab aber nicht nur meinen Reiseentwürfen, sondern meinem ganzen Lebensschicksal sehr unerwartete Wendung.

Aus langer Weile nämlich macht' ich vom gewöhnlichen Vorrecht der Reisenden Gebrauch, und besuchte, auf Gerathewohl, ein Paar Männer in Chur; die einzigen, welche mir dem Namen nach bekannt waren; den Dichter Salis-Seewis und den Direktor Nesemann. Deutschland singt noch heut die Lieder des ersten, die so gemüthvoll und einfach sind, wie er selbst war. Das Andenken des Andern lebt noch jetzt in den Thälern Graubündens geehrt. Er stammte aus der Nachbarschaft von Magdeburg her, und stand, obwohl hochbejahrt, mit jugendlicher Kraft, einer Lehr- und Erziehungsanstalt, als Direktor vor. Es war dies dieselbe Anstalt, welche einst, unter dem Namen eines Philantropins zu Marschlins, durch den Doktor Bahrdt gewisse Berühmtheit erworben hatte; und nun im Schlosse der Herrschaft Reichenau, den Namen eines Seminars führt, aber wie ich hörte, ihrem Untergang entgegeneilte*). Es befanden sich daselbst kaum noch fünfzehn Schüler mit fünf Lehrern, unter Nesemanns Leitung. Wirklicher Eigenthümer des Ganzen war das damalige Haupt des Freistaats, der Standespräsident Joh. Baptista von Tscharner; ein Mann von nicht gemeinen Eigenschaften des Geistes und Herzens.

Der ehrwürdige Nesemann bewies mir besondre, fast auffallende Theilnahme; Anfangs vielleicht aus landsmännischer Zuneigung; dann vielleicht wegen meiner freimüthigen Aeußerungen über Schulwesen und Volkserziehung, die mit seinen Ansichten und Erfahrungen im Einklang standen. In Ueberschätzung meines Werthes, verlangte er sogar Rath: wie dem Reichenauer Seminar, dieser damals einzigen höhern

*) Es war eben hier, wo der Herzog von Chartres Schutz und Zuflucht gefunden hatte, als er Ende Oktobers 1793, ermüdet, geldlos, Reisebündel auf dem Rücken, unter dem Namen eines Monsieur Chabos, von Languedoc, sich dem Präsidenten von Tscharner und Nesemann entdeckt hatte. Sein Geheimniß besser zu bewahren, gab man ihm den Titel eines Lehrers der Mathematik und der französischen Sprache; doch stellte man ihm frei, zu unterrichten, wann es ihm gefiel. Was ihm, was seinen geächteten Verwandten die Schweiz in den Tagen der Noth und Verbannung geleistet hatte, war freilich vergessen, als die Juliuswoche von 1830 den Monsieur Chabos auf den Thron des Königs der Franzosen hob.

Unterrichtsanstalt Graubündens, und der angränzenden Kantone, aufzuhelfen sey? Um mir aber möglichste Klarheit über die bestehenden Verhältnisse zu geben, führte er mich beim Standespräsidenten von Tscharner ein, der auf seinem Landgute zu Jenins von Staatsgeschäften ruhte. In Erwartung meines Reisegepäckes, ließ ich mir die Lustfahrt behagen.

Beide Männer legten mir, mit der vertraulichsten Offenheit, den ökonomischen Zustand, und den Grund vom Verfall einer Anstalt, vor, welche sowohl durch Tüchtigkeit ihrer Lehrer*), als weil sie weit umher die Einzige ihrer Art war, blühender zu seyn verdient hätte. Ihr Verderben war aus dem Verderben der innern Staatsverhältnisse entsprungen, welche, wie seit Jahrhunderten, auch jetzt noch, durch Parteien zerrüttet wurden. An der Spitze der einen Partei, der jetzt herrschenden, standen die Häuser Tscharner, Planta und Bawier, an der Spitze der andern, die in den rhätischen Thälern weit verbreiteten, reichbegüterten Familien von Salis, deren bisheriges Haupt, der bekannte Minister von Salis-Marschlins, aus dem Lande verbannt, lebte. Jene, mit demokratisch-freisinnigen Grundsätzen, neigten sich mehr den Interessen Frankreichs, diese hinwieder, mit aristokratischen Bestrebungen, den Interessen Oesterreichs zu; und ihre Rache gegen jene, lag auch schwer auf dem Seminar der Herrschaft zu Reichenau. Die Lehranstalt konnte nicht wieder gedeihn, so lange sie Tscharners Eigenthum war, und nicht ganz unabhängig von jeder politischen Faktion, dastand. Ihm diese Stellung zu geben, glaubte man eben mich besonders geeignet. Tscharner erbot sich, mir das Institut eigenthümlich abzutreten, und bat mich, die Reise nach Italien fahren zu lassen.

Ein Antrag der Art, den man einem Fremdling, einem jungen Mann machte, welchen man kaum seit acht Tagen kannte, war allerdings überraschend genug; mir etwas anlockend zwar, aber auch etwas verdächtig. Freilich, die Herrschaft Reichenau, an deren Spitze der Standespräsident von Tscharner stand, wagte dabei nicht viel. Das dortige Seminar war ohnehin seiner Auflösung gewiß; konnte aber, durch sein Wiederaufblühn, die Einkünfte der Herrschaft und des Güter-

*) Unter denselben befand sich auch der durch einige Schriften bekannte gelehrte Professor Affsprung, welcher den Unterricht in lateinischer und griechischer Sprache ertheilte; und der Mathematiker Bartels, von Braunschweig, welcher im J. 1836, als russischer Staatsrath und Professor der Mathematik an der Universität Dorpat, gestorben ist.

ertrags erhöhn. Ich aber mußte von meinem Vermögen einen guten Theil auf das ungewisseste Spiel setzen. Behutsamkeit war hier räthlich. Bevor ich mich entschied, wollt' ich das Gesammtverhältniß der Umstände schärfer und näher durchschaun.

Den Männern, die mir mit so vieler Güte und Offenheit entgegengekommen waren, antwortete ich mit gleicher Offenheit. Ich erbot mich, den Winter in Graubünden zuzubringen; unterdessen in Reichenau einige Unterrichtsstunden zu geben, und mich über die Lage der Dinge aufzuklären. Man fand dies billig. Ich verließ Chur und begab mich nach Reichenau. Von hier aus unterließ ich nicht, auch den Angesehensten der salischen Partei, Tscharners Feinden, meine Besuche abzustatten, und mir ihren Rath zu erbitten. Sie empfingen mich zuvorkommender, als ich erwarten durfte; verhießen meinem Unternehmen thätigen Beistand, sobald das Seminar nicht mehr Tscharners Eigenthum seyn würde. Sie ermunterten mich zur Uebernahme, weil es zum Vortheil vieler Familien sey, die jetzt gezwungen wären, ihren Söhnen eigene Hauslehrer zu halten; und ließen sogar durchblicken, daß ich früher oder später die Anstalt wohl in das Schloß Rietberg, im Domleschger Thal, verlegen könnte, welches man mir, sammt Gütern, im billigsten Preis käuflich, oder zum Lehen, geben würde.

Dies war mir genug. Ich unterzeichnete (am 9. Dezembers 1796) wirklich den Pachtvertrag über einen Theil der Gebäude und Güter von Reichenau; ließ vorsichtig aber auch den Standespräsidenten von Tscharner, in einem geheimen Artikel, um ein Drittel des Gewinns und Schadens vom Institut einstehn, während ich, weil ich gleich andern Professoren Unterricht geben würde, einen Gehalt von 800 Gulden vorausnahm. Dann ordnete ich rüstig die Einrichtung vom Haushalt, und vom Gang des Unterrichts, nach meinem Sinn, und ließ alsbald Ankündigungen der wiedergebornen Lehr- und Erziehungs-Anstalt im Druck durch alle Welt fliegen.

Der Erfolg übertraf bald meine Hoffnungen. Binnen wenigen Monaten wuchs die Zahl der Zöglinge im Pensionat aus allen Gegenden Bündens und der übrigen Schweiz. Nach Verfluß eines Jahrs war sie über siebenzig gestiegen.

---

18. Das Seminar von Reichenau.

So hatte denn meine Wanderschaft, durch ein seltsames und ganz angenehmes Abenteuer, sehr unvermuthet die Endschaft erreicht. Die Hand eines fahrlässigen Spediteurs hatte, ihm unbewußt, die Schick-

falswürfel über mein Leben geworfen. Fahre wohl nun, dachte ich, Florenz und Rom, Palett und Pinsel! Mir ist ja ein Schulmeisterthum geworden; ein schöneres, denn ich gewünscht; mir nun ein Gebirgswinkel im freien Lande, und ein prachtvollerer, als ich ihn mir, im Garten der Tuilerien, einst vorgegaukelt hatte. Das geräumige Schloß, mit seinen Nebengebäuden, nur zwei Wegstunden von Chur, dehnte sich vor einem breiten Garten aus, hinter dessen Terrassen Vorder- und Hinterrhein schäumend an Felsen zusammenstürzten. Rechts leuchtete, nachbarlich von einer Höhe, der weiße Kirchthurm des Dörfleins Tamins. An beiden Rheinufern, unter Wiesengrün und Lärchtannen, erhob sich das Gelände in schöner Wildheit, bis zu den Felsenkämmen der Maliner-, der Kunkels- und Calanda-Alpen; während, zum entfernten Gebirgsknoten des Gotthards hin, Hügel über Hügel, Berge über Berge, zu den Zinnen des ewigen Schnees hinaufschwollen.

Und mit wahrer Begeisterung betrat ich fortan die glanzlose Dornenbahn des Schulmanns, die mir von jeher ehrwürdige, auf welcher bessere Zeitalter der Menschheit vorbereitet werden. Wer zum Beruf der Jugendbildung die Weihe aus den Händen der Natur empfing, und diesen Beruf, bei Undank und Verachtung, mit Selbstaufopferung und Inbrunst lieben kann: dem wird auch der Schulstaub zum Heiligenschimmer.

Nicht bloß solche Ueberzeugungen, sondern der bloße Anblick meiner Zöglinge spornte mich zur lebendigsten Thätigkeit für sie. Ich sah in ihnen meine kindliche Verwaistheit wieder; Geschöpfe, so gut als elternlos, in die Fremde hinausgethan, wo sie kein Vater- und Mutterherz mehr fanden, sondern bloße Aufseher, Lehrmeister, Abwärter. Auch die vorzüglichsten Pensions-, Erziehungs- und Waisenanstalten bleiben immerdar nur sogenannte nothwendige Uebel, mangelhafte Ersatzmittel des Vaterhauses; unnatürliche Zustände für Kinder, welche den Traulichkeiten und Theilnahmen an Lust und Leid, und allen Reizen des Familienlebens, entzogen stehn. Eben deswegen ging ich mit wehmüthiger Liebe an diese Pflegesöhne. Ich bemitleidete in ihnen meine eigne Kindheit; ward willig ihr Vertrauter; ihr Spielgenoß, Erfinder ihrer Belustigungen und Leibesübungen; ihr Begleiter auf allen Wegen; ihr Schutzgeist, der sie warnte, tröstete, ermunterte. Alljährlich machte ich ziemlich weite Ausflüge mit den Erwachsenen durch die Bündnerthäler, in die Ebenen der Lombardie und in schweizerische Landschaften.

Doch mit heimlicher Beschämung nahm ich abermals meine Unwissenheit im Wissenswürdigsten wahr; nämlich in dem, wonach Alle fragten, und ich selbst, als Kind, zuerst und, gleich ihnen, vergebens gefragt hatte. Ich wußte weder die Steine am Boden, noch die schön-

sten Gestirne des Nachthimmels, noch die gemeinsten Pflanzen des Feldes und Waldes zu nennen. Ich befand mich also, mit der Masse unserer pädagogischen Miethlinge und Schulmeister, ungefähr in gleichem Fall. Trotz deren orientalischer, griechischer und lateinischer Gelahrtheit, wissen sie doch kaum Namen alltäglicher Dinge, von denen sie umringt sind. Sie kennen Alles, nur die Wirklichkeit nicht, die vor ihnen liegt. Man kennt aber nur, was man auch nennen mag. So mußt' ich wiederum Schüler werden mit meinen Schülern; und überall war für uns Schule. Nebenbei auch macht' ich die Erfahrung, daß ein Erzieher, im Umgang mit Kindern, mehr von ihnen lernt, als sie von ihm.

Meine damalige Ansicht vom Erziehungswesen ist bis heut ziemlich dieselbe geblieben. Ich verstand kindliches Leben und Weben, Fühlen und Urtheilen, aus Erinnerungen an die eigne Knabenzeit. Menschenkenntniß gewinnt man nicht vom Sehen der Menschen, sondern vom Sehen seines Selbstes. Mich hatte niemand erzogen; aber das Schicksal hatte Hand angelegt.

Der sechsundzwanzigjährige Jüngling, an der Spitze einer ansehnlichen Erziehungs- und Lehranstalt, war noch jetzt nichts anders, als der ausgewachsene Knabe von ehmals; noch immer der sonstige Fremdling auf Erden, dem, im Nebelreich zwischen Vergangenheit und Zukunft, das Ideal des Wahren und Heiligen der feste Nordstern geblieben; der Fremdling, welcher sich unmöglich vor Götzen beugen konnte, vor denen eine irre Menschenmenge kniet; der, in der Menschen Jagen nach Ruhm, Geld und Gewalt, Seelenkrankheit oder Verstandesverrückung sah. Nur in vielartigem, vielseitigem Wirken und Schaffen des Guten und Nützlichen lag mir höchster Genuß; und im liebenden, weisen Wirken weset ja Gott selbst. Daß nichts mir Leidenschaft werde, dem hatt' ich aber schon früh angestrebt. Ich wollte, schon als Jüngling, gern einen Gleichmuth, eine Seelenruhe behaupten, die dem Greise ohne Mühe, als Mitgift des Alters, gehört. Was hier vielleicht wie eine Art Eigenlobes klingt, war, in der That, nicht einmal bei mir Tugend, sondern nur nothwendiges Ergebniß der Zucht, die ich durchs Schicksal empfangen hatte. Es läßt sich leicht denken, daß diese Gesinnungsart nicht ohne Einfluß auf das Behandeln meiner Zöglinge war.

Von Einrichtungen, welche ich dem Seminar Reichenau gab, berühr' ich nur Weniges, insofern es mich selber zeichnet.

Knaben, auf Rosenbetten verzärtelt, liegen gewöhnlich, als Greise, auf Dornen. Darum leitete ich die mir Anvertrauten allmälig zum

freiwilligen Entbehren und zur Selbstabhärtung. Sie sollten sich üben, unabhängig von dem zu werden, wovon der große Haufe abhängig zu seyn pflegt. Lehr- und Arbeitsstunden waren nicht unterhaltendes Spiel, sondern ernste Anstrengung und Mühe. Doch weder Fleiß, noch sittsames Betragen, wurden belohnt, oder beehrt. Es ist Versündigung an der kindlichen Natur, statt in ihr Sinn des Rechten und Wahren, den Ehrgeiz des Thiers, aufzuwecken. Charlatanerie feierlicher Schulprüfungen ward verbannt. Man lernt in ihnen nur den Werth des Lehrers, nicht des Schülers, kennen. In der geräumigen Schloßkapelle ward Sonntags die jugendliche Gemeinde zur Gottesverehrung versammelt. Ich betrat die Kanzel, und stellte die kleinen Ergebnisse der Woche dem Licht der Religion gegenüber, daß sich das Erfahrene zum Heiligungsmittel der jugendlichen Gemüther verwandle.

Zu den Spielen gehörte auch Aufführung, aus dem Stegreif, von dramatisirten Sprüchwörtern; denn Fertigkeit im Ausdruck, Geistesgegenwart und äußerlicher Anstand, sind dem republikanischen Bürger wesentlich nöthig. Ich entwarf Folge und Zusammenhang der Scenen. Den Spielern blieb deren Ausfüllung mit Wort und Handlung überlassen. Das Seminar besaß sein eignes, niedliches Theater.

Mehr aber, als nur Spiel, ward ein wöchentliches Sittengericht, in welchem die Zöglinge selbst Richter über sich wurden; sich aus ihrer Mitte Präsidenten und Sekretär ernannten, und ihre Klagen oder Vertheidigungen selber vortrugen, oder durch erwählte Redner vortragen ließen. Richter waren alle; doch mußte der Urtheilsspruch von anwesenden Lehrern bestätigt, meistens gemildert werden. Am schwersten ward Heuchelei und Lüge verpönt. Urtheilskraft, Rednergabe und sittliche Selbstbewachung der jungen Leute gewannen dabei; aber noch größern Gewinn gewährte dies Tribunal dem Erzieher, durch Enthüllung dessen, was im Verborgnen geschehn konnte, und oft unvermuthet zu Tage kam. Es ist auch dem wachsamsten Auge unmöglich, das heimliche Treiben und Sinnen jedes Einzelnen der kleinen Schlauköpfe, besonders sobald ihrer mehrere sind, zu verfolgen. Und doch ist's eben nur, wenn sie sich unbelauscht wissen, in Spielen, Gesprächen und Gezänken, daß sich ihre Gemüthsart frei und ohne Scheu aufdeckt, und ihre sittlichen, oder unsittlichen Neigungen den stärksten Entwickelungsreiz und die entschiednere Richtung annehmen.

13. Reformator und Republikaner.

Es ist nicht leicht zu sagen, wie wunderfreundlich mich im stillen, schönen Reichenau Welt und Leben ansprachen. Mir war, als fing ich eigentlich jetzt erst an zu leben; als hätt' ich bisher nur ein pflanzenhaftes Daseyn geführt; nur mit allen Sinnen Nahrung eingesogen, ohne dafür nährende Frucht zurückzugeben; nur genossen und empfangen, ohne Rückwirkung und Gegenleistung; nur gezehrt vom Thun der Andern, bei Büchern und auf Reisen, ohne eignes Eingreifen in den Gang der Umstände. Jetzt erst fühlt' ich mich in meinem Elemente schwimmen, wo ich mich selbstthätig, vielthätig nach allen Richtungen regen und bewegen konnte. Neben den reichhaltigen Geschäften des Erziehers, des Lehrers, des Predigers (auch in der Stadt Chur betrat ich zuweilen die Kanzel zur Unterstützung des mir befreundeten Stadtpfarrers Bawier), hatt' ich die vormals nie gekannten Sorgen einer sehr weitläufigen Haushaltung übernommen. Briefwechsel, Rechnungen, Besuche, und andre Dinge, die den Geschäftsmann oft zur Unzeit plagen, fehlten nicht. Aber das that mir kein Genüge. Ich zog von Zeit zu Zeit mit meinen erwachsenen Zöglingen aus, das wenig bekannte, ungeheure Netz in einander verstrickter Thäler Graubündens zu durchwandern, und mit Sitten, Bildungszuständen, häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen eines Volkes vertrauter zu werden, unter welchem ich bleiben sollte. Welch' ein weites, unangebautes Feld erblickt' ich, wo es der Mühe werth war, Hand an den Pflug zu legen!

Anfangs zu meiner eigenen Belehrung, dann zum Unterricht im Seminar, dann zum Unterricht des ganzen Volks über seine ältern und neuern Schicksale, und wie das Gegenwärtige aus dem Vergangenen geworden, sammelte ich ältere und neuere Werke und Handschriften, und entwarf daraus ein Bild vom Lebenslaufe des Volks. Weil noch keine zusammenhängende, vollständige Landesgeschichte vorhanden war, konnte auch das Unvollkommene schon einigen Dienst leisten. Ich ließ die Arbeit drucken*). Mit allen ihren Mängeln erschien sie dennoch willkommen; und dies beruhigte mich über mein erstes Wagstück.

Ich ging an ein zweites, an ein größeres und folgenreicheres. Ich nahm mir vor, für das unglaublich verwahrloste, verwilderte Volksschulwesen des Landes, Besseres anzubahnen. Fürwahr, kein leichtes Unterfangen für einen Privatmann, für einen Fremdling. Aber der

*) Die „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien," erlebte mehrere Auflagen und Uebersetzungen ins Italienische und Französische.

Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht; und lange sann' ich, wo beginnen und wie? Meine Kräfte waren beschränkt. Noch fehlte fast Alles, um solch ein Werk einzuleiten.

Es bestand dafür nicht einmal eine eigne Staatsbehörde. Jeder Gemeinde war anheimgestellt, zu thun, was ihr in dieser Angelegenheit beliebte. Dem Landmann aber lag blutwenig daran, daß seine Kinder mehr lernten, als für Haus und Stall nöthig seyn konnte; den Magnaten in den Dörfern wenig an besserer Einsicht der Bauern. Vieler Orten hatte man nur Winterschulen; vieler Orten nicht einmal diese. Viehhirten und Sennen genossen höhern Lohn, denn Schulmeister. Diese selbst waren meistens bildungslose Menschen. Daher herrschte in der Mehrheit des Volks, bei gesundem Menschenverstand und einer gewissen Verschmitztheit im Tagesverkehr, bodenloser Aberglaube aus Unwissenheit; gedankenloses Christenthum aus Gewohnheit; rohes Treiben aus Herkommen, und, selbst neben Wohlstand, Schmutz und Aermlichkeit, aus träger Unbeholfenheit. Niemand aber bildet sich mehr auf sein Wissen ein, als der Unwissende; und glaubt alles besser zu verstehn, als der Unverständige. Wer hier den Reformator spielen wollte, mußte gar leise und linde auftreten. Denn unter geistig vernachlässigten Menschen, zumal in einer Demokratie, reicht schon das geringste Geräusch von Neuerung hin, einen Abscheu der blinden Menge gegen den Neurer, nebst dem eifersüchtigen Argwohn der Herrschsüchtigen, gegen den Aufklärer in Harnisch zu jagen. — An bessere Bildung von Schullehrern war nicht zu denken. Wer, wenn nicht der brodloseste, hätte sich zur Schulmeisterei hergegeben?

Einstweilen blieb das Gerathenste, in die Dörfer nur ein kleines Schulbuch einzuschmuggeln, welches den Leuten wenig, oder auch gar nichts kostete; ein Büchlein, das Schulmeistern reichern Lehrstoff, Kindern, und durch sie den Eltern, wenigstens allgemeine Kunde vom Wissenswürdigsten geben konnte. Ich machte mich an den Versuch. Es fehlten mir in diesen Verhältnissen das zweckmäßigste und unschuldigste Mittel. Voraus setzt' ich einen bündigen Katechismus, dessen dogmatischen Theil ich den damaligen Dekanen zur Prüfung, oder zum Beweis seiner unbefleckten Rechtgläubigkeit, übersandte; dann abgesondert folgte die Moral; und nach dieser eine Art Weltbeschreibung, als Haupttheil des Ganzen, welches mit einer Geschichte des Vaterlandes schloß. Ich ließ das Büchlein auf meine Kosten drucken und schenkt' es dem Buchdrucker, daß er es aufs wohlfeilste hingebe. Ich bewog einige würdige, Einfluß besitzende Männer verschiedener Landesgegenden, ihre Namen, als Unterzeichner, beizufügen, und dann Exemplare in

den Schulen ihrer Thäler auszutheilen. Alles gelang nach Wunsch. Die Dörfer nahmen das Buch. Ein Kinderfreund im Schamser-Thale, Pfarrer Conradi zu Andeer, übersetzte es in die romanische Sprache. Ja, ich vernahm sogar, daß es da und hier zuweilen von einem rhätischen Dorf-Demosthenes der Landsgemeinden, als Zeugniß vaterländischer Geschichten, angerufen werde.

Das brachte dem werdenden Reformator manche heimlichfrohe Stunde. Er kam bald in Ruf überschwänglicher Gelahrtheit. Man legte Werth auf seine Worte; auf seinen Aufenthalt in Bünden. Am Vorabend seines achtundzwanzigsten Geburtstages ward ihm ein großbesiegeltes Schreiben vom „Standespräsidenten und Landtage gemeiner drei Bünde" übergeben, worin ihm die „von den ehrsamen Räthen und Gemeinden" zuerkannte Schenkung des Staatsbürgerrechts verkündigt ward; eine seltene Gabe, welche, im Lauf des Jahrhunderts, nur einem Einzigen vor ihm gewährt, und sonst weder erbittlich noch erkäuflich war. Seine Freude, sich von einem neuen Vaterlande umarmt zu sehn, mußte um so größer werden, weil beide politische Parteien für ihn gesprochen, und beide ihm davon nichts hatten vorauswissen lassen. Auch trübte diese Freude selbst der Gedanke nicht, daß beide ihn vielleicht nicht so sehr für die Republick, als für ihre Partei-Interessen zu gewinnen und zu benutzen hofften.

Bald darauf bot mir auch die Stadt Chur ihr Bürgerrecht, aber unter Bedingung, mein Seminar in die Hauptstadt zu verlegen. Ein Geschenk, für das Zahlung verlangt ward, konnte mich eben nicht freuen. Ich lehnte es ab. Erquicklicher aber ward mir, fast zur nämlichen Zeit, der Ruf zur Rückkehr in die ältere Heimath und zur Uebernehmung einer außerordentlichen Professur in Frankfurt an der Oder. Irwing und Steinbart hatten dort noch ihres jungen Freundes gedacht. Aber, wie hätt' ich nun meinen weiten Spielraum, welchen eine Republik thatsüchtigen Kräften darbot, gegen den engen Platz innerhalb eines Universitäts-Katheders austauschen mögen! Ich begehrte kein schöneres Loos aus der Urne des Verhängnisses für meine Zukunft; war auch schon mit dem Leben des wunderschönen Hochlandes zu innig verwachsen, in welchem ich Achtung und Freundschaft trefflicher Menschen, kindliche Liebe von Pflegesöhnen, und täglichen Umgang mit wissenschaftlichen Männern genoß, wie mit Tschatner, wie mit Salis, dem Dichter, und dem Stadtpfarrer Bawier von Chur, oder dem kernguten, genialen Bartels, und dem besten Pädagogen, den ich je gekannt, dem ehrwürdigen Nesemann, welchen ich sogar meinem Vorbilde Schlabendorf, ohne Scheu, zur Seite stellte.

Auch fehlte in Reichenau nicht Gesellschaft liebenswürdiger Frauen. Eine derselben, Rosalie, war Schwester des französischen Minister-Residenten Comeyras*). Dieser bewohnte einen hintern Flügel des Schlosses. Obgleich ein finster-stolzer, in sich verschlossener Mensch, hatte er sich, fast glaub' ich wider eignen Grundsatz und Willen, mir so sehr zugewöhnt, daß er mich nicht von sich lassen wollte, als ihn das französische Vollziehungsdirektorium zum Regierungskommissär in den jonischen Inseln ernannte. Ich sollte, meynte er, im Lande der alten Phokäer, Wiederhersteller der Wissenschaften und Künste werden. Aber auch die glänzendsten Bedingungen konnten mich nicht verführen, die wilde Lieblichkeit Graubündens mit den weiland gepriesenen Gärten des Alcinous umzuwechseln.

Nein, ich fühlte mich zu glücklich unter den Freunden der Nähe und Ferne, die in Zürich, Bern, Luzern wohnten, und mit denen brieflich Plaudereien mich für das Entbehren ihrer Gegenwart entschädigten. Doch bereiteten sie mir auch zuweilen Festtage durch persönliches Erscheinen. Selbst mein Blondin, Reding, kam zu mir; und öfter noch der seelenvolle Dichter und Maler Karl Graß**), welcher damals im reizenden Thale Domleschg lebte, oder Tomiliska, wie es Johannes Müller von Schaffhausen lieber nannte.

Dann und wann schlich auch, doch immer seltner, der ungebetene böse Geist noch in mein Paradies, und trachtete, mit alter Schlangenlist, mich zur Näscherei vom Baum der Erkenntniß des Unerforschbaren zu verlocken. Ich haßt' ihn und konnt' ihn doch nicht auf immer verbannen. Er preßte mir nur den paulinischen Seufzer ab: „Unser Wissen ist Stückwerk!“ oder Salomo's Klage: „Alles ist eitel!“ Indessen waren seine Heimsuchungen nie von anhaltender Dauer. Der Geschäfte drängten sich zu viel zwischen ihm und mir. Jugendmuth,

*) Comeyras war im Jahr 1790 Mitglied der Räthe des Herzogs von Orleans gewesen, und hatte, als Orleans, wegen der Mördereien vom 6. Augusts in Versailles, vor dem Chatelet angeklagt worden war, dessen Vertheidigung mitgeführt. Auf Bonaparte's Empfehlung, wurde er von seiner diplomatischen Stelle in Graubünden hinweg, als Regierungs-Commissär nach Corfu gesandt, erkrankte aber unterwegs und gelangte nicht dahin.

*) Karl Graß, aus Liefland, dessen Gedichte in Deutschland freundliche Aufnahme empfingen, lebte damals im Domleschgerthal und beschäftigte sich mit Zeichnungen von Gebirgslandschaften. Er begab sich nachher gen Rom; vermählte sich mit einer Römerin, die ihn in einer Krankheit verpflegt hatte, und starb daselbst.

Gefühl inwohnender Kraft und Willensfestigkeit, verliehn die besten Schutz- und Trutz-Waffen wider ihn. Und raunte mir der ewige Quäler unversehens, zuweilen sogar inmitten meiner schönsten Stunden, die Verführerfrage ins Ohr: „Woher und warum dies Gaukelspiel des Daseyns zwischen Wiege und Grab? dies Wissen und Nirgends-Gewahren des Unbedingten im Endlichen? des Heiligen in der thierartigen Menschheit? des Gottes ohne Beweis?“ so gab ich ihm den Abschied mit der herkömmlichen Antwort: „Mir Alles einerlei! Ich will den Traum des Daseyns austräumen, so gut ich kann. Fehlt der Schlüssel zum Räthsel überall: so wird im Tode endlich auch das Räthsel selbst fehlen. Und wäre das Weltall ohne seinen Gott, so will ich der Gott meines Weltalls seyn, und, als vergänglicher Gott im Vergänglichen, göttlich zu wirken streben.“ — Dabei blieb's; und Grundlage meiner Lebensweisheit blieb: „Das Treiben unterm Monde schön zu finden, thut man wohl, es immer ein wenig durch die Brille der Fantasie und des Gefühls anzuschaun. Um den Glauben an die Menschheit nicht zu verlieren, thut man wohl, jeden für so gut zu halten, oder für besser, als er scheinen will; aber sich ihm so wenig hinzugeben, als wär er schlimmer, denn er vielleicht seyn mag. So wird man aus Liebe für ihn Alles thun; aber Nichts von seiner Liebe erwarten!“ Und bei dieser Art praktischer Philosophie ließ ich's bewenden, und nicht zu meinem Schaden.

14. Der Sturm droht.

Während dieses vergnüglichen viel-regen Lebens hatt' ich an den außerordentlichen Ereignissen, welche damals den Welttheil erschütterten, ungefähr so viel Antheil genommen, wie jeder friedliche Ehrenmann, der im Lehnstuhl bequemlich die jüngste Zeitung durchblättert, und dann wieder ruhig seiner eigenen Sache nachgeht. Thronen werden gebrochen, neue aufgerichtet; Schlachtfelder mit Blut geröthet; Städte niedergebrannt; blühende Länder geplündert, verödet, zerstückelt, — Alles zu seiner flüchtigen Unterhaltung. Selbst Bonaparte's zermalmender Siegesgang durch den Garten Italiens, und dann seine romantische Heldenfahrt ins Land der alten Pharaonen, galt mir kaum mehr, als jedes andre Futter müßiger Neugier. Den Faden der Tagsgeschichte selbst zu verlieren wäre mir damals Unmöglichkeit gewesen. Was öffentliche Blätter nicht gaben, lieferten Schweizerfreunde in ihren Briefen: oder Unterhaltungen mit Bündner Geschäftsmännern. Auch der neue Minister-Resident Frankreichs, Florent Guiot, wohnte,

wie sein Vorgänger Comeyras, in Reichenau, und trug mir fleißig die neuesten Neuigkeiten zu. Er war ein geselliger, gutmüthiger Mann, von vieler Kenntniß; vormals Mitglied im Rath der Fünfhundert zu Paris, und vielleicht dazu tauglicher gewesen, denn zur Rolle des Diplomaten. Für diese mangelte ihm durchaus Gewandtheit und Kunst, den Sinn Andrer zu errathen, und den eignen unerrathbar zu machen. Er war zu ehrlich. Ich hätte aus ihm lieber meinen Freund, als meinen Kundschafter gemacht. Von Zeit zu Zeit erwies mir auch der österreichische Minister bei der Republik der drei Bünde, Baron von Crouthal, die Ehre seines Besuchs; vermuthlich nicht sowohl des Vergnügens willen, mich zu sehn, als vielmehr mich zu hören, weil ich mit seinem diplomatischen Gegenfüßler in täglichem Verkehr stand. Aus ihm hätt' ich lieber meinen Kundschafter, als meinen Freund gemacht; doch auch zu jenem fehlte ihm noch, ich sag' es zu seinem Lobe, die unentbehrliche Gelenkigkeit.

Während ich in friedlicher Sicherheit die Gunst der Augenblicke genoß, vernahm man aber schon aus der Ferne dumpfes Tosen eines Sturms, der wetterschnell heran eilte, und jählings um mich her Alles zerschmetterte. Das französische Vollziehungsdirektorium, im Gefühl seiner Uebermacht neben Oesterreichs Erschöpfung, und im Stolz seines Uebermuthes, hatte sich in die Zwiste des Berner Patriziats mit dessen Unterthanen im Waatlande gemengt; dann, zur Ermuthigung und Unterstützung von diesen, ein Truppenkorps längs den Ufern des Genfersees aufgestellt.

Dies war Friedensbruch; oder vielmehr schon Kriegsausbruch. Bern rief die zwölf andern Kantone, seine Bundesgenossen, zum Beistand. Die einen rüsteten; die andern nahmen Bedenkzeit; oder hofften ohne Theilnahme davon zu kommen. Es gab schon keine Eidsgenossenschaft mehr.

Die Schweiz stand da, ein verdorrtes, politisches Gewächs des Mittelalters; ohne nationale Einheit; ohne gemeinsames Haupt; ohne festen Verband ihrer einzelnen kleinen Staaten; ohne Eintracht der Regierungen mit den Regierten; — das Ganze ein planlos zusammengenestetes Gemenge kleiner Städte, Abteien und Ländchen, die gegen einander in spießbürgerlicher Majestät eifersüchtelten. Die Schweiz hatte daher, im Gefühl der Ohnmacht, zur Ermordung ihrer Kinder in den Tuilerien geschwiegen; geschlafen, als die verbündeten Mächte zum erstenmale siegreich über den Rhein gezogen waren; selbst, als Frankreich, keck oder frech, Genf und Biel und Pruntrut von Helvetien, endlich Valtelin, Chiavenna und Bormio vom bundesverwandten Rhätien losgerissen hatte.

Jetzt, nun die übrigen Mächte Europens besiegt, oder gelähmt, Waffenruhe hielten, war sie zum Untergang vollkommen reif; auch wenn sie der französischen Republik sogar an Land und Leuten gleich oder überlegen gewesen wäre. Sie stellte den anrückenden kriegsgewandten Schaaren Frankreichs nicht einmal ein Bundesheer unter gemeinschaftlichem Oberbefehl entgegen; sondern fast jeder Kanton meynte, — so unglaublich groß war die Unwissenheit! — sich ganz allein, mit zusammengerafftter, übelgerüsteter, ungeübter Mannschaft, hinlänglich vertheidigen zu können.

So stürzte, in heilloser Verwirrung, einzeln Kanton um Kanton zusammen; der eine durch verlorne Treffen, der andre durch Aufstand seiner Hörigen und Unterthanen. Einzelne Völkerschaften heldlesen immer noch angeflammten, wenn auch vergeblichen Muth; die Regierungen nur unentschlossene Feigheit oder unzeitigen Stolz; einzelne noch Willen, ehrenvoll unterzugehen. Schlag um Schlag erfolgte. Freiburg und Solothurn fielen ohne Schwertstreich; Bern nach kurzem Kampf. Die Hälfte der Eidsgenossenschaft lag schon unterjocht, ehe die andre zum Widerstand bereit war. Aloys Reding stand jetzt an der Spitze seiner schwyzerischen Landwehrmänner. Ich erbot mich, unter seiner Fahne zu dienen gegen die völkerrechtsmörderischen Räuberbataillone Frankreichs. Er antwortete mir zu spät und klagend*), als sein Kanton, nach ruhmvoller, aber eitler Gegenwehr, des Siegers Beute geworden.

Nun sah ich die furchtbare Gewißheit entschieden vor mir, daß auch der Freistaat des rhätischen Hochlandes in den Abgrund des großen Verderbens werde niedergerissen werden, obgleich Bünden nicht mit der Eidsgenossenschaft, sondern nur mit Wallis, Bern und Zürich, durch halbvergessene Verträge, verknüpft lebte. Wirklich hatten die Bündner das Schicksal der Schweiz, wie das jeden fremden Landes, ruhig angesehen, ohne wedet Hülfe für jene, noch Schutz für sich selber nöthig zu finden. Die politischen Faktionen des Landes, rastlos beschäftigt, sich gegenseitig den Boden zu unterwühlen, sannen nur darauf, aus dem Unglück der Nachbaren, Unglück für ihre innern Gegner hervorzurufen. Schon stand Rhätien in der Verfassung einer neuen helvetischen Republik, als Bestandtheil aufgeführt; und wirklich hatte das Vollziehungsdirektorium dieser kaum gebornen helvetischen Republik schon (im April 1798) Graubünden zur Vereinigung mit sich eingeladen. Aber die aristokratisch gesinnte Partei erwartete Oesterreichs kräftigen Beistand für sich; und hinwieder die freisinnige, oder patriotische, wie sie sich nannte,

*) Sein Brief vom 25. Juni 1798 befindet sich im 1. Band der „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung," abgedruckt.

Frankreichs Gunst. Denn der französische Minister-Resident Guiot hatte erklärt, Frankreich werde Bündens Selbstständigkeit ehren.

Als aber drohend österreichische Kriegsvölker im Tyrol und Vorarlberg anzogen, und der Baron von Cronthal verkündete, sein Hof werde in Bünden keine gewaltthätige Staatsveränderung dulden; als anderseits, von der Schweiz her, französische Brigaden heranrückten, und die helvetische Regierung dann ihre Einladung zum andernmal bestimmter wiederholte, Graubünden solle sich der Schweiz anschließen; als nun auch Florent Guiot diese Einladung dringend empfahl, fast gebot: da erkannte man erst mit Entsetzen die allgemeine, nahe Gefahr. Unruhe erwachte in allen Thälern; Sorge um das eigne Loos in allen Häusern. Furcht und Schrecken, wohin man sah. Die Eltern riefen ängstlich ihre Söhne von Reichenau zurück. Die Lehrer baten um Entlassung. Ich war damit gezwungen, das Seminar einstweilen und ebenso die Haushaltung aufzulösen, welche täglich für ungefähr hundert Personen geschäftig gewesen war. Bald stand ich fast allein da.

Der plötzliche Stillstand des Lebens um mich her; das todtenhafte Schweigen der weiland vom Getümmel einer fröhlichen Jugend schallenden Säle, Zimmer, Gärten und Höfe berührte mich widerwärtiger, als die Ungewißheit der Zukunft. Doch hoffte ich baldige Wiederherstellung der Anstalt, wenn das Volk einmal, in seinen Landsgemeinden, die Lehensfrage entschieden haben würde: ob Vereinigung mit der Schweiz, oder nicht? Der Kampf der Faktionen ward aber immer offner und stürmischer für das Eine, wie das Andre geführt.

In Reichenau versammelten sich öfter, denn sonst, die Häuptlinge der patriotischen Partei, berathend mit Florent Guiot. Auch mich beriefen sie in ihren Kreis. Sie kannten meine Liebe für Volksfreiheit, obgleich es nicht mehr die schwärmerische der ersten Jünglingstage war. Ich, geschäftslos, und Bürger der Republik, hatte keinen Grund, ferner die bisherige strenge Enthaltsamkeit von öffentlichen Händeln zu bewahren, trat bei, und um so lieber, weil jene Männer sehr gemäßigte, politische Gesinnungen äußerten. Sie wollten zwar eine Vereinigung mit Helvetien nicht geradezu ablehnen, aber, erst nach Herstellung des allgemeinen europäischen Friedens verwirklichen lassen; oder, wäre dies unausführbar, nur unter Bedingung, daß Bünden von französischen Truppen verschont, und in seinem Eigenthum gesichert bleibe. Man befürchtete eben so sehr Willkür und Räuberei der neurepublikanischen Helden, als hinwieder, unter Oesterreichs Auspicien, ewigen Verlust der Freiheit, des alten Venedigs Loos. Ich rieth, diesen Vorschlag in allen Gemeinden durch eine volksverständ-

liche Flugschrift zu verbreiten. Man fand das zweckmäßig. Ich mußte den Aufsatz verfertigen. Man ließ ihn drucken und ausstreuen. Ich meynte, als freier Mann und Bürger, Pflichtmäßiges gethan zu haben. Aber ich hatte mit meiner Schrift unwissend Oel in die Glut geschüttet. Die Flammen schlugen auf und drohten, den armen Autor selbst zu verzehren. Nun Günstling der einen, nun Abscheu der andern Partei geworden, ward er in Zeitungen und Pamphleten Gegenstand ihres Lobes oder Hohns. Eins, wie das Andre kam mir so unvermuthet, als unverdient. Ich kannte den Wahnsinn des Parteihasses noch nicht in der Wirklichkeit; nur bisher aus Büchern.

Die seit Jahr und Tag unterlegen gewesene aristokratische Partei gewann in allen Thälern großen Anhang. Ein Volk, das von Dorf zu Dorf örtlicher Souveränetätsrechte, und von Mann zu Mann einer persönlichen Freiheit gewohnt war, nur derjenigen unter den Stämmen der Indianer ähnlich, konnte leicht überredet werden, fest an den hundertjährigen Zuständen zu halten, und sich im Nothfall sogar unter die Fittige des doppelköpfigen Adlers zu flüchten.

---

15. Ein Geächteter.

Der Tag der Entscheidung kam, an welchem Rhätien über die Wünsche Frankreichs und der Schweiz Entscheidung auszusprechen hatte. Es war der 19. Juli 1798. Ich zweifelte keinen Augenblick, der Spruch des Volks werde dem kleinen, wehrlosen Freistaat, an dessen Gränze zwei einander feindselige Armeen schlagfertig standen, wenigstens zu fernern Unterhandlungen Frist zu gewinnen suchen, und behutsam jede Beleidigung, einer oder der andern eifersüchtigen Nachbarmächte, vermeiden. Ich betrog mich. Die große Mehrheit der Gemeinden verwarf schlechthin und unbedingt den Anschluß an die helvetische Republik, in fester Zuversicht auf Oesterreichs Schirm und auf Stärke der Gebirgspässe des eignen Landes. Ich erschrack vor der gefahrvollen Unbesonnenheit; glaubte jedoch das Spiel nun vorläufig abgethan; mich mit meiner unbedeutenden Person gehorsam in den Willen des souveränen Volks fügen zu sollen, und sein unausweichliches Verhängniß fortan mit ihm theilen zu müssen. Allein ich war von neuem Irrthum befangen.

Jener folgenschwere Schritt, zu dem man die Bevölkerung verleitet hatte, war das Werk der sogenannten aristokratischen Partei gewesen, und diese, von nun an triumphirende Siegerin über die patriotische, die ihrer Rache anheim gefallen war. Alsbald ward die Regierung, welche bis dahin, unter dem Namen des landtäglichen Aus-

schusses, bestanden war, aufgelöst und die von drei Bundeshäuptern hergestellt, ganz im Sinn und Interesse Oesterreichs. Dann begann Verfolgung gegen jeden Andersgesinnten. Wer gestimmt hatte, Bünden nicht von der Schweiz zu trennen, hieß Landesverräther und Franzose; stand schutzlos, den Mißhandlungen seiner Gegner preisgegeben. Familien erhoben sich nun feindselig gegen Familien; Gemeinden gegen Gemeinden. Viele der achtbarsten Männer, sonst in der Volksgunst Gefeierte, waren nun, vor der Wuth des fanatisirten Pöbels, ihres Lebens nicht mehr geborgen, waren gezwungen, als Geächtete, auf Schweizerboden zu flüchten. Ich vernahm mit Erstaunen, sogar der Standespräsident von Tscharner, seiner Aemter und Würden verlustig, habe sich über den Rhein gerettet; sogar der stille, harmlose Dichter Salis-Seewis, weil seine Ueberzeugungen nicht im Einklang mit denen der übrigen Salis gewesen, habe, sein junges, schönes Weib am Arm, Haus und Hof verlassen müssen; sey, in mondheller Nacht, über die Kunkelser Alpen geflüchtet, verfolgt von bewaffneten Bauern, die ihm noch über die Gränze einen Flintenschuß nachgeschickt hätten.

Bei meiner politischen Unwichtigkeit hielt ich mich, inmitten der wilden Bewegungen, vollkommen sicher. Ich benutzte also meine Muße zu naturgeschichtlichen Studien, und that Ausflüge in das naheliegende Gebirg, von denen ich nie ohne reiche Ausbeute von Pflanzen, Steinen und Insekten aller Gattung heimkehrte. Ueber Gähren und Treiben der Menschen empfing ich von Zeit zu Zeit von Chur Nachrichten durch den ehrwürdigen Nesemann, der höchst eingezogen und schüchtern bei den Seinigen lebte, und sich nicht über die Gränzen der Stadt hinaustraute. Dieser freundliche Greis schien um mich fast mehr, als um sich selbst besorgt. Er warnte wiederholt in Briefen, mich nicht in die Nähe des Dorfes Ems zu wagen, wo man schon Andre festgehalten hätte, im Glauben, mich gefangen zu haben; ich sey nirgends geschützt, als im engen Raum der Herrschaft Reichenau, dem Sitz der französischen Gesandtschaft. — Aber in diesen Raum mich einbannen zu lassen, hatt' ich durchaus keine Lust; nannte die Warnungen des guten Mannes nur Wirkung übermäßiger Aengstlichkeit, und setzte unbesorgt meine Lustwanderungen fort. Doch mied ich, auf seinen Rath, das verdächtige Dorf Ems.

Längs dem linken Rheinufer verfolgt' ich meinen Spaziergang eines Tages bis zum Schlosse Haldenstein, der Stadt Chur gegenüber, am Fuße des Calanda-Berges gelegen. Hier verweilte noch mein Freund, der Professor Bartels. Mit ihm verlebt' ich da einen fröhlichen Tag in Gesellschaft der schönen Baronin Salis-Haldenstein und ihrer jungen Freundinnen. Wir sangen, spielten, erzählten,

scherzten, bis der Abend kam. Dann begleiteten mich Alle auf dem Rückweg bis zu einem Hügel, wo wir uns, bei Wein und Früchten, der schönsten Aussicht auf das Thal freuten.

Erst in der letzten Abenddämerung kam ich von da nach Reichenau zurück; denn ich war an den Gebirgshalden des Calanda gemächlich, unbekümmert um Weg und Steg, den Sommerkindern der Waldflora nachgegangen. Im Schloßhofe hatte sich aber die gesammte Einwohnerschaft von Reichenau versammelt. Man stürzte mir mit frohem Geschrei entgegen, und umringte mich mit hundert Fragen, wie ich den Mördern entkommen sey? Ein Eilbote der Baronin hatte von Haldenstein schreckliche Botschaften gebracht. Er überreichte mir einen Brief von Bartels. Die flüchtig und mit zitternder Hand hingeworfenen Schriftzüge sagten: „Trifft Sie der Bote noch unverletzt: so melden Sie es sogleich und nur mit einem Wort. Wir sind in der größten Angst. Als wir, nach unsrer Trennung, von der Waldhöhe herabstiegen, kamen uns Untervatzer Bauern entgegen, die Flinten hatten und nach Ihnen fragten. Man sagt, es sey ein Preis auf Ihren Kopf gesetzt. Wir redeten den Kerlen umsonst zu, umzukehren. Sie liefen Ihnen fluchend und schwörend nach. Die Fräuleins schrieen und baten; die Baronin war der Ohnmacht nahe. Leben Sie noch, so retten Sie sich."

Die unschuldigen Kinder der Waldflora hatten also mich, dem nichts von Gefahr ahnete, vor den Halbwilden des Gebirgs geschützt. „Integer vitæ, scelerisque purus non eget Mauris jaculis! sagt' ich lachend zu Florent Guiot. Er aber schüttelte bedenklich den Kopf; rieth ernstlich, den Worten des Freundes Bartels zu folgen; mahnte mich sogar ab, seine Abreise zu erwarten, um unter seinem Schutz vor Angriffen geschirmt zu seyn. Denn, würde er, als Gesandter, in der allgemeinen Volksaufregung, meinetwillen beleidigt: könnte es dem Lande die schwersten Folgen bringen.

Ich sah, es blieb nichts übrig, als mein Heil ebenfalls in der Flucht zu suchen, wie Andre. Ich war, wie sie, geächtet, und mir doch keines Vergehens bewußt. Gleichviel! Ich traf in den paar folgenden Tagen die letzten nothwendigen Anordnungen und packte das Unentbehrlichste für längern Aufenthalt in einem Exil ein, von dem ich noch nicht wußte, wo ich es finden würde.

Revolutions-Jahre.

Da unten braust mit Sturmwuth jetzt der Kampf.
Einander gegenüber seh' ich wehn
Der Freiheit und der Zwingherrschaft Panier!
Schaun will das große Schauspiel ich von hier,
Und betend aufwärts wenden meinen Geist.
— — — — — —
Unfreies Leben schlimmer ist's, denn Tod.

Heinr. v. Ampringen.

1. Ins Exil.

In der Frühe eines Sommermorgens, es war der 9. Augusts 1798, schwamm ich auf breitem Holzfloß, von Reichenau, den Rheinstrom hinab, der hier, jung und wild, noch kein Schiff auf seinen Wellen duldet. Zu beiden Seiten flogen die Massen des Hochgebirgs mit ihren Eiskronen, Wäldern, Dörfern und Burgtrümmern traumartig vorüber und gesellten sich zu dem, was, als Vergangenheit, hinter mir, mit so vielem Schönen verschwand, was ich gefunden, geschaffen, mühsam gebaut und nun, vielleicht auf immer, verloren hatte. Ich schwamm einer Zukunft entgegegen, deren düstern Hintergrund nur Kriegswetter durchblitzten.

Indem ich auf dem Reisekoffer dasaß, von des Floßes leicht zusammengeflochtnen Baumstämmen getragen; mir selbst überlassen; vertrieben; vogelfrei in dem Lande, welches mich erst zu seinem Kinde angenommen hatte, wandelte mich, statt der Betrübniß, ein toller Kitzel des Lachens an. Um von den ehrlichen Schiffern nicht für närrisch gehalten zu werden, mengt' ich lustige Einfälle in unsre Gespräche. Hier war nichts weniger, als ein Lachen der Verzweiflung, was in meiner Lage, vielleicht manch Anderer ausgestoßen hätte. Nein, die Kreuz- und Quersprünge, Küsse und Tücke des Schicksals, welches mir erst Alles gegeben, nun, wie ein launisches, eigenwilliges Kind, alles Gegebne wieder genommen hatte, dünkten mich komisch. Da stand ich, wie ich sonst gestanden war; ein Erdenpilger, der Keinem, und dem nichts gehörte.

Ich wanderte abermals, wie ehmals, neuen Abenteuern entgegen; mehr mit Neugier, als Furcht; oder vielmehr mit stolzem Hochgefühl, ohne Schuld an dem Umschwung der Dinge, mich noch selbst und noch den alten Trotz gegen das Spiel zu haben, welches das Verhängniß mit mir gern trieb. Es war mir ungefähr so vergnüglich zu Muth, wie in den Knabenjahren, wenn ich in den wildesten Sturmwind hinauslief, und jauchzend in ihm umhertanzte, und mich stärker und mächtiger, als den Sturm wußte. Ihr seht, ich war ein geborner Philosoph. Aber liegt nicht wirklich etwas Komisches darin, wenn Kinder ihre Kartenhäuser, oder Cäsaren ihre Weltreiche, unerwartet von einem Lüftchen über den Haufen geworfen sehn, und sie dann ärgerlich, oder verblüfft, davor stehen, ihren Augen nicht traun, oder mit dem Lüftchen zanken?

In behaglichster Stimmung sah ich, nach einigen Stunden, links das Schweizerufer, wo im offnen Busen des Gebirgs, dem zackigen Felskamm des hohen Falknis gegenüber, das Dorf Ragatz, in der Nähe der Pfäferser Heilquellen, ruht. Am Ufer erblickt' ich wohlgekleidete Männer müßig umherwandeln, die mich so neugierig beobachteten, wie ich sie. Bald erkannt' ich einige derselben. Es waren Unglücksgefährten, Ausgewanderte, Häuptlinge und Genossen der gestürzten patriotischen Partei; die Tscharner, Meyer von Trimmis, Joste, Rascher und andre mehr. Das Floß landete. Sie drängten sich mir bewillkommend entgegen und bestürmten mich mit Erkundigungen nach den neuesten Vorfällen in Bünden. Dann führten sie mich ins Dorf zu ihren Wirthshäusern.

Wie beklagenswerth gewiß ihre gegenwärtige Lage seyn mußte, denn Alle waren von angesehenen Familien, von Geschäften und Gütern im Vaterlande getrennt, und in Kümmerniß um die Zurückgelassenen, so hatte doch das unfreiwillige, enge Beisammenniſten, und die verworrene gemeinsame Haushaltung der Herrn für mich Seltsamkeit genug, daß ich den mitgebrachten guten Humor nicht verlieren konnte. Ich glaubte mich wieder in die Mitte von Burgheims wandernden Thespisjüngern, auf ihrem Wege nach Prenzlau, versetzt; nur daß der fröhlsche Muthwillen fehlte. Die gegenwärtigen Schauspieler, die ihre Rollen in der Haupt- und Staatsaktion leider übel gespielt hatten, waren ausgepfiffen und von der Bühne verjagt. Die Einen gingen stumm und verdrossen auf und ab, von langer Weile gepeinigt. Andre fluchten über Wankelmuth eines undankbaren Volks, oder über Florent Guiot's prahlerische Verheißungen. Andre standen zankend über Maßregeln beisammen, die man versäumt, oder nicht zu rechter Zeit ergriffen habe. Nur unser entthronte Standespräsident, Tscharner, bewahrte, schein-

bar wenigstens, jene kaltblütige Haltung, mit welcher, nach verlorner Schlacht, ein geübter Feldherr die Mittel werthet, die ihm geblieben, das treulose Kriegsglück an seine Fahnen zurückzulocken.

Man hatte, schon vor meiner Ankunft, beschlossen, bevollmächtigte Abgeordnete nach Aarau, dem damaligen Sitz der helvetischen Regierung, zu senden, um bei dieser und den französischen Behörden, Schutz für die Gemeinden oder Familien zu erwirken, welche, wegen ihrer Treue zur Schweiz, Opfer der aristokratischen Rache geworden waren. Tscharner, zu dieser Sendung erwählt, zeigte sich geneigt, sie zu übernehmen. Doch Keiner der Uebrigen äußerte Lust, sein Begleiter zu seyn. Dem Einen fehlte es an der edeln Gesundheit, dem Andern an Kleidern, die er auf der eiligen Flucht von Hause zurückgelassen hatte. Jeder wußte die triftigsten Entschuldigungen, um in der Nähe der Heimath, und im Verkehr mit den Seinigen, bleiben zu können. Nun ich erschienen war, fielen alle Stimmen auf mich; ich hätte in Bünden weder Weib noch Kind, weder Vater noch Mutter zu bedenken, besäße hinwieder in der Schweiz achtbare Bekanntschaften, die dem unglücklichen Lande, das mich zu seinem Bürger gemacht, Hülfe gewähren könnten.

Ich ließ mich leicht bereden, beim Mangel eines bessern, ein Nothnagel zu werden. Was hatt' ich auch in Pagatz, oder sonst irgendwo in der Welt, zu versäumen? Tscharner besonders freute sich meines Entschlusses, und schon die Freude dieses vortrefflichen Mannes genügte, mir einen Auftrag beliebt zu machen, von dessen glücklichem Erfolg ich noch geringe Hoffnungen hegte. Ohne Zeitverlust wurden zuverlässige Männer über den Rhein geschickt, um aus Bünden nöthige Kreditive, Vollmachten und Instruktionen herbeizuschaffen. Die Ungeduld sämmtlicher Ausgewanderten aber, uns in Aarau zu wissen, war so groß, daß wir, ohne die Vollmachten der Engadiner und andrer entfernten Gemeinden abzuwarten, uns mit denen begnügen mußten, welche der Standespräsident (schon am 31. Juli 1798) von „Richter, Gericht und Rath, auch ganzer Gemeinde zu Malans", empfangen hatte. So brachen wir auf, über den Wallen- und Zürich-See gen Aarau.

Das Wiedererblicken der Schweiz in Tagen einer gewaltsamen, kaum vollbrachten, politischen Umwälzung, erregte mir Anfangs ungefähr das nämliche Grausen, von welchem man beim Wiederfinden eines Freundes befallen werden mag, mit dem man fröhliche Tage genossen, und der nun, als Wahnsinniger, gebunden vor uns liegt, mit verzerrten Geberden und verwirrten Vorstellungen. In Dörfern und Städten verkündeten aufgepflanzte Freiheitsbäume schon aus der Ferne die vollendete Vernichtung der alten Ordnungen. Statt des Wortes

„Herr", scholl uns im Gruße „Bürger" entgegen. Meynungsverwandtschaft galt jetzt weit mehr, denn Blutsverwandtschaft. Nachbaren kehrten sich den Rücken zu. Vieljährige Freunde verabscheuten einander. Hier stolzes Frohlocken und Jubeln der siegerischen Partei; dort verbissener Ingrimm der Ueberwältigten. Und dazwischen umherziehendes, französisches Kriegsvolk; herrscherisch-frech; und doch nur Werkzeug fremder Willkür zur Vollziehung des Völkermordes. Ueberall blitzte das Schwert der strafenden Nemesis über den zerbrochenen Rathsstühlen jener kleinen Großherren, durch deren Uneinigkeit, Starrsinn, Unkunde und Hochmuth, das Schrecklichste zur Reife gekommen war. Wenn mir einerseits die fremden Schlachthaufen, wohlgezüchteten Räuberschaaren, glichen, welche, statt einiger Häuser, Länder und Nationen ausplünderten, konnt' es mir anderseits zu einigem Trost gereichen, daß sie, die nun Alles zertraten, Alles zerrissen, auch die Ketten mehrhundertjähriger Geistes- und Leibesknechtschaft brachen.

Es muß wohl zuweilen, — die göttliche Weltordnung gebeut es! — ein furchtbares Verhängniß mit eiserner Ruthe einschreiten, und die Völker der Erde, aus ihrem Brüten über materiellen Interessen und Sinnlichkeitslüsten, aufjagen, daß sie nicht, gänzlich verthiert, in eingebüßten Formen erstarren; oder bloße Maschinenbeweglichkeit behalten. Auch Völkerwanderungen, Kreuzzüge und Glaubenskriege haben ja zuletzt größern Segen hinterlassen, als sie Anfangs vernichtet hatten. — Es müssen wohl Tage des Todes und Untergangs erscheinen, um für ein neues Leben Raum zu schaffen. — Die vielgefräßige Eigensucht der Gewaltigen würde endlich, den Schwächern, das Menschenthum selbst abläugnen, würde mit Polizeischeeren die Flügel des Geistes verstümmeln; Laster und Tugend in Modedinge verwandeln; und sich selber zur Selbstvergötterung aufblähn, wenn nicht von Zeit zu Zeit das Donnerwort des Schicksals, wie einst, aus den Wetterwolken von Sinai, Jehova's Stimme, riefe: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!"

In ähnlichen Gedanken gelangt' ich mit Tscharner nach Aarau. Die Lage dieser vormaligen bernischen Munizipalstadt, im Mittelpunkt der gesammten Bevölkerung der Schweiz, desgleichen der Freisinn ihrer Bürgerschaft, hatten ihr die Ehre zugewandt, Sitz der höchsten Gewalten Helvetiens zu werden. Die landschaftlichen Umgebungen gehören zu den anmuthigsten und fruchtbarsten. Der goldführende Aarestrom schweift mit jugendlicher Unbändigkeit durch ein wechselreiches und weites Thalgelände, das mit Dörfern, Städten und Schlössern überstreut, nordwärts vom Juragebirg, südwärts von Hügeln umarmt wird, die über einander, bis zu den Eisbergen am fernen Himmel emporstufen.

Die kleine Stadt wimmelte in diesem Augenblick von zahllosen Beamten, Deputationen, französischen Commissarien, Generalen, Soldaten und Offizieren. Kaum mochte der enge Raum die Menge fassen. Der bunte Wirrwarr einer jählings übervölkerten Stadt; das Durcheinander von Volksrepräsentanten, Senatoren, Ministern und Direktoren, aus allen Winkeln der Schweiz hieher zusammen gewürfelt, bildeten für mich, im grellen Gegensatz der kaum verlassenen Einsamkeit von Reichenau, ein erheiterndes Schauspiel. Ich warf mich frisch ins Gewühl; begegnete alten Bekannten; fand neue; und dies um so müheloser, weil die Masse der Diplomaten, Angestellten und Stellvertreter des Volks, nur auf wenige öffentliche Plätze beschränkt blieb, wenn gesellige Erholung gesucht ward. Bei dem freien Ton und Gebahren der Meisten, ward mir zuweilen, als wiederholten sich hier die Tage des Universitätslebens. Doch waren die weiland lustigen Musensöhne leider in klügelnde, mürrische, fried- oder streitfertige Politiker verwandelt.

Indessen hatten sich Tscharner und ich beim Vollziehungsdirektorium der Republik wohlwollender Aufnahme zu erfreuen. Leider blieb es einstweilen nur bei tröstlichen Hoffnungen. Die französischen Behörden wagten, im Hinblick auf Oesterreichs Rüstungen, für Bünden keinen Schritt; die helvetischen aber, größtentheils Neulinge in ihrer Stellung, Männer des verschiedensten politischen Bekenntnisses, hatten des Kampfes genug wider einander selbst, oder mit widerspenstigen Landestheilen, oder mit schamlosen Anmaßungen französischer Commissarien und Generale.

Nicht in der Leichtigkeit des Jünglings, wie ich, bewegte sich Tscharner, der ernstere Mann, durch's Gedränge der Menschen und Begebenheiten des Tages. Mehr gewöhnt zur Arbeit im Kabinet, als zum raschen Einschreiten und Handeln im öffentlichen Verkehr, glaubte er nicht an seinem Platz zu stehn. Es ward ihm schwer, nun aus einer langjährigen Geschäftsbahn hinweggestoßen, sich in neuen Verhältnissen und Umgebungen, wie in einer neuen Welt zurecht zu finden. Jeden Tag sah ich ihn muthloser und düsterer geworden. Kummer um Bündens Zustand, um die Seinigen in Chur, um häusliche Verhältnisse, drückte ihn. Wie ein Heimwehkranker, sehnte er sich nach der Nähe seiner Hochlandsberge. Dort hoffte er kräftiger, sicherer, und Hand in Hand mit den übrigen Ausgewanderten, den günstigsten Augenblick zur Rettung des Vaterlandes erhaschen zu können. Meine Versuche, ihn zu ermuntern, meine Bitten und Vorstellungen, ihn in Aarau zurückzuhalten, vermochten nichts bei ihm. Er verließ mich nach kaum vierzehn Tagen schon (22. Aug. 1798), und übertrug mir Unerfahrnen seine Vollmachten.

9. Diplomatische Laufbahn.

Die Stellung, in die mich seine Abreise verpflanzt hatte, brachte mir eben keine Verlegenheit. Ich hatte die Umstände der Gegenwart, die Menschen, ihre Interessen und Denkarten, in den wenigen Wochen des Aufenthaltes zu Aarau, ziemlich begriffen; war gelenksam genug, mich in das neue Gefüge der Dinge zu schicken. Aber die Umschaffung des bescheidnen Schulmeisters zum diplomatischen Agenten reizte mich doch manchmal zum heimlichen Lächeln. Ich glaubte nun auch, was ich vorher kaum geglaubt hatte, daß selbst ein Diplomat, ein sogenannter Weltmann, bei all seinen Künsten, noch ehrlicher Mann bleiben könne; und daß das Geschäft des schlaufinnigen, politischen Unterhändlers kaum schwieriger, als das eines tüchtigen Jugendbildners sey.

Uebrigens hatte man mir Aufgaben ertheilt, deren schnelle Lösung nicht nur meine, sondern auch die Kräfte aller derer überstieg, mit denen ich zu handeln hatte. Ich sollte, zum Beispiel, für Gemeinden und Familien in Bünden, welche für Vereinigung mit der Schweiz gestimmt hatten, Sicherheit des Eigenthums und der Personen bei den Behörden Frankreichs und Helvetiens bewirken, während Frankreich dulden mußte, daß man in Bünden Florent Guiots Warnungen und amtliche Erklärungen dem öffentlichen Hohn preisgab, und furchtlos die helvetischen Nationalfarben beschimpfte. Ich sollte sogar theilweise Einverleibung der schweizerisch gesinnten Gemeinden in die helvetische Republik bewirken; ein ächtrevolutionäres Begehren, das sich allenfalls, mit dem Degen in glücklicher Faust, erfüllen ließ. Billiger war, einstweilen von der Schweiz das zu verlangen, was in ihrer Macht lag: das Bürgerrecht für diejenigen, welche der Schweiz willen, in Gefahr standen, ihres alten Vaterlandes auf immer verlustig zu gehn. Der Zustimmung der einflußreichsten Regierungsglieder und der besten Redner dafür im großen Rath und Senate sicher, freute mich's, einem Theile meiner rhätischen Mitbürger vergeltend erwiedern zu können, was ich von ihnen in Bünden erhalten hatte.

Eine, in Geist und Sprache jener bewegten Zeiten, von mir abgefaßte Vorstellung an das Vollziehungsdirektorium ward in der gesetzgebenden Versammlung (28. Aug. 1798), nicht nur mit Beifallruf angehört, sondern sogleich durch ein Dekret befriedigt, mit Erklärung: die Patrioten Bündens hätten sich um die Republik, durch ihre Opfer, verdient gemacht. Es war die Zeit großer, leidenschaftlicher Aufregung; und dieser allein der Eindruck beizumessen, welcher meinem Schreiben folgte. Ich befand mich unter den zahlreichen Zuhörern auf der Gallerie des Saals, um den Ausgang der Berathung unmittelbar zu vernehmen.

Man hatte mich bemerkt; forderte für mich, nach damaligem republikanischem Brauch, die „Ehre der Sitzung.“ Die Staatsweibel erschienen und führten mich in die Versammlung. Ich hätte vor Schämen lieber die Flucht ergreifen mögen. Händeklatschen und Geschrei begrüßten mich, während der Präsident seinen erhabnen Sitz verließ, mir „den Bruderkuß“ zu geben. Präsident war der Oberst von Grafenried; derselbe, welchem sein Sieg über die Franzosen bei Neuenegg ein rühmliches Andenken gestiftet. Ich nahm die wunderliche Ehrenbezeugung, welche, in mir, doch nur meinen unglücklichen Schicksalsgenossen erwiesen wurde, als das, was sie war; und hatte nun auch Erfahrung gemacht, daß es nicht die angenehmste Ehre ist, sich öffentlicher Schau ausgestellt zu sehn.

Ich lebte in einer großen Schule, deren Lehrstuhl ein höherer Geist, als der menschliche, einnahm. Tag um Tag bewies er aus dem Elende des Schweiz, auf wie tiefer Stufe die Menschheit noch stehe; und wohin Brutalität, statt Humanität, führe. Eine in Paris geschaffene Staatsverfassung, mit gänzlicher Unkunde des Landes entworfen, dann mit blutiger Gewalt eingeführt, sollte Völkerschaften mit einander verschmelzen, die sich nur dem Namen nach bekannt, nicht Sprache, Religion, nicht geschichtliche Erinnerungen und Sitten, nicht Geistesbildung und bürgerliches Bedürfniß gemein hatten. Verlustig des gewohnten Alten, unkundig des Neuen, trieben sie nun ängstlich und wild unter Trümmern früherer Einrichtungen umher, wie Ameisen, deren Wohnung ein unbarmherziger Fuß zerstört hat. Eine Sündflut neuer Gesetze überschwemmte das Land und vermehrte die Verwirrung. Das Volk, irre in Zweck und Mitteln, suchte sich da und hier durch eigne Kraft zu retten, und blieb am Ende nur Spielball wider einander ergrimmter Parteien. Hier predigten fanatische Freiheitsschreier Abschaffung der Auflagen, Gütergleichheit, Schuldenvernichtung, Patrioten-Entschädigung; dort fanatische Priester, Religionsgefahr, Glaubenskrieg. Hier zettelten rachlustige Patrizier, oder brodlose Beamtete, Verschwörungen und Empörungen an; dort schrien zurückgekehrte Verbannte Tod und Verderben über Ungerechtigkeiten ehmaliger Obrigkeiten. Während die Landleute von Basel Vertheilung der Staatskassen förderten, sträubten sich die des Kantons Bern gegen Einführung der Vermögenssteuer; die des Kantons Glarus gegen Einführung des gemeinen gregorianischen Kalenders; andre gegen Leistung des Bürgereides. Rastlos durchstrichen französische Schlachthaufen das Land, Aufstände zu verhüten, oder mit Flamm' und Schwert zu dämpfen. Unterwalden, für seine Religion in Waffen, ward mit Leichen und Brandstätten bedeckt. Die Regierung zu Aarau, trotz sie umgebendem Gepränge, und scheinbarer Gewalt, stand ohn-

mächtig da; weder geachtet, noch gefürchtet; abhängig von Frankreichs Gebieterschaft.

Der scharfsichtigste Seher blieb unfähig, das Entwirren der tausendfachen Verwickelungen voraus zu erkennen. Denn es lag eben so sehr in der Unmöglichkeit, das altgothische Gebäu der gewesenen Eidsgenossenschaft aus dem Schutte aufzurichten, als an dessen Platz einem Kunstwerk Dauer zu schaffen, welches der verwegenste Unverstand zusammengezimmert hatte. Unter Unbefangnern und Einsichtsvollern aber herrschte ein gewisses stillschweigendes Einverständniß, den Uebeln der Gegenwart wenigstens des Guten so viel, als möglich, für eine bessere Zukunft, abzugewinnen, und dafür selbst die französische Gewalt zu benutzen, deren Waffen nun einmal Meister des Landes waren. Denn sie durch kraftlose Widersetzlichkeit erbittern, hieß das öffentliche Elend vergrößern; hinwieder, zur Abwerfung des Jochs, österreichische Heere, ins Land rufen, hieß Schlachtfelder feilbieten, ohne zu wissen, welche Ernte die Blutsaat darauf bringen werde?

Es war dies im Allgemeinen die Lage der Schweiz, als der Sitz der höchsten Behörden der helvetischen Republik, von Aarau *), wegen zu beengten Raumes, nach Luzern verlegt wurde. Ich mußte dahin folgen. Die Stadt am schönsten der schönen Schweizerseen, dessen Reiz der Winter nur ändern, nicht verringern kann; das ewige Drängen von Geschäften, und Zerstreuungen, ließ, bei allen Uebeln der Zeit, keinen Unmuth in mir einnisten. Ich war nicht mehr jener Philosophe pleureur, wie an Schlaberndorfs Kaminfeuer zu Paris, sondern das Unglück der Gegenwart, glaub' ich, machte nur lebensfroher, weil ich mich sträubte, mich von ihm erdrücken zu lassen. Der Reichthum der Erlebnisse verdrängte die Neigung zu unerquicklichen Contemplationen. Gezwungen, ganz Weltmann zu werden, ward ich auch tauglicher für die Welt; ward, weil's jeder war, auswendiger Mensch, und ließ dem inwendigen nur die Rolle des Zuschauers. Das machte mich Jedem willkommner, ohne daß ich darum mein Selbst einbüßte. Ich blieb Ich; verlachte, oder bedauerte die armen Thoren in Amts- und Staatsröcken, die nichts Inwendiges mehr hatten, sondern was sie in der Jugend auswendig gelernt, nun auswendig wußten, handelten, glaubten, fuchten und lebten. Ich begriff Werth und Unwerth der Civilisation immer deutlicher, welche das innere Wesen der Menschen in ein materielles verwandelt, oder doch dem Materiellen zum Dienste, als feiles Werkzeug, hingibt.

Auch andrer Gewinn ward mir. Im vertrautern Umgang mit frühern

*) Im September 1798.

Freunden, die zum Theil jetzt wichtige Stellen bekleideten, mit tugendhaften, ehrenwerthen Männern des Staats, der Kirche und Schule, mit Heinrich Pestalozzi, dem christlichfrommen Priester Thaddäus Müller, mit Paul Usteri, nun Mitglied des Senats, meinem ehmaligen Arzte, Rengger, nun Minister des Innern, Albr. Stapfer, nun Minister der Wissenschaften, dem edelsinnigen Enthusiasten Cäsar Friedrich Laharpe, nun Mitglied des Direktoriums, und vielen Andern, deren man heut noch, als Zierden der Schweiz, gedenkt, die damals aber verkannt und verlästert wurden, lernt' ich von ihnen das Unerschütterlichstehn im Sturm der Tage; und im Kreise edler Frauen die höhere Macht der Tugend, wenn sie mit Anmuth gepaart ist.

---

3. Noth der Ausgewanderten.

Täglich klangen aus dem Innern und von den Gränzen Graubündens, die Botschaften trauriger. Jeder Brief war ein Nothschrei. Ich ward mit Bitten, Mahnungen und Vorwürfen überhäuft, als stünd' es in meiner Willenskraft, dem wachsenden Elend Schranken zu setzen. In Graubünden hatte ein Bundestag zu Ilanz das Bergvolk zu den Waffen gerufen. Ein Kriegsrath übte gegen die Freisinnigen und ihre unschuldigen Familien eine Art Schreckensherrschaft; noch größere, der entzügelte Pöbel. Das Vermögen der Geflüchteten ward in Beschlag genommen; den Verwandten derselben untersagt, mit ihnen Gemeinschaft zu haben; das Briefgeheimniß auf den Posten entweiht; die französische Gesandtschaft selber gegen Beleidigungen schutzlos.

„Die Achtserklärungen gegen die Patrioten werden nun zum Aeußersten und Aergsten getrieben," schrieb mir Florent Guiot*): „schon sind mehr denn fünfhundert Bürger, achtbare Männer, auf der Flucht; Weiber und Kinder mit ihnen. Der Anblick zerreißt mir das Herz. Ich verlasse dies Land. Möge der Tag bald erscheinen, der endlich solche Barbareien straft und endet!" Und kaum hatte er das Land verlassen, rückte der österreichische General von Auffenberg, denn längst war darüber mit dem Wienerhofe geheime Unterhandlung gepflogen, mit zehn Bataillonen durch den Engpaß des Luziensteigs in Bünden ein.

Die Menge der Geflüchteten, durch einen großen Theil der Schweiz verbreitet, lebte nun in verzweiflungsvollen Lagen. Viele hatten ihre Flucht so eilfertig ergreifen müssen, daß sie kaum mit dem Unentbehrlichsten versorgt waren. Anzahl und Armuth mehrerer, besonders in den

*) Unterm 18. Vendemiaire, den Tag vor seiner Abreise aus Reichenau.

zunächst am Rhein gelegenen Ortschaften, erregte selbst Mitleiden der französischen Soldaten, die ihre Rationen Brodes und Fleisches mit ihnen theilten. Der herannahende Winter vergrößerte Noth und Furcht. Viele, in ihrer Heimath Wohlbegüterte, nahmen, in äußerster Dürftigkeit, Zuflucht zu mir. Es ward mir aber bald unmöglich, Allen zu helfen. Das Wenige, was ich aus Reichenau mit mir genommen, ging rasch zur Neige. Ich verkaufte, was ich von meinen literarischen Arbeiten besaß; Reifes und Unreifes, Schauspiele, Uebersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst jemand erfahren haben würde; oder nahm Vorschüsse von Buchhandlungen auf Werke, die ich noch liefern wollte. Gewiß lebte im ganzen diplomatischen Korps, selbst der Aermste der Kopisten nicht, so kärglich und eingeschränkt, als ich. Aber man sah mir's ja nicht an, daß mein Abendessen ein trocknes Stück Brod, mein Frühstück ein Glas Wasser seyn mußte. Ich blieb frohsinnig; dachte an Schlabendorf, und theilte Andern mit, oder verschaffte den Fähigern Anstellungen, durch mein Fürwort bei Ministern und Direktoren.

Was ich längst für die leidenden Bündner zu versuchen im Sinne gehabt, wozu ich von Vielen derselben aufgefordert worden war, aber immer noch vermieden hatte, weil mir der klägliche Finanzzustand der Republik wohl bekannt war, that ich jetzt. Ich wandte mich in flehender Zuschrift an die Regierung, den Unbemitteltsten der Vertriebenen, von Staats wegen, einige Unterstützung zu reichen. Und wirklich, großer Rath und Senat, von der Schilderung des Elendes bewegt, erfüllten (23. Oktober 1798), durch ein menschenfreundliches Dekret, all' meine Wünsche. Eh das Dekret aber noch bekannt seyn konnte, erschien eine Deputation der Ausgewanderten bei mir, diese Bitte zu thun. Ihr blieb nur der Dank übrig.

Salis-Seewis, der Dichter, an der Spitze der Abgeordneten, sollte feierlich diesen Dank den gesetzgebenden Räthen aussprechen. Der Tag unsers Vortritts ward uns angezeigt. Salis schrieb und lernte nun, Tag und Nacht, an seiner Rede. Als aber der bestimmte Augenblick erschien, hatte der liebe Mann unglücklicherweise Alles rein wieder vergessen. Man denke sich die Verlegenheit des Redners; die Angst der Deputation, die in meinem Zimmer auf- und ablief, und die ganze Geschichte von Herzen verwünschte. Der komische Auftritt preßte mir das unbarmherzigste Gelächter aus. Ich beruhigte die Verzweifelnden nur mit der Zusage, einige Worte, in ihrem Namen, aus dem Stegreif zu sprechen. In den Saal der Gesetzgeber eingeführt, verschwand mir aber plötzlich der vorige Muthwillen, in der Erinnerung an das Elend so vieler Unschuldigen, für die ich das Wort führen sollte. Ich sprach, und

in einer Bewegtheit, wie ich vielleicht noch nie gesprochen. Mein Schmerz ward der Schmerz der großen Versammlung; meine zurückgehaltnen Thränen riefen die ihrigen. In stürmischem Durcheinander ward für uns Ehre der Sitzung und Bruderkuß, Druck und Verbreitung meiner von Stenographen nachgeschriebner Rede beschlossen. Ebenso geschah im Senat. Ich erwähne dessen, der Folgen dieser Tage willen. Denn ich ward deswegen in Bünden förmlich geächtet; meines Bürgerrechts verlustig erklärt, und von der Regierung in öffentlichen Blättern, soviel ihr deren zu Gebote standen, mit den schmählichsten Vorwürfen beladen *).

Mich ließ das gleichgültig; aber weniger die trostlose Trauer meiner Freunde um das Vaterland. Selbst der tugendhafte Nesemann, der in Chur zurückgeblieben war, verlor beinah seine philosophische Standhaftigkeit; selbst der kaltblütige Tscharner, dem das helvetische Direktorium die Stelle eines Regierungsstatthalters von Bern gegeben hatte, glich sich jetzt nicht mehr. „Ich habe," so schrieb er mir: „mein kaltes Blut verloren. Ich bin nur Gefühl, wildes, trauriges; und weiß nicht, warum? Es ist mir bange, ich weiß nicht, wie? Ich möchte lieber in einen Kerker wandern; am liebsten, als Soldat, dem Feind entgegenziehn und mit meinem Leibe einen andern, wackern Bürger vor einer Kugel bewahren."

„Kurz, ich kann Ihnen das Unselige nicht schildern, das mich umgibt. Gestern hatt' ich in Bern hier ein Paar meiner wüthendsten Feinde aus Bünden, unter den kriegsgefangenen Oesterreichern, entdeckt **), den Bundesschreiber S.... und M...., und befohlen, ihnen für meine Rechnung Alles zu geben, was sie wünschen. Meine Ordre aber ward falsch verstanden und dumm vollzogen. Heut lief ich zu ihnen hin; und eine Viertelstunde vorher waren sie schon weggeführt. Ich lasse ihnen heut Abend, durch meinen Unterstatthalter zu Murten, 6—12 Louisd'ors zustellen. Das hätte mir gute Laune schaffen sollen, und doch bin ich traurig. Armes Bündnerland! Es erscheint mir, ich hätt' es nie geglaubt, in diesem Augenblick wenigstens, Alles darin so schwarz, daß ich Pluto's Reich dem neuen Kanton Bünden vorziehn würde. Auch glaube ich nicht, daß mir wieder ein froher Tag werden wird. Doch Gott und seine Schickungen gebieten; und ich gehorche mit schwerem Herzen.

*) Die Reden sind an mehrern Orten wieder abgedruckt, auch in den von mir gesammelten historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. II. Theil, S. 255.

**) General Massena war nämlich, im Februar 1799, nach glücklichem Kampf, in Graubünden eingedrungen und des ganzen Landes Meister geworden.

Mir war traurig zu Muthe, als ich nach Bern reisete, eine Ehrenstelle anzunehmen; recht traurig! Aber eine ganz andre mir unerklärliche Schwermuth bemeistert sich meiner, seit der heutigen Post. Gott sey mir gnädig! ich fühle ordentlich einen Schwindel, als ob ich von einer Höhe, in den abscheulichsten Abgrund, niedersinken müßte. Nun denn, sei ihm, wie ihm wolle! Ich folge meiner Bestimmung; sie mag seyn, welche sie will. Möge eine bessere Welt dereinst alle Erinnerung an diese Zeit vertilgen!"

Milder und rührender war die Klage des greisen Nesemann. „Wahrlich!" schrieb es mir: „Sie würden sich nicht mehr wundern, wenn ich endlich dem Druck des Leidens erliege. Religion und Philosophie thun, was sie können und sollen; erhalten den Geist in ruhiger Ausübung seiner Pflicht. Doch Religion und Philosophie sollen und können die wiederholten Stürme draußen nicht zurückhalten. Die davon zu stark erschütterten Fibern und Nerven geben dann freilich den Gemüthsbewegungen auch, zur Begleitung, Mangel des Schlafs und der Eßlust. Also ist der Ausgang meiner Tage trübe!"

„Ja, lieber Freund, vom Wirbel der Revolutionen sind alle Freuden verschlungen. Jene frohen Abende und mitternächtlichen Stunden kommen nicht wieder, wo wir uns bald über die große Bestimmung der moralischen Wesen im weiten Reiche Gottes mit Entzücken unterhielten; bald uns freuten des im Reich der Wahrheit aufgegangnen Lichts; oder der künftigen seligen Menschengeschlechter, die wir, wie in Divinationen, gleichsam schon gegenwärtig erblickten; oder wo wir lachten über die Thorheiten verkehrter und unsittlicher Menschen; bald wieder bewunderten einen Mann, groß an Geist und Tugend, Beglücker seiner Brüder und doch selbst verkannt und unterdrückt; wo wir beide stritten über problematische Sätze, ohne Unmuth, in Liebe und Herzlichkeit. Da saß ich dann, von meinen Jahren belastet, auf dem Ofenthrone so glücklich, und Sie standen vor mir, auf jüngern, festern Füßen. Und Gott schaute herab vom Himmel und hatte Wohlgefallen an unsrer frommen Unwissenheit!"

---

4. Eine andre Laufbahn.

Seit Graubünden vom General Auffenberg besetzt, und jede Gemeinschaft der dortigen Gegenden mit mir und den übrigen Ausgewanderten gänzlich aufgehoben worden war, konnt' ich nicht mehr, im Namen derselben, handeln, und mußte meine diplomatische Bahn einstweilen für beendet ansehn. In Bünden selbst, wie gesagt, ward ich

förmlich infam erklärt und geächtet*). Da aber trat eines Tages mein gütiger Freund, der Minister Stapfer, zu mir ins Zimmer und bot mir Anstellung für eine besondre Abtheilung seines Verwaltungszweiges an. Ich weiß nicht, ob ihn dazu wirkliches Bedürfniß bewog, oder vielleicht nur der Wunsch, mir, in Berücksichtigung meiner ökonomischen Lage, auf zarte Weise, Gehalt anzubieten. Denn ich sollte jene Geschäfts-Abtheilung erst selber schaffen, für die er noch nicht einmal einen Namen erfunden hatte.

„Sehn Sie," sagte der Minister: „Sie sind nun, der Himmel weiß, auf wie lange, von Graubünden getrennt, geschäftslos; aber der Schweiz verpflichtet, deren Bürger Sie geworden sind. Werden Sie mein Gehülfe. In meinem Ministerium ist noch ein unbesetztes Fach. Ich weiß selber nicht, welchen Namen ihm geben? Und doch ist es von Wichtigkeit, wie irgend eins. Die Franzosen haben von dem, was ich mir denke, etwas Aehnliches; sie heißen es Bureau d'esprit public. Die Aufgabe bestände einerseits darin, unsre Regierung von intellektuellen und industriellen Bedürfnissen, überhaupt vom Kulturzustand, so wie von Anzahl und Art brauchbarer, talentvoller Männer in sämmtlichen Kantonen zu unterrichten. Das Alles ist uns noch ganz Unbekanntes. Anderseits sind Mittel zu suchen, die Völkerschaften der Schweiz über die Zeitverhältnisse aufzuklären, sie für das gemeinsame Vaterland zu beleben,

---

*) Laut „Extrakt aus dem Rathsprotokoll de 1798, 3. Dezember, in Chur" lautet es unter anderm sub No. 2: „Dem Dr. H. Zschokke soll sein ehmals erschlichenes und erlangtes Bündnerrecht wiederum genommen und er dessen unwürdig, so wie auch alle seine Schriften für infam und jedermann unnachtheilig erklärt seyen."

3) „Werden auf seinen Kopf 100 Dukaten gebothen, wer ihn tod oder lebendig einliefern würde, und wenn er über kurz oder lang sollte zu bekommen seyn, soll ihm der Prozeß nach Rechtens Form gemacht und er nach verdienen abgestraft werden."

4) „Sein Bildniß nebst seinem Nahmen an den Galgen angeheftet werden."

Dies mag zur Bezeichnung des wilden Geistes jener Zeiten dienen. Uebrigens hatt' ich nichts Beleidigendes für Bünden geschrieben, wenn man dafür nicht den kleinen Katechismus für die Schulen, die Geschichte der drei Bünde im hohen Rhätien, oder die kleine Schrift für Vereinigung mit der Schweiz halten wollte. Vielleicht galten auch etwa meine im Großen Rath und Senat aus dem Stegreif gehaltnen Reden, für Schriften. Auch befand sich kein Bildniß von mir in Bünden, um den Galgen zu zieren, als eine Zeichnung, von meinem persönlichen Freunde, dem rühmlich bekannten Kupferstecher Bolt in Berlin, gemacht, dem es nicht geahnt hatte, für den Galgen gearbeitet zu haben.

und die politische Einigung der Kantone durch eine moralische aller Kräfte zu stärken. Bei uns ist noch Alles zu neu."

Stapfers Gedanke war eben so großartig, als zweckgemäß; schien mir aber in Tagen allgemeiner Unruhen, wie die gegenwärtigen, und bei nahem und gewissem Ausbruch eines Krieges, kaum ausführbar. Er sandte mir jedoch wenige Tage nachher *) schon den Bestallungsbrief, an dessen Schluß er sagte: „Sie können zum voraus überzeugt seyn, und ich verspreche es Ihnen bestimmt, daß ich Ihnen eine freie, unabhängige Wirksamkeit sichere, und Sie zu keinen Arbeiten auffordern werde, die eines Mannes von so vorzüglichen Geisteskräften unwürdig wären. Wenn Sie unter dieser Bedingung und mit einem noch zu bestimmenden Titel, mir das edle Geschäft, ein biedres und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenwerthes emporzuheben, erleichtern wollen, so werden Sie, mit einem meiner lebhaftesten Wünsche, die feurigsten Ihres eignen Herzens, zugleich befriedigen."

Länger zu widerstehn, wäre thörichte Ziererei gewesen. Ich nahm den Ruf an. Aber was hier zu leisten war, konnte, besonders damals, nicht in offiziellen Formen und Wegen geschehn. Sollte eine moralische Revolution Lebenswärme in das todte Werk der politischen bringen: so mußte der beseelende Hauch des Gemeingeistes unmittelbar aus dem Volke selber hervorgehn; so mußten die achtungswürdigsten Glieder desselben in allen Kantonen vereinigt werden, um in der lange versäumten Masse der Nation geistige Selbstthätigkeit zu wecken. Nach meiner Ansicht konnte dazu der Anfang nur, theils durch zahlreiche Vereine in allen Landesgegenden für Gemeinnütziges, theils durch gute Volksblätter, gemacht werden. Stapfer billigte meine Vorschläge.

Luzern war in jener Zeit ein Sammelplatz vieler ausgezeichneten Männer des gesammten Helvetiens. Es gelang, die meisten derselben zur Bildung eines Vereins zu gewinnen, welcher, politischen Angelegenheiten fremd, den Namen einer vaterländischen, oder literarischen Gesellschaft führen und zur Stiftung ähnlicher Vereine in den übrigen Kantonen wirken sollte. Die von mir entworfnen und im Druck verbreiteten Statuten bezeichneten, als Zweck: Beförderung schweizerischen Gemeinsinns; Aufklärung des Volks über öffentliche Angelegenheiten; Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes; hinwieder, als Mittel dafür: theils Zeit- und Flugschriften und öffentliche Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände; theils Preisfragen, Prämien; Bekanntmachung der

*) Den 2. Wintermonds 1798.

tüchtigsten Künstler, Handwerker, Landwirthe u. s. w. und Briefwechsel sämmtlicher Gesellschaften mit gegenseitiger Mittheilung ihrer Arbeiten.

Schon vier Wochen nachher*) ward die erste Versammlung von beinahe fünfzig Mitgliedern, in Luzern eröffnet; Paul Usteri ihr Präsident; ich ihr Aktuar; dann allwöchentlich öffentliche Sitzung gehalten, und das Wesentliche der Verhandlungen im Druck mitgetheilt. Der angegebne Ton fand Wiederhall in der Schweiz. Binnen kurzer Zeit entstanden in Zürich, Basel, Bern u. s. w., sogar in Schwyz, durch Thätigkeit meines Freundes Aloys Reding, ähnliche Gesellschaften, welche, im Verband mit der zu Luzern, deren Grundsätze, Zwecke und Mittel annahmen. Und so rein von politischen Einmischungen hielten sie sich, daß selbst die erbittertsten Gegner der neuen Staatsordnung ihnen nicht den Vorwurf von Jakobinerei machen konnten.

Ein Volksblatt bestand schon. Heinrich Pestalozzi, der musterhafte Darsteller des Volkselendes in „Lienhard und Gertrud", gab es heraus. Aber es ward nicht gelesen. Es war nicht im kindlich-einfachen Ton und Geist des gemeinen Mannes geschrieben, der damals kaum im Stande war, Kalenderhistorien zu lesen und zu verstehn. Es fehlte dem Blatte außerdem Glauben und Zutrauen; denn es erschien auf Kosten der Regierung und ward von ihr unentgeldlich den Beamten zugesandt.

Pestalozzi forderte mich eines Tages auf, Mitarbeiter zu werden. Ich lehnte es ab. Ein ächtes Volksblatt, sagt' ich zu ihm: müsse kein Regierungsblatt, sondern unabhängig seyn; nicht nur Sprache, Witz und satyrische Laune der schweizerischen Landleute annehmen, nicht nur All' und Jedes, wie für Kinder, in kleine Geschichten einkleiden, sondern sogar auf grobem Papier, gleich Bauernkalendern, mit rothem Titel, breitem Druck erscheinen. Aus dem Stegreif macht' ich ihm sogar noch einen Titel dazu: „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun." Pestalozzi, Anfangs etwas empfindlich, lachte und meynte, ich solle den Versuch machen. Ich that es.

In kurzer Zeit lief der „Schweizerbote" durch Dörfer und Städte aller Thäler. Nie hatte ein ähnliches Blatt vormals in der Schweiz so viel Aufsehn verursacht, und nicht verursachen dürfen; daher auch nicht so rasche Verbreitung gefunden. Die Widersacher der Bildung und Freiheit des Volks, welche, wie heut noch, in Guttenberg's Erfindung die gefährlichste Feindin ihrer Vorrechte, hinwieder in Unwissenheit der

*) 22. Dezember 1798.

Menge, das stärkste Bollwerk ihrer Alleinherrschaft sahn, ließen gegen mich in ihren Blättern den Fluch ihres Zorns ausfliegen. Man warnte vor dem „Wolf im Schafspelz"; veranstaltete Herausgabe von einigen Wochenschriften, die, in äußerer Form dem Schweizerboten ähnlich, seinem Ton nachahmend, ihn allwöchentlich Schritt um Schritt verfolgen sollten *). Es mag der leidenschaftlichen Stimmung jener Zeit verziehn werden, wenn die Aristokratie mich, der mit aller Umsicht weder Personen angriff, noch Beleidigungen erwiederte, dennoch mit dem ihr zu Gebot stehenden Unflath bewarf; mich als „verlaufenen Preußen, als Erbfeind der Ordnung und Gerechtigkeit, als Jakobiner, als Erzrevolutionär" und mit vielen andern Schimpfnamen ausschrie. — Doch nach wenigen Monaten ward ich in der Herausgabe meines Boten unterbrochen.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich nämlich war ausgebrochen. Massena hatte sich, im Februar 1799, nach verwüstenden Gefechten, Graubündens wieder bemächtigt. Eine provisorische Regierung zu Chur hatte sogleich Vereinigung Rhätiens mit der helvetischen Regierung bewerkstelligt. Die Geächteten und Ausgewanderten waren zurückgerufen. Auch mich hatte man förmlich wieder in mein Staatsbürgerrecht eingesetzt und sogar mit öffentlichen Dankbezeugungen beehrt. Erzherzog Karl aber war indessen, siegreich bei Stokach, gegen die Schweiz, vorgedrungen, und bei Schaffhausen und Eglisau über den Rhein gegangen. Nun trat, zu seiner Unterstützung, die Aristokratie mit ihrem Anhang, Klöstern und Priestern wach und thätig auf. Die Völkerschaften wurden allseits gegen Regierung und Franzosen aufgewiegelt; Empörungen und Aufstände in den Kantonen Luzern (bei Rußwyl), im Berner-Oberlande, in Uri, Schwyz, Lugano Disentis u. s. w. gestiftet, und nur mit Waffengewalt unterdrückt. Da ernannte mich **) das Direktorium der schwererschütterten Republik, zum Regierungskommissär, mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, um in Unterwalden „durch weise und kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen gehörige Achtung zu verschaffen; den Muth den Patrioten zu unterstützen, und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Ziel ihrer Unternehmungen zu gelangen." Damit war Befehl verbunden, mich sogleich auf meinen Posten zu verfügen.

*) Zum Beispiel erschien, in Chur, „Der alte, redliche, offenherzige Alpenboth aus denen Ewigen drei Bünden" u. s. w. — Ebenso, vermuthlich am Bodensee, ein ähnliches Blatt; Einige behaupteten, es sei im „schreibenden Hauptquartier" des Erzherzogs Karl, wahrscheinlich aber von einem ausgewanderten Berner, oder Züricher, redigirt worden.

**) Den 14. May 1799.

Schon den andern Tag nach meiner Ernennung mußt' ich dahin abreisen. Es schien irgend dringende, mir unbekannte Gefahr schleunige Hülfe zu heischen; ein neuer Aufruhr reif zum Ausbruch zu seyn. Als ich mich beim Präsidenten des Vollziehungsdirektoriums, Laharpe, dem ehmaligen Erzieher Kaisers Alexander von Rußland, beurlaubte (er und seine liebenswürdige Gemahlin nannten mich ihren Hausfreund, und ich war's), rief er mir zu: „Fort nun mit Poesie und Sentimentalität! Hier gilt's Ernst. Handeln Sie mit unerschütterlicher Festigkeit!" —

5. Sendung nach Unterwalden.

So schifft ich mich nach der neuen Bestimmung ein, ohne eigentlich mehr von ihr zu wissen, als was der Regierungsbefehl, in den allgemeinsten Ausdrücken, angedeutet hatte. Die Sendung war mir, wenn auch im ersten Augenblick sehr ungelegen, doch eben so bald ganz recht. Ich sollte mich in einer andern Sphäre versuchen und prüfen; der Anarchie eines kräftigen Bergvolkes persönlich entgegentreten; eines Volks, dessen Aufruhr, dessen Kampf und Unglück, noch erst vor kaum acht Monaten, nicht nur der Schweiz, sondern dem gesittetern Europa, einen Schrei des Entsetzens und Mitleids erpreßt hatte. Lorbeern waren freilich da für mich wohl nicht zu ernten. Auch macht' ich nicht Jagd auf sie. Mir konnte nur daran liegen, in einer Zeit, wo Raserei des Parteigeistes überall Thränen und Blut fließen machte, einer der Wenigen zu werden, die sich nicht schämten, statt Wunden zu schlagen, Wunden zu heilen. Das war die Aufgabe, welche ich mir selber, nicht das Direktorium gegeben hatte.

Ein mir theurer Jüngling von Chur, ehmals in Reichenau mein Zögling, Namens Johannes Denz, begleitete mich, als Sekretär. Ich liebte ihn, wegen seines reinen Gemüthes; darum hatt' ich ihn vor Andern ausgewählt, daß ich im Sturm der Tage sein Führer, er Zeuge meines Lebens sein könne. Es gibt keinen bessern Wächter und Schutzengel unsrer eignen Tugend, als tägliche Nähe eines jungen, unverdorbnen Herzens, vor dem man, übel zu handeln, ehrfurchtsvolle Scheu fühlen muß *).

Wir traten bei Sanssaad an das Ufer Unterwaldens. Es ist schwer zu sagen, mit welchen Gedanken, oder Gefühlen ich diesmal zu dem schönen Thale einging, durch welches ich, drei oder vier Jahr zuvor, als unbekannter Wanderer, frei und fröhlich gezogen war. Ich sah

*) **Maxima debetur puero reverentia**; der Jugendreinheit zollt man fromme Ehrfurcht! sagt Juvenal. Sat. VI. 223.

das vormalige Elysium zerstört. Links und rechts, von den Ufern des Sees bis Stans, dem Hauptort des Landes, begegneten mir die schwarzen Denkmale jenes Aufruhrs und des ihm nachgefolgten Mordbrandes; Schutt- und Aschenhügel, worüber dürre Aeste halbverkohlter Obstbäume hingen, an der Stätte weiland freundlicher Wohnungen. Hie und da bauten Einzelne schon den zerstörten Heustall auf; oder scharrten noch Weiber und Kinder in den Trümmern ihrer Hütten, was brauchbar seyn möchte, zu retten. Inmitten dieses Greuels der Verwüstung blieb ich bei einem Manne stehn, welcher ebenfalls Schutt aufräumte. Ich beklagte das Schicksal seines Volkes. Da antwortete er: „Herr, wären auch zweimal mehr Menschen ums Leben gekommen; hätten die Franzosen uns nur nicht Häuser und Ställe verbrannt!“ — Ich wandte mich unmuthig von ihm. Ich wußte nicht, war die herzlose Gleichgültigkeit des Mannes gegen so viele gefallene Schlachtopfer, mehr Klage des Eigennutzes um vermindertes Erbe des Hinterbliebenen, oder Wirkung des Glaubens an die Seligkeit der Erschlagenen in jener Welt?

In völliger Unbekanntschaft mit den wirklichen Zuständen eines Landes, dessen Ruhe ich schirmen, dessen gesetzliche Verwaltung ich überwachen sollte, berief ich, sogleich nach meiner Ankunft in Stans, die Vorsteher sämmtlicher Gemeinden, die Richter und Statthalter ein, mich über die gegenwärtigen Verhältnisse zu unterrichten und den Werth der öffentlichen Beamten zu kennen. Ich erblickte heillose Unordnung in den Beamtungen; das Volk, seit dem in Blut und Flammen getilgten Aufstand, durch Plünderungen, Auswanderungen und Truppenzüge in dumpfer Verzweiflung; die Gefängnisse, wegen erneuerter Aufruhr-Versuche, mit 119 Personen angefüllt, ungerechnet andre, die aus Unterwalden sowohl, als aus den übrigen Urkantonen, ihrer zusammen 255, in den Kerkern von Rapperswyl und der Festung Aarburg gefangen lagen. Eine volle Nacht bracht' ich mit meinem Denz, in Durchgehung gerichtlicher Verhör-Akten und Urtheile, zu. Jetzt verstand ich Laharpe's letzten Zuruf beim Abschied. Mit Zittern erwartete man die Verfügungen des vollmächtigen Prokonsuls.

Armuth und Unwissenheit, Verhärtung der Denk- und Gemüthsart in Banden weltlichen und geistlichen Herkommens, hatte sich von jeher in den Unterwaldnern, mit schlauer Eigensucht und muthigem Trotz gepaart; und frommes Kirchenthum mit Sittenrohheit wohl vertragen. Unter priesterlicher Obhut, war Unterricht der Schuljugend längst verwahrlost; und durch unbeholfene Gesetzgebung längst eine Rechtsungleichheit der Landleute eingeführt, wodurch gegenseitige Mißgunst und Kälte gemein werden mußten. Die gesetzliche Pflicht, daß jede Familie für verarmte

Verwandte zu sorgen habe, hatte in den untern Volksklassen, neben arbeitsscheuem Müssiggehn, Leichtsinn, Bettelei und Ehen, ohne Mittel, Weib und Kinder zu nähren, vermehrt. Dann hatte Liebe der alten Freiheit, Stolz auf Thaten der Altvordern, auf eigne Tapferkeit, und vermeynte Sicherheit zwischen See und Gebirg, mehr aber noch blinde Zuversicht auf Beistand der wunderthätigen Mutter Gottes, Glauben an Unverwundbarkeit im Kampf für die Religion, wie von frommen Schwärmern, oder bezahlten Aufwieglern verheißen war, zur Empörung gegen die helvetische Staatsverfassung verleitet, welche nicht lange zuvor ohne Widerstand, wenn auch ungern, angenommen worden war. Männer und Weiber, unfehlbaren Sieges gewärtig, hatten sich tollkühn ins Gefecht gegen Schauenburgs kriegsgeübteres Heer geworfen, dessen Stärke und Größe die Gesammtbevölkerung des Ländchens übertraf *).

Die darauf erfolgte Landesverheerung hatte wohl die Menge der Brodlosen, nicht aber deren Arbeitslust, vergrößert; und, statt des Verlangens nach Ruhe, Verlangen nach Rache erzeugt. Sobald daher die siegerischen Schaaren des Erzherzogs Karl in die Schweiz eingedrungen waren, rotteten sich die Haufen derer wieder zusammen, welche im Umsturz öffentlicher Ordnung und in allen Kriegsnöthen nichts mehr einbüßen, vielleicht aber etwas gewinnen konnten. An ihre Spitze hatte sich ein verwegener Kerl gestellt, Namens Zundel-Nazi, der bisher mit Feuerschwamm und Schwefelhölzern hausiren gegangen. Er stand nun im Gebirg an der Urnergrenze mit seiner Mannschaft, die durch eine Menge junger Leute wuchs, welche, aus Furcht vor Truppenaushebung für helvetischen Kriegsdienst, in die Berge geflohn war. Nun wurden in Höhlen und Sennhütten der Alpen versteckte Waffen hervorgesucht; kriegerische Aufgebote nach jeder Richtung erlassen; nächtliche Zusammenkünfte in abgelegenen Orten gehalten; den Behörden Gehorsam aufgekündigt; jeder Gemeinde, selbst dem Hauptort Stans, Plünderung, Brand und Niedermetzelung der Einwohner gedroht, falls Gegenwehr wider die vermeynten Vaterlandsbefreier gewagt würde. Ehe aber der neue Aufruhr zu Stande kommen konnte, waren einige Kompagnien waatländischer Milizen, zum Schutz der Obrigkeiten, ins Land eingerückt. Darauf hatte sich das wilde Gesindel zerstreut. Zundel-Nazi war, mit Mehreren seiner Freiwilligen, gen Uri geflüchtet, wo er sich nachmals

*) Jener Aufruhr und dessen Unterdrückung durch französische Waffen, am 9. September 1798, befindet sich urkundlich und ausführlich im II. Band der historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung dargestellt.

im Gemühl und Kampf der Franzosen, Russen und Oesterreicher verloren hat. Die Uebrigen, Schuldige und Verdächtige, waren mit unmäßiger Strenge oder Rache der republikanischen Beamten verfolgt worden, eingefangen und verurtheilt, oder (ihrer mehr denn dreißig) bestimmt, nach Kapperswyl einem Kriegsgericht überliefert zu werden.

Dies war der beklagenswürdige Zustand des Landes bei meiner Ankunft.

Jene Vergehungen eines religiösen Fanatismus, oder irregeführten Freiheitsgefühls der unwissenden, oder unbesonnenen, zum Theil haberlosen Menge, verursachten mir kaum so vielen Unwillen, als das Verfahren der bisherigen Beamten in ihrer Parteiwuth. Ich wollte nicht gesandt seyn, einer leidenschaftlichen Völkerschaft neues Leiden zu bringen. Hier konnte nur durch Güte, ohne Schwäche, durch Strenge, ohne Grausamkeit, durch Billigkeit, ohne Willkür, Ruhe hergestellt werden. Ich war mir des Willens dazu, und der Kraft bewußt. Um das Land zu retten, mußt' ich nothwendig der Mann seines Vertrauens werden. Man kannte mich nicht. Ich schritt ans Werk; behielt die, welche vor das Kriegsgericht geschleppt werden sollten, zurück; bewirkte Verwandlung der Todesstrafe der Strafbarsten in gezwungnen Kriegsdienst; entließ die übrigen Gefangnen nach und nach einzeln; zuerst die Hausväter, zuletzt die unbeweibten, lüderlichen Lärmer. Mit jedem derselben unterhielt ich mich aber vorher, traulich unter vier Augen, wie ein Freund, der sie retten wollte, wenn sie es mit mir halten würden. Eben so bewirkt' ich Freilassung und Rückkehr von fünfzehn angesehenen Bürgern, die, als Geiseln, nach Basel entführt worden waren. Ich verfuhr, wie bei jenen; machte jeden einzeln, bei seiner Rückkehr, zu meinem Bundesgenossen und Rathgeber. Der Welt- und Klostergeistlichkeit bezeugt' ich gebührende Ehrfurcht. Am meisten kam mir die Zuneigung der Väter Kapuziner zu statten, und noch mehr die genaue Landes- und Volkskunde meines biedern Joseph Buesinger, mit dem ich vor vier Jahren bei Reding in Schwyz den Freundschaftsbund geschlossen, und den ich nun, als Pfarrer seiner Heimathgemeinde Stans, wiedergefunden hatte.

Indem mir Jedermann willig Hand bot, und die Regierung, welche indessen, wegen Annäherung der österreichischen Armee, ihren Sitz nach Bern verlegt hatte, meine Maßregeln billigte, war, binnen wenigen Wochen, Ordnung, Sicherheit und Ruhe geschaffen. Zwar regte sich noch zuweilen Gelüst zu neuen Bewegungen, und kecker besonders beim Anrücken der Oesterreicher gegen das benachbarte Uri. Aber jeder Funken von Meuterei ward ohne Mühe, selbst ohne Strenge, erstickt.

Am lautesten machten sich gewöhnlich müßige Bauerweiber, die, ihr

Pfeifchen schmauchend, oder, vom Branntewein begeistert, mit Ungeduld dem Anzuge kaiserlicher Schaaren entgegensahn; oder die, wie Werner Stauffachers Frau, die feige Schlaffheit der Männer verhöhnten. Ich ließ die politischen Schönen aber nicht vor Gericht, sondern die eifrigsten derselben, eines Tages, auf dem Platz zu Stans versammeln, und ihnen die frohe Botschaft verkünden, daß, um ihre Sehnsucht nach der kriegerischen Jugend Ungarns und Böhmens zu stillen, ich sie zu den österreichischen Vorposten abführen lassen wolle. Heulend betheuerten sie, bei allen Heiligen, von dieser Sehnsucht frei zu seyn; und unter Gelächter der sie umringenden Volksmenge, entließ ich sie ihrer Angst. Eine alte ländliche Sappho, die sich in den Alphütten versteckt hielt, weil sie an Aufruhrliedern fruchtbar gewesen, bat in einer poetischen Epistel um Gnade. Ich gewährte sie gern, nachdem ihre Muse, auf mein ausdrückliches Verlangen, auch einen Hymnus zu Ehren der helvetischen Republik angestimmt hatte. Das Lächerliche ward das beste Heilmittel für Leute, denen ein gänzliches Schweigen über ihr Treiben Anreiz zu frechern Schritten, strengere Züchtigung aber Märtyrerthum geworden wäre.

Vielleicht ist hier ein Brief an seiner Stelle, den ich damals dem ehrwürdigen Nesemann schrieb*). Er bezeichnet ungefähr meine Stimmung zu jener Zeit. „Ich sehe im Geist Ihr sathrisches Lächeln," schrieb ich unter Anderm: „und muß mir's wohl gefallen lassen. Vor mir war ein Herzog von Chartres Schulmeister zu Reichenau; nun hat man aus einem Schulmeister von da, wenn auch keinen Herzog, doch einen Prokonsul geschnitzt. Das ist Revolution! Ich lasse mir den Scherz des Schicksals gefallen, und lerne aus eigner Erfahrung, daß die sogenannte schwere Herrscherbürde doch noch ganz erträglich ist. Und, glauben Sie es nur, ich mach' es mir doch wahrhaftig nicht halb so bequem, als wohl mancher Schach; sitze täglich bald am Schreibtisch, bald zu Pferde, bald in der Rathsstube; höre Berichte; gebe Befehle; mustere Truppen; bin sogar mehr, denn eine Nacht, in Klei-

*) Der Brief (von Stans 21. Mai 1799) kam mir unerbrochen zurück, weil nicht nur, nach Wiedereinnahme Graubündens, durch den kaiserlichen Feldherrn Hotze (15. Mai), der Postenlauf gestört, sondern auch, weil bekannt war, daß, da die Franzosen zuvor Mitglieder des Bündner Kriegsrathes und viele seiner Anhänger, im Ganzen 61 Personen, als Geiseln, nach Frankreich genommen, die Kaiserlichen nun 78 Freunde der Patrioten, zum Unterpfand für jene ins Tyrol geführt hatten. Wirklich befand sich der unschuldige Nesemann unter denen, die gen Innsbruck ins Exil wandern mußten.

dern auf dem Bett gelegen, während Schildwachen meine zu jeder Stunde offne Thüren hüten mußten. Ein Mann mit rein christlichem Wohlwollen im Herzen, mit einiger Entschlossenheit, Menschenkenntniß und Geistesgegenwart versehn, der zugleich den rechten Mann, zur rechten Zeit, am rechten Ort benutzt; mit eignen Augen sieht, und selbstthätig Andre zu bethätigen weiß, kann an der Spitze jedes Staats Großartiges leisten. Ihm stehn überall Hände, Füße, Talente, Kenntnisse und Tugenden der Andern zu Dienste, wenn er sie nicht selber für Alles hat. Freilich, wie jeder Staatsmann, hab' ich nur sehr negatives Verdienst; ich kann kein Volksglück erschaffen, blos dessen Verhinderung da und hier abwehren; das Uebrige muß ich den Leuten überlassen, selbst zu thun.

— — „O wären Sie hier, lieber Freund! Nicht die Aschen- und Grabhügel Unterwaldens, nicht die Flüche oder Thränen der Noth, rauben mir zuweilen die Lust. Aber wenn ich täglich die Ursachen davon vor Augen habe; diese nackte Brutalität der Leidenschaften; diese gesetzlich bewirkte Verdummung im gemeinen Volke; diesen ruchlosen Vandalismus französischer Helden; diese irreligiöse Frömmigkeit; diese Verschmähung des Alleingöttlichen in der Menschheit, — ja, dann thut's mir weh in der Brust. Und doch muß ich mich gegen die Leute stellen, als wär' ich ganz ihres Sinnes. O mein Christus, mein Vorbild und Lehrer, nicht zu deiner Zeit allein wuchs Kreuzesholz und Dornenwerk für das Heilige und Wahre! —

— — „Kann ich oft auch nicht ganz froh seyn, halten Sie mich darum nicht für unglücklich. Ein frisches, jugendhelles Gemüth, innig und eins mit Gott, gibt sich bald wieder zufrieden, und mag über das irre Walten und Schalten der Menschenkinder auch wohl mitunter lieber lachen, als weinen. Und will ich ermatten, so wird mir der Umgang mit Pfarrer Buesinger und Pestalozzi erquickend. Ich glaube Ihnen schon aus Luzern geschrieben zu haben, daß der gute Pestalozzi, auf Staatskosten, Unterricht und Erziehung der vielen Waisen und Armenkinder in Stans besorgt. Schade, daß dieser ächte Mensch so wenig dem übrigen Menschentroß, von außen, ähnlich ist; nicht, zierlich und manierlich, Rock und Haar und Bart, wie Andre, trägt. Dann würde er von aller Welt besser angesehn seyn, ohne Neid fürchten zu müssen; denn um Ideen und Tugenden beneidet man ja niemanden. Als ich hieher kam, ging niemand mit ihm um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren, oder armen Teufel. Drum spazier' ich öfters Arm in Arm, recht absichtlich und den spießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz, mit ihm; verrichte nicht selten auch

Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürste ihm Hut und Rock; oder mahne ihn an die schiefgeknöpfte Weste, ehe wir im Publikum erscheinen." — —

6. Ein Paar Kriegsszenen.

In Uri schlugen sich unterdessen Franzosen und Oesterreicher tapfer herum. Plötzlich erscholl eine Sage, daß die erstern geschlagen über den See flüchteten, und die letztern nun siegreich gegen Unterwalden im vollen Anzug wären. Jählings allgemeine Verwirrung und Furcht. Die gegen Uri, auf den Höhen von Seelisberg und Emmeten, ausgestellten Kompagnien helvetischer Linientruppen zogen sich eilfertig nach Stans zurück. In einigen Dörfern schlug man die Freiheitsbäume nieder; in andern wählte man Deputationen an die kaiserlichen Feldherrn. Hier Jubel; dort Muthlosigkeit. Man sah Männer und Weiber ihre letzte Habe, vor Raubsucht der Soldaten, in Berge und Wälder schleppen; zu Stans Kinder der Waisenanstalt auf den Straßen weinend umherirren; jedes mit einem Bündlein ausgestattet, das ihnen Pestalozzi geschenkt hatte.

Aber zugleich hatt' ich eine amtliche Meldung vom General Lecourbe in Uri erhalten, aus der ich die Falschheit jenes Gerüchtes ersah. Schnell mußten Abschriften durchs Land fliegen; die Truppen auf ihren verlassenen Posten zurückgehn; die Waisenkinder gesammelt und ihrem Pflegevater wieder zugeführt werden. Der Lärmen war eben so geschwind geendet, als entstanden. Bedenklicher ward mir am gleichen Tage*) Befehl und Vollmacht des Vollziehungsdirektoriums, „Anstalten gegen das weitere Vordringen des Feindes zu treffen", und „die Gebirgspässe vom Waldstätter-See bis zum Brünig und Hasli-thal" zu vertheidigen. Mit Vergnügen hätt' ich auch einmal eine Feldherrn-Rolle versucht; nur lag leider, in der Depesche, keine Armee für mich beigeschlossen. Aus dem Kummer, sie zu finden, rettete mich jedoch, sechs Tage später, General Loison, der, von den Oesterreichern aus Uri verdrängt, wirklich mit seinen Halbbrigaden in Unterwalden einlagerte.

Nun aber neue Unruhen, neues Nothgeschrei! Für die Menge der kriegerischen Gäste fehlten Nahrungsmittel und Wohnungen. Jene wurden endlich von Luzern herbeigeschafft, und die Soldaten theilten auch mitleidig ihr Brod mit denen, unter deren Obdach sie zusammengedrängt lebten. Das Waisenhaus ward fast ganz zum Militärspital für Kranke

*) Den 2. Juni 1799.

und Verwundete gebraucht. Von achtzig der darin verpflegten Waisen blieben ungefähr noch zwanzig zurück, die niemand verlangte. Dem General trat ich eines von meinen Zimmern ab; einen Saal behielten wir gemeinschaftlich.

Olivier Loison, ein wissenschaftlich-gebildeter Mann, war bessern Gesinnungen nicht verschlossen*); aber im Lager- und Schlachtleben verwildert, gebieterisch-aufbrausend und selbstisch. Täglich gab's unter uns Wortwechsel; oft hatten. Ich hätte eben so gern Gesandter bei einem Tartar-Chan seyn mögen. Er hielt mich für einen finstern, in Geschäften eigensinnigen Menschen, der es jedesmal auf's Aeusserste kommen lassen wollte. Das änderte jedoch schnell, und so sind Menschen! als ich bei einem Gastmahl, welches er Offizieren gab, durch muntern Humor, die in Ehrerbietung schweigsame Gesellschaft belebte. Er glaubte, mich verkannt zu haben; ward zur Stunde Freund, und blieb es von da bis zu seinem Tode. Und schmollten wir auch zuweilen noch, wie Liebesleute, er, über schlechte Behandlung seiner Soldaten, ich über deren Zügellosigkeiten: stiftete Pfarrer Buesinger, mit dem ich wohl einverstanden war, jedesmal Versöhnung. Loison führte strengere Manneszucht ein; Ausschweifungen und Erpressungen des Militärs nahmen ein Ende.

Wohl hatte er nur zu oft gerechten Grund, über Mangel alles menschlichen Gefühls der Bauern zu klagen. Der empörendste Fall ward folgender. Ein junger, mit Briefen gen Sarnen abgeschickter französischer Korporal hatte einen desselben Wegs wandernden Mann ersucht, ihn durch die einsame Gegend von Ennetmoos zu begleiten. Während beide friedlich beisammen gingen, wurden sie von drei Landleuten bemerkt, die unfern auf einer Anhöhe mit Arbeit beschäftigt waren. Diese, nach kurzer Berathung, ergriffen Aexte, sprangen nach und erschlugen den arglosen Kriegsmann, ohne mit ihm, oder mit seinem Begleiter, nur ein Wort zu wechseln. Gemeinschaftlich mit Letzterm, ward dann der blutige Leichnam von ihnen geplündert und der Raub vertheilt. Endlich fielen Alle auf die Knie; beteten andächtig für die Seele des Ermordeten fünf Ave Maria's und Vaterunser; verscharrten gemächlich den Erschlagnen; bezahlten aus der Beute ein Paar Seelenmessen für ihn und begaben sich, zufrieden mit ihrem Tagwerk, nach Hause. Als nachher ihre That ans Licht kam, flohn sie; nur Einer

*) Loison, geboren 1772, zeichnete sich späterhin, als Divisionsgeneral, in mehrern Schlachten, in Italien und Deutschland, aus, und starb, als Gouverneur des kaiserlichen Pallastes von St. Cloud.

ward ergriffen, und gefangen nach Stans gebracht, um vor ein französisches Kriegsgericht geführt, das heißt, erschossen zu werden. Es gelang mir, nicht ohne Mühe, den Unglücklichen ausgeliefert zu erhalten. Ich übergab ihn den Gerichten zu Luzern, und entfernte den Unterstatthalter des Bezirks aus seinem Amt, der von dem Verbrechen Kenntniß gehabt, aber, in Furcht vor seinen Landsleuten, geschwiegen hatte. Wahrlich, man geräth hier in Verlegenheit, ob die blutige That, oder hintennach die Frömmigkeit der Raubmörder, abscheulicher gewesen sey?

Mit wie gewaltiger Entrüstung der französische General auch immer später noch jener grausamen Handlung gedachte, beleidigte es doch nicht im mindesten sein Gewissen, wenn er, ohne Noth und Nutzen, Menschenblut vergießen ließ, sobald es den Feinden Frankreichs gegenüber geschehen konnte. Auf einem Spazierritt zur Treib*), wo eine Batterie stand, mir zum Vergnügen die österreichischen Truppen am jenseitigen See-Ufer aufmarschieren zu lassen, befahl er Haubitzgranaten in ihr Lager, hinter dem Dorfe Brunnen, zu werfen. Von beiden Seiten erhob sich darauf die Kanonade. Ich sah durch's Fernrohr deutlich in den Reihen der Oesterreicher zwei Mann stürzen, und bewog eiligst den lachenden General zur Einstellung des mörderischen Spiels.

An einem andern Tage, als Lecourbe seinen General-Adjutanten Porson, mit eingeschifften Truppen aus Luzern, gen Schwyz schickte, unter Vorwand, den Oesterreichern eine Batterie zu zerstören und dortige Schiffe zu entführen, fuhr ich in Gesellschaft Loisons hinüber, Zuschauer des Treffens zu seyn. Dies war schon begonnen, und der Feind gegen den Hauptflecken zurückgedrängt. Während Loison, bei der Sommerhitze, im Schatten eines Baumes sein Mittagsschläfchen hielt, begab ich mich, zwischen Leichnamen und Verwundeten, bis Ingebohl, das Gefecht in der Nähe zu sehn. Der Gewinn desselben bestand am Ende nur in einem Paar schlechter Kähne und einigen kleinen Feldstücken. Nach vollbrachtem Heldenwerk, sagt' ich, etwas spöttelnd, auf der Rückfahrt zum General: „Dieser winzigen Trophäen willen also, sind auf beiden Seiten so viel Menschen geopfert?" Lächelnd, wie über meine Unwissenheit, erwiederte er: „Nicht doch! Wissen Sie also nicht, es ist zu Porsons Beförderung, nur um ein Armee-Bülletin zu thun, worin man ihn empfehlen kann!" — Also wegen Ranges-Erhöhung eines Einzigen, gab man so vielen Leuten Tod und Wunden. Das

*) Eine Landspitze am Vierwaldstätterse, dem schwyzerischen Dorfe Brunnen, am jenseitigen See-Ufer, gegenüber.

Gewissen frommer Barbaren läßt sich durch Ausübung einer kirchlichen Verrichtung, das Gewissen gesitteter Barbaren aber durch Titel und Gold mit jeder Unmenschlichkeit versöhnen.

Der österreichische General-Major Graf Bey versuchte einige Wochen später*), von Uri her, über das Gebirg nach Unterwalden vorzudringen. Es war ein regnerischer Tag. Der Feind ward, mit Verlust von 800 Gefangnen, in den seelisberger Alpen, zurückgeschlagen. Unter den Gefangnen befand sich Graf Bey selber. Gegen ihn hatte ein Adjutant des General Loison, Namens Badin, das Treffen geliefert. Loison spielte indessen zu Stans mit mir Triktak, bis er Nachricht vom Siege hatte. Dann stieg er zu Pferde und eilte seinen Truppen nach.

Während seiner Abwesenheit führten mir französische Offiziere einen Mann zu, der, einen alten Bauernhut auf dem Kopf, in österreichischer Uniform, mit Koth bedeckt von oben bis unten, von Frost und Regen durchkältet, an allen Gliedern schlotterte. Es war der Generalmajor Bey. Nachdem ich ihn aus meiner Garderobe mit Wäsche, Kleidern und Erfrischungen so gut, als möglich, versehn hatte, erzählte er, auf wie seltsame, fast lächerliche Weise er das Treffen verloren habe, und in Gefangenschaft gerathen sey. Um die Bewegungen der Truppen besser zu überschauen, war er einen Hügel hinangestiegen; droben aber, auf nassem, schlüpfrigen Boden seines Gleichgewichts verlustig, gefallen; von der andern Seite der Höhe hinabgerollt, bis er zu den Füßen eines französischen Trommelschlägers und eines Soldaten, die mit einander müßig im Gespräch standen, liegen geblieben war. Sie hatten ihn höflich aufgerichtet; ihm auf die verbindlichste Weise Degen und Geld abgenommen, doch nicht die dargebotene Uhr; und dann ihn dem Kapitän Badin zugeführt. So spielt das Kriegsglück! Loison erntete den Ruhm des Tages beim Triktrak; Kapitän Badin blieb Kapitän Badin.

Vierzehn Tage später**) statteten die Franzosen den Oesterreichern in Uri ihren Gegenbesuch ab; doch mit glücklicherm Erfolg. Sie kamen nicht zurück. Sobald Unterwalden endlich des fremden Militärs entledigt war, ließ ich die nach Luzern abgeführten Waffen und Kriegsbedürfnisse des Landes zurückbringen, und organisirte, zum Schutz öffentlicher Ordnung, Landwehren (Nationalgarden), die ich auf den ersten Wink, aus allen Gemeinden auf jeden beliebigen Punkt zusammenziehen konnte. In jeder Ortschaft mußten täglich fünf bis zehn Mann,

*) 29. Juli.
**) Den 13. August 1799.

als „Landwacht“ den Dienst zur Vollstreckung obrigkeitlicher Befehle versehn. Jedem Bezirk ernannt' ich einen Kommandanten. Ich ließ mich nicht durch Warnungen vor der Gefahr dieser Wiederbewaffnung Unterwaldens schrecken. Ich kannte die entschlossene Treue des ruhebedürftigen Volks und täuschte mich nicht.

---

7. Ein neues Prokonsulat.

Vielleicht erzähl' ich hier, was ich eigentlich nicht sollte; in jedem Fall Dinge, nicht des Andenkens werth. Und dennoch fahr' ich fort, das Spiel äußerer Erscheinungen zu schildern, die mich lehrten, was die Welt um mich her war, und was ich für sie seyn, oder werden könnte.

Nicht Uri nur, auch Schwyz war in derselben Zeit wieder von einem französischen Armee-Korps erobert, und dies Ländchen der Wuth zügelloser Soldaten preisgegeben, welche das Schicksal unglücklicher Kameraden rächen zu dürfen glaubten. Denn im Frühjahr zuvor hatten die Bauern eine französische Besatzung überfallen, ermordet, zum Theil verjagt und ihrer Kriegskassen beraubt. Der militärische Greuel währte nun, seit der Wiedereroberung, schon ein Paar Wochen lang, und die helvetische Regierung hatte noch keine Maßregeln getroffen, dem Unheil Gränzen zu setzen. Voll Unwillens entschloß ich mich, es selbst zu thun. Eigenmächtig reisete ich dahin, und schrieb dem Vollziehungsdirektorium*): „Ich glaube damit nicht zu fehlen; sondern dem Vaterlande, wie Ihnen, eine Pflicht zu erfüllen.“

Alles glich im Gebiet der Schwyzer einem ungeheuren Schlachtfeld, auf welchem politische Umwälzungen, mörderische Aufstände und eine Reihe blutiger Gefechte oder Treffen, Spuren ihrer verwüsterischen Gewalt hinterlassen hatten. Die Ortschaften, durch welche der Weg mich führte, fand ich von ihren Einwohnern halb oder ganz verlassen. Kinder, Greise, Männer waren, beim Rückzuge der Oesterreicher, in Wälder, oder über das Gebirge geflohen. In den Straßen des Hauptorts sah ich fast nur müßig umherlungerndes Kriegsvolk. Ein Weib eilte mir über den Kirchplatz entgegen und warf sich zu meinen Füßen. Es war eine alte treue Magd der Familie Reding, die mich erkannt hatte. Von ihr erfuhr ich, auch mein Freund sey mit den Seinen schon seit erstem Einzug der Oesterreicher abwesend; wo? wisse niemand; sein Haus stehe verödet, von einer halben Kompagnie Dragoner in

*) Den 27. August 1799.

Besitz genommen, die geschworen hätten, es bei ihrem Abzug niederzubrennen, um den „Bauer-General“, wie sie Aloys Reding zu nennen pflegten, ein Denkzeichen ihrer Anwesenheit zu hinterlassen.

Im Hauptquartier des Generals Molitor, der hier befehligte, bedurft' ich keines andern Creditivs, als meiner halb militärischen Tracht und dreifarbigen seidenen Schärpe um den Leib. Molitor, ein schöner, junger Mann, von liebenswürdigem Charakter, freute sich aufrichtig der endlichen Ankunft eines helvetischen Beamten, um dem Elende wehren zu können, unter welchem seine eignen Truppen zu leiden anfingen. Wir verständigten uns daher bald. Ich belegte Redings Vermögen und Güter zum Schein mit Sequester; zog in dessen Haus, welches die Dragoner räumen mußten, und bewahrte es so vor dem ihm zugedachten Untergang. Dann versammelte ich, aus sämmtlichen Gemeinden des Landes, Abgeordnete; stellte neue Beamte auf, statt der ausgewanderten; forderte die Geflüchteten, in einer Proklamation, zur Rückkehr in ihre Heimathen auf, und verkündete allgemeine Amnestie und Sicherheit. Es war der erste Trost, den das Land empfing. Er verfehlte seine Wirkung nicht. Molitor, seinem Worte treu, stellte Manneszucht her. Das Vollziehungsdirektorium dankte für den Schritt, den ich gethan, und ernannte mich zum vollmächtigen Regierungskommissär des Kantons Waldstätten, von welchem damals die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, Bestandtheile bildeten.

Ohne Säumniß bereisete ich diese Gebirgsländer, um in ihnen die gesetzliche Ordnung wieder aufzurichten. Am wenigsten hätte das Gebiet von Zug gelitten, weil hier die Bevölkerung immerdar am ruhigsten geblieben war. Nicht also war's in Uri, wo Gewaltthat und Raubsucht der Offiziere und Gemeinen die Leiden eines Landes vollendeten, welches seit anderthalb Jahren durch Feuersbrünste, Empörungen, Einlagerungen und Kämpfe fremder Heere zerstört lag. Hier hatte General Lecourbe sein Hauptquartier in Altorf aufgeschlagen. Ich kannte ihn schon, wie er mich; und wußte, wie er, fern von Molitors humanem Sinn, seinen Ruhm, als Frankreichs bester Gebirgskrieger, durch Rohheiten, und Erpressungen aller Art zu beflecken, nicht im mindesten scheute. Nur durch Weihrauch, den man seiner feldherrlichen Ehre streute, war er zu zähmen.

Während ich das Land bis zu den Gotthardshöhen durchwanderte, meldete ich ihm in einer Zuschrift*) meine Ankunft und in welchem

*) Das helvetische Direktorium, dem ich eine Abschrift des ganzen Briefes

heillosen Zustand ich Alles gefunden. „Geplünderte Dörfer, Ruinen verbrannter Hütten und Scheuren, — das ist's," schrieb ich unter Anderm: „was mir die Gegenwart republikanischer Truppen ankündigt. Selbst Oesterreicher und ungezähmte Schaaren des Nordens, hatten der Armuth dieser Länder aufs möglichste geschont; aber, Bürger-General, nach sechszehn Tagen noch nicht hört die Zügellosigkeit der Ihrigen hier auf. — Man wird noch in einem Jahrhundert die Verwüstung der Gegenden durch Krieger nicht vergessen, welche, Frieden den Hütten, aber Krieg den Tyrannen, verhießen. — Was haben die Bewohner der Gotthardsfelsen verbrochen? Ihre Soldaten, General, sind's, die dort Gattinnen und Töchter geschändet, in Häuser Einbruch verübt, und sie ausgeraubt haben; sie sind's, welche die unentbehrlichen Stallungen niederreissen, um sich damit Feuer zu machen, und in die entlegensten Alpen stiegen, Vieh und Käse zu stehlen, des Volkes einzigen Reichthum. Man schreibt unerschwingliche Requisitionen aus. Wer nichts mehr zu geben hat, wird mißhandelt. Bei Ihnen zu klagen wagt niemand mehr, weil es den Unglücklichen vergebens, oder sogar gefahrvoll scheint."

Die Zusammenkunft mit Lecourbe war, kann man sich denken, anfangs voll frostiger Höflichkeit, die bald, als ich unverwerfliche Beweise der begangnen Schandthaten vorlegte, in lebhaften Wortwechsel überging. Ich sprach jedoch immer, als nur für seinen eignen Ruhm und für Sicherheit seiner Truppen, und wegen allgemeiner Verzweiflung des Volks, besorgt. Er hinwieder, von der Schuld seiner Untergebnen und vielleicht der eignen Schuld, nur zu sehr überzeugt, läugnete fluchend und schwörend, auf- und abtobend, jede Beschuldigung hinweg, und sprang zuletzt, im wirklichen oder verstellten Zorn, mit bewundernswürdiger Muskelkraft deckenhoch. Ich mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um beim Anblick eines vor Grimm umhertanzenden Helden, das Lachen zu unterdrücken: fuhr aber gelassen und ernst, ich möchte sagen, mit unbarmherziger Schadenfreude, im Vollenden des Sündenregisters fort und erhob mich dann vom Sopha, als dürfe ich, ohne Vergessung der mir gebührenden Achtung, nicht länger Zeuge so ungebehrdigen Wesens seyn. Plötzlich, als risse er nur eine Larve vom Gesicht, ward er ein Andrer; zog mich von der Thür zurück; meynte, wir müßten uns kaltblütig besprechen; verhieß

---

schickte, ließ eine Uebersetzung davon in die öffentlichen Blätter übergehn. Sie befindet sich auch in den erwähnten historischen Denkwürdigkeiten. Band III. S. 330 abgedruckt.

Einführung strengerer Kriegszucht und wir schieden wieder, als Freunde. In der That verminderten sich endlich die gröbsten Gewaltthaten. Den Fehlbaren folgte Strafe auf den Fersen, und ein schuldbeladner Grenadier ward vom Kriegsgericht nachher sogar zum Tode verurtheilt.

Im Bezirk Einsiedeln, besonders im berühmten Wallfahrtsort, traten mir Scenen des Jammers andrer Art entgegen. Hier hatte die Mehrheit der Bewohner, zumal Wirthe, Krämer, Rosenkranzmacher, Trödler und Bettler, mit dem Ausbleiben der Tausende von Pilgern, ihren gewohnten Erwerb, so wie, durch Plünderung, ihren letzten Sparpfennig, und die ganze Umgegend den gewohnten Abtrag ihrer Viehzucht eingebüßt. Die Abtei stand öde; das Innere des Tempels lag kirchenräuberisch geschändet. Die Mitglieder der Munizipalität, an ihrer Spitze der Ortspfarrer, Meinrad Ochsner, ein, zu meinem Erstaunen, für Kants Philosophie begeisterter Kapuziner, führten mich in das Gotteshaus. Hier sah ich die Marmorkapelle des heiligen Meinradus, der ich mich vor vier Jahren noch auf den Knien genähert hatte, mit vandalischer Rohheit abgerissen, so daß selbst der das Tempelgewölbe tragende Pfeiler daneben Einsturz drohte. Von Emporkirchen und Orgeln lagen Zierrathen, Engel und Heilige am Boden; oder hingen noch an ihren Eisenklammern, verstümmelt umher. Ich ordnete einstweilen Säuberung des schönen Tempels an, und befahl die Stätte der verschwundenen Kapelle, wenigstens mit einem Altar, zu bedecken. Doch wichtiger, als dies mußte mir wohl seyn, irgend Mittel zu finden, der mittellosen Volksmenge zu helfen.

„Das einfachste, wirksamste," sagten meine Begleiter: „wäre unzweifelhaft, Aufstellung des wunderthätigen Muttergottes-Bildes auf dem neuen Altar. Die Wallfahrer würden sich bald einstellen, und dann wäre Allem geholfen.

„Aber die Mutter Gottes," erwiedert' ich: „ist ja von den Franzosen nach Paris geschleppt; oder, wie Andre behaupten, ins Tyrol, und vom Abte selber entführt."

„Beides ist wahr," lautete die Antwort: „doch die Gottesmutter, glauben Sie's, ist auch noch in Einsiedeln gegenwärtig."

„Wie? im Tyrol, in Paris, in Einsiedeln, eine und dieselbe zugleich!" rief ich: „Ueberführet mich von der Wahrheit des Wunders, und kein Protestant soll künftig fester an Allgegenwart der gebenedeiten Jungfrau glauben, als ich!"

Man führte mich darauf in eine enge Sakristei, vor einen alten, verschlossenen Kasten. Man öffnete denselben, und ich erblickte eine Reihe beisammen liegender weiblicher Puppen von einerlei Größe und

einerlei glänzendschwarzen, wie vom Ruß der ewigen Lampen, gefärbten Gesichtern. Jede von diesen Repräsentantinnen der Himmelskönigin ruhte da im breiten Reifrock, der ihr eine pyramidenförmige Gestalt gab; doch jede mit anderm Zierrath und Schmuck angethan. Nun vernahm ich, daß das Bild der heiligen Jungfrau an Festtagen, der Andacht des Volks, jeweilen in andrer Kleidung aufgestellt werden müsse, und daß zur Ersparung aller Mühe bei der Toilette, eine der Figuren dann den Platz der andern einzunehmen habe.

Altäre und Kapellen von Holz und Stein zertrümmern, heißt nicht, das Leben eingewöhnter religiöser Ideen tödten. Ich ließ eins der Muttergottes-Bilder, auf den neu errichteten Altar, zur Verehrung ausstellen. Wirklich erneuten sich schon im folgenden Frühjahr die Wallfahrten. Ein bekanntes Sprüchwort sagt: Wer Atheisten suche, müsse nach Rom gehn. Mir schien es jetzt beinah, man glaube nirgends weniger an Wunder, als wo man von ihnen lebt. Erwähnenswürdig ist noch, daß meine Toleranz, sowohl in den gesetzgebenden großen Räthen zu Bern, als in der Mitte des Direktoriums, und zwar, nicht von protestantischen, sondern katholischen Mitgliedern, nur Tadel und Vorwurf erfuhr. Doch Altar und Marienbild blieben von da auf ihrem Platz; und die Wallfahrten ununterbrochen in Regsamkeit, bis heut.

---

8. Eitle Mühen.

Damals hätt' ich mir gern eine kleine Gabe Allgegenwart wünschen mögen, um überall, im Sturm und Drang von Nöthen, Kämpfen und Ereignissen, welche täglich andersgestaltig heerandrängten, helfen zu können. Doch wäre mir dann freilich auch noch dazu Alquifs gewaltiger Zauberstab nöthig gewesen. Aber ein Sterblicher, mit beschränktem Wissen und Vermögen, vom Schicksal gefangen und gebunden, und stets von diesem auf sich selbst zurückgeworfen, kann nie das Schicksal eines Andern werden. Zwar hätten mich Behörden und Beamten unterstützen sollen, Regierungs-Statthalter, Verwaltungskammer, Gerichte, Erziehungsräthe, Munizipalitäten, Agenten u. s. w. Allein sie fehlten meistens; und ich hatte sie großentheils erst noch aufzustellen. Hindernisse jeder Art, die nicht immer zu besiegen waren, wurden mir, wie durch tückisch-neckende Zauberei, bei jedem Schritt, in den Weg gewälzt; bald durch zähe Gewohnheiten und Vorurtheile der Volksmassen; bald durch Feigheit oder Unbesonnenheiten der Angestellten; bald durch plötzliches Erscheinen von Kriegsschaaren und eigenmächtiges Schalten ihrer Befehlshaber; bald durch Wühlerei und Trotz widersetzlicher Priester,

oder politischer Orts-Faktionen; bald durch unerfüllbare Weisungen der Regierung; bald durch gänzliches Versiegen der Hülfsquellen.

Indessen tägliches Schaffen, Einstürzen und Wiederaufrichten des Gewesenen, tägliches Anstreben und Ringen nach allen Richtungen, mildete mich zum Glück nicht ab. Leben ist Wirken; und das menschenfreundlichste Wirken, das seligste Leben. Unter allen Widerwärtigkeiten tummelt' ich mich so unverdrossen und munter umher, wie irgend ein junger Mann es kann, dem ein Alter von achtundzwanzig Jahren das Gefühl unerschöpfbarer Kraft, ein gutes Gewissen guten Muth gibt; oder den eine schöne That, eine schöne Gegend, ein schönes Gesicht, gleich lebhaft begeistern kann.

Nach mancher Wochenarbeit freut' ich mich schon des ziemlich vorgerückten Werkes. Die meisten Behörden der Länder waren hergestellt; Thätigkeit und Ineinandergreifen derselben geregelt; Zustände, Bedürfnisse und Hülfsmittel sämmtlicher unglücklichen Landschaften gemustert, und Rettungspläne entworfen: siehe, da brach Alles wieder in heilloser Verwirrung zusammen. Massena's glänzender Sieg bei Zürich hatte zwar die östliche Schweiz erlöst; aber Suwarow kam nun, mit russischer Heermacht, aus Italien vom Gotthard; und überschwemmte mit seinen Helden das Urnerland, wo sich Lecourbe nur mühsam in Verschanzungen bei Seedorf hielt, während Loison, über die Alpen, nach Unterwalden zurückgestoßen wurde.

Ich, in dem Augenblick zu Schwyz, befürchtete besonders, Suwarows Zug werde abermals Unruhen, vielleicht Empörung des von mir selber bewaffneten Unterwaldens hervorrufen; ward aber sehr angenehm überrascht, als mir Eilboten verkündeten, die von mir organisirte Landwehr-Schaar hätte, bei der ersten Nachricht vom Vordringen der Russen, nicht nur die Höhen und Alpenpässe gegen Uri besetzt, und Loison's Truppen, als Freunde, bei sich aufgenommen; sondern gemeinschaftlich mit diesen die Bewachung aller Schluchten und Zugänge übernommen. Loison selbst bewunderte die Sinnesverwandlung dieses Volks, welches nur ein Jahr vorher noch, mit Wuth gegen Schauenburgs Brigaden gestritten hatte, und nun, ohne Rachsucht, den Franzosen, im Augenblick der größten Bedrängniß, freiwilligen Beistand leistete*).

*) Loison meldete es mir selber nach Schwyz, eben so erstaunt, als gerührt über diesen Beistand der Unterwaldner. „Ils nous appellent leurs amis et ils viennent au devant de tout ce que je souhaite.“ Er verließ Unterwalden nach wenigen Tagen wieder, um, in Uri, Lecourbe's Stelle zu ersetzen, der zur Rheinarmee berufen ward.

Wie gesagt, befand ich mich, gerade zu dieser Zeit wieder in Redings verlassenem Hause zu Schwyz Am Morgen des ersten Oktobers erwacht' ich unter Geräusch entfernten Kanonen- und Rottenfeuers. Suwarow war von Uri, über den hohen Arenberg her, ins Muottathal niedergestiegen, von wo er gegen Schwyz andrang. Massena aber war ihm vom Zürichsee her, über Nacht, entgegengeeilt. Ich warf mich aufs Pferd, theils dem französischen Oberbefehlshaber meine Dienste anzubieten, theils ihm die mir eben zugekommene Meldung zu thun, daß Lecourbe, mit seinen Grenadieren glücklich beim Dorfe Brunnen gelandet, dem Feinde im Rücken stehe. Aus dem Gefecht kommende verwundete Franzosen und Russen, alle durcheinander, jene lustig und singend, diese ächzend, verrammelten mir mehrmals den Weg; dann ebenso wieder über die Wiesen zerstreute, fliehende Soldaten einer zersprengten Halbbrigade, welche Gewehr und Gepäck von sich geschleudert hatten. Massena, das „Schooskind des Siegs", war durch Suwarows Faust vom Schoos des Sieges herabgerissen. Ich fand ihn, mit der Hand in seinen Haaren wühlend; ohne Hut; außer sich selbst. Er hörte mich kaum und jagte fluchend einem weichenden Bataillon entgegen. Ich mußte mich begnügen, müßiger Zeuge des blutigen Treffens zu seyn, während ich vor den russischen Kugeln, durch ein Bauerhaus am rechten Ufer der Muotta, geschützt war.

Der Ausgang des blutigen Treffens ist bekannt. Lecourbe's Erscheinung änderte Alles. Wie ein finstrer Bienenschwarm, in stürmischem Gemenge und Gedränge, fuhren Suwarows aufgelöste Kriegsbanden gegen den engen Schlund des Muottathals zurück, verfolgt von den Franzosen. Noch vierzehn Tage nachher wurden, in Bergen und Gebüschen, Leichen gefunden und verscharrt, und die auf dem Schlachtfelde gesammelten Waffen ins Luzerner Zeughaus geschickt. Zwei Vierpfünderkanonen, welche die Russen auf dem Kirchhof der Gemeinde Muottathal beerdigt hatten, macht' ich dieser, auf ihr Bitten, zum Geschenk, als geringe Entschädigung ihrer Verluste und Schrecken. Molitor übersandte mir auch einige Kisten mit Papieren des österreichischen Korps unter General Rosenberg zur Untersuchung. Die überliefert' ich den Flammen.

Der Orkan der Schlachttage war verwüsterisch vorbeigezogen; die Nachwehen davon zu tilgen blieb mir vorbehalten. „All mein Sorgen und Schaffen ist abermals vergeblich gewesen," schrieb ich der helvetischen Regierung: „ich sehe dem namenlosen Elende dieser Länder kein Ende.

Beim Abschied dankte er, bis zu Thränen bewegt, den versammelten Munizipalräthen des Landes feierlich.

Doch will ich Muth fassen, und wieder von neuem anfangen. Eine Wunde ist leichter geschlagen, als geheilt; eine Schlacht leichteres Spiel, als hintennach Aufräumen und Herstellen dessen, was sie zu Grunde gerichtet hat.

Neben der Unzahl von Arbeiten, die mir oblagen und ich nicht anführen mag, war mein Tichten und Trachten besonders dahin gerichtet, in diesen Gebirgslandschaften für die Zukunft, neben besserer Jugendbildung, Sinn für Gewerbfleiß, und, durch Bethätigung desselben, mangelnde Quellen des Wohlstandes zu öffnen. Geldgewinn ist ja sonst der kräftigste Hebel des Volkslebens, und hier wies ihn die gebieterische Noth an. Ich hatte reiche Torflager unbenutzt im Bezirk Einsiedeln und in der Nähe des Muottathales gefunden. Darum ermunterte ich die angränzenden Ortschaften, sie auszubeuten; gab Anweisung; verhieß nöthige Geldvorschüsse von Seiten des Staats. Umsonst! Man mochte dergleichen Betriebsamkeit nicht*).

Im Thale von Arth, am Roßberg, war schon in ältern Zeiten ein Steinkohlenlager für ehmalige Eisenschmelzen am Lowerzersee angebaut worden. Ich lenkte die Aufmerksamkeit der Vorsteher dieser Gegend auf solchen Schatz hin; sprach die Regierung um Sendung von Sachverständigen an. Umsonst! Es fanden sich keine Unternehmer; die Regierung ließ mich ohne Beistand.

Alpenwirthschaft ward in vielen Kantonen, mit alter Sorglosigkeit, betrieben; und da und hie noch die magerste Viehweide des Hochgebirgs Italienern zur Uebersommerung ihrer Schaafheerden verpachtet; während die Schweiz, aus Mangel an eigner Wolle, alljährlich ungeheure Summen für Tuchwaaren ins Ausland strömen läßt. Es gelang mir, zur Anlegung von Wollentuchmanufakturen, Unternehmer zu finden**). Der vielthätige Minister Albr. Rengger sagte mir Beihülfe der Regierung zu. Man wollte beginnen. Umsonst! Man suchte Arbeiter und fand keine.

Das von jeher vernachlässigte Schulwesen der Urkantone war seit Jahr und Tag in gänzlicher Auflösung Die stürmischen Zeiten hatten beinah überall den regelmäßigen öffentlichen Unterricht der Jugend unmöglich gemacht. Ich verordnete Wiedereröffnung von Winterschulen in sämmtlichen Gemeinden; ließ eine Instruktion für Lehrer drucken und aus-

*) Auf dem bei Einsiedeln gelegnen, weitläufigen Moore wird gegenwärtig aber wirklich Torfstecherei getrieben.

**) Ein sacherfahrner Mann von Schwyz, Karl Fäßler, machte alle Anstalten, eine solche Manufaktur in Unterwalden zu eröffnen; eben so der Seidenfabrikant Camenzind von Gersau, dem der Minister Rengger dazu die leerstehenden Klostergebäude von Einsiedeln anwies.

theilen; veranstaltete, daß Kinder der Aermsten unentgeldlich gekleidet wurden; um am Unterricht Theil zu nehmen; lud Pfarrgeistliche, Vorsteher, gemeinnützige Männer zur Beihülfe ein, und ging selber an keiner Schule in den Dörfern vorüber, durch welche mich, auf beständigem Umherreisen, der Weg führte, ohne da einzukehren, zu ermuntern, zu beobachten und Rath zu geben. In der That ward mir die Freude, daß vieler Orten der Unterricht von einer größern Schülerzahl besucht ward, als vormals geschehn war. In sämmtlichen Bezirken thaten sich wackere Männer hervor, die freiwillig zum Gedeihn einer so heilsamen und heiligen Sache mitwirkten. Aber die Mehrheit der Priesterschaft blieb lau und flau. Ich hatte mir Glück zu wünschen, wenn sie, aus Furcht vor Religions-Unglück, nicht gradezu offnen Widerstand leistete.

Die einflußreichen und in den Waldkantonen vielverbreiteten Väter Kapuziner fügten sich, aus Klugheit oder Pflichtgefühl, am friedfertigsten in die neue Ordnung der Dinge; vielleicht auch aus Dankbarkeit für Schutz und manche Begünstigung, die ich ihnen gewähren konnte. Durch den vorsichtigen und würdigen Pater Provinzial Gotthard in Zug gelang es mir, schädliche Thätigkeit einzelner unbesonnener Ordensglieder dadurch zu lähmen, daß sie in andre Gemeinden und Klöster verpflanzt wurden. Nicht soviel Macht konnt' ich über die störrische Weltgeistlichkeit gewinnen, in deren Augen ich, wahrscheinlich schon als „Ketzer", Gegenstand gerechten Hasses, oder Argwohns seyn mochte. Die bischöflichen Kommissarien von Altdorf und Schwyz hatten, beim letzten Einzug der Franzosen, uneingedenk der theuern Hirtenpflicht, die Heerden ihrer Gläubigen feigerweise verlassen, und, nach der Rückkunft in ihren Sprengel, der eine zu wenig Thatkraft für das Gute, der andre zuviel derselben für bürgerliche Zwietracht bewiesen*). In einem Urnerdorfe, Spiringen, predigte der Pfarrer seinen Bauern: es habe die Gottlosigkeit der Einwohner des Hauptorts Altdorf allein den Zorn des Himmels gereizt, so große Fülle des Elendes über das Vaterland auszuschütten; eine Mahnung, die eben nicht vonnöthen war, den alten Neid der Landleute gegen die begüterten Einwohner Altdorfs stärker aufzureizen, das ohnehin schon in Asche lag**). Als der Bezirksstatthalter, Rädle von Freiburg, übrigens ein guter Katholik, dem Pfarrer, in einem Schrei-

*) Durch Verwendung beim Bischof von Konstanz erhielt ich, daß ihre amtlichen Verrichtungen einstweilen dem bischöflichen Kommissär, Thaddäus Müller, in Luzern übertragen worden waren.

**) Als am 5. April 1799 eine furchtbare Feuersbrunst den schönen Flecken Altdorf gänzlich, bis auf wenige Häuser, einäscherte, war eine Menge

ben, dergleichen Lieblosigkeit verwies: nahm dagegen der bischöfliche Kommissär, zu Altdorf selbst, und auf öffentlicher Kanzel, nicht nur die Reden jenes Eiferers in Schutz, sondern zog das Schreiben des Beamten durch die schärfste seiner geistlichen Hecheln, unter ungebührlichen Schmähungen und Verdächtigungen der Person. Wagt's der priesterliche Zorn nicht, irgend einen Gegner vor dessen natürlichen Richter zu ziehn: so überantwortet er ihn dem Hasse des religiösen Fanatismus. — Ich gedenke dieser Thatsache nur, um vom Geiste, der damals in vielen Gliedern des Klerus waltete, ein anschaulicheres Bild zu geben.

9. Hülfe in der Noth.

Inmitten alles Widerwärtigen ward mir jedoch hohe Freude, als ich eines Tages den Aufenthalt des biedern Aloys Reding, in einem Briefe vernahm, worin er von mir, für sich und die Seinigen, Päße zur Rückkehr forderte. Er hatte bisher zu Rorschach am Bodensee, einem Verbannten gleich, gelebt, und dort zufällig erfahren, daß ich in den Urkantonen, als Vollmächtiger der Regierung, stehe, und das Haus seiner Väter von angedrohter Zerstörung gerettet habe. Ich gab seinem Boten die Päße. Und als ich eines Abends, von den Gemeinden am Gotthard, über dem Urnersee zurück, nach Schwyz kam, sah ich mich unverhofft von meinem Freunde und seiner liebenswürdigen Familie, nach langer Trennung, umfangen und bewillkommt. Es war ein Wiedersehn voll weinenden Jubels. Ich galt fortan, als Glied der Familie, und genoß von neuem der langentbehrte Süßigkeit häuslichen Lebens. Reding selbst ward durch die Regierung, auf meinen Vorschlag, zum Präsidenten des Erziehungsrathes ernannt, damit er, auch durch amtliche Stellung, gegen fortwährende Rachlust französischen Militärs gesichert würde.

Im ganzen Lande nahm inzwischen Elend und Noth, beim Herannahn des Winters, drohendere Gestalt an. Tausenden gebrach es an Nahrung; sogar an Obdach und Kleidung. Umsonst wurden, für die Bedürftigsten, Vorräthe von Lebensmitteln der geringsten Gattung um die Summe von 6000 Franken gesammelt: die Magazine zu Luzern waren ebenso schnell erschöpft, als gefüllt. In Einsiedeln und andern Gegenden verbreiteten sich, wahrscheinlich als Folge schlechter Nahrung, gefährliche

Volks aus benachbarten Dörfern neugierig herbeigelaufen. Aber niemand leistete zum Löschen und Retten Hülfe: man überließ dies dem zufällig dort befindlichen französischen Militär. Die Soldaten, empört durch solchen Grad von Gefühllosigkeit, ergriffen mehrere der Bauern und zwangen sie, thätig zu werden.

Krankheiten. Es entstand, unter den Einlagerungen und Durchzügen der vielen Heerhaufen, allgemeiner Futtermangel, das größte Uebel der Alpenländer, welche größtentheils vom Bestand und Ertrag ihrer Heerden leben. Wie könnt' ich alle Plagen nennen, die zu gleicher Zeit gegen diese Bergthäler anstürmten? Schon sah man den Augenblick nahe, daß viele Häuser, daß ganze Dorfschaften, von Einwohnern verlassen werden würden, um ein kümmerliches Daseyn anderswo zu fristen.

Es war wohl nicht leicht, Rettung zu schaffen; aber ich verzweifelte nicht. Auf Kosten des Staats wurden Heumagazine für die Armee-Bedürfnisse angelegt, um den Aelplern das Wenige zu lassen, was ihnen noch geblieben war, und zugleich, für Ueberwinterung eines Theils von ihrem Vieh, in andern Kantonen gesorgt. Die Generale Massena und Gudin ließen sich durch meine Vorstellungen bewegen, die Kriegsvölker in den unwirthlichen Gegenden zu vermindern. Und, als mir die helvetische Regierung offen die Dürftigkeit der Finanzen, ihr Unvermögen erklärte, dem grenzenlosen Uebel zu steuern, wandt' ich mich in einem öffentlichen Aufruf zum Mitleiden an die ganze Nation. Alle Zeitungen wiederholten meine Bitte*). Der Nothschrei ward durch ganz Europa gehört. Wo Schweizer lebten, in Italien, Spanien, Deutschland, fand er in ihren Herzen ein Echo.

Zwar die an Geld eingegangenen Liebessteuern betrugen nur 34,211 Franken; aber, ungleich höhern Werthes, strömten aus allen Theilen des Schweizerlandes, Unterstützungen herbei, welche einen Reichthum von Lebensmitteln, Wollen- und Leinentuch, männlichen und weiblichen Kleidungsstücken für jedes Alter, Bettzeugen, Hanf, Flachs, Kirchen-Paramenten und andern Bedürfnissen lieferten. Ein menschenfreundlicher Kaufmann zu Luzern, Joseph Schindler, übernahm die Besorgung der dafür eröffneten Magazine, und, nach meiner Anweisung, die Versendung der Gelder und Waaren. In jedem der hülfsbedürftigen Bezirke hatt' ich vertrauenswürdige Männer ernannt, welche den Dörfern die Gaben vertheilten. Aus ihren Berichten stellt' ich die öffentliche Rechenschaft zu-

*) Er ward in mehrern Tausend Exemplaren und in allen öffentlichen Blättern verbreitet, unter dem Titel: „Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit im Kanton Waldstätten"; und erschien im Oktober 1799. Er ward auch von französischen Blättern aufgenommen; dort ein „beau morceau d'une noble et simple éloquence" genannt; aber aus Frankreich, dessen Regierung, dessen Krieger, das namenlose Elend der Gebirgsvölker verursacht hatten, ward zur Milderung desselben kein Heller mitgetheilt.

sammen, welche in mehrern auf einander folgenden Heften erschien*). „Ich habe", sagt' ich am Schlusse derselben: „in den Waldstätten, meines Lebens bitterste und süßeste Stunden gelebt! Mehr, als einmal, näßte sich mein Auge in wehmüthiger Freude, beim Anblick so vieler Leiden und so vieler Tugend. Unter den Ruinen jener einst glückseligen Hütten lernt' ich die Menschheit kennen, wie sie sich, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Gräßlichkeit, entfaltet hat."

Noch eine Hülfe andrer Art erschien, nicht minder wohlthätig. Den ersten Gedanken dazu hatte der unermüdete Albr. Rengger, Minister des Innern, gegeben. Zahllose Haushaltungen nämlich waren außer Stande, ihre Kinder zu nähren und zu kleiden. Wie in den Waldstätten, so in Wallis und Glarus. Es erbot sich, in den minder verheerten Theilen des Schweizerlandes, der mitleidigen Familien eine Menge, jene Kinder zu besserer Erziehung und Pflege aufzunehmen. Der Kanton Solothurn allein trug mir an, 1012 der beklagenswürdigen Kleinen zu versorgen. Ich versandte wirklich über tausend derselben, versehn mit Tauf- und Heimathscheinen, in die Kantone Luzern, Solothurn, Aargau und Bern. An einem einzigen Tage**) ließ ich 120 solcher Kleinen aus den Bezirken Schwyz, Urseren und Einsiedeln, mit ihren Führern, zu Brunnen einschiffen. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, als sich Väter und Mütter von ihren weinenden Lieblingen trennen, und ihr Theuerstes, von übergroßer Noth gedrungen, fernen, fremden Händen anvertrauen mußten. Doch die Freude, zu dieser Hülfe beigetragen zu haben, ward mir bald verbittert.

Von allen Seiten liefen Klagen über Trägheit und Sittenlosigkeit der Pfleglinge ein; über Hang der Meisten zur Bettelei, Unreinlichkeit, Schadenfreude, Näscherei, Lügenhaftigkeit, sogar zum Diebstahl und zu andern Lastern. Die Wenigsten von den Erwachsnern konnten lesen, oder schreiben; ihre Religiosität war gedankenloses Mitmachen todten Kirchenbrauchs. Was mußten, nach solchen Klagen, die Zeit-

*) Sie führten Gegenrechnung und besaßen Verzeichnisse der dürftigsten Haushaltungen in sämmtlichen Dörfern ihres Bezirks. Nach ihrem Gutachten und Verlangen empfing Schindler in Luzern die Weisungen zur Verabfolgung der Unterstützungen. Dankbar führ' ich die Namen dieser schätzbaren Männer an, deren Mühe und Uneigennützigkeit von ihren Landsleuten selten mit Anerkennung vergolten ward. Es waren Aloys Reding in Schwyz, Pfarrer Buesinger in Stans, der nachherige Landammann Karl Müller in Altdorf, Pfarrer Meinrad Ochsner in Einsiedeln, und Statthalter Meyer in Andermatt.

**) Es war der 23. November 1799.

genossen von der gepriesenen Sitteneinfalt, Unschuld und Frömmigkeit der Hirtenländer urtheilen!

Es ist wohl unnöthig, zu sagen, daß so schmerzreiche Erfahrungen tiefen Eindruck auf mein Gemüth machten. Mein Amt glich dem Tretrade, in welchem der angestellte Sträfling vom Morgen bis zum Abend vorwärtsläuft, und keinen Schritt weiter gelangt. Ich hatte aber weniger Mitleiden mit mir, als mit dem Menschengeschlecht. Wär' ich nicht soviel einzelnen Tugenden desselben begegnet: ich würde den Glauben an die Menschheit verloren haben.

In rastlosem Briefwechsel mit helvetischen, französischen und auswärtigen Behörden*); und im rastlosen Umherwandern kam und verstrich mir der vorletzte Winter des achtzehnten Jahrhunderts. Die gesetzliche Ordnung und Ruhe ward nur noch ein einziges Mal unterbrochen, und auf eine Art, die charakteristisch genug für jene Zeit und das damalige Volk ist, um hier ganz kurz angedeutet zu werden. In Unterwalden ob dem Wald nämlich verweigerten die auf Bergen, oder in entfernten Thalwinkeln, gelegenen Ortschaften, zur Tilgung von solchen Landesschulden beizutragen, die, durch militärische Requisitionen und Truppenzüge, in Gemeinden längs der Landstraße, entstanden waren und besonders schwer auf dem Hauptort Sarnen lasteten. Bei gewöhnlicher, schon erwähnter Eifersucht der Schweizerdörfer gegen Städte und Hauptorte, entschieden sich die Wildesten unter allen Widerspenstigen, den Flecken Sarnen, wegen seiner Forderungen einfür allemal zu züchtigen, das heißt, zu verbrennen und zu plündern. Man rottete sich wirklich zu dem Zweck bewaffnet, von überall her, auf dem, mit ländlichen Wohnungen überstreuten Sonnen- oder Schwändiberg, an der Westseite des Sarnensee's, zusammen. Schon war der Tag des Ueberfalls bestimmt, als ich, noch anwesend in Uri, durch Eilboten von der Gefahr unterrichtet ward. Spät Abends, von einigen Chasseurs begleitet, traf ich in Sarnen ein**). Aus der Ferne schon leuchteten vom Schwändiberg die Wachtfeuer der Insurgenten. Ich bot die Landwehrmannschaft auf; berief von Luzern einige Kompagnien Infanterie; ließ den Aufrührern meine Ankunft melden und forderte sie auf, mir ungesäumt ihre Beschwerden zu melden. Als die an sie Abgeordneten aber, von ihnen mißhandelt, einer derselben blu-

*) Im Jahr 1799 hatt' ich über 2000 amtliche Briefe eigenhändig geschrieben, die, während des Schreibens, zugleich meinem jungen Sekretär Denz von mir in die Feder diktirt wurden.

**) 12. Dezembers 1799.

tend, zurückkehrten, und anzeigten, daß die Banden noch in der Nacht, oder folgendes Morgens gegen Sarnen rücken würden, macht' ich mich, um folgenschweres Unheil zu verhüten, selbst zum Lager der Meuterer auf den Weg, begleitet von einigen Beamten und wenigen französischen Chasseurs. Es war mondscheinhelle Mitternacht, als wir, unsre Rosse am Zügel leitend, die Höhe des Gebirgs mühsam erklommen hatten. Zu meinem Erstaunen flohn plötzlich die vor uns, an ihren Feuern gelagerten, Haufen des Aufstandes, ohne zu warten, aus einander, durch Wald und Busch und Berghalden, ihren Heimathen zu. Abergläubige Furcht hatte sie ergriffen, beim Anblick blitzender Waffen und berittener Krieger, auf ihrer Berghöhe, wo nie zuvor bewaffnete Reiterei gesehn worden war. Das hatte ihnen gespenstisches Höllenwerk geschienen. Damit aber war auch der Aufruhr abgethan. Die Rädelsführer entwichen; Deputationen baten um Gnade; und die Zerwürfnisse der Gemeinden wurden ohne Mühe geschlichtet.

10. Ein Paar politische Ansichten.

Mit Beginn des Lenzes*) hatt' ich den Zweck meiner Sendung endlich in den Waldstätten erfüllt; die verfassungsmäßigen Behörden aufgestellt; Ordnung und Frieden überall mit gesetzlicher Kraft gesichert. Der größte Theil der französischen Armee verließ schon die Schweiz, um in Deutschland den Krieg fortzusetzen. So konnt' ich mich nun wieder einmal einer lang vermißten Sorgenfreiheit hingeben, während ich die vom Vollziehungsdirektorium verlangte Entlassung erwartete. Ich beschäftigte mich nur noch mit Abschluß sämmtlicher Geschäfte; mit Vertheilung der letzten Liebesgaben, und mit Ausbreitung von tausend Exemplaren des bekannten Beckerschen „Noth- und Hülfsbüchleins." Diese waren mir von der Regierung gestattet, um sie bei den öffentlichen Schulprüfungen, den Fleißigsten der Kinder zum Geschenk zu machen, in der Hoffnung, damit Samen neuer Kenntnisse ins Volk zu werfen**). Den größern Theil der Zeit verlebt' ich unter meinen Lieben in Schwyz; philosophirte, dichtete wieder; besuchte mit

*) Im Jahr 1800.

**) Richtige Hoffnung! Sie ward durch die Priesterschaft vereitelt, welche, sobald ich die Waldstätte verlassen hatte, in Beckers volksthümlichem Buche Spuren der Ketzerei und Religionsgefahr witterte; allen Haushaltungen das „gottlose Büchlein" abfordern ließ, und, wie mir Aloys Reding mit Betrübniß schrieb, was irgend zur Verbesserung des Jugendunterrichts vorbereitet war, wieder änderte.

Reding die Schlachtfelder, wo er an der Spitze seines Volkes siegend gegen die Franzosen gefochten hatte; sammelte mit ihm Materialien zur Geschichte vom Kampf und Untergang der Wald- und Bergkantone; oder besprach mit ihm die Hoffnungen des Vaterlandes für die Zukunft, und die Mittel, der Schweiz zwischen den Nachbarstaaten eine würdige, sichre und unabhängige Stellung zu verbürgen.

Die freie Selbstständigkeit der Schweiz, darin waren wir beide einig, ist durch Stärke und Tapferkeit ihres Volks so wenig gegen Untergang geborgen, als durch Tugend und Ehrfurcht vor Völkerrecht von Seiten der Großmächte, sondern allein durch deren wohlverstandenes Interesse und Bedürfniß. Einverleibung Helvetiens in Frankreich oder Oesterreich, oder Theilung des Landes, brächte einem oder dem andern Todesgefahr bei jedem Kriegsausbruch; gährenden Giftstoff in Friedenszeiten. Verwandlung der Schweiz in ein Königreich, würde den ärmsten und unsichersten Thron von der Welt, zwischen blutigen Empörungen und Auflehnungen im Innern, und gegenseitiger Eifersucht der Nachbarmächte, aufstellen. Aber auch darin waren wir einig, daß die Schweiz zur Sicherung ihrer dauerhaften Ruhe im Innern, so wie der Ruhe ihrer Nachbaren, einer weiser berechneten Bundesordnung bedürfe; weder einer naturwidrigen Einheitsschöpfung, wie die an der Spitze französischer Bajonette gebrachte; noch einer, wie die im Mittelalter durch Zufälle zusammengebackene gewesen war. Beide sind schlechthin unhaltbar; beide hemmen jede freie Entwickelung des Staatslebens; beide gewähren den Nachbarstaaten, in allfälligen Kriegen derselben, keine treue Neutralität der Schweiz. Reding und ich waren überzeugt, daß freie Selbstverwaltung der Kantone, unter einer starken, alle Theile zu einem Ganzen verbindenden Centralgewalt, allein das Glück der Zukunft begründen könne.

Diese Ueberzeugung, von welcher Reding späterhin freilich wieder abließ, stand damals so fest in mir, wie heut noch, ungeachtet alle später erfolgten Umschaffungen der Staatsverfassung, bis auf die heutige Zeit*), noch nichts Entsprechendes aufgestellt haben. Unversöhnlicher Parteigroll der Demokraten und Aristokraten, der sogenannten Unitarier und Föderalisten, verhinderten, bei abwechselnden Siegen und Niederlagen der Einen, oder Andern, fortwährend die Schweiz, eine feste Burg der Freiheit ihres Volks und eine sichernde Scheidewand der benachbarten Großmächte in deren Kriegen zu werden. Doch zweifle ich nicht, daß fortschreitende Zivilisation, besonders in den Alpenkan-

*) 1840.

wegen, endlich allgemeinere, innigere Verbrüderung der kleinen Völkerschaften und damit größere Einheit in diesen verworrenen Föderalismus eben so gewiß herbeiführen werde, als eben die Fortschritte der Civilisation dereinst nothwendig die ungeheure russische oder britische Monarchie ihrer Einheit berauben, und wieder in eine Vielheit unabhängiger Einzelstaaten auflösen müssen.

Den ersten, erschütternden Stoß empfing zu dieser Zeit die kaum zweijährige Konstitution der helvetischen Republik, als die gesetzgebenden Räthe eigenmächtig das Vollziehungsdirektorium stürzten*); statt dessen einen Vollziehungsausschuß ernannten, und eine Kommission zur Verbesserung des Staatsgrundgesetzes aufstellten. Dies bewog mich, auch meine Ansichten über Neugestaltung der Eidsgenossenschaft in größern Umlauf zu bringen. Ich galt ziemlich allgemein, als entschiedner Unitarier, und war, durch mannigfache Erfahrung und Kenntniß des Volks belehrt, nichts weniger, als dies; während Andre es waren, und nachher im Kantonalgeist verstockte Föderalisten wurden.

Zur Darstellung meines Innern gehört wohl auch die politische Auffassung jener Zeiten und Umgebungen. Ich gebe sie vielleicht am treuesten mit Bruchstücken aus einigen Briefen, die in damaligen Tagen von mir, Behörden oder Freunden, geschrieben wurden, und noch urschriftlich in Archiven vorhanden liegen, oder aber durch die Empfänger selbst dem Druck übergeben worden sind. Schon vor der eben gedachten Regierungsveränderung in Bern, äußerte ich in einer Zuschrift an den helvetischen Senat**), bei Uebersendung der ersten Rechenschaft über die zur Rettung der Waldstätte gesammelten freiwilligen Steuern: „Eins noch hat das Volk der Waldstätte nicht verloren, noch nicht seinen unsterblichen Freiheitssinn. Diesen beugte weder das Bajonet der Franken, noch der Russen; so wenig, als ihm die mit Blut befleckte, nicht selbstgeschaffne, Konstitution Vertrauen einflößen konnte. — Bürger Senatoren, an Ihnen ist's, die verlornen Waldstätte wieder zu gewinnen. Geben Sie dem Volke eine verbesserte Staatsverfassung, voller Einfalt, Kraft und Freiheit, daß jeder Schweizer sich, als Schweizer, wieder fühle: und Sie haben das ganze Vaterland gerettet! Jeder verzögerte Tag ist ein Verlust."

Bestimmter erklärt' ich mich nachher in Privatbriefen gegen Einzelne, auf das Verfassungswerk einflußreiche Glieder des Senats. „Das Volk der ehmals demokratischen Kantone," so schrieb ich einem der-

*) Den 7. Jänner 1800.

**) Unterm 8. Dezembers 1799.

selben*): „verlangt mit Heftigkeit Frieden. Eine der nordamerikanischen nahekommenden Bundesverfassung genügt, worin es seine unmittelbaren Kantonal-Obrigkeiten, wie vor Zeiten, selber ernennen, und durch einen „Volksausschuß" jährlich einmal über Annahme und Verwerfung seiner Gesetze sprechen kann. Um die Centralregierung der ganzen Schweiz ist es dann ziemlich unbekümmert, wenn sie nur kraftvoll, und aus rechtschaffenen, tüchtigen Männern, zusammengesetzt ist. — Sollten bei einem künftigen Friedensschluß die Franzosen aus der Schweiz gehn, ehe wir eine vom Beifall des Volks umringte Konstitution besitzen: so sag' ich Ihnen voraus, daß der Aufstand eines einzigen Kantons, den Aufstand Aller nach sich ziehn, und dann vielleicht vom Volke dasjenige gethan werden wird, was ich wünsche, daß zu guter Zeit durch unsre Gesetzgeber geschehe**)."

Einem andern Senatsgliede***) schrieb ich: „Entweder nur die starken Wurzeln der Gewohnheit, oder der sichre Felsgrund der Ueberzeugung, oder Vorliebe und Vertraun zum Schöpfer einer Konstitution, wie Sparta dies Vertraun auf Lykurg hatte, können eine neue Staatsverfassung dauerhaft erhalten. Auf Gewohnheit dürfet Ihr in Helvetien noch nicht zählen; auf Vorliebe und Vertraun zu den Gebern noch weniger."

„Eine Staatsverfassung, besonders eine republikanische, mag ihre Gewährleistung durch kein andres Mittel empfahn, als durch Zufriedenheit des Volks mit derselben. Ihr werdet sagen: das Volk ist noch zu ungebildet. Man muß das Volk nehmen, nicht wie es ist, sondern wie es seyn sollte. — Nein, nicht immer muß man das Volk nehmen, wie es seyn sollte, sondern, wie es wirklich in seinen wichtigsten Verhältnissen ist. So handelten die größten Gesetzgeber der

---

*) Dem Senator Krauer von Luzern, von Schwyz aus, unterm 27. Febr. 1800. Er war zu der Zeit Mitglied einer „Konstitutions-Kommission", und ich von ihm aufgefordert, meine Ansichten mitzutheilen.

**) Diese politische Prophezeiung, zu der übrigens wenig Divinationsgabe gehörte, ging nachher fast wörtlich in Erfüllung, als, im Herbst 1802, Frankreich alle Truppen aus der Schweiz zurückgezogen hatte, und der allgemeine Aufstand gegen die helvetische Regierung erfolgte, welchem die Intervention des ersten Konsuls Bonaparte und seine Mediationsakte ein Ende machte.

***) Meinem Freunde Paul Usteri (datirt Altorf den 1. Febr. 1800). Er ließ den ganzen Brief damals in dem von ihm und Escher herausgegebenen „Neuen republikanischen Blatt" No. LIX. S. 235 ff. abdrucken.

Vorwelt, und sie waren in ihren Arbeiten glücklicher, denn wir. Moses und Lykurg, Solon und Numa, und Peter der Große und Friedrich der Große, traten in Ideen und Vorurtheile ihrer Völker ein, und erreichten ihr Ziel. Unsre Zeitgenossenschaft ist allerdings noch nicht für das Beste reif. Es ist aber leichter, eine neue Konstitution, als ein neues Volk zu machen."

„Die künftige Verfassung der Schweiz sey so demokratisch, als sie es, der Einheit und Stärke des Ganzen unbeschadet, seyn darf. Was das Volk wohl verrichten kann, lasse man aber durch das Volk verrichten."

---

11. Der Zug in die italienische Schweiz.

Dem ganzen Welttheil waren schon wieder neue und außerordentliche Schicksale bereitet. Napoleon Bonaparte, wie durch Wunder, nach Aegypten gelangt, war, wie durch Wunder, von daher zurückgekehrt; zum ersten Konsul der französischen Republik erhoben, und rüstete nun zur Wiedereroberung des verlorenen Italiens.

Die helvetische Regierung ernannte mich zum Regierungskommissär im Wallis*), diesem Kanton das zu leisten, was bisher den Waldstätten; zugleich auch, den ersten Konsul und dessen Reserve-Armee, über den St. Bernhardsberg zu begleiten. Doch hatt' ich schon der Familie Reding zugesagt, den Sommer in freier Muße, und in ihrer Mitte, zu verleben. Ich lehnte die Ernennung ab. Wenig lag mir daran, den größten Feldherrn dieses Zeitalters ein Paar Tage lang im flüchtigen, amtlichen Umgang kennen zu lernen. Vielleicht würd' es andre gelockt haben, von ihm wenigstens Gang, Haltung, Miene, Rock und Hut zu sehn. Ich hätte dafür nicht das Fenster geöffnet. Mehr freute mich's, statt dessen mit Aloys Reding in den schönen Seitenthälern des Landes umherzuschwärmen; oder, von ihm mit der Flöte begleitet, am Klavier kleine Lieder zu singen, die ich für uns beide in Musik gesetzt hatte; und mit ihm im Beginn des Maienmondes, in einer ihm gehörigen untern Alp der Rigikette, erhaben über dem traurigen Weltgetümmel, lustige Tage, bei seltsamer Junggesellen-Wirthschaft, zuzubringen. Doch die Wonne des Wonnemonds eilte früh zu Ende.

Eines Tages erschien bei mir ein Adjutant des Generallieutenants Moncey, mich zur Unterredung mit diesem in Luzern einzuladen.

---

*) 1. März 1800.

Auf die Frage: weshalb? erfuhr ich, der Vollziehungsausschuß habe mich zum Regierungskommissär für die italienische Schweiz und zum Begleiter des Generals ernannt, der mit einem Armeekorps von 20,000 Mann in die Lombardie eindringen werde. Ich begab mich nach Luzern. Der General schien mir im Irrthum zu schweben; denn ich hatte von Bern keinen Ruf zu einer Sendung erhalten, die anzunehmen ich ohnehin nicht geneigt war. Er aber that mir aus Briefen dar, er sey an mich gewiesen. Er beschwor mich, ihm auf dem Zuge beizustehn und widerlegte die Gründe meiner Weigerung mit einer Beredsamkeit, die mich wanken machte. „Sonderbar," — sagte er: „daß ein Fremder, wie ich, einen Schweizer bitten muß, seinen Mitbürgern ein Schutzengel gegen Uebel zu werden, die mit dem Durchzug einer Armee unzertrennlich sind. Ich stehe im Begriff, nach Italien aufzubrechen. Ihre Regierung hat keine Zeit mehr, einen Andern an Ihrer Stelle zu wählen. Ehe der Entscheid derselben eintreffen kann, bin ich schon an den mailändischen Gränzen. Darum bitt' ich Sie, kommen Sie. Wahrhaftig wegen meiner Truppen bitt' ich Sie nicht; die werden sich gut oder übel durchhelfen und überall finden, was sie suchen. Sondern Ihrer eignen Mitbürger willen bitt' ich Sie, daß diese, beim plötzlichen Durchzug einer Armee, Erleichterung und Beistand erhalten können. Wollen Sie denn gegen Ihre eignen Landsleute gefühlloser seyn, als ich, der Fremde?"

Ich dachte an das vielgeplagte, unglückliche Uri; glaubte diesem armen Land noch einmal, und wahrscheinlich den letzten Dienst leisten zu können. Der General umarmte mich und versprach strengste Mannszucht und möglichste Schonung der Gegenden, durch welche der Heerzug gehe. Er brach sein Wort nicht. Moncey, nachmaliger Herzog von Conegliano, ein Mann von ungemein würdevollem Aeußern, hatte ein eben so würdereiches Gemüth. Ich fühlte mich durch seine wachsende Zuneigung geehrt und habe die reinste Hochachtung für ihn bewahrt.

Den Tag vor meiner Abreise zur Armee*) empfing ich in der That vom Vollziehungsausschuß die Ernennung, welche schon sieben Tage vorher ausgefertigt worden war. Mein treuer Zögling Denz, und ein junger, gebildeter Mann von Schwyz, Namens Aufdermaur, den ich im Redingschen Hause kennen gelernt hatte, begleiteten mich. Letzterer, in Neapel geboren, an das Geräusch der Residenzen und Waffen gewöhnt, in der ländlichen Stille seiner Heimath von langer

*) 27. Mai 1800.

Weile gequält, folgte mir, als Freiwilliger*). Ich ernannte ihn zum Kriegskommissär. Sein lebhaftes Wesen, wenn auch mit etwas Eitelkeit oder Leichtsinn gepaart, befreundeten mich ihm. Durch militärische Kenntnisse und mehr noch, durch Gewandtheit in italienischer Zunge, welche ihm geläufiger, als die deutsche Muttersprache war, kam er mir sehr zu statten.

Wir eilten zur Avantgarde, Division Lapoype, die schon den Gotthard aufwärts zog. Um uns murmelte, im Gebirg, Donner entfernter Lauinen. Die Gotthardsstraße glich einem erhöheten Schneedamm, der während des Winters festgetreten, für Menschen und Rosse oft gefährlich war. Im Pfarrhause zu Airolo erwartete mich Moncey. Ich traf ihn in Verzweiflung. Er durfte keine Stunde zögern, nach Italien zu kommen, befand sich aber noch ohne Munition, ohne Lebensmittel. Beides lag noch in Magazinen, jenseits des Gotthard, hinter uns. Die helvetische Regierung hatte ihm, zum Transport des Heerbedarfs, 1500 Pferde versprochen; aber nur 212 derselben gestellt. Es blieb dafür kein Mittel, als Menschen zu belasten. Er gab mir 6000 Livres, die ich unter die Gemeinden an beiden Seiten des Gotthards vertheilte, wofür nun Männer und Weiber, in langen Schaaren, die Bürden über das Gebirg schleppten.

Bei stürmischem Wetter, Regengüssen und verdorbnen Landstraßen, setzte das Heer langsam den Zug fort. Persönliche Anstrengungen, wie in diesen Tagen, hab' ich nie vorher erlebt, und nie nachher. Ueberall schrie Noth. Der Soldat war durch Mangel am Nothwendigsten gezwungen, auf Kosten eines schon von Oesterreichern und Russen früher ausgezehrten Landes zu leben. Er nahm, was er fand, und ließ in seinem Rücken Hunger und Schrecken zurück. Moncey stellte vergebens, auf mein Verlangen, längs den Dörfern, Wachten, daß sich keiner zum Plündern vom Zuge entferne. Die Generale Lapoype, Lorge und die übrigen vollzogen den Befehl entweder nachlässig, oder unvermögend, sich Gehorsam zu schaffen. Nahrungsmittel, Schuhe, Kleidung, Alles ward geraubt; es gebrach den Tau-

*) Er war in Neapel geboren und erzogen; späterhin Chef de Bataillon der ersten Legion der Ausgewanderten in Italien geworden, bei Mantua von den Franzosen gefangen, und auf sein Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, in sein Vaterland zurückgelassen. Er spielte nachher im Aufstand gegen die helvetische Regierung (1802) eine vorübergehende Rolle, ward General eines Schweizerregiments in niederländischen Diensten; zog sich Verabschiedung zu, und kehrte nach Schwyz zurück.

senden an Allem. Oder man schrieb unerschwingliche Requisitionen aus, für welche die ausgestellten Gutscheine nie bezahlt wurden*). Bald eilt' ich, um Beistand angerufen, zum Vortrab; bald mehrere Stunden Weges wieder zurück. Unaufhörlich von Adjutanten, Generalen, Kommissären, Magazinbeamten, oder wehklagenden Gemeindsvorstehern und Boten bestürmt, verbracht' ich Tag und Nacht unter Hader und Schreien, unter Bitten und Drohungen. Die Befehlshaber der Truppen schrieben mir Böswilligkeit und aristokratischen Franzosenhaß zu, der bei den Schweizern keine Seltenheit war; und grollten mir um so mehr, je standhafter sich Moncey für mich und meine Verfügungen aussprach**). Uebrigens, die Heeresflut rückte von Tag zu Tag weiter. Außer einem leichten Postengefecht, an der Brücke über die Moesa, zeigte sich nirgends feindlicher Widerstand. Ich jedoch athmete erst freier, als ich die Massen des Armeekorps über die lombardischen Grenzen geschoben sah.

So stand ich nun wieder vereinzelt an den Ufern des Tessins, auf einem mir durchaus fremden Kampfplatz, wie durch eine böse Fee dahingezaubert. Ich sollte, wie in den Waldstätten, das politische Chaos aus einander scheiden und es neu, nach helvetischen Gesetzen, zusammengliedern und gestalten. Ich kannte des Landes Volk, Einrichtungen, Sitten, Vorurtheile und übrige Verhältnisse nicht. Ich fand nur allenthalben schauerliche Denkmale der Anwesenheit französischer, österreichischer und russischer Schaaren, welche einander wechselweis die Pässe der Alpen streitig gemacht hatten. Zudem war auch nicht einmal einige Gewißheit gegen nahe Wiederkunft der Schrecken vorhanden und der Plagen, welche diesen Theil des Schweizerlandes seit vollen zwei Jahren heimgesucht hatten. Darüber sollte erst zwischen Bonaparte und Melas auf den Schlachtfeldern Italiens entschieden werden.

*) Täglich wurden für ungefähr 20,000 Mann gefordert: 21,600 Rationen Brod; 21,500 Rat. Reis; 1,500 Rat. Heu, und 20 Stück Vieh zu 500 Pfund. Dazu noch 21,600 Rat. Wein, 16,000 Rat. Salz, und nebenbei auch 3000 Paar Schuhe.

**) Eines Tags (30. Mai) fügte Moncey einer Depesche, die er mir von Giornico zuschickte, freudig und eigenhändig in einer Nachschrift, die Botschaft von einer ersten Eroberung bei, die er gemacht hatte, und in Wegnahme von etwa 600 Schafen und 50 — 60 Kühen bestand, die man den Feinden habe zuführen wollen. Fast gleichzeitig kamen aber die jammernden Eigenthümer der Heerden, die in die Alpen geführt werden sollten, und ihnen nun geraubt waren. Die Eigenthümer wiesen sich als Schweizer aus: und Moncey gab das Vieh auf der Stelle wieder frei, sobald ich ihn des begangenen Irrthums überführte.

19. Frühere Vorgänge.

Die Gegenwart, welche mich jetzt umringte, zu verstehn und richtig zu behandeln, mußt' ich ihre Mutter, die Vergangenheit, kennen lernen. Darum will ich, damit man sie verstehe, hier in flüchtigen Zügen die Zustände schildern, in denen die Thäler am Tessin vor meiner Ankunft waren.

Man stelle sich ein unter eidsgenössischen Landvögten sittlich-verstümmeltes Unterthanenvolk vor; heißblütig, aber kraftlos; kircheneifrig, aber im täglichen Leben locker; genußsüchtig, ohne Arbeitslust; unternehmend, ohne Beharrlichkeit; verwegen, ohne Tapferkeit; prahlhaft, neben Kriecherei; schlau und verschmitzt neben Unbesonnenheit; leidenschaftlich liebend und hassend; prunkvoll im Oeffentlichen, sudelich im Häuslichen. Man denke sich solches Volk, dessen altes Joch plötzlich durch die schweizerische Staatsumwälzung gebrochen worden. Statt der Freiheit umarmte man jubelnd anarchische Frechheit. Man rottete sich in Parteien. Frage ward: ob sich zur neugeschaffnen helvetischen oder neugeschaffnen cisalpinischen Republik schlagen? Die große Mehrheit der Bevölkerung, durch Gewohnheit geleitet, oder aus Nachbargroll gegen die Lombarden, sprach für Verbleiben bei der Schweiz; die Freiheitsschwärmer, unter der Hand von Männern des cisalpinischen Direktoriums ermuntert, oder vom eignen Ehrgeiz gespornt, sprachen für Cisalpinien*). Die Letztern nannten sich „Patrioten", und riefen: „Die Schweiz kann uns nur Steine; Cisalpinien aber Brod und Wein geben!"

Schnell gerieth man darüber zu Thätlichkeiten. Die Patrioten, als Flugblätter nichts über den Volkssinn vermochten, warben alsbald, und zahlten, kleideten und bewaffneten müßiges Gesindel im Mailändischen; überfielen Lugano**), und verbreiteten einige Stunden lang Schrecken. Die Luganesen ermannten sich und trieben die „Briganti" zurück. Es gab Verwundete und Todte auf beiden Seiten. Blutiger noch ward in Mendrisio zwischen den Parteien gefochten. Die Einwohner, vom siegenden Haufen der Patrioten übermannt, wurden durch Gelderpressungen, Requisitionen und andere Gewaltsamkeiten gezwungen, sich für Cisalpinien auszusprechen, bis sie wieder der Patrioten, durch Beistand der Luganesen, ledig wurden.

Klagend wandte man sich nun an den General Berthier. Dieser

---

*) Unter anderm machte der Direktor Moscati dem nachmaligen helvetischen Prefetto von Lugano, Herrn Buonvicini, Anträge zur Vereinigung Luganos mit Cisalpinien, wovon mich dieser überzeugte.

**) In der Nacht vom 14. zum 15. Febr. 1798.

sandte den General Chevalier, des gesammten Volks Willen zu hören, ob es helvetisch oder cisalpinisch seyn wolle? Sowohl ihm, als dem General Brune, der die Frage wiederholte, antwortete die Mehrheit des Landes: „Wir bleiben Schweizer!“ — So geschah die Einverleibung der ehemaligen Vogteien am Tessin in die helvetische Republik. Sie bildeten in ihr nun zwei Kantone: Lugano und Bellinzona. Die Rache der siegenden Partei richtete sich von da an gegen die Urheber der Unruhen und des vergossenen Bürgerbluts. Die Patrioten sahn ihre Sache verloren; flehten mit Gewandtheit den Schutz der helvetischen Staatsbehörden an, und es ward Amnestie über sie ausgesprochen *).

Das Volk, in der Erwartung getäuscht, die Cisalpinler bestraft, oder sich von ihnen entschädigt zu sehen, ward mit stummem Zorn Zeuge von der Rückkehr der Geflüchteten auf vaterländischen Boden, den diese mit Bürgerblut gefärbt hatten. Furcht vor ihnen, und Unwille gegen die Regierung, stiegen noch höher, als in der Schweiz revolutionäre Maßregeln an die Tagesordnung kamen; als eine Reihe unkluger Verordnungen über Militärkonscriptionen, kirchliche Prozessionen u. s. w. erschien; als volksbeliebte Beamte von ihren Stellen entlassen und diese den verhaßten Amnestirten, oder deren Freunden, übertragen wurden. Die Cisalpinischgesinnten, schlau und talentreich, spielten nun die Rolle der Begeisterten für Freiheit und Helvetien; bezeichneten ihre Gegner dafür, als Anhänger der Aristokratie und Oesterreichs. In Lugano ward ein Kriegsgericht niedergesetzt, mit Vollmacht, binnen 24 Stunden Todesstrafe auszufällen. Dies Gericht, dessen Mitglieder meistens zur Zahl jener verabscheuten patriotischen Radikalen gehörten, erzeugte allgemeines Schrecken, schon durch Namen und Vorhandensein; noch keineswegs durch sein Verfahren.

Gährung griff von neuem um sich. Die Franzosen, in Italien geschlagen, waren eben in vollem Rückzuge. Nun brach Aufruhr der Thäler aus. Ankunft einiger fliehenden cisalpinischen Soldaten in Lugano, veranlaßten Zusammenlauf und Vorwand, Vertheidigung zu rüsten **). Der Regierungsstatthalter Capra, von stürmenden Landleuten und Bürgern gezwungen, mußte durch den Aidemajor Stoppani das Zeughaus öffnen lassen. Stracks wurde sodann Stoppani vom wüthenden Pöbel erschossen; das cisalpinische Militär entwaffnet und gefangen, in den Häusern der Patrioten geplündert. Viele von diesen entflohen; viele warf man in die Kerker.

*) Den 26. Nov. 1798.

**) Den 26. April 1799.

Das Erscheinen einer französischen Halbbrigade, die, im Rückzug begriffen, am Seeufer von Lugano landete, unterbrach nur kurze Zeit die Ausschweifungen der raub- und rachedürstigen Bauern. Mancher der Cisalpinischgesinnten ward gerettet. Kaum hatte aber die Halbbrigade ihren Rückzug fortgesetzt, rief das Geheul der Sturmglocken zum frischen Aufstand *). Bewaffnetes Landvolk strömte von allen Bergen und Thälern der Umgegend nach Lugano, mit Geschrei der Rache gegen Patrioten, Cisalpiner, Jakobiner. Drei von diesen, welche den Muth gehabt hatten, zurückzubleiben, wurden vom rasenden Pöbel zum Freiheitsbaum geschleppt und mit Flintenschüssen getödtet **); während ein, schon unter den ehmaligen Landvögten verbannt gewesener Bösewicht, vom Val d'Agno, mit einer Axt, aus dem Gewühl des Volks hervorsprang, und den Kopf eines jungen Mannes, des Advokaten Papi, bis auf den Rumpf spaltete.

Bald darauf erfolgte wieder der Einzug österreichischer Truppen. Dann entstand Ruhe. Nun aber lösete sich ein Bezirk vom andern ab, so daß, von den Gränzen der Lombardie, bis zum Gotthard, alles Land in acht oder neun kleine Freistaaten zerbröckelte, die, ohne Verbindung mit einander, sich selbstherrlich, unter eignen „Regenzen" verwalteten, und wegen Zöllen, Weggeldern u. s. w. unter sich in endloser Zwietracht haderten. Der kaiserlich-österreichische Regierungskommissär, Graf Cocastelli zu Mailand, begnügte sich bloß, die durch ein helvetisches Gesetz aufgehobnen Zehnten wieder einzuführen und ließ übrigens die Leute nach ihrem Gefallen schalten.

So fand ich, bei meinem Eintritt, diesen Theil der Schweiz.

Wie lieblich immerhin einen Sohn des Nordens, in diesen Thälern, der italienische Himmel, die reiche Ueppigkeit der landschaftlichen Natur, ansprechen mag: schwerlich kann er sich mit der, durch Staat und Kirche verzerrten, Menschennatur der Volksmassen eben so leicht befreunden. Man nenne diese Entartung nicht Schuld des Himmelsstriches! Italiens Boden trug einst das weltherrliche Rom, bis es, vom Pesthauch der Sinnenschwelgerei angeblasen, Eiterbeulen des Despotismus hervortrieb; Griechenlands Boden trug einst ein Athen, Sparta und Corinth, bevor es Türken und griechische Sklaven trug. — Wohl fand ich der achtungswürdigsten Menschen manche; aber es waren deren nur manche.

*) Den 29. April 1799.

**) Der Herausgeber der freisinnigen Luganerzeitung, Abbé Vanelli und sein Verleger Agerelli.

18. Noth von jeder Seite.

Alle jene Begebnisse, ihr Ursprung und Zusammenhang, so wie die daraus hervorgetretene Zerrissenheit des Landes, und die fortwährende Todfeindschaft der Parteien, waren dem Vollziehungsausschuß zu Bern so wenig bekannt gewesen, als jetzt mir. Sobald ich in einer Proklamation Grundsätze, Wünsche und Zweck meines Erscheinens verkündet hatte, beobachtete man den helvetischen Machthaber unter gar verschiedenartigen Hoffnungen und Befürchtungen. Mit gespannter Erwartung horchte und rieth man, welcher politischen Partei er angehöre? Mir waren an sich schon die Interessen von jeder derselben gänzlich fremd; und Pflicht befahl, ihnen fremd zu bleiben. Weil ich zwischen Allen unparteisam stand, umringte mich bald, wie Anfangs die schmeichelnde Rathgeberei der Faktionsmänner, ihr Mißtrauen. Es wurde am ersten unter den rührigen Patrioten wach und laut; und, seltsam genug, kam ich jählings in Ruf eines Aristokraten und Anhängers von österreichischer Politik.

Einige französische Generale vermuthlich hatten mich vorläufig dazu gestempelt. Aus ihren Hauptquartieren und Büreau-Geschwätzen war das Verdammungsurtheil unter die gemeinen Soldaten und das Volk geflossen. Dazu kam, daß mir, bei meiner ersten Einkehr in Lugano, absichtlich oder zufällig, Abgeordnete der Munizipalität, im Hause des Postmeisters Pietro Rossi, eines der thätigsten Häuptlinge der sogenannten aristokratischen Partei, Wohnung angewiesen hatten. Aber mehr, denn Alles, schien den Argwohn der Patrioten zu rechtfertigen, daß ich sie gegen Verfolgungen von ihren Feinden bloß schützen, nicht aber diese selbst verfolgen wollte.

Auch von andrer Seite ward, gleich in der ersten Zeit, meine Stellung eine unbehagliche. Der helvetische Vollziehungsausschuß, welcher, der tessinischen Zustände ganz und gar unkundig, nichts von Personen und Sachen wußte, als durch Meldungen, die ich ihm sandte, befahl mir, in sämmtlichen Angelegenheiten, streng nach seinen besondern Weisungen, zu verfahren. Allein beim fortdauernden, ungestümen Wechsel der Begebenheiten und Forderungen des Augenblicks, sah ich mich der Gefahr bloßgestellt, entweder strafbar zu werden, sobald ich aus eigner Macht und ohne eingeholte Erlaubniß verfügte, wo es die Noth gebot; oder Verwirrungen anschwellen zu lassen, während ich erst um Verhaltungsbefehle ansuchen mußte.

Darum verlangte ich, nach wenigen Wochen, und wiederholt*), Entlassung oder ausgedehnte Vollmacht. „Wenn dem Vaterlande Unglück

*) Den 17. und 23. Juni 1800.

droht," schrieb ich: „fühl' ich Pflicht und Nothwendigkeit, auf der Stelle das Einstweilige zu verfügen. Ich kann unmöglich alle zusammenstürzenden Ereignisse der Zukunft vorhersehn, und im Bedrängniß des Tags auf Verhaltungsbefehle von Bern warten, die eine Woche lang unterwegs bleiben können. — — Es wird Ihnen aber ein Kleines seyn, einen tüchtigen Mann auf meinen Platz zu stellen, dessen Geistteskraft leichter vermag, Umstände und Zufälle zu meistern." — Als weder Vollmacht, noch Entlassung, erschien, griff ich ohne anders diktatorisch in die vorwaltenden Verhältnisse ein, mit Gefahr der Verantwortlichkeit; und begnügte mich, der Regierung, oder ihren Ministern, über mein Verfahren, jedesmal treuen Bericht zu erstatten.

Vor Allem hatte man mir, und am dringendsten, schleunige Reorganisation der beiden Kantone geboten. Dies Begehren veroffenbarte mir sowohl die Unkenntniß, als Unfähigkeit des Vollziehungsausschusses. Solch ein Begehren blieb unerfüllbar, so lange noch die Würfel des Kriegsglücks nicht über die benachbarte Lombardie entschieden hatten; so lange noch Truppen-Durchzüge, Truppen-Einlagerungen, Sorgen für deren Verpflegung, Umtriebe politischer Parteien und tausendfältiges Ungemach aller Art, Störungen über Störungen brachten. Die ehmaligen Behörden und Beamten des Landes weigerten sich, bei noch allgemeiner Unsicherheit der öffentlichen Angelegenheiten, die vormaligen Stellen wieder einzunehmen. Sie waren einst das Opfer ihres Eifers geworden; von der Regierung ohne Besoldung gelassen; nun auf die Rettung ihres zertrümmerten Vermögens bedacht. Ich sollte, statt ihrer, andere fähige Männer berufen; aber ich kannte deren noch keine. Zwar kam ich mit mancherlei brauchbaren Personen in Berührung; doch waren es meistens solche, die sich einer, oder der andern Partei zugeschworen hatten, und sich geneigter zeigten, dem Interesse ihrer politischen Meynungsgenossen, als dem Interesse des Staates und Volkes zu huldigen. Die Parteilosen und Friedliebenden waren selten und hielten sich klüglich zurückgezogen. Es blieb meine Aufgabe, sie zu suchen *).

So ließ ich, ohne anders, was bestand, bestehn; machte mich selbst, umgeben von einer Verwaltungskommission erfahrner, sach- und landeskundiger Männer, zum Bindemittel und Haupt der dreimal drei Republiketten; und gewann damit Zeit, die innern Zustände dieser Sebez-

*) Alle diese Gründe leuchteten endlich den gesetzgebenden Räthen der Republik selbst ein, und sie beschlossen, die Reorganisation der beiden italienischen Kantone, wie die des Kantons Schaffhausen bis zum Herbst zurückzustellen.

Staaten tiefer zu durchschaun, oder das, was künftig geschehn sollte, vorzubereiten. Indem auf diese Weise, das bisher Beliebte und Gewohnte unangefochten verharrte, und, zum Nutzen Aller, doch auch der längst entbehrte Verband Aller wieder geknüpft war, beruhigte sich die Mehrheit der Gemüther; und die Zuversicht des Volks auf meinen guten Willen, schloß meiner Wirksamkeit einen günstigern Spielraum auf.

Bald aber verspürt' ich, daß neben mir, noch eine andre Macht herrsche, und eine gewaltigere, als die meinige; die des Clerus! Ich hatte sie schon in den Berg- und Waldkantonen kennen gelernt. Der Stützpunkt ihrer Größe ist, wie in vielen katholischen Staaten Europens, so auch in der Schweiz, von jeher Geistesbefangenheit der Regenten und Unterthanen gewesen. Jahrhunderte haben ihr diesen Stützpunkt befestigt; es erfordert Arbeit wenigstens eines Jahrhunderts, ihn mit einem edlern zu ersetzen. Wo der Staat innerhalb der Kirche, der Altar über dem weltlichen Thron steht, gehört der Staat dem Priesterthum an, dessen Löse- und Bindeschlüssel, voll magischen Schreckens, über den Köpfen des Volks, und über den gekrönten Häuptern, wie des Damocles Schwert, hängt. Wo Staat und Kirche in Rechtsgleichheit, und scheinbarer Friedfertigkeit, neben einander bestehn, ist der weltliche Arm allerdings schon zur Hälfte seines Landes und Volkes Meister geworden. Doch bezeugt selbst das fortdauernde Suchen nach den Gränzen zwischen Staat und Kirche, wie sehr diese in einander verschwommen sind; und daß der absoluteste Monarch nicht Alleinherrscher in seinem Reiche sey, so lange er darin einen Mitherrscher habe. Die Freiheit des Regenten, neben der seines Volks, beginnt, wo, statt der Kirchenmacht, Glaubensfreiheit, ohne Gefährdung öffentlicher Ordnung, wohnt.

Ungeachtet dieser verketzerungswürdigen Ansichten wagt' ich doch nicht, meinem eignen Mitherrscher den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen. Um das Volk zu gewinnen, mußt' ich die Huld der Geistlichkeit gewinnen. Vorzeiten konnte freilich ein eidsgenössischer Landvogt die Unterthanen am Tessin mit seinem aufgehobenen Finger zittern machen. Sein Weibel galt dem durch Gewohnheit fest gezügelten großen Haufen, einer Armee gleich. Aber die geheimnißvolle, unsichtbare Macht, welche sonst noch große und kleine Majestäten zu umschweben pflegte, war in der Umwälzung aller Dinge ziemlich verstoben. Und daß ich, ohne Geld, ohne Truppen, nicht durch Gewalt, noch weniger durch überzeugende Belehrung ein bildungsarmes Volk aus der Anarchie zur Gesetzlichkeit zurückzuführen vermochte, schien mir, ein Bund mit der Hierarchie, nicht das übelste Mittel.

Die zahlreiche Priesterschaft stand unter dem Krummstabe des Erz-

bischofs Filippo Visconti, und des Bischofs von Como, Carlo Rovelli. Ich bemühte mich umsonst, die Gunst dieser Kirchenfürsten zu erobern. Die Welt- und Ordensgeistlichkeit zeichnete sich, mit wenigen schätzbaren Ausnahmen *), durch Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse, wohl durch flottes Umhertreiben in Wirthshäusern, Lustparthien und an Spieltischen aus, dergleichen ich in der deutschen Schweiz seltner bemerkt hatte. Sie waren mit handwerksmäßiger Verrichtung ihrer kirchlichen Pflichten zufrieden, und gaben oft nebenbei auch den Knaben in Dörfern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Für Mädchen fand im Allgemeinen kein Schulunterricht statt; er schien für sie entbehrlich, oder gefährlich. Die Pfarrer waren meistens gar kümmerlich besoldet; selbst die Klöster arm.

Das Elend dieser Dorfgeistlichen zu mehren, pflegten sich, beim Durchzug der Kriegsvölker, Soldaten und Offiziere bei ihnen am liebsten einzuquartieren, in Erwartung besserer Pflege und Kost, als in unsaubern Wohnungen der Bauern. Sahn sich die Pfarrer außer Vermögen, ihre Gäste nach Standesgebühr zu bewirthen, erfolgte gewöhnlich ein Ausbruch des Zorns, unter welchem alles im Hause Zerschlagbare oder Zerreißbare zerschlagen und zerrissen ward. So kam eines Tages, und zwar am hellen Tage, ein Pfarrer von Lumino, Namens Thoma Zezi, im abenteuerlichsten Aufzuge gen Bellinzona zu mir, Erbarmen und Beistand flehend. Er hatte die Reise im zerfetzten Schlafrock von buntem Kattun, in Pantoffeln, zerrissenen Hosen und rundem Filzhut, die einem Bauer entlehnt waren, beim übelsten Wetter gemacht.

Wiewohl ich zum Schutz der Geistlichkeit leistete, was in meinen Kräften lag, sogar, um den übeln Geruch der Ketzerei von mir abzuwehren, fleißig die Kirchen besuchte, versöhnt' ich sie nicht. In den Umgegenden von Locarno predigte man ohne Scheu Aufruhr gegen die helvetische Republik; und in den Kirchen dauerten, selbst während Anwesenheit französischer Truppen, bischöflich angeordnete Gebete um Beistand des Gottes Zebaoth für Waffenglück und Siege der kaiserlich-königlichen Heerschaaren fort. Zwar Letzteres wurde, als ich mich an Bischof und Erzbischof wandte, unterlassen. Aber ungeachtet die Lippen schwiegen, beteten die Herzen fort.

*) Dahin rechne ich besonders den würdigen Pater J. Anselmo Gobbi, Minor Riformator, im Kloster degli Angioli zu Lugano, der mir, aus eignem Triebe, ein „Progetto di civile-moral educazione" von seiner Arbeit überreichte. Ich nenne ihn gern, und schon deswegen, weil er nicht nur mit Cicero und Seneca vertraut war, sondern sogar mit Montesquieu, Bielefeld, d'Alembert, Loke und Rousseau.

So sah ich mich gezwungen, sogar aus den Sünden der helvetischen Regierung, mir eine Tugend zu schaffen. Es hatten die neuen Gesetzgeber der Schweiz, im Feuereifer für Gleichheit und Freiheit, die Ungerechtigkeit begangen, Zehnten und Bodenzinse, ohne Entschädigung, aufzuheben. Dadurch waren Weltgeistliche und fromme Stiftungen in bitterste Dürftigkeit versunken. Der österreichische Graf Cocastelli, mein Geschäftsvorfahr, hatte, wie schon erwähnt, die Entrichtungspflicht der alten Schuld wieder hergestellt; allein mir ward es nicht so leicht ihm nachzufahren. Und doch wagt' ich's, obgleich der Vollziehungsausschuß der Republik selbst mir keine Erlaubniß dazu gestatten konnte und wollte. Ich aber fand Grund, oder Vorwand, oder Rechtfertigung meiner Nachahmung Cocastelli's darin, daß, so lange in der italienischen Schweiz nicht die helvetische Verfassung, sammt deren Gesetzen und Behörden, förmlich ins Leben zurückgeführt wären, ich auch mit strenger Vollziehung des Zehnt- und Bodenzinsgesetzes noch Ausnahmen machen könne. Die Verkündung dieses meines Beschlusses wirkte, wie ein Zaubermittel. Ueberall ward plötzliche Ruhe; und die Religion sah sich in allen Pfarreien außer Gefahr. Man betete für den allgemeinen Frieden. Was ich zur Befestigung der öffentlichen Ordnung irgend wünschen konnte, ging, durch Kraft bischöflicher Mahnungen, in Erfüllung. Mir ward dazu noch der schmeichelhafte Titel eines „Protettore della religione cattolica" zu Theil.

14. Faktionenkampf im italienischen Styl.

Als einmal in den Ebenen von Marengo *) das Schicksal Italiens für die nächste Zukunft, durch Bonaparte's Schlachtenglück, entschieden zu seyn schien, trat auch ich fester gegen den ewigen Hader der Parteien auf. Versöhnung nicht, aber Unverletzbarkeit öffentlicher Ruhe, konnt' ich gebieten. Ich erklärte laut genug, aber umsonst, meinen Abscheu gegen die Verirrungen, Ungerechtigkeiten und verübten Greuel der Faktionen; ward dafür von beiden desto mehr gehaßt oder gefürchtet, und von beiden, heimlich und offen, bei helvetischen, cisalpinischen und französischen Behörden verdächtigt; von den Einen, als Revolutionär, von den Andern, als geheimer Agent Oesterreichs, oder als Englands Söldner **). Im widerlichen Kampf mit der leidenschaftlichen Schlauhei-

*) Am 14. Juni 1800.

**) In Mailand wirkten bei der jungen Regierung Cisalpiniens, die selbst noch in revolutionärer Stellung war, sowohl mir abholde, cisalpinisch-

und Hinterlist dieser Leute konnte nur rastlose Wachsamkeit und folgerechtes Handeln an's Ziel führen. Zum Glück verriethen abwechselnd die Einen mir immer die Pläne der Andern. Anonyme Drohbriefe von Meuchelmordslustigen schüchterten mich darum nicht ein *).

Indem mich beide Parteien mit ihren gegenseitigen Anklagen fort und fort belagerten, und beide Entschädigung für die, von ihren Gegnern erlittenen, Verluste begehrten, proklamirte ich das erneute Amnestiegesetz der helvetischen Republik über alle bisherige politische Vergehen. Man bestritt mir die Anwendbarkeit dessen am Tessin; hier sehen Gewaltthaten der Obrigkeiten und Gerichte, hier bürgerliche Verbrechen, Räubereien, Mißhandlungen, Mördereien zu bestrafen. Die Gerichte und Regenzen der Republiketten hinwieder, beharrten auf Beibehaltung des Güterssequesters der Cisalpinischgesinnten und Fortsetzung der gegen sie begonnenen Prozesse, welche schon zu beträchtlichen Aktenstößen erwachsen waren. Ich befahl, diese Akten nach Lugano, zu meiner Einsicht, zu bringen. Sie füllten eine oder zwei große Kisten. Um den gordischen Knoten mit einem Streich zu lösen, ließ ich sie allesammt wohlverpackt über den Gotthard nach Bern, an die Archive der Staatsregierung abgehn, in welchen sie noch heute ihren Grabesschlaf halten mögen. So war der Faden gerichtlicher Verfolgungen für immer abgeschnitten.

Die Familien kehrten in Besitz ihres Eigenthums zurück. Das ge-

---

gesinnte Schweizer, als Französische Generale aus Moncey's Armeekorps, daß man mich für einen feilen Anhänger Oesterreichs halten mußte. Unzufriedne luganische Patrioten ließen dort, in italienischer und französischer Sprache, ein compendio storico degli avvenimenti seguiti in Lugano dell' epoca della proclamazione della libertà sino al presente, drucken, worin ich, als Schirmherr der scelleraggini e degli orrori dargestellt ward. Eben so ward ich, als solcher, von den „Patrioten" bei den höchsten helvetischen Behörden angeschuldigt. Anderseits machten sich die Blätter aristokratischer Partei ein Fest daraus, mich, als den „abgefeimtesten Jakobiner" zur Schau zu bieten, der sogar die „biedern Unterwaldner und Schwyzer" verführt habe; und, vor allen Andern, der durch seine Restaurationslehre bekannt gewordene Karl Ludwig Haller, in dessen Augen ich, als „Landstreicher, verlaufener Preuße, voller Revolutions-Fanatismus" galt. (Man sehe z. B. seine: „Geschichte der Wirkungen und Folgen des österreichischen Feldzuges in der Schweiz. 2 Thle. 1801.")

*) Ungeachtet der dringenden Warnungen meiner treuen Begleiter Aufdermauer und Denz, nahm ich auf Reisen, auch über den öden Monte Cenere, nie militärische Escorte mit. Wer keine Furcht äußert, den fürchten die Feigen.

nügte den Patrioten nicht. Sie forderten Bestrafung der provisorischen Regenzen. Ich bewies ihnen, daß keine unabhängig gestandne Regierung irgend einer andern Gewalt verantwortlich seyn könne, als derjenigen, durch welche sie, unter Bedingung der Verantwortlichkeit, das Daseyn empfangen habe. Indem ich auf solche Weise die einstweilen bestehenden Behörden in Schutz nahm, wiewohl sich unläugbar mehrere einer gewissenlosen Tyrannei schuldig gemacht hätten, widersetzten sich dennoch derselben einige, der Vollziehung meines Befehls Genüge zu thun, den Sequester aufzuheben; am hartnäckigsten die von Mendrisio. Mein Drohen, sie, bei längerm Weigern, aufzulösen, oder vielleicht mehr ihre Furcht, Gegnern den Platz überlassen zu müssen, trieb sie zum Gehorsam. Wie übel einem guten Republikaner, wie mir, die altlandvögtliche Gewaltsherrnmiene anstehn mochte: sie war am Platze. Die der Vogtschaft Gewohnten beugten sich unwillkürlich tiefer vor ihr, als vor der Würde des Gesetzes.

Noch ein andrer Zug zum Bilde dieser Zeit und ihrer Menschen. Eines Tags verlangte bei mir ein Frauenzimmer von guter Familie in Lugano Gehör. Es trat eine jugendliche, schlanke Gestalt zu mir ins Zimmer; von Häupten zu Füßen in Trauergewändern, und von einem schwarzen Schleier umflossen. Durch diese gewohne Finsterniß leuchtete mir aber ein edles, zwanzigjähriges Mädchengesicht entgegen. Eh' ich der schönen Königin der Nacht ein Wörtchen des Empfangs sprechen konnte, warf sie sich zu meinen Füßen, hob die gefalteten Hände empor mit lautem Schrei: „Vendetta! vendetta!“ — Es dauerte lange, eh' ich sie bewegen konnte, ihre Angelegenheit mit einiger Gelassenheit vorzutragen. Sie war die Schwester des erschlagenen Papi, welchem, wie ich schon erwähnt habe, der gerichtlich verbannte Meuchelmörder Giuseppi Curti, unterm Freiheitsbaum, mit der Art den Kopf gespalten hatte. Der verwegne Bandit hatte sich wieder auf Schweizerboden, im Val d'Agno, gezeigt, angelockt, sey es durch den Wunsch seiner Parteimänner, oder durch die Sage von meiner aristokratischen Gesinnung. Nie ist mir aber eine weibliche Schönheit entsetzlicher gewesen, als die der jungen, rachelechzenden Grazie. Ich entließ sie, mit Auftrag, mir einen ihrer männlichen Verwandten zu schicken.

Einen Mord, wie jenen, ungeahndet lassen, hieß eben so viel, als jedem Bösewicht, in einer Siegesstunde des anarchischen Pöbels, zu ähnlichem Greuelwerk ermuthigen. Ich gab dem Kommandanten der helvetischen Kompagnie, Rüttimann von Luzern, Befehl, mir den Mörder lebendig oder todt einzuliefern. In einer Gewitternacht umzingelte der wackre Offizier mit Soldaten das Haus des Curti im

Val d'Agno. Ungeachtet der unläugbarsten Spuren von wirklicher Anwesenheit des Mannes, schwor dessen Weib bei Gott und all seinen Heilgen, der, den man suche, sey nie aus der Lombardie zurückgekehrt. Der Kerl hatte sich aber auf das flache Dach der Hütte geflüchtet. Dort von einem der Soldaten entdeckt, sprang er herunter; und schon im Begriff zu entwischen, verrieth ihn das Leuchten der Blitze. Sechs Flintenschüsse streckten ihn zu Boden. Er war schwer verwundet. Sein Weib, mit plötzlicher Sinnesänderung, bedauerte nun, daß er nicht getödtet worden sey, und verweigerte sogar, zum Verband der Wunden, ihr altes Linnen. Die Soldaten mußten ein Bett-Tuch dafür zerreißen, während die Megäre schrie: „Mag das Aas verbluten! Bin ich doch selbst, und sein Bruder nicht, vor ihm mehr des Lebens sicher!"

Der Verbrecher ward den Gerichten überantwortet. Zur Vollendung der kleinen Geschichte bemerk' ich nur, daß der Bandit, endlich von seinen Wunden genesen, vor Beendigung seines Prozesses, sobald ich die italienischen Kantone verlassen hatte, aus dem Kerker entkam, man weiß nicht, wie? Er gelangte wohlbehalten nach Italien *).

Während gelungen war, den politischen Fanatikern ihr unheilvolles Treiben auf vaterländischem Boden zu erschweren, oder unmöglich zu machen, verlegten sie, mit besserm Glück, ihren Kampfplatz auf cisalpinisches und piemontesisches Gebiet. Hier machten sich die patriotischen Parteihelden bei den revolutionären Behörden und französischen Befehlshabern, als verfolgte Freunde der cisalpinischen und französischen Republik, geltend. Hier lauerten sie, Weglagern gleich, ihren Mitbürgern von der Gegenpartei auf, wenn diese, in Handels- oder andern Geschäften, arglos wagten, die Schweizergränzen zu überschreiten. Hier bewirkten sie, unter allerlei Vorwand, deren Verhaftung; oder sie klagten sie, als Anführer des Bauernaufstandes gegen die ehmals im Rückzug begriffenen französischen Truppen an; oder erpreßten Geldsummen von ihnen; oder trieben, mit der mailändischen Polizei einverstanden, andern Unfug **). Kein Wunder, wenn Feindseligkeiten solcher Art, den alten Volksgroll gegen die Patrioten von neuem entflammten.

---

*) Das in voriger Note erwähnte Compendio storico argwohnt, die Gegner der Patrioten selbst hätten ihm Mittel zum Entrinnen gegeben.

**) Das damalige Comitato della polizia generale in Mailand erblödete nicht, selbst Briefe aus der Schweiz zu erbrechen und zurückzuhalten. Ich erfuhr dies von einem der Luganer-Patrioten, J. B. Agnelli, selber, der, mit seinen ausgewanderten Parteigenossen, Stefano Riva, Mellini, Quadri, Barca u. a. m. im vertrauten Verhältniß mit den Gliedern jenes Comitato stand.

Doch ekelt mich an, umständlicher in Erzählung dieser Schändlichkeiten einzutreten. Nur will ich erwähnen, daß ich glücklich genug war, mehr als einen rechtlichen Hausvater, aus den Fäusten der Rachgierigen zu retten und seiner Familie wieder zu geben*); daß mir im beständigen Briefwechsel mit den französischen Generalen, die Feldherrn Hullin, Vethecourt und Soult edelmüthigen Beistand leisteten; und daß besonders General Massena's Nachfolger im Oberbefehl der italienischen Armee, General Brune**) auf meine Vorstellungen, die persönliche Sicherheit der Schweizerbürger auf italienischem Grund und Boden herstellte und bleibend machte. Als die Unruhestifter sich überall gelähmt sahn, wiegelten sie überall noch französische Offiziere, selbst den General Mainoni auf, Entschädigung für die Verluste vom Gepäck der 44. Halbbrigade zu fordern, welches die luganesischen Bauern im Jahr vorher den Oesterreichern verrathen haben sollten ***). Doch auch dieser Versuch ward vereitelt.

---

*) So z. B. wurde auf Anstiften der Patrioten ein Bürger von Lugano, Namens Salomon Luigi, unter Vorwand mangelhafter Pässe, in Como verhaftet und nach Mailand geschleppt; ein Andrer, Namens Parigi, auf Begehren eines gewissen Quadri, zu Cintra angehalten und in die Gefängnisse von Palanza geführt; der ehemalige Regierungsstatthalter Buonvicini von Lugano, auf Verlangen eines gewissen Giacomo Barca, in Mailand aus seiner Wohnung gerissen und in den Kerker geworfen. Von Zeit zu Zeit kamen auch unterschriftlose Briefe aus der Lombardie, in welchen Einer, oder der Andre, selbst ich, mit Rache und Tod bedroht ward.

**) General Brüne benahm sich seines Namens würdig; er vernichtete den Spruch des Kriegsgerichts, vor welchem Buonvicini gestellt war, und ließ dessen Ankläger Barca in die Citadelle von Mailand führen. Dieser vertheidigte sich jedoch glücklich und ließ von sich ein memoire justificatif nachher drucken. Eben so handelte in Betreff des Parigi der damalige Generallieutenant Soult, Kommandant von Piemont. Er schrieb mir aus Turin (18. Brumaire an 9), und ich führe die Stelle nur, als einen der Belege für die damals verübten Unordnungen an: „Je viens de donner l'ordre, pour qu'il soit fait sur le champ recherche exacte des auteurs du vol, faits au citoyen Parigi, arreté à Intra. Les coupables doivent rendre la somme exigée et je me reserve en outre de les faire punir, afin qu'à l'avenir de semblables vexations n'ayent pas lieu.“

***) Mainoni, der sich beim Ueberfall von Unterwalden im September 1798, durch Menschlichkeit gegen die besiegten Insurgenten ausgezeichnet hatte, fand es besser, sich nicht an mich, sondern durch die französische Gesandtschaft in Bern, an die Regierung selbst zu wenden. Er scheint aber doch keinen hohen Werth auf seine Verluste, oder seine Anklagen gelegt

15. Französische Goldmacherkunst.

Unter allen Quälereien, mit welchen das arme Volk am Tessin heimgesucht ward, Quälereien, die sich, durch Rückprall, nothwendig in die meinigen verwandeln mußten, empfand ich keine schmerzlicher, als die gewissenlose Grausamkeit, mit welchen diese Landschaften, von französischen Machthabern, besonders so lange Massena den Oberbefehl führte, behandelt wurden, und zwar einzig nur um Geld zu erpressen.

Die Schweizerthäler längs dem Tessin sind durch ihre Lage gezwungen, den größten Theil oder die Gesammtheit ihres Bedarfs an Getraide*) und Salz aus Italien zu beziehn. Gleich anfangs, beim Vordringen der Franzosen über den Bernhard und Gotthard nach Italien, war der Waarenverkehr und die Postverbindung zwischen der Lombardei und Schweiz unterbrochen. Bald nach dem Einzug der Franzosen in Mailand, begab ich mich, auf Geheiß der Regierung, dahin, theils Wiederherstellung des Unterbrochnen, theils Rückgabe der dem ersten Konsul und seinem Generallieutenant, zum Transport der Kriegsbedürfnisse über die Alpen, hingelehenen Menschen, Pferde und Fuhrwerke zu erwirken. Zugleich war ich beauftragt, von Moncey Entrichtung der Geldsummen zu fordern, welche er in der Schweiz, für Ankauf von Schlachtvieh und anderm Lebensbedarf seiner Truppen, schuldig geworden war, und versprochen hatte, sogleich, nach Einzug in die lombardische Hauptstadt, baar zu bezahlen**).

Als ich in Mailand ankam, war eben, vier Tage vorher, die Schlacht bei Marengo geschlagen; Waffenstillstand geschlossen; der erste Konsul im erzherzoglichen Palast zu Mailand anwesend. Alles für mich von guter Vorbedeutung. Aber Moncey zuckte, bei meinem Erscheinen, voll Bedauerns, die Achseln. „Der erste Konsul hat mir", sagte er: „große Summen zugesagt; aber sie noch nicht angewiesen. Ich hange gegenwärtig von seinen Anordnungen unbedingt ab, und darf nichts aus mir selbst verfügen. Wegen Salz- und Getreide-Ausfuhr, wenden Sie sich an den Staatsrath Petiet, bei dem ich Ihr Verlangen mit allem Nachdruck unterstützen werde. Wegen Auslieferung der Trans-

zu haben. Denn als ich ihm nach Mailand (19. August 1800) schrieb, er möge mir nähere Angaben über die Größe des Verlustes und über die Personen mittheilen, von welchen die Bauern zum Verroth angeleitet worden wären, ließ er die Sache gänzlich fallen.

*) Der damals jeden Monat ungefähr 6000 Malter (moggie) Korn, Mais u. s. w. betrug.

**) Die Summe betrug 50,000 Franken.

portmittel, bitt' ich Sie, unmittelbar den ersten Konsul anzugehn. Ich bin eben im Begriff mich zu ihm zu begeben und will ihn von Ihrem Hiersein unterrichten. Sie werden bei ihm noch heut Audienz erhalten. Oder ziehen Sie vor, mich bei ihm die Sache führen zu lassen? Auch dazu bin ich bereit, und werde gewiß Ihr beredter Fürsprecher seyn."

Einen Augenblick unschlüssig, hielt ich's der Klugheit angemessen, ihm volles Vertrauen zu zeigen und dem letzten seiner Vorschläge Beifall zu geben. „Wohlan, General," sagt' ich: „Sie werden jenes Ehrenwort lösen, das ich in Luzern von Ihnen empfing, und ohne welches ich nicht bei Ihnen geblieben sein würde. Sie besitzen die hohe Achtung des ersten Konsuls. Das Geschäft ist eben so sehr das Ihrige, als das meinige. Sicherlich werden Sie leichter, denn ich, den Zweck erreichen."

Moncey begab sich, sogleich nach dieser Unterredung, zum feldherrlichen Konsul; aber die Antwort, welche er von demselben zurückbrachte, war, wie sie im gemeinen Leben etwa ein luftiger, vornehmer Cavalier dem „bürgerlichen Pack" zu geben pflegt, wenn er an Zahlung seiner Schulden gemahnt wird. „Ich dächte," ließ Bonaparte mir erwiedern: „die Befreiung der Schweizerkantone vom Feinde und die hergestellte Kommunikation mit Italien, könnte wohl ein der Armee gebrachtes Opfer aufwiegen. Sagen Sie dem helvetischen Kommissär: wir sind von den Alpen heruntergestiegen, wie die Narren, alle durcheinander (pêle-mêle, comme les fous), haben uns geschlagen; werden uns schlagen; müssen jetzt an Vernichtung des Feindes denken. Nachher finden wir uns schon mit den Schweizern ab!"

Indem ich dem Vollziehungsausschuß zu Bern diesen Ausgang meldete *), fügt' ich die Bemerkung bei: „Unser Verhältniß zu Frankreich ist leider so gestaltet, daß wir, bei unsrer Ohnmacht, das Uebel, durch Ernst und Trotz, nur verschlimmern, und uns mit ewigen Klagen nur verächtlicher machen. Man zeigt auf Anstrengungen und Opfer Genua's und Hollands hin; zahlt mit schmeichelnden Hoffnungen; wird aber zuletzt unser Interesse doch bloß in so fern berücksichtigen, als es ein Kontingent zum französischen ist."

Das Dringendste für den Augenblick, Herstellung der Einfuhr von Getraide und Salz in die angrenzenden Gegenden der Schweiz, gelang, durch Moncey's thätige Mithülfe, vollkommen. Der Staatsrath Petiet willfahrte meinen Wünschen; Marliani, Präsident der mailändischen Munizipalverwaltung, bot zu Allem freundlich die Hand. Ich ernannte einen in Mailand wohnenden sachkundigen und thätigen

*) Aus Mailand 21. Juni 1800.

Mann*) zum Geschäftsführer, und eilte, als Halbzufriedner, nach Lugano zurück.

Aber auch diese halbe Zufriedenheit war von kurzer Dauer. Denn sobald der erste Konsul, nach Paris zurückgegangen, den Oberbefehl der italienischen Armee an Massena übergeben hatte, beschränkte dieser die Kornausfuhr; dann hemmte er sie ganz. Endlich gestattete er sie, nach vielen Unterhandlungen, wie bloße Begünstigung; nur einzeln; nur gegen Ausfuhrscheine, die eigenhändig von ihm unterschrieben sein sollten; nur gegen Erlegung einer Abgabe von 5 Francs für jeden Sack Getraides oder Hülsenfrucht. Nach und nach erhöhte er auch diese Abgabe. Dann, um sie reicher fließen zu machen, und zugleich Schleichhandel zu verhindern, lagerte er französische und cisalpinische Truppen in die beiden Kantone ein, denen er Lebensmittel versagte, aber doch zur Pflicht machte, dies Kriegsvolk zu ernähren. Dann, als die künstlich geschaffne Hungersnoth vollendet war, und das eingelagerte Militär selber Hunger zu leiden anfing, ward dies zwar zurückgezogen; aber die vier helvetischen Kompagnien, unter dem Kommandanten Rüttimann, erhielten Befehl*), jedes unerlaubte Einbringen von Lebensmitteln aus der Lombardei zu verhüten. So mußten Schweizer knechtisch dienen, Mangel und Elend ihres eignen Landes zu steigern, um den Goldhunger eines französischen Helden zu sättigen. Während aber die armen Gebirgsbewohner Kräuter und Wurzeln suchten, ihr trauriges Leben zu fristen, erschienen von Zeit zu Zeit auf dem Lago maggiore und Luganer-See kornbefrachtete Schiffe, in welchen französische Proviantkommissäre ihre Waare, zu übergroßen Preisen, den Hungernden feilboten. Um diesen einen guten Markt zu sichern, wurden an den Gränzen, unter den nichtigsten Vorwänden, sogar Getreidefuhren festgehalten und verzögert, obgleich sie mit völlig regelrechten, von Schweizern theuer bezahlten Ausfuhrbewilligungen versehen waren.

Genug von diesen Blutsaugereien der damals gefeierten Völker-Vampyre!

---

*) Einen Schweizer und angesehnen Handelsmann, Namens Pietro Taglioretti.

**) Sie waren zwar dem Dienst im Innern der Republik bestimmt, aber in ihrem Vaterlande zugleich dem Befehl der französischen Generalität untergeordnet.

16. Gemüthliche Stimmungen.

Tägliche Noth und Sorge, Reisen, Untersuchungen, Anordnungen, Korrespondenzen, Sitzungen in den Behörden u. s. w., selbst viele mißlungene Bestrebungen, erhielten mich in rühriger Thätigkeit. Aber erquickliches Leben war's nicht. Ich sah bald voller Ekel, bald mitleidig, das Menschengeschlecht um mich her, mit seinen zivilisirten Lastern und Albernheiten, und der Tugenden so wenige; die legitimen Mördereien und Gewaltthaten der Schlacht-Heroen unter hingeschlachteten Nationen; die Rasereien der vom Parteigift Betäubten; die Priester, mit starrem Heiligenstolz im Demuthskittel, auf den Himmel zeigend, aber von der Erde fordernd; und dann die duldsame Volksheerde, von ihren Herrn und Hirten mit Plagen, mit größern, als je die Plagen des mosaischen Aegyptens gewesen, geschlagen. Zuweilen ward mir, als wär' es meine Bestimmung, Heiland einer Menschenhölle zu werden. Ich hätte gegen solche Bestimmung nicht viel einzuwenden gehabt, wenn ich nur irgendwo eine von mir gründlich vollbrachte Heilung zum Trost gehabt hätte. Statt dessen wuchsen mir, nach jeder besiegten Widerwärtigkeit, zehn andre entgegen, wie dem Herkules die Hälse der lernäischen Schlange. Falsche Münze der Schmeichelei von Hohen und Niedern; öffentliche Ehrenbezeugungen waren für mich der schlechteste Lohn; selbst wiederholte Erklärungen des Beifalls von Seiten der Regierung keine Genugthuung.

Man sagt: Tugend trage ihre Belohnung in sich. Ich hatte auch lange daran geglaubt; war mir des reinsten Wollens bewußt, und dennoch ohne Freude an meinem Thun. Der Lohn der Tugend besteht nur in der Stille des Gewissens, die erst dann zur wirklichen Freudigkeit aufgeht, wenn wir, ohne Schuld, als Schuldige, verdammt werden. In den meisten Fällen aber wußt' ich selber nicht einmal, ob ich tugendhaft gehandelt habe, oder nur sinnlich-klug.

Ich wohnte jetzt in einem Lande, dessen ganze Natur Poesie ist. Für mich jedoch war da aller Zauberduft und Farbenschmelz durchaus von Hügeln, Hainen und Seen, wie weggeblasen. Ich fühlt' in mir nur noch den kalten, rechnenden Verstand lebendig. Das Herz darbte; gewöhnt zu Zärtlichkeiten der Freundschaft, trieb ich mich ganz gleichgültig unter Gleichgültigen umher. Gewöhnt an jenes Sehnen, Hoffen, Fürchten, welches sonst dem Jünglingsalter weibliche Liebe aufregt, mußt' ich den angenehmen Rausch des Herzens entbehren, in welchem unsre Einbildungskraft selbst über Wüsten Paradiesesreize verbreitet. Ich schien mir in dieser Nüchternheit zuweilen aufgehört zu haben, ich selber zu sein. Man wird vielleicht das naive Geständniß ein wenig

belächeln. Wer im seligen, stillbegeisternden Gefühlleben Fremdling ist, kann mich freilich nicht verstehn.

Sehr selten erhascht' ich einige der glücklichen Augenblicke, da ich, meines Frohndienstes frei, ihn vergessen, mir ganz selbst, in mir leben konnte. Gewöhnlich entschlüpft' ich in irgend eine Einsamkeit, in einen grünen Waldwinkel; oder lagerte mich am Seeufer von Locarno oder Lugano, unter dem Obdach wildwachsender Kastanien, Feigen und Kirschlorbeern; oder auf den Höhen von Bellinzona neben den alterthümlichen Schloßgemäuern. Da las ich zum ersten Mal Gibbon's Geschichte vom Verfall des Römerreichs; eins der wenigen Bücher, welche ich neben Tacitus, Shakespeare und Walter Scott, mehrmals habe widerlesen mögen, und worin ich immer Neues entdeckte. Das Buch machte mir zuweilen wirkliches Grausen, wenn ich im Lesen wahrnahm, daß die längst verstorbnen rohen Unholde jener Jahrhunderte noch heutiges Tages leibten und lebten, wie damals, nur mit andern Titeln, Röcken und Mitteln ausgestattet. Mich selbst zu beruhigen, mußt' ich mich dann so vieler tugendhaften Menschen erinnern, als ich in der Gegenwart kannte; oder meiner entfernten Freunde und Freundinnen gedenken, mit denen ich dann in Gedanken plauderte. Jede Zeile, die mir von ihnen, über den Gotthard, kam, brachte einen Festtag.

Doch selbst der zärtlichste Brief von der Hand einer Geliebten hätte mich nicht in so angenehme Bestürzung setzen, und ein so sonderbares Gewirre von Gefühlen in mir aufregen können, als ein Schreiben, welches ich damals von der Hand meines ehmaligen Lehrers, des ehrwürdigen Oberkonsistorialrathes Steinbart, empfing. Seit ich Frankfurt an der Oder verlassen hatte, war ich ohne nähere Verbindung mit ihm geblieben. Er, den ich, als Student, wie ein höheres Wesen, verehrt und gefeiert hatte, gedachte noch meiner! Gewiß bin ich, beim Erblicken seiner Unterschrift, roth geworden, aus Stolz, aus Freude und Scham. Und doch machten seine Worte zuletzt nur einen peinlichen Eindruck, den bloß der Gedanke an seine Güte und Liebe veranmuthigen konnte.

Es traten, beim Lesen, zwei Zeiträume aus meinem Leben, in grellem Abstich, zusammen, die zwar nur durch fünf Jahre, aber wie fünfzig lang, von einander geschieden waren. Ich sah den Mann, der mir einst so groß däuchtete, wie kleiner geworden, und sah ihn ungern so. Und gleich ihm, schien mir Alles von ehmals, enger und niedriger geworden, wie die Spielräume der Kindertage, wenn man sie nach einer langen Abwesenheit zum ersten Mal wieder erblickt.

Mein Sonst und Jetzt hatten nichts mit einander Verwandtes mehr. Der weiland an Gott und Welt irre Bursche, mit dem philosophischen Doktorhut, in Frankfurt, vor der Studierlampe bei seinen Folianten, — es war eine ganz andersartige Figur, als der gebietende Mann an den Ufern des Lago maggiore, welcher jetzt unglücklichen Völkerschaften helfen und Schutzengel vieler Famlien sein sollte.

„Wahre Freude", schrieb unter Anderm der würdige Steinbart, indem er gegen mich noch immer den Ton des väterlichen Freundes und akademischen Lehrers behielt: „wahre Freude haben mir die öffentlichen Nachrichten von Ihnen verursacht, besonders weil Sie nun die Richtung auf Praktisches, was meine akademischen Vorlesungen bezwecken, aus Erfahrung approbiren werden. — Aus eigner Erfahrung weiß ich, wie wohlthätig zur Reinigung unsrer theoretischen und spekulativen Kenntnisse es ist, wenn man eine Zeit lang ins Geschäftsleben hineingestoßen wird; und daher glaubte ich, daß jeder andre Aufenthalt Ihnen vor der Hand zuträglicher seyn würde, als der auf Schulen. — Wie sehr ich aber an allen ihren Begebnissen Theil genommen, davon sey Ihnen Folgendes ein Beweis. Bald nach unsrer Regierungsveränderung, las ich in einer Zeitung, daß Sie in sehr gefährliche Lage, besonders durch die Oesterreicher, gerathen wären. Zu dieser Zeit schrieb ich an den Oberkonsistorialrath Teller, der jetzt die Hauptstimme im geistlichen Departement führt: ich wünsche, da ich hier, beim Herannähern meines Alters, nicht allein noch der theologischen und philosophischen Professur gewachsen sey, daß mir ein talentvoller junger Mann beigeordnet werde, mit dem ich meine Collegia gemeinschaftlich lesen wolle; und ich glaubte, daß Sie unter den gegenwärtigen kritischen Umständen meine Einladung wohl annehmen würden. Nun aber haben Sie einen größern Wirkungskreis und also ist mein Projekt in Petto geblieben" u. s. w.

Gegen Ende des Schreibens richtete er noch die Frage an mich: „Was halten Sie von Fichte? Wer sich unter dem Professor Fichte etwas mehr denkt, als eine Komposition von dialektischer Verwirrung und von unklugem Imperativ, der versteht sich selbst nicht. — Ueberhaupt sucht die kritische Philosophie uns, durch Anatomiren des innern Auges, besser sehen zu lassen. Aber wenn nach ausgenommenem Aug, der humor vitreus, cristallinus, retina, Sehnerven u. s. w. vereinzelt sind, sehen wir mit jedem dieser einzelnen Theile gar nichts mehr.

Indem ich dem vortrefflichen Manne seine Ansicht und sein schneidendes Urtheil gern übersah, konnt' ich mich des Lächelns nicht enthalten, daß mir mein ehmaliges Steckenpferd, die Schulphilosophie,

in wenigen Jahren vollkommen fremd geworden war. Auch wandelte mich durchaus kein Gelüst an, es wieder zu besteigen; ließ einstweilen das Reich des Uebersinnlichen, wie einen trüben, undurchsichtigen Himmel über meinem Haupte dahinschweben, mir bewußt, ich wandle in der besten Vorschule, wo ich stille Hoffnung hegen dürfe, durch ausgedehntere Erfahrung und tiefere Kenntniß der sichtbaren Dinge, zur Erkenntniß des Unsichtbaren, Weg zu finden.

---

17. Rückkehr aus der italienischen Schweiz.

Mittlerweile hatt' ich, von Sehnsucht gespornt, bald jenseits der hohen Alpen zu wohnen, keinen Tag versäumt, die Reorganisation der Landesbehörden zu vollenden. In den ersten Wochen des Augusts war es vollbracht; jede der verfassungsmäßigen Obrigkeiten, unter gebührenden Feierlichkeiten, in ihren Geschäftskreis eingeführt; an die Spitze des Kantons Bellinzona den Oberst Giuseppo Rusconi, an die des Kantons Lugano, den rechtsgelehrten Battista Franzoni, als Regierungsstatthalter, gestellt; Männer von Einsicht, gemäßigter Denkart und Biedersinn. Der Vollziehungsausschuß zu Bern hatte mir endlich die oft verlangte Entlassung bewilligt, wenn auch mit einigen Bedingungen, die meinen Aufenthalt verlängern mußten*). Noch andre Begebnisse traten aber ein, welche dem ganzen Lande schwere, selbst blutige Folgen drohten und mein Ausharren einstweilen nöthig machten.

Obgleich General Brune vom ersten Konsul zum Nachfolger Massena's im Oberbefehl der Armee ernannt worden war, dauerte doch die freche Grausamkeit, von Mailand her, fort, einem in erkünstelter Hungersnoth erschöpften Volke, den letzten Heller abzufoltern**). Schon vernahm ich von allen Seiten her, statt bisherigen

---

*) Nämlich im Schreiben des Vollziehungsrathes (vom 20. Augusts 1800) war gesagt: „Doch wünschen wir, daß Ihr Euern dortigen Aufenthalt noch eine Zeit lang verlängern möget, indem, wie wir mit Zuversicht glauben, Eure fernere Aufsicht und Weisungen sowohl den Statthaltern, als hauptsächlich den andern Autoritäten, denen überhaupt die nöthige Erfahrung fehlt, von ungemein großem Nutzen seyn kann und seyn wird."

**) Nicht daß ich Brune der Theilnahme an jenen Schändlichkeiten beschuldigen möchte. Er war allerdings schon am 13. Augusts zum Nachfolger Massena's ernannt, aber noch nicht sogleich in seine Stelle eingetreten. Die Gelderpressungen nahmen, bald nach Ankunft des Generals Matthieu Dumas in Mailand, und mit Massena's Entfernung aus Italien, ein Ende.

Wehklagens, Stimmen der Verzweiflung. Wirklich gerieth die Wuth der lange gequälten Menge, eines Tages, auf dem Markt zu Locarno zum Ausbruch. Hier hatte einer der französischen Proviantkommissäre, mit einem fruchtbeladenen Schiffe gelandet; aber mit dem unerschwinglichen Preis seiner Waare die verzweifelnden Landleute dermaßen empört, daß diese sich nicht nur des Getraides gewaltsam bemächtigten, sondern über den Wucherer selbst Blutgericht hielten. Sie riefen einen Kapuziner herbei, dem der Verurtheilte seine Sünden beichten konnte. Dann, als er Absolution erhalten hatte, schossen sie ihn ohne Barmherzigkeit nieder.

Während ich, größerem Unglück, zu wehren, dahin eilte, ließ der Divisionsgeneral Gardanne in meiner Abwesenheit französische Truppen bei Lugano ausschiffen, und bei 70 Säcke Korn aus dem dortigen Magazin in die Lombardei zurückschleppen. Es war dies Rache, oder Trotz, gegen eine meiner vorangegangnen Verfügungen. Als nämlich ein Kommandant von Como, Namens Bouffin, einige Fuhren Getraides, mit erforderlichen Ausfuhrscheinen versehn, unter nichtigen Vorwänden, auf Schweizerboden angehalten, doch wieder, gegen Verheißung, ihm zehn Zechinen zu zahlen, freigelassen hatte, war den klagenden Eigenthümern von mir befohlen, nichts zu zahlen; ihr Korn zu behalten; aber den vollen Werth desselben bei den Gerichten unterpfändlich niederzulegen, und Entscheidung durch richterlichen Spruch zu erwarten.

Den rohen, militärischen Willküren einmal Schranken zu setzen, entschloß ich mich nun zum Aeußersten. Ich ertheilte dem Kommandanten der im Lande befindlichen Schweizertruppen schriftlichen Befehl, die Kornmagazine mit bewaffneter Faust zu vertheidigen und künftig Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Ich weiß", sagt' ich zu ihm: „Sie sind dem französischen Armeebefehl untergeordnet; aber, vor Allem aus, Schweizer; und, als solcher, den Franzosen wohl zur Vertheidigung des Vaterlandes, nicht aber zu dessen Verderben beigegeben. Sie dürfen, unter französischer Fahne, nicht gegen ihr eignes Vaterland Krieg führen, ohne Landesverräther zu werden! Jede allfällige Verantwortung übernehm' ich." Der brave Rüttimann gehorchte.

Mein Befehl für diesen, so wie die blutige That von Locarno, waren in Massena's Hauptquartier zugleich bekannt geworden. Es kam bald darauf ein Brigadegeneral, aus Mailand gesandt*), mir Belehrungen oder Warnungen zu bringen. Ich erwiederte trocken: Er

*) Ich vermuthe, er hieß Desbruslys, wenn ich nicht irre.

solle seinem Obergeneral melden, daß ich nur von meiner Regierung, nie von ihm, Befehle anzunehmen habe; daß er in Cisalpinien die Kornausfuhr verbieten möge, ich in der Schweiz die unverbotene Einfuhr gestatten und schützen werde; daß, wenn er Gewalt versuchen wolle, ich ihn bitten lasse, mit überlegner Macht zu erscheinen; denn er werde in diesen Bergen eine neue Vendée finden, weil ich das ganze Volk in Waffen rufen wolle, um die Gesetze eines mit Frankreich verbündeten Staats wider ihn zu verfechten. Der Erfolg möge seyn, welcher er wolle; aber Verzweiflung verleihe auch schwachen Völkern nicht zu verachtende Stärke. Dann möge der Obergeneral, gegen Frankreich, die durch ihn verletzten Verträge Frankreichs, die Vernichtung der von Frankreich anerkannten Selbstständigkeit Helvetiens, die Verhöhnung alles Völkerrechts, verantworten; Europa werde richten; der erste Konsul aber seinen Ruhm schwerlich von Untergeordneten, durch deren habsüchtige Wucherei, besudeln lassen.

Der Brigadegeneral reisete mit dieser Antwort zurück; ich brachte sie zur Kenntniß beider Regierungsstatthalter, mit der Mahnung, sich unverzüglich aufs Aeußerste gefaßt zu machen. Indessen vergingen Tage um Tage. Meine Erklärung blieb vom Hauptquartier ohne Erwiederung; sogar die Korneinfuhr ungestört. Wahrscheinlich führte der Wechsel des Oberbefehls der französischen Armee diese unerwartete Stille herbei. Ich beschloß, in Verabredung mit den Regierungsstatthaltern, nach Bern zu eilen und persönlich den Vollziehungsausschuß von der bedenklichen Lage der Dinge zu unterrichten. Eine Proklamation verkündete dem Volke meine Abreise, den Zweck derselben, und meine baldige Wiederkunft. Dem Kommandanten Rüttimann erneuert' ich die gegebenen Befehle*). Das ganze Land war bereit, sich zu seinem Beistand zu erheben. Binnen drei Tagen befand ich mich in Bern**).

Hier hatte, vier Wochen vorher, abermals revolutionäre Bewegung der politischen Parteien, die Mitglieder der Regierung verändert und den Namen des Vollziehungsausschusses in den eines Vollziehungsrathes. Keiner der neuen Machthaber kannte daher die unglücklichen Verhältnisse der „ennetbirgischen"***) Lande in ihrem ganzen Zusammen-

*) Später erfuhr ich, er sey, bald nach meiner Abreise, vor ein französisches Kriegsgericht nach Mailand gefordert worden, aber erkrankt und an einem hitzigen Fieber gestorben.

**) Am 7. Septembers 1800.

***) Das altdeutsche Wort „ennet" das noch jetzt statt „jenseits" in der Schweiz lebt, verdient, zur Bezeichnung dessen, was jenseits der Alpen (daher ennetbirgisch), oder der Meere (oder ennetmeerisch) liegt,

hang; für mich keine erfreuliche Wahrnehmung. Doch fand ich, zu meiner Beruhigung, lebhafte Theilnahme am Schicksal jener Gegenden. Sogleich in die Versammlung der Regierung berufen, entwarf ich ihr das treue Gemälde von der dortigen Militärtyrannei, von der Verzweiflung des Volks und dessen Bereitschaft zu einem allgemeinen, blutigen Aufstande. Es erfolgte der Beschluß, ohne Zögerung dem ersten Konsul in Paris von der gefährlichen Lage der Dinge und den, alle Verträge, alles Völkerrecht beleidigenden Willkühren zu unterrichten; während ich angewiesen ward, den französischen Gesandten Reinhard in Bern unmittelbar von den ausschweifenden Handlungen der französischen Oberbefehlshaber in Kenntniß zu setzen.

Mit Reinhard und seiner Gemahlin, der Tochter des freisinnigen Reimarus von Hamburg bekannt, war es mir leicht, meine Absicht zu erreichen. Reinhard, der mit deutscher Biederherzigkeit, französische Gewandtheit zu verbinden verstand*), nahm sich meiner Angelegenheit mit Wärme an. Ich entwarf ihm die Beschwerden der italienischen Schweiz in einer kurzen Denkschrift**), die er dem General Matthieu Dumas gab, der sich zufällig, mit besondern Aufträgen des ersten Konsuls nach Italien, in Bern befand. Dann führte er mich mit diesem zusammen. Ich fand in Dumas einen Mann voll scharfsinnigen Geistes und strenger Rechtlichkeit. Die Thatsachen und urkundlichen Belege von den verübten Greueln erregten seinen Abscheu. Er verhehlte mir nicht, daß der erste Konsul schon von andern Seiten ähnliche Klagen vernommen, und ihn eben deswegen nach Mailand sende. Er verhieß schnelle Beendigung der rohen Unfugen und Gewaltthaten***). Wir wurden einig, daß ich ihn über die Alpen begleite.

Allein an demselben Tag hatte der Vollziehungsrath, der meine Rückreise über den Gotthard unnöthig glaubte, mich zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel ernannt†). Hier drohte eben ein Volksaufstand, wegen Bodenzins, Zehnten und andrer Klagen, nahen Ausbruch. Ich sträubte mich vergebens. Ungern entsagt' ich dem Wunsche, nach Abthuung mehrerer unerledigten Geschäfte der italienischen Kantone, die kommenden Wintertage in der Familie Reding

wohl eher der teutschen Sprache eingebürgert zu werden, als das „ultramontanisch, transatlantisch" und dergleichen.

*) Er war geborner Würtemberger, gemüthlicher Dichter, nachmals mit dem Grafentitel geschmückt, und zu verschiednen Gesandschaften gebraucht.

**) Vom 12. Septembers 1800.

***) Wirklich hörten sie bald nach seiner Ankunft in Mailand auf.

†) Der bisherige war Mitglied der Regierung geworden.

zu Schwyz, im „süßen Nichtsthun“ hinzubringen, wie ich ihr angelobt hatte; auch nebenbei Zeuge vom Wiedergenesen der verheerten Waldstätte und vielleicht sogar vom Ankeimen und Aufsprießen mancher Staaten zu seyn, die ich, in unsichrer Hoffnung, ausgestreut hatte. Sehnsucht nach Ruhe, Bedürfniß derselben, galt aber nichts neben der Gefahr von Basel, neben der Verlegenheit der Regierung und dem Pflichtgefühl, einem Lande, das mir immer theurer wurde, je mehr ich für dasselbe gearbeitet, geduldet und geopfert hatte. So lieben auch Mütter das Kind am innigsten, welches ihnen die meisten Sorgen, Nachtwachen und Kummerthränen gekostet hat.

---

18. Sturmtage in Basel.

Statt der geträumten Winterfreuden, mußt' ich mich mit einem flüchtigen Besuch der Freunde in Luzern, Schwyz und Stans begnügen lassen. Kaum vierzehn Tage nach meiner Ernennung, traf ich in Basel ein. Es war hohe Zeit; das Landvolk schon im Begriff, Gewalt zu üben. Es gehorchte den Befehlen der Unterstatthalter nicht mehr. Durchaus unbekannt mit den innern Zuständen, Parteiungen und Bedürfnissen dieses Theils der Schweiz, wo mir selbst jede Person fremd entgegentrat, gestattete die täglich wachsende Gährung der Gemüther nicht einmal, mich im neuen Wirkungskreise zu orientiren. Wenige Tage nach der Ankunft veranstaltete ich Versammlung von Abgeordneten aller unzufriednen Gemeinden, im Dorfe Gelterkinden, und begab mich in die Mitte derselben. Es lag mir daran, die Klagen der Leute aus ihrem Munde zu hören und wenigstens den Ausbruch des Sturms einige Zeit zurückzuhalten. Eins ward so schwer, als das andre.

Denn die Einen in jener Versammlung schrien gegen Entrichtung von Zehnten und Bodenzinsen, welche gesetzlich wieder hergestellt waren; Andre über das Verfahren ihrer Munizipalitäten, Agenten und übrigen Beamten, Andre fluchten eben so sehr gegen die neue Ordnung der Dinge, als über das ehmalige, abgeschüttelte Joch der Stadtherrschaft Basels. Die Gesammtheit ihrer Forderungeu zu erfüllen, hieß ungefähr so viel, als alle Gesetze abschaffen. Nicht Belehrung, nicht Bitte, nicht Warnung änderte den Sinn dieser Leute. Ihr bäuerischer Eigennutz mit Unverstand, ihr Trotz mit linkischer Schlauheit verbunden, offenbarte mir, in jeder Aeußerung, jenen frechen Uebermuth, welcher Sklaven eigen ist, denen plötzlich die Fesseln von der Hand gefallen sind. In der That, noch wenige Jahre zuvor hatten die Zustände dieses Volks an Zustände der Leibeigenschaft gegränzt.

Ein Paar Tage nach jener Versammlung*) riefen schon die Sturmglocken das Volk der Jurathäler zum allgemeinen Aufruhr, ungeachtet mir gegebner Zusage, keine Unruhen zu beginnen, sondern mir Frist zu gönnen, die Richtigkeit ihrer Beschwerden zu untersuchen. Bei zweitausend bewaffnete Bauern rückten gegen die Stadt Liestal. Einige helvetische Truppen**) in dortiger Gegend, unter Befehl des Obersten Dolder, zogen sich langsam vor ihnen zurück, weil ich verboten hatte, Feindseligkeiten zu begehn oder zu erwiedern. Auf die Nachricht von dem Ereigniß, eilt ich dahin, im Grunde gar nicht unzufrieden, den Handel sobald, als möglich, auf eine, oder die andere Art, beendet zu sehn. In Liestal, es war schon dunkler Abend, unterrichtete ich mich von allen bisherigen Vorfällen***); und ließ die Empörer auffordern, mir Abgeordnete zu schicken.

Sie erschienen; bedauerten, aufrichtig oder nicht, den Aufstand; er sei nicht länger zurückzuhalten gewesen; man wisse nicht, in welchem Orte zuerst der Landsturm ergangen sei; Ordnung sei keine zu handhaben; viele der Leute wären betrunken. Ich schickte sie zurück, ihr Volk zu ermahnen, sich ungesäumt heim zu begeben; den Rausch zu verschlafen; oder der schwersten Strafen gewärtig zu seyn. Folgendes Tages werde ich Untersuchung halten. Vergebens! Der Landsturm näherte sich, eh seine Deputirten wieder zu ihm gelangten. Es ward sogar auf das Militär gefeuert. Oberst Dolder verlangte Erlaubniß zum Angriff. Aber des festen Entschlusses, meinen Eintritt in den Kanton nicht mit Vergießung von Bürgerblut zu beginnen, lieber das eigne Leben daran zu setzen, warf ich mich aufs Pferd; stellte die Truppen vor der Stadt auf, diese zu schützen, und sprengte, begleitet vom Obersten, unter Bedeckung von vier Reitern, den brüllenden Haufen entgegen. Es war Mitternacht, mondhell.

Der Landsturm hielt bei der Brücke eines Baches, in der Vermuthung angegriffen zu werden. Sobald aber die verworrene Menge mich und mein kleines Gefolge erkannte, drängte sie sich heran, mich zu hören. Ich gebot Schweigen; schilderte die Folgen ihrer Unbesonnenheiten; zeigte, im Hintergrund der Empörung, Mord und Brand der Dörfer; den Anmarsch französischer Brigaden. Man gelobte Gehorsam.

Indem die Einen wirklich zurückgingen, traten die Andern hervor.

---

*) Den 4. Oktober.

**) Drei Kompagnien Infanterie und eine halbe Escadron Husaren.

***) Im Flecken Sissach waren Schüsse gefallen und dabei ein Mädchen, vor der Thür seines Hauses, getödtet worden.

Jeder wollte mich hören; jeder mich sprechen. Hinter mir dehnten sich die Schwärme, die meisten von Wein und Branntewein beseligt, längs der Hochstraße auf den hohen Borden der Aecker aus. Oberst Dolder, für meine Sicherheit besorgt, befahl den Vorgedrungnen zurückzugehn. Man antwortete mit Flintenschüssen. Nun Alles erschrocken durch einander und aus einander; Geschrei auf allen Seiten; Flucht meiner Schutzwacht; Flucht der Bauern um mich her, welche Tod aus der Hand ihrer eignen Leute fürchteten. Ich stand plötzlich verlassen, und wandte das Roß nach Liestal, links und rechts von Flintenschüssen begleitet. Diese kriegerische Mondscheinscene; die Ungeschicktheit der berauschten Schützen; das Auseinanderflüchten ihrer Banden nach allen Richtungen, über die Felder; vor mir das Paar meiner fortgalloppirenden Husaren, ihren Leib tief auf die Sättel niedergebückt; der tolle Ausgang des tollen Spiels, in welchem sich Einer vor dem Andern fürchtete, wie in Gellerts Fabel die beiden alten Weiber, in enger Gasse — das Alles machte mich, während meines eignen Davonjagens, laut auflachen.

Der Lärmen war damit zu Ende. Schon andern Tages empfing ich zu Basel von einzelnen Gemeinden Zusicherung völliger Unterwerfung; dann, schnell nach einander, als man das Anrücken französischer Truppen, unter Befehl des Generals Montchoisi, hörte, folgten die übrigen. Alle lieferten selber ihre Waffen an das Zeughaus von Basel ab, gemäß dem Gebot, welches ich in einer Proklamation an die aufständischen Bezirke erlassen hatte. „Ihr verschmähtet," sagt' ich darin: „meinen Rath; Ihr habt meine Warnung verachtet; Ihr habt meine Bitten nicht angehört; — Ihr habt Eure Obrigkeiten beschimpft, Eure Gesetze gebrochen: hie und da selbst Eure Geistlichen entwürdigt. — Der Rebell ist von Gott und Menschen verlassen; aber ich kann Euch noch nicht verlassen. Mein Herz blutet bei Euerm Unglück; ich will es vermindern, so weit es in meiner Gewalt steht."

Diese Worte gewannen Vertrauen; und ich erfüllte die Verheißung. Einige der Schuldigsten wurden gerichtlich eingezogen, und, die auf mich in jener Nacht geschossen hatten, mit Todesurtheilen bedroht. Es gelang mir ihre Begnadigung auszuwirken, indem ich der Regierung erklärte: Todesstrafe sey nur verbrecherische Blutrache der bürgerlichen Gesellschaft; ich habe mich den berauschten Rotten des Aufruhrs nicht umsonst persönlich entgegengeworfen, sondern um Blutvergießen zu hindern; es sey mir gelungen; und sollt' ich nun meinetwillen Blut fließen sehn, würde ich mein Amt mit Abscheu von mir werfen. — Die Bitte fand Erhörung. Im Lande aber blieb es fortan ruhig.

Die Einwohner der alten Handelsstadt Basel empfingen mich bei sich mit üblicher Neugier und Gastlichkeit; die öffentlichen Behörden mit scheinbarer Freundlichkeit. Aus den Achtungsbezeugungen und gefälligen Höflichkeiten wehte mich indessen eine fühlbare Kälte an. Ich war der erste Fremdling, der hier, seit Jahrhunderten, die oberste Landesstelle bekleidete. Meine Person selbst ward gewissermaßen, ohne meine Schuld, zur Beleidigung für das Selbstgefühl einer Bürgerschaft, die der tüchtigen Männer so viele in eigner Mitte besaß. Mehr noch, das Gerücht hatte mich auch hier schon zum Erzrevolutionär gestempelt; die schlimmste aller Empfehlungen in einer Stadt, die mit treuer Vorliebe an altväterlichen Herkömmlichkeiten gern, zuweilen wohl auch an spießbürgerlichen Kleinlichkeiten, festhing. Es fehlte hier ebenfalls nicht, wie in der ganzen Schweiz, an Parteien, die einander, mit eingelegter Lanze, ritterlich, als Aristokraten und Patrioten, gegenüberstanden. Doch war in ihrer Feindschaft kein Italienerthum; mehr deutsche Geradheit. Ich kümmerte mich wenig um sie; hörte ihre Belehrungen, um mich in den neuen Umgebungen leichter zurecht zu finden, und begnügte mich die Haderlustigen aus einander zu halten.

Hätte nicht der französische General Amey, der in der Stadt mit wenigen Kompagnien lag, das Spiel wiederholt, dessen ich schon in der italienischen Schweiz übersatt geworden: die Zeit meiner Statthalterschaft wäre ohne Geräusch verflossen. An den Thoren, wo die Wachten durch Bürgermilizen besetzt waren, hatte er nämlich einige seiner Soldaten, als Plantons, ausgestellt, mit Befehl, alle von Frankreich kommenden Getraidefuhren anzuhalten und dem Platzkommando zuzuführen. Durch Klagen der Eigenthümer davon unterrichtet, ließ ich seine Wachtposten, sobald sie eine Fuhre ergriffen hatten, verhaften und die Fuhren befreien. So kam es zwischen Amey und mir, die wir übrigens in freundlicher Nachbarlichkeit lebten, zur Erklärung. Ich witterte neue Geldschneidereien, und wohl, wie der Erfolg bewies, nicht ganz mit Unrecht. Er berief sich auf Verbot der Kornausfuhr von Frankreich; ich mich auf Erlaubniß der Einfuhr in die Schweiz. Er drohte, stärkere Truppenmassen nach Basel zu rufen; ich ermunterte ihn dazu, weil ich im Begriffe stehe, Stadt und Land in Waffen aufzubieten, Recht und Gesetz der Schweiz zu vertheidigen. Folgendes Morgens hielt ich, unter seinen Fenstern auf dem Münsterplatz, Musterung der Milizbataillone der Stadt; er selbst von mir eingeladen, begleitete mich dabei; dann zum Frühstück. „General", sagt ich lachend, indem wir mit den Gläsern anstießen: „wir bleiben Freunde, wenn wir uns auch künftige Woche pflichtgemäß vor den

Thoren, oder in den Straßen der Stadt schlagen müssen. Warum zanket wir beide? Lassen wir die Entscheidung höhern Behörden. Ich will Ihrem Oberbefehlshaber Moreau, und meiner Regierung schreiben!" Er fand den Gedanken nicht übel; wollte schlechterdings aber nicht, daß ich mich selber an Moreau wende. Das bestätigte meinen Argwohn. Wenige Tage später, als ich ihm ein ostensibles Schreiben der helvetischen Regierung, wie ich's von ihr verlangt hatte, verwies, worin sie mich zum äußersten Widerstand bevollmächtigte, stand er ohne Widerspruch von Allem zurück.

---

19. Freuden der Ruhe.

Seit ich einst das stille Reichenau, als Geächteter, hatte verlassen müssen, waren mir im Ganzen wenige Tage zu Theil geworden, an denen ich mich eines reinen, sturm- und gewitterlosen Himmels hätte freuen können. Nun in Basel, einer Stadt, wo von jeher Gewerbfleiß und Wissenschaft, neben alterthümlicher Sitte, und häuslicher Wohlstand, mit frommsinniger Wohlthätigkeit, heimisch waren, konnt' ich mich kaum an die Ruhe eines geregelten Geschäftslebens, an das harmonische Bewegen aller Stände inner den Schranken der Gesetze, an den feinern Ton des geselligen Umgangs, an die Genüsse gewöhnen, welche Kunst, Luxus, Wissenschaftlichkeit zur Veranmuthigung des Daseyns bereiten. Ich war aus der rauhen Wildheit der Gebirgskantone, aus den Barbareien am Tessin, wieder in das Gebiet der Civilisation zurückgekommen, wo uns Alles und Jedes in mildern Formen entgegentritt, und der Mensch menschlicher erscheint.

Wohl wußt' ich, daß Civilisation doch zuletzt nur, wie überall, ein der Brutalität angelegtes Gebiß sey, und der hohe und niedre Pöbel dennoch Pöbel bleibe, wie schön er immerhin von außen das Ekelerregende seiner Thiergelüste den Blicken der Welt verhüllt. Man läßt sich aber gern von einer schmeichlerischen Täuschung die Augen verbinden, um nicht immer die trostlose Wahrheit zu sehn. Schon der edlere Anstand, die bloße, äußere Sittenglätte im gemeinen Lebensverkehr, thaten mir wohl. Ja, selbst die Tugendschminke auf Lasterwangen beleidigte mich weniger, denn ehmals. Sie verrieth wenigstens eine geziemende Schaam vor Entblößung des Thierischen in der Menschennatur. Einige Männer von höherer Bildung, von Geist und von gemäßigten politischen Grundsätzen, schlossen sich mir im freundschaftlichen Umgang an. Einige achtbare Familien zogen mich in die Mitte ihres häuslichen Lebens. Selbst eine Liebe, durch Gegenliebe selig, fehlte nicht,

mir einen neuen Gemüths-Frühling mit frischem Blüthenreichthum aufsteigen zu lassen. Und war er auch nur flüchtig; es war doch abermals ein Lenz! — Dazu traten Wiedererscheinungen geliebter Gestalten aus der Ferne; alter Freunde, die eine Vergangenheit in mir verjüngten, welche durch sie verschönt worden war. Auch der edle Moncey, auch der gemüthliche Loison, der sinnige Maler und Dichter Karl Graß, suchten mich wieder auf; — Wie gern schreib' ich diese Namen! Ich könnte ihnen noch manchen beigesellen. Neue, liebe Verbindungen spannen sich ältern an und auf Lebensdauer, gleich jenen; wie mit Ulrich Hegner von Winterthur, den geistvollen Schilderer der Zeitsitte und holbeinischer Kunst*), oder mit Matthison, Friederike Brun u. a. m.

Was mir vor Allem lieb war, es ließen mich sogar die bürgerlichen Parteiungen zu Basel ungestört in behaglicher Ruhe. Die eifrigen Patrioten hatten sich umsonst kräftigen Beistandes von mir gefreut; die aristokratischen Familien sich umsonst gefürchtet. Ich hatte nur Thaten, nicht Meynungen zu bewachen; und übte die Duldsamkeit gegen Ueberzeugungen Andrer, weil ich sie für die meinigen wünschte. Freilich ein eitler Wunsch! Jeder mißt den Nachbar mit der Elle, die er selbst von den Händen des Schicksals, oder der Natur seiner Anlagen und Neigungen empfangen hat. Der Parteien Loben und Lästern ließ mich gleichgültig. Ich stand dabei, wie ein Nüchterner in Mitte von Weinseligen, dieser Stellung schon lange gewohnt. Ich ehrte allerdings die öffentliche Meynung. Im Urtheil der Welt liegt eine gewisse Wahrheit, wie im Urtheil des Gewissens; und beide haben ihren Werth. Das Gewissen lehrt, was der Mensch zu seiner Heiligung thun soll; das Urtheil der Welt aber, wie er es, den Umständen angemessen, vollbringen soll. Wer ohne alle Rücksicht auf Verhältnisse, nur einzig der innern Ueberzeugung unbedingt folgt, läuft Gefahr, wie jeder blinde Schwärmer, mit edelm Willen verderbenschwere Thaten zu thun. Wer hinwieder keine andre Richtschnur, als das Urtheil der Welt, kennt, wird zum Mörder des innern Friedens und Lebens, um Spielball der Zufälle zu bleiben. Während er diese mit Klugheit zu benutzen, oder zu meistern meynt, meistern sie ihn. Den Listigsten überlistet zuletzt sein Schicksal. Er verliert den Gewinnst, und hat dabei noch sein eignes Selbst verspielt.

---

*) Auch außer seinem Vaterlande, als anmuthiger Erzähler von seinem „Auch ich war in Paris.“ von „Saly's Revolutionstagen,“ der „Molkenkur,“ von „Suschens Hochzeit,“ so wie „Holbeins Leben“ u. s. w. bekannt. Er starb allgemein verehrt, 3. Jänner 1840, 80 Jahre alt, in seiner Heimath Winterthur.

Ich befand mich bei jener Maxime ganz wohl, und bewahrte wenigstens, in Lust und Leid, ohne von Haus aus Stoiker zu seyn, ziemlich stoischen Gleichmuth. Tugendheld war ich nicht; doch von keiner Leidenschaft unterjocht, wenn auch zuweilen nicht ohne deren Anfechtung. Es freute mich heimlich mehr, über mich, als über Andre, zu siegen; denn jenes fand ich gewöhnlich schwieriger, als dieses. Vielleicht mocht ich manchem, von Lust nach Glanz und Ehren getrieben, ämter- und stellensüchtig scheinen. Ich hatte mich aber nie um Ehrenstellen beworben. Vielleicht glaubte Mancher, es sey mir um erkleckliche Einnahmen zu thun. Ich würde sie nicht verschmäht haben; aber wahrlich, mir waren keine zugeflossen. Ich hatte während meiner Prokonsulate spärlich, oft kärglich, aus meinem eignen Gute gezehrt, und dem Staate unentgeldlich gedient. In Basel aber, dieser alten Handelsstadt, wo selbst Diogenes in seinem Fasse gelernt haben würde, kaufmännisch denken, fing ich endlich ebenfalls an, einmal mein Soll und Haben zu mustern. Es war in der That dazu hohe Zeit; denn mein kleines Vermögen senkte sich zur Neige, weil ich dem Staate daraus, wenn auch für ihn geringe, für mich bedeutende Vorschüsse gemacht hatte.

Als ich dem Minister des Innern meine Rechnung über diese zusandte, fügt' ich dem Schreiben an ihn *) noch den Schlußsatz zu: „Nie hab' ich von der Regierung, als Vergeltung meiner Arbeiten, einen Gehalt gefordert. Wie ich Ihnen schon mündlich, bei meiner letzten Anwesenheit in Bern, die Ehre hatte, zu äußern, wünsche ich nur Ersatz derjenigen meiner Auslagen, welcher ich mich noch mit Bestimmtheit erinnere, damit ich nicht allzugroßen Schaden leide. Allerwenigstens bitt' ich recht sehr, für die im Rückstand gebliebenen Sekretärs**) um deren volle Besoldung, damit auch diese mir nicht ganz zur Last falle***). — Ich empfing darauf die vollständigste Entschädigung. Wär's mir nicht um eine Selbstschau hier zu thun, ich würde der geringfügigen Nebendinge keiner Erwähnung gethan haben, die Andern, für ihre Person, als großfügige, gelten mögen.

*) Vom 6. Dezember 1800.

**) In der italienischen Schweiz hatt' ich deren zwei vonnöthen gehabt. Aufdermauer ungerechnet.

***) Die Armuth der helvetischen Staatskasse entschuldigte diese Rückstände zum Theil. Ich erwähne der Korrespondenz (in den helvetischen Archiven liegen die Originale) nur, als eines Beweises, daß Eigennutz wohl fern von mir war. Auch, als Regierungsstatthalter, bezog ich in Basel nicht den gesetzlichen Gehalt. Er ward zur Nationalschuld geschlagen, und mir erst viele Jahre nachher (im J. 1816), bei Liquidation derselben, entrichtet.

Der einförmige Mechanismus des Geschäftsganges, so wie eine wohlgeordnete, mit wackern Männern besetzte Kanzlei, gönnten mir, neben dem Genuß heitern, gesellschaftlichen Treibens, Mußestunden genug, mich wieder allen Musen zu befreunden, die ich so lange verlassen hatte. Mit wahrer Heißbegier schwelgt' ich in der Fülle der neuesten und gepriesensten Erzeugnisse deutscher und französischer Literatur; oder ordnete einen Vorrath eigner und fremder Denkschriften und Abhandlungen zur Geschichte der jüngsten Schicksale der Schweiz, zum Behuf eines künftigen Darstellers derselben *). Am wichtigsten schienen mir für den Augenblick die Angaben und Aktenstücke, welche sich auf den kurzen, aber ruhmvollen, Kampf der Urkantone für ihre Freiheit gegen Frankreichs Heermacht bezogen. Aloys Reding hatte mit mir den Schauplatz der Gefechte und Treffen besucht; mir seine Erinnerungen schriftlich und mündlich, so wie werthreiche urkundliche Belege, mitgetheilt. Ich selber war in den Hütten vieler Landleute, welche sich dort persönlich im blutigen Kampf für ihr Vaterland hervorgethan hatten, Zuhörer ihrer naiven Erzählungen gewesen.

Ungeachtet mächtigere Nationen und waffengeübtere Heere, im Kampf gegen Frankreichs Verheererwuth, unterlegen waren, ohne Schmach: schien doch der plötzliche Untergang der alten Eidsgenossenschaft den übrigen Völkern eben so unerwartet, als unrühmlich gewesen zu seyn. Das günstige Vorurtheil altberühmter Tapferkeit und unbesiegbarer Freiheitsliebe, lag vernichtet. Konnt' ich nun auch nicht hoffen, diesen verlornen Glauben wieder aufzurichten, durft' ich doch den Versuch wagen, einer wahrlich unverdienten Verachtung des schweizerischen Heldenmuthes und Vaterlandssinns, von Thatsachen begleitet, zu widersprechen. So schrieb ich die „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone." Die meisten Thatsachen waren damals sogar Schweizern selber noch wenig bekannt. Sie wurden vom In- und Auslande nicht ohne Theilnahme vernommen **);

*) Sie erschienen aber erst in den Jahren 1803, 1804 und 1805 unter dem Titel „Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" im Druck. Ich kann auf diese Sammlung rücksichtlich dessen, was ich in den Kantonen Graubünden, Waldstätten, Bellinzona und Lugano erlebte, hinweisen, wo Manches davon umständlicher erzählt steht.

**) Diese Geschichte ward schon im folgenden Jahre durch Herrn J. B. Briatte, und, noch einmal 1825, zu Genf von einem mir Unbekannten, ins Französische, durch Herrn Giam-Menico Cetti 1806 ins Italienische, und durch Herrn Aikin zu London, ins Englische übersetzt.

und erwarben dem tapfern Reding im Vaterlande einen Namen, der ihm leider zuletzt mehr Dornen, als Rosen ernten ließ.

---

90. Rückkehr ins Privatleben.

Während ich zu Basel, unter angenehmen Umgebungen, glücklicher in meinem Statthalterthum, als der ehrliche Sancho im seinigen auf der Insel Baratraria, lebte, ward die arme helvetische Republik unaufhörlich von neuen Umwälzungen heimgesucht. Zu Lüneville war zwischen den kriegführenden Mächten Friede geschlossen. Der zerrüttete, zerrissene, aus tausend Wunden blutende Welttheil begrüßte nun froh die Hoffnungen einer freundlichern Zukunft mit seinem „Te Deum“; und ich, wenn auch ein wenig mißtrauisch gegen die bekannten „Ewigkeiten“ der Friedensschlüsse, ließ doch den zu Luneville vollbrachten, mit freudigem Kanonendonner von den Stadtwällen, verkünden. Aber, wahrlich, er war nicht des dafür verschwendeten Pulvers werth.

In einem seiner Artikel hatte dieser Friede den Schweizern das natürliche Recht zugesichert, sich selber eine ihren Bedürfnissen angemessene Staatsverfassung zu geben. Die bisherige, glich einem in den Gefechten der Parteien schon so sehr zerfetzten Banner, daß sich ihm niemand mehr anschließen mochte. Nun sah man jede der Parteien wieder frisch auf den Beinen, ihr eignes Ideal von der glückseligsten der Republiken siegreich zu machen. Die Aristokratie erhob sich, einen entscheidenden Schlag für Wiederverfügung ihrer Patrizier-, Stadt- und Zunft-Vorrechte zu führen; die Masse der rührigen Patrioten hinwieder, den gefährlichen Streich zu vereiteln. Beide suchten ihre Verstärkung durchs Volk. Das Volk, ohne Heimweh nach der alten Ordnung der Dinge, aber auch unzufrieden mit der vorhandnen Unordnung, verlangte bloß Sicherheit und Ruhe für sich, die jedoch von ihm selber, bald dort, bald hier, vernichtet wurde; gab jeweilen demjenigen Recht, der ihm goldne Berge versprach; traute aber weder dem Einen, noch dem Andern.

Man schritt zur Entwerfung des neuen Staatsgrundgesetzes. Föderalisten und Antiföderalisten standen einander in Schlachtordnung gegenüber. Ich bedauerte beide; denn sie mühten sich, in vergeblichen Anstrengungen, ab. Ihre Vereinigung und Versöhnung war so unmöglich in jener Zeit, als dauerhafter Sieg einer, oder der andern Partei. Frankreich, gestützt auf kriegerische Ueberlegenheit gegen die übrigen Mächte, zeigte offenbar geringe Neigung, die helvetische Republik seiner bisherigen Vormundschaft zu entlassen; und behielt sich schweigend das

letzte Wort vor. „Würde aber auch, durch den Machtspruch des ersten Konsuls, die Schweiz abermals (im alten Styl) föderalisirt," schrieb ich unter Anderm einmal dem Gesandten Reinhard zu Bern*): „so ist ohne Mühe vorauszusehn, daß die Antiföderalisten, durch Uebergewicht ihres Talents, neben wachsender Einsicht des Volks, den Städter-Föderalismus wiederum entkräften, zerstören und neue Umwälzungen begünstigen würden. Eine Revolution, wie die unsrige, und wie die französische, läßt sich, selbst von keinem Bonaparte, wie durch einen Zauberstreich, abthun. Man spricht wohl von politischen und materiellen Interessen; aber hier ist ein einmal aufgeregter, unsichtbarer Krieg der Geister! Es werden noch Tage kommen, welche, von Frankreich aus, in dessen Nachbarstaaten abermals Revolutionen herüberbringen: — Möge die Schweiz eine Staatsverfassung erhalten, welche es immerhin seyn möge; sie wird nie mit allgemeiner Zufriedenheit empfangen werden. Warum aber nicht die Bestimmung, oder den Wunsch vom gebildetern Theil des Volkes, dem Geschrei der unwissenden Menge, oder der in Eigennutz gekränkten Dorf- und Stadt-Patrizier vorziehn?"

Der Entwurf des neuen Staatsgrundgesetzes ward endlich bekannt gemacht.**) Eine von Deputirten sämmtlicher Kantone zusammengesetzte Versammlung, Tagsatzung geheißen, sollte zu Bern das Konstitutionswerk prüfen und für immer feststellen. Die Grundlage desselben war Landeseinheit, mit Recht der Kantone zur Selbstverwaltung unter einer Centralregierung. Die Erwählten des Volks waren, ihrer Mehrheit nach, Freunde der Staatseinheit.

Nun sich die Föderalisten, wider Erwarten, übermannt sahn, verließen sie störrisch den Saal der Abgeordneten zu Bern. Die übrigen arbeiteten fort, und brachten nach langem Streiten ihr Werk zu Ende***). Fruchtloses Bemüh'n! Kaum fünf Tage später ward das politische Kartenhaus, weil es keiner Partei gefiel, wieder weggeblasen. Verninac, der neue französische Gesandte, und der ihm ergebene Dolder, ein schlauer Mann, unter allen politischen Gestaltungen bisher immerdar oben an, nun nicht wieder erwählt, sprengte mit Militärgewalt, Senat und Tagsatzung aus einander, und wählte, statt der Vertriebnen, andre Leute dazu. Weil die rechtlichern Männer und talentvollern Vertheidiger der Staatseinheit, verschmähten, solchem entehrenden Spiel Hand zu leihen, warf sich Dolder in die Arme der Föderalisten. So ge-

*) Unterm 6. Februar 1801.

**) Den 29. Mai 1801.

***) Den 24. Oktobers 1801.

wannen diese jählings wieder das Uebergewicht, und stellten, seines Muthes und Namens willen, meinen Freund von Schwyz, Aloys Reding, als ersten Landammann, an die Spitze der Republik, den Biedersten unter den Biedern, aber keineswegs durch Geistesgaben und Kenntnisse, oder Erfahrung, zu einer solchen Stelle befähigt*).

Jedermann sah voraus, daß die neuen Machthaber von nun an blindlings, zum Port der alten, gebrechlichen Kantonalsouveränetäten, zurücksteuern würden, um darin die verblichenen Rechtsame und Privilegien ihrer Familien und Ortschaften in Sicherheit zu bringen. Kein hellblickender Freund des Vaterlandes hätte dazu helfen mögen. Mehrere Regierungsstatthalter, und andere Vollziehungsbeamte, gaben ihre Entlassung ein; auch ich**). Alle empfingen sie, sobald sie baten. Reding verweigerte sie mir. Er beschwor mich, bei unsrer Freundschaft, ihm getreu beizustehn in diesen entscheidenden Augenblicken. Ich blieb den eignen Ueberzeugungen treu; konnte, ohne Vernichtung der Selbstachtung, nicht Helfershelfer derer werden, welche aus kurzsichtiger Wohlgemeintheit, oder starrsinniger Selbstsucht, ein braves Volk in den Sumpf der frühern Unterwürfigkeit und Geistesverdumpfung zurückzerren wollten. Ich empfahl einen wackern Mann, den Präsidenten der Verwaltungskammer von Basel, Wieland, zu meinem Nachfolger im Amt. Er ward ernannt. Ich trat in den Privatstand zurück, und wählte, für den Winter, Bern zum Aufenthalt, Redings und vieler andrer Freunde Nähe zu genießen. Im Frühling gedacht' ich nach Graubünden heimzugehn, von wannen ich, seit vier Jahren, sehr unfreiwillig, in die Fluten bürgerlicher Unruhen hinausgeschleudert worden war.

Das schöne Korps der Basler Chasseurs begleitete meinen Reisewagen bis an die Gränzen des Stadtbanns. Da sagt' ich, mit bewegtem Herzen, die letzten Worte des Danks. Wie hätte mir auch nicht eine

*) Nicht Ehrgeiz, nicht übermäßiges Selbstvertrauen konnte den vortrefflichen Mann bewegen, eine Stellung in der Republik zu übernehmen, der er durchaus nicht gewachsen war; nur redliche Vaterlandsliebe und übermäßiges Vertrauen der Föderalisten, die in ihm einen Vertheidiger der alten Eidsgenossenschaft, Gegner Frankreichs, oder lenksamen Mann von hoher Achtung zu finden meynten, verleiteten ihn zur Annahme des gefährlichen Platzes. Schon im Jahr 1800, als ich noch in Schwyz lebte, fragte mich Paul Usteri an, ob Reding an die Spitze des Kriegsministeriums gestellt werden könne? Ich verneinte es; zeigte Reding den Brief Usteri's und meine Antwort. Wir lachten beide zu den hohen Vorstellungen, die man sich von ihm gemacht hatte.

**) Den 17. November 1801.

Stadt, wie Basel, sollen lieb und theuer geworden seyn, in der ich, nach mehrjährigen, wilden, schweren Drangsalen, meine frühere Harmlosigkeit, gleichsam mich selbst, wiedergefunden hatte; wo ich glaubte, nicht meiner Stellung, sondern meines Selbstes willen, einige Achtung und Liebe genossen zu haben, und wenigstens niemand sich meiner zu beklagen hatte.

Aus langer Weile träumt' ich mir unterwegs im Wagen schöne Pläne für die Zukunft; bald Erneuerung meines Seminars in Reichenau; bald Ankauf eines bescheidnen Bauernhofes, wo ich, in tiefer Eingezogenheit, dem Landleben, den Wissenschaften, vielleicht dazu einer liebenswürdigen Lebensgefährtin angehören konnte, ungefähr mit dem kindlichen, fröhlichen Unschuldsgesicht, wie ich eines Tages an einem Fenster in Basel, flüchtig im Vorüberreiten erblickt, leider aber dessen Namen nie erfahren hatte. Dazwischen trat auch wohl noch der Gedanke an Wiedereintritt in öffentliche Geschäfte, unter veränderten Umständen. Die Gewohnheit, unmittelbar und vielseitig auf die Umgebung einzuwirken, hatte schon nicht geringe Macht über mich erhalten. Es schmerzte mich, ihr entsagen zu sollen, mehr, denn nun, aus der Sphäre der Hochgestellten und Gefeierten in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesetzt zu seyn; oder auf Ehrenbezeugungen, die doch nur dem Amt galten, oder auf Schmeicheleien derer verzichten zu müssen, die von mir zu hoffen oder zu fürchten hatten; oder gar, daß keine Wachten mehr, bei meinem Erscheinen, unter Gewehr traten; Keiner mehr flog, meinen Wink, wie einen Befehl zu vollstrecken; und daß Andern nun der Vorrang zustehe, in welchem mich bisher scheinbare Ehrerbietung der Menge umringt hatte. Ich glaube, man erkennt den innern Menschen am wahrsten aus seinen heimlichen Gedankenspielen und Träumereien; da ist er im Schlafrock bei sich allein zu Hause.

21. Eine Unterredung.

In Bern war bald für den Winteraufenthalt bequeme Wohnung, ein Kreis vertrauter Freunde, und ein weiterer von zahlreichen Bekannten, gefunden und ausgewählt. Einen der ersten Besuche weiht' ich Aloys Reding. Aber welche verhängnißvolle sieben Jahren hatten sich zwischen damals, als wir voll jugendlichen Muthwillens in eben diesem Bern unsern ersten Bund schlossen, und jetzt gelagert! Und wie anders standen wir einander gegenüber, seitdem ich den Verfolgten, vom Bodensee, in sein Vaterhaus zurückrief; und jetzt, da ich ihn, als ersten Landammann der Schweiz, begrüßte! Ich ging zu ihm, mit stillem Lächeln über die große Posse der äußern Verwandlungen. — Vor der Pforte seines Hau-

ses schildwachteten bärtige Grenadiere. Die breiten Treppen waren mit Kommenden und Gehenden belebt. Weibel im Vorzimmer kündigten mich dem Haupt der Republik an. Ich ward vorgelassen. Der Saal war mit Offizieren, Ministern und Senatoren gefüllt. Reding trat aus ihrer Mitte hervor. Wir lagen in stummer Umarmung, Brust an Brust, mit größerer Gemüthsbewegung, als vielleicht der Anstand erlauben mochte. Solche Umgebung bot weder Ort noch Zeit, uns gegenseitig frei gehn zu lassen. Reding war, im eigentlichen Sinn, Sklav der Umstände und Geschäfte.

Wie sich's erwarten ließ, walteten auch über ihn die verschiedensten Urtheile in Bern; aber, was mich beinah selbst beleidigte, nur wenige Stimmen sprachen günstig. Man betrachtete ihn, als willenloses, leitsames Werkzeug der Artistokratie; oder, als einen Mann, der, unter Freiheit, Landsgemeindenwirthschaft seiner Urkantone, verstehe, und sie aller Orten geltend machen möchte. Sogar die gewesenen bernischen Patrizier äußerten sich über ihn unhold, weil er sich nicht mit den Bessern aus ihnen umringte. Ich aber kannte ihn, als treuen, ehrlichen Freund seines Vaterlandes; und hatte mehr, denn zu oft, Gelegenheit, seine Vertheidigung gegen leidenschaftliche Anschuldigungen zu führen.

An einem Abend ließ er mich zu sich rufen; er wolle, wie sein Billet mir sagte, sich für jedermann verläugnen lassen, und mich einmal wieder, wie in alter Zeit, allein haben; auch sey es um eine wichtige Angelegenheit zu thun. Ich ging. Das Gespräch wandte sich bald auf die gegenwärtigen Zustände. Ich verhehlte ihm nicht die Stimmung, die ich zu Bern, in Betreff seiner, bemerkt habe; und ermunterte ihn, entschieden, fest und offen aufzutreten.

Mit verdrießlichem Lächeln sagte er: „Meynt man also, ich werde der Büttel von Bernern seyn? Die sich dergleichen einbilden, sollen sich garstig irren. Ich will aber, glauben Sie daran, Ordnung im Lande; Unabhängigkeit von den Franzosen; Ruhe vor Wühlereien der Einheitsmänner; und, wollen's diese mit uns aufnehmen, so mögen sie es wagen! Wir stehn jede Stunde bereit, uns mit ihnen zu messen, Mann gegen Mann! Wir Andern fürchten sie nicht mehr. Ich vertraue der Nation; sie darf mir vertrauen. Ich weiß, was sie will; und ich will, was sie."

„O lieber Freund," erwiederte ich: „obschon ich von der Schweiz mehr, als Schwyz und Bern kenne, weiß ich doch noch nicht, was eigentlich die Nation will; und sie weiß es, scheint mir's, selber nicht recht. Sie mag in ihrer großen Mehrheit zwar die heutige Verwirrung der Dinge nicht, aber auch wohl die alte eidsgenössische Verwirrung nicht; vielleicht denk' ich, eine Art von Freiheit, die ihr noch unklar ist."

„Die ich aber wohl errathe!“ rief er: „Sehn Sie, es kostete nur einen Wink, nur einen Ruf durch die Thäler: Macht's wie Uri, Schwyz und Unterwalden; jedes Thal mit seiner Nachbarschaft ein Gemeinwesen für sich; unabhängig von den andern; mit eigner Einrichtung und Obrigkeit, — und alles Landvolk würde, ich gehe die Wette ein, zum Abstimmen beide Hände aufstrecken und die Schweiz ihre vierzig, fünfzig Kantone haben. Aber davon ist keine Rede. Sind wir nur erst einmal gegen Frankreich gedeckt, macht sich das Uebrige von selbst, und mögen sich dann die Städte mit ihren Angehörigen abfinden und betten, wie sie wollen und können.“

„Städte? Angehörige?“ fragt' ich verwundert: „Also Alles wieder beim Alten? die Städter auf weichen Matratzen, die Unterthanen auf Stroh; beide unter Obhut des eidsgenössischen Stanser-Verkommnisses und unter angebornen Magnaten und Herrn? Wie denn, lieber Reding, haben Sie unsern schönen Traum ganz vergessen, den wir uns im Ebnet*) so herrlich vom künftigen Loose des ganzen Vaterlandes gemacht hätten, wo jeder Kanton künftig ein freier Staat, mit Selbsteinrichtung seines Innern, werden sollte, aber mit einer beschränkten Souveränetät, an der auch Tagsatzung und Bundesregierung geziemenden Antheil erhalten sollte? Glauben Sie doch ja nicht, daß sich in unsrer politischen Wüste die Landleute nach dem Frohnen und Ziegelbrennen Aegyptens so stark zurücksehnen, als die Herren nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Ich könnte Sie wahrhaftig fast um das Glück beneiden, einen Platz im Staat einzunehmen, wo sich, zur Verwirklichung des herrlichen Traums, so Vieles thun läßt.“

„Traum, ja Traum!“ versetzte Reding lächelnd: „Ständen Sie, wo ich, gern würd' ich's Ihnen gönnen; und sähen Sie mit meinen Augen Alles vor sich, nicht wie es seyn sollte, sondern nun einmal ist: Sie würden mehr als zu oft rufen: Traum! Man hat mich auf diese Stelle hingezwungen, zu der ich nicht geeignet bin. Nun steh' ich, leider, einmal da, und werde thun, was ich vermag. Ja, es muß, in Gottes Namen, endlich Ordnung bei uns werden. Hören Sie mich nun an, lieber Zschokke. Sie müssen schlechterdings an meiner Seite bleiben; thätig bleiben. Wir beide kennen uns. Sie sollen, im Namen der Schweiz, zum Kongreß nach Amiens, als Gesandter; Diesbach von Carouge, als Gesandter, an den Wienerhof; und ich gehe selbst nach Paris; will vom ersten Konsul

*) Einer Alp bei Schwyz, in der wir einige Zeit allein mit einander gehauset hatten.

klaren Wein, und bestimmt wissen, woran wir mit ihm sind? Wallis müssen wir nicht fahren lassen! Was meynen Sie? Sprechen Sie offen."

Nach einigem Zögern, denn das war ein wirklicher Ueberfall von Entwürfen und Fragen, die mich verlegen machen mußten, gab ich zur Antwort: „Ich fürchte sehr, Eins wie das Andre, wird mißlingen. Was mich betrifft, bin ich ein- für allemal entschlossen, mich aus diesem unheilvollen Parteikrieg zurückzuziehn. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; gehe aber in keinem Fall nach Amiens. Was soll ich dort, wo die großen Mächte Länderhandel treiben und die Schweiz nichts einzureden hat? Horchen und Wiederberichten! Ich tauge nicht zum Kundschafter; will freier Mann bleiben; kann Nützlicheres thun. — Und Herrn von Diesbach nach Wien? Warum nicht jeden andern Berner? einen Mann von gefeiertem Namen, wie zum Beispiel Bonstetten, den schon sein uralter Adel und schriftstellerischer Ruhm empfiehlt; der zugleich Mann von Geist und Herz, in Geschäften gewandt, und liebenswürdiger Gesellschafter ist? — Und Sie nach Paris? Gewiß schenkt Ihnen der erste Konsul reinen Wein ein; darauf verlassen Sie sich: und wohl noch dazu jeden Tag von andrer Sorte. Er will aus der Schweiz, glaub' ich, eine französische Festung gegen Süddeutschland machen, von deren Bastionen er zugleich Cisalpinien bestreichen kann. Darum ist ihm wahrscheinlich förderalistische Zerstückelung bei uns willkommen; desto leichter bleibt er dabei unser Festungskommandant."

Wir wurden nicht einig; haderten lange über das große Thema und endeten damit, daß, wie es gewöhnlich geht, sich jeder von uns in seiner eignen Ueberzeugung tiefer eingewurzelt hatte, als vorher. Nicht das that mir leid; wohl aber, daß Reding, seit dieser Unterredung, gegen mich, wo nicht kälter, doch zurückhaltender geworden schien. Wir behielten noch den Ton, nicht mehr die unbefangne Traulichkeit von Freunden. Er ist übrigens nicht der Erste, auch nicht der Letzte gewesen von Vielen, die mich gleichgültig fahren ließen, weil ich nicht ihres politischen Glaubens werden, sie nicht täuschen und mich nicht selbst veräußern wollte. — Bald darauf unternahm er die Reise nach Paris*), um vom ersten Konsul die entscheidende Erklärung zu fordern. Doch bevor er von da zurückgekommen war, las man schon in öffentlichen Blättern zu Bern Bonaparte's bekannten Brief an Reding. Das stolze Oberhaupt der französischen Republik hatte dem Landammann der Schweiz, im gebieterischen Ton geantwortet, ungefähr wie einst der römische Julius

*) Den 30. Novembers 1801.

Cäsar dem helvetischen Divico; aber mit Zulage einer persönlichen Kränkung, deren Cäsar's Edelmuth unfähig gewesen wäre.

Als ich das Vertrauen des Freundes von mir gewichen sah, wiederholt' ich die Besuche seltner bei ihm. Seine täglichen Umgebungen trugen vermuthlich nicht wenig dazu bei, ihn von mir abzuwenden. Ich galt in ihren Augen, als politischer Sünder, dessen Einfluß gefährlich schien. Ich mußte mir's sogar gefallen lassen, daß die geheime Polizei der Berner meine Schritte und wer bei mir aus- und einging, durch Spione beobachten ließ *). Sie gab sich aber meinetwillen sehr unnütze Mühe. Die traurige Tagespolitik zog mich nicht mehr an. Ich trieb schon ganz andre Dinge.

22. Beginnender Gemüthsfrieden.

Unter zahlreichen, lieben Bekannten, deren Umgang den Winter mir verschönte, befanden sich zwei junge Männer meines Alters, denen ich mich am liebsten hingab. Sie athmeten fast einzig für die Kunst des Schönen, für Poesie, Literatur und schriftstellerische Glorie. Der eine von ihnen, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und sarkastischen Witz, den ein Mienenspiel begleitete, welches auch Milzsüchtige zum Lachen getrieben hätte. Verwandter fühlt' ich mich dem andern, wegen seines gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich von Kleist **). Beide gewahrten in mir einen wahren Hyperboräer, der von der neuesten poetischen Schule in Deutschland kein Wort wußte. Göthe hieß ihr Abgott; nach ihm standen Schlegel und Tiek am höchsten, von denen ich bisher kaum mehr, als den Namen, kannte. Sie machten mir's zur Todsünde, als ich ehrlich bekannte, daß ich Göthe's Kunstgewandtheit und Talentgröße mit Bewunderung anstaunen, aber Schillern mehr, denn bewundern, daß ich ihn lieben müsse, weil sein Sang, naturwahr, aus der Tiefe deutschen Gemüthes, be-

*) Die Entdeckung ward sehr zufällig und auf belustigende Weise gemacht, als ich Freunden einst ein fröhliches Nachtessen gegeben hatte, und sie beim Weggehn vor der Hausthür einen verkleideten Polizeimann hin gepflanzt erblickten, den sie schon bei ihrer Ankunft da gefunden hatten. Professor Tralles, Oberst Grafenried und Andre, die in Bern einheimisch waren, erkannten und neckten den armen Tropf unbarmherzig, der gar ehrlich gestand, der Herr Polizeidirektor wolle wissen, wer bei mir speise?

**) Noch immer den Deutschen ein Liebling in ihrer Dichterschaar. Er endete beklagenswerth 1811.

geisternd an's Herz der Hörer, nicht nur an's kunstrichternde Ohr, schlage. Wieland wollte sogar den Sänger des Oberon, seinen Vater, nicht mehr Dichter heißen. Das gab unter uns manchen ergötzlichen Streit.

Zuweilen theilten wir uns auch freigebig von eignen poetischen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckischen Glossen und Witzspielen den ergiebigsten Stoff lieferte. Als uns Kleist eines Tages sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein" vorlas, ward im letzten Akt das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft, wie auch des Dichters, so stürmisch und endlos, daß, bis zu seiner letzten Mordscene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde. Wir vereinten uns auch, wie Virgil's Hirten, zum poetischen Wettkampf. In meinem Zimmer hing ein französischer Kupferstich, „la cruche cassée". In den Figuren desselben glaubten wir ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem zerbrochenen Majolika-Kruge, und einen großnasigen Richter zu erkennen. Für Wieland sollte dies Aufgabe zu einer Satyre, für Kleist zu einem Lustspiele, für mich zu einer Erzählung werden. — Kleist's „zerbrochner Krug" hat den Preis davongetragen.

Kleist verlebte noch einen schönen Sommer an den Ufern des Thuner-Sees, wo er ein kleines Landhaus gemiethet hatte *), bis er

*) In einem seiner Briefe von Thun, bald nach unserer Trennung geschrieben, sagte er unter Anderm: „Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht:

„Ich komme, ich weiß nicht, von wo?
Ich bin, ich weiß nicht, was?
Ich fahre, ich weiß nicht, wohin?
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!"

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe. Und das thu' ich oft und weit; denn die Natur hat hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet; und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kautz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, die Künstlerin bei der Arbeit eingeschlummert zu seyn scheint. Jetzt zwar sieht auch hier noch unter den Schneeflocken die Natur, wie eine achtzigjährige Frau aus; aber man sieht ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen seyn mag. — Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr; denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur Wenige; etwa den Hauptmann von Mülinen und seine Hofmeister, angenehme Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sey; bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirn mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Sees stehe."

mit seiner Schwester, die er nach Genua begleiten sollte, im Herbst die Schweiz verließ.

Unter dergleichen Spielereien, bei gänzlicher Losgebundenheit von Politik und amtlichen Pflichten und Sorgen, im freien Genuß der Wissenschaft und des geselligen Lebens, fehlten indessen auch die Augenblicke ernstern Sinnens nicht. Während ich dem Frühling entgegenharrte, und vorläufig Pläne entwarf, wo ich eine bleibende Niederlassung wählen wolle, sah ich auch auf die abenteuerliche Verschlingung von Begebenheiten zurück, welche mich in eine Laufbahn herübergedrängt hatten, die nie vorher in meinen Wünschen gelegen war. Indem ich sie musterte, war es sehr natürlich, daß ich mich dabei selber musterte. Es freute mich wenigstens, daß ich mir treu geblieben war in meinen Lebensgrundsätzen; daß ich nie meine Leitsterne zum Wahren, Heiligen und Schönen aus dem Auge, nie die besonnene Beherrschung meines Selbstes unter mancherlei Versuchungen verloren hatte. Warum hätte mir für die Zukunft bangen sollen, da die Vergangenheit nichts in mir geändert hatte, als etwa hie und da meine Weltansicht, infolge der außerordentlichen Erlebnisse.

Zwar der Widerspruch jener Ideale mit dem Treiben der Wirklichkeit war noch nicht ganz gelöst; aber er beunruhigte mich schon weniger, denn ehedem. Mir immer bewußt, daß ich Zeitgenoß einer zivilisirten Barbarei sei, sah ich ein, daß die moralischen Uebel und daher alle Leiden der Familien und Nationen, nicht aus reiner, natürlicher Bosheit der Menschen, sondern aus ihren Irrthümern, Verwöhnungen und schiefen Verstandesrichtungen quellen; daß der Edelste nicht sündenlos, der Sündigste aber auch nicht ganz adellos sey; daß in der Welt das Sittlichgerechte dennoch, im Allgemeinen, gegen das Sittlichböse das Uebergewicht behaupte, weil sich das Menschengeschlecht außerdem schon vom Erdboden vertilgt haben würde; daß die meisten Vergehn und Verbrechen offenbar Unheilsfrüchte der Volksverbildung inner den Schranken verderblicher Gesetze, Einrichtungen, Glaubenssatzungen und Herkömmlichkeiten sind.

So gerieth ich nach und nach, bei einer allmäligen Einkehr in mein Inneres, die ich Jahre lang furchtsam gemieden hatte, bis zum Abgrund der alten Zweifel. Aber welche Verwandlung entdeckt' ich hier! — Der Abgrund schien nie gewesen zu seyn, als in meiner Fantasie; und der Gott, über dessen Daseyn und Walten und Wirken der forschende Verstand in bangen Ungewißheiten geschwebt, — der Gott, an den ich bisher nur aus gemüthlichem Bedürfniß geglaubt, zu dem ich mit kindlicher Inbrunst in Stunden tiefer Bewegtheit gebetet hatte, — doch das Gebet war selten unbegleitet von Zwischengedanken: „Wenn Er ist!" — dieser

Gott war nicht mehr mein Glaube; er war meine Gewißheit. Es war aber nicht der mosaische Gott, mit menschlichen Fehlern und Tugenden; nicht der Katechismusgott, mit menschlich erfundenen Geheimnissen und Vollkommenheiten, oft in Widerspruch unter sich. Er war auch nicht die von Philosophen gedachte Natur aller Dinge. Auch nicht aus dem Organismus des Geistes hervorgetriebene Vernunftidee des Absoluten. Sondern, wie das uferlose Weltall nur gleichsam der sichtbare Schleier der in ihr wesenden Natur ist, so erschien mir die Natur, als der Schleier Gottes, in welchem er sich uns offenbart. Und darf ich das Tiefste mit dem Höchsten zu vergleichen wagen: er erschien mir im Verhältniß zum Seyn und Wesen des allgegenwärtigen Weltalls, wie der Menschengeist zu seinem beseelten und belebten Menschenleib, den er in allen Theilen, ohne sie selbst zu sein, durchherrscht.

In der Natur aber, wie in unserm Geiste, waltet das Unendliche und Unbedingte; dies ist das Gepräge des Göttlichen für beide. Die sinnlich gewahrbare Welt aber ist das „Sich gegen uns Aeußern" der Natur; nicht sie selbst, sondern ihr Gegensatz, ihr Andersseyn in uns; daher nicht ein Unendliches und Unbedingtes, sondern eine Endlichkeit wandelbarer Dinge. So sind unsre Gedanken und Handlungen nur Aeußerungen des Geistes, nicht er selber. Daher können die in ihm waltenden Ideale des unbedingten Wahren, Heiligen und Schönen, deren er sich bewußt ist, nicht, als Unendliches, in die Welt der Außendinge hinausgestaltet werden; sondern das unbedingte Recht zersplittert sich draußen in bedingte Rechte; das Ewigwahre fällt in begränzte Wahrheiten auseinander; die Heiligkeit wird nur zur Tugend, und das Schöne zu einzelnen Schönheiten.

Der Geist des Wilden, wie des Weisen, ringt aber diesen Idealen nach, denn sie sind das Göttliche in ihm; eins mit seinem Wesen; und er kann nicht anders. Sie können in ihm durch seine sinnliche Natur trüb und verdunkelt seyn; aber sie bleiben das Unvernichtbare und Unverwerfbare. Daher entspringt das allwährende Fortschreiten der Menschheit; das Ringen nach Vollkommenheit in Erkenntniß des Wahren, in Erstrebung des Guten und Schönen. Aber Sinnentäuschung, Erfahrungslosigkeit und Verwöhnung, erschweren das klare Erblicken des Wahren; und wir umarmen statt seiner nur allzu oft den Irrthum und verehren ihn. Wie die Wahrheit, so muß auch die Tugend in der Welt erkämpft werden, und der Geist im Kampf dabei erstarken. Daher stammt, wie in wilden Horden, so in barbarischen und zivilisirten Nationen, das allezeit wache Sehnen nach Freiheit; nach Entfesselung des allgemeinen, naturgemäßen Menschenrechts von den Banden, die es in den wirklichen Lebensverhältnissen zu fest umschnüren. Widerstrebend lehnen sich dagegen

Selbstsucht und Selbstverblendung einerseits, Unwissenheit, thierische Genußsucht und feige Trägheit der Herrscher und Beherrschten auf. Und immerdar streitet die Idee des Menschenrechts fort und fort gegen die, durch Menschenwillkür, geschaffnen Rechte. Die vernunftgemäße Freiheit bahnt sich aber immer wieder eine Gasse durch allen Wust, Druck und Zwang gesellschaftlicher Konvenienzen, Interessen und Irrthümer.

Diese Ansicht erfrischte mich zu neuer Anstrengung der Kräfte für Besseres. Zwar fand ich, daß weitaus die Mehrheit von gegenwärtiger Bevölkerung des ganzen Erdballs noch tief im Schlamme ihres Thierthums liege, und daß diejenigen Nationen, welche sich der höchsten Gesittung und Bildung rühmen, immer noch mit ihren vielerlei Künsten, Wissenschaften, gesellschaftlichen Ordnungen und verfeinerten Sitten, tief unter der Linie des Hochmenschlichen, des Natur- und Vernunftgemäßen, stehn: doch eben das ist's, was die ächten Gottespriester zur Thätigkeit auffordert, ich meyne die Gottespriester auf Thronen und Rathsstühlen, auf Kanzeln und Kathedern, auf Rednerbühnen und Schreibsesseln, daß sie die Menschheit um sich her allmälig menschlicher machen sollen. Ob ihnen dafür Dornen auf Erden, oder Palmen im Himmel wachsen, soll ihnen gleichgültig seyn. Mich wenigstens kümmerte die Ungewißheit über Fortdauer nach dem Tode nicht mehr. Ich hatte Gottes-Gewißheit in mir. Sie beseligte mich; beruhigte mich über alles Andre. In einem dieser Augenblicke schrieb ich damals einen Psalm: „Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren," der meine Gemüthsfreudigkeit aussprach *). Ich lächelte zu den oft seltsamen Beweisen, welche von Philosophen für Unsterblichkeit der Seele ersonnen waren, und sagte mir: daß uneigennützige, reine Tugend der Sterblichen Unmöglichkeit seyn würde, wenn wir vom Zustande des Geistes, nach seiner Ablösung vom Leibe, unwidersprechliche Gewißheit besäßen. Ich dachte, wie Petrus Pomponatius **), der Selbstdenker des sechszehnten Jahrhunderts, der — im Vorbeigehn sei es gesagt — zu meinen alten Lieblingen gehörte: Und wäre keine Unsterblichkeit: so müßte der Geist doch, als er selbst, handeln; nicht anders. Eine durch Furcht vor Strafen erzwungene, oder durch Lohn-Erwartung in der Ewigkeit bestochene Tugend, ist höchstens eine

*) Mein Freund und Verleger H. R. Sauerländer nahm ihn in der von ihm veranstalteten Sammlung „ausgewählter Novellen und Dichtungen" von mir auf.

**) Während der Studienjahre zu Frankfurt an der Oder hatte mich das Werk des edeln Mantuaners, de Fato, besonders angesprochen, wenngleich mehr, als jedes andere, in meinen Vorstellungen von göttlicher Vorsehung und freiem Menschenwillen irre gemacht.

halbe Tugend, in jedem Fall nur kaufmännische Frömmigkeits-Spekulation.

Dies ungefähr war damals der Stand meiner Ueberzeugungen, und aus ihnen ging Seelenfrieden hervor. Ich blickte, fast etwas bedauernd, auf meine frühern Zustände zurück, und bereute manches, was ich in jenen Tagen des Zweifelns und Verzweifelns gedacht, gesprochen, geschrieben hatte. Es war mir nicht mehr unbekannt, daß ich nicht der einzige Unglückliche war; sondern manch Andrer noch umherwandle, der unter ähnlichen Qualen sein Leben still in sich vertrauert. Wie gern hätt' ich diesen „Heimlichkranken" mein Glück gewährt!

---

28. Alamontade.

Ein Traum, den ich, was etwas seltsam klingen mag, fast für mehr, als Zufall hielt, obwohl mir eben kein Aberglauben aus Kinderjahren nachzuschleichen pflegte, und ich gewiß war, daß kein blindes Ungefähr seine Hand in das göttliche Schicksalsgewebe strecken könne: ich sage, ein Traum, der, obwohl ich seinen Ursprung erklären konnte, mir dennoch, wie ein Gottes-Wink, vorkam, führte mich zu dem Versuch, den „Heimlichkranken" das darzureichen, was meinen Seelenwunden Heilung geschafft hatte. Ich will ihn kurz erzählen. Er ist so viel und so wenig werth, als manch anderes Gelebte; mir aber noch immer gegenwärtiger, und lieber, denn viel anderes Geschehene.

An einem Morgen erwacht' ich aus ihm mit Thränen, die ich geweint hatte und noch fortweinte. An einem sandigen, öden Ufer des Meeres war ich einem schönen Jüngling begegnet, der die armselige Tracht und eiserne Kette eines gemeinen Verbrechers trug. In seinem blassen, etwas gesenkten Antlitz lag Ausdruck stillen Duldens, und es lächelte doch zugleich ein ganzer Himmel, wenn er sprach. Ich fühlte mich, wie in Verzauberung, zu ihm hingezogen. Und im Gespräch tauschten wir, wie Liebende, Seele um Seele. Es war Ueberirdisches in seinem Wesen. Und der graue Sträflingskittel, und die klingenden Fesseln? — Er war ein Galeerensklav; hieß Alamontade; ließ in jedem seiner Worte ungewöhnliche Geistesbildung, und eine Gemüthserhabenheit erkennen, die man in Personen seines schmachbedeckten Standes nicht erwartet.

Weil er Wohnungen und Leben unschuldiger Menschen, gegen Tigerwuth ihrer Tyrannen, hatte retten wollen, war ihm, zum Lohn seiner schönen That, Verdammung zu den Galeeren, ohne Urtheil und Recht, durch Machtspruch zu Theil geworden. Nun mußte er, ein reiner Jesusjünger, lebenslang dem Umgang der Edlern entrissen, aus der Fülle und

Anmuth des Wohlstandes ins Elend bittrer Entbehrungen herabgestürzt, unter rohen Bösewichten zubringen, die mit viehischen Lastern und Greueln prahlten; mußte, was ihm auf Erden das Heiligste und Theuerste gewesen, Vaterland und Geliebte, zärtliche Verwandte und Freunde auf immer verloren geben; mußte, bis zum Grabe, ohne Möglichkeit einer Rechtfertigung, den Fluch der Welt, Verschmähung von Guten, Verspottung von Bösewichten, mit sich schleppen; einsam in der Welt, jeder Unbill der Witterung auf der Ruderbank Tag und Nacht preisgegeben, im langen Ungemach erkrankend, unter Peitschenhieben des rohen Guardians zitternd, vom Tode seine Erlösung erwarten. Und dieser junge Dulder, welcher mehr, als je ein Hiob, erlitt: noch liebte er die Menschheit; noch verließ ihn sein Glaube an Gottes unendliche Güte nicht; noch stand sein Tugendmuth ungebrochen. Ich hätte diesem Heiligen des Himmels zu Füßen sinken mögen; ich sank mit wehmüthiger Bewunderung in seine Arme. Da scholl Kettengerassel eines Zuges der Galeerensklaven heran. Mein Liebling mußte von mir scheiden; in ihre Reihen sich eingliedern. Ich weinte ihm nach, und erwachte. Ich streckte sehnsüchtig die Arme nach dem entflognen Traum aus, als sollt' ich aus den Fittigen des entweichenden Engels mir eine Feder reißen.

Noch in der ersten lebhaften Bewegung entwarf ich, am nämlichen Morgen, die Umrisse jener Erzählung, die nachher unter dem Namen: „Alamontade, der Galeerensklav" *) im Druck erschienen ist. Es war eben nicht darum zu thun, einem schönen Traum ein Denkmal zu stiften, obgleich man's zuweilen auch nichtigern Dingen setzt, sondern den Heldengeist wahrer Tugend, im hoffnungslosesten Elend zu schildern, mich selbst und vielleicht auch Andre dafür zu stärken. Denn nicht selten hatte ich mich schon gefragt, ob ich, bei gegenwärtigen religiösen Ueberzeugungen, unter allen Verhängnissen, in den Höhen des Glücks, wie in den Tiefen des Unglücks, festen Gleichmuth würde behaupten können? Ich hatte mich oft in die schmerzreichsten, verzweiflungsvollsten Zustände des Lebens hinein gedacht, die mich treffen könnten, und mich darin jedem Uebel der Armuth bloßgestellt gedacht; oder der öffentlichen Entehrung, der Schande des Kerkers, den Qualen der Krankheit, oder des Verlustes aller Liebe unter Menschen.

Wahrscheinlich hatten diese Spielereien der Einbildungskraft mir den Morgentraum zugeführt. Aber zugleich wollt' ich im Alamontade meine

*) Sie erschien, seit 1802, in mehrern Auflagen und Ausgaben, auch in französischen und englischen Uebersetzungen, und ist noch jetzt im besondern Verlag von Orell, Füßli u. Comp.

Ansicht vom Werth des irdischen Daseyns und von göttlichen Dingen darstellen, so wie von der Macht solcher Ueberzeugungen in den Wechseln der Schicksale. Mehr noch war mir daran gelegen, denen einen Weg zur Seelenruhe zu zeigen, welche über das, was die höchste und geheimste Angelegenheit aller Sterblichen bleibt, in bangen Ungewißheiten verzagen, und keinen Trost in Lehrbegriffen und Verheißungen ihrer Kirchenpartei finden, weil sie den Glauben daran unwiederbringlich eingebüßt haben. Für sie hüllt' ich Alles in das leichte Gewand der Erzählung ein. Eine dürre philosophische Abhandlung wäre etwa nur in die Hand dieses oder jenes Schulgerechten gerathen, um allenfalls die Schärfe seines Messers, im Zergliedern, zum Behuf eines kritischen Journals, zu versuchen.

Die Anzahl jener Heimlichkranken ist groß. Ich wußte es auch schon damals; und ward späterhin*) durch Zuschriften mir ganz unbekannter Personen aus Deutschland und Frankreich davon belehrt, die gütig genug waren, zu glauben, mir danken zu sollen. Wenn ich auch ganz gut fühlte, daß ich in solchen und ähnlichen Fällen auf keinen Dank Anspruch machen könne, that es doch dem Herzen wohl, zu wissen, eines der Saatkörne habe irgendwo Boden gefunden, dem es zusagte.

Das Leiden so Vieler unter Foltern eines religiösen Zweifelns ist offenbar nicht ihre eigene, sondern die Verschuldung derer, welche, ohne selber auf dem Wege des Zweifels Wahrheit gefunden zu haben, unbekümmert und amtsmäßig, das, was sie dafür empfangen und gedächtnißtreu bewahrt haben, in Schulen und Kirchen lehrend wieder austheilen; oder welche zuletzt das, was ihnen, als sie es selber lernten, in Rücksicht des Wahren oder Falschen, noch sehr gleichgültig gewesen seyn mochte, endlich für unerschütterliche Gewißheit halten, weil es in ihrem Gedächtniß unerschütterlich, und mit dem übrigen Gewebe ihrer Vorstellungen, verflochten worden ist. Weit entfernt, hier einen Vorwurf zu geben, kann ich auch solche Männer willig ehren, und mein „Wohl ihnen!“ über sie und ihren sie beseligenden Glauben ausrufen, so lange sie nicht, in christuswidrigem Glaubenszorn, über den irregewordnen Zweifler, oder jeden Andersdenkenden, den Stab brechen.

Wo Zweifel herrschen, besteht schon halbe Aufklärung; liegt schon unsichre Dämmerung über das, was vorher in einem Dunkel unbeachtet blieb, in das nun die ersten Lichtstrahlen des zur Selbstthätigkeit aufgegangenen Geistes gefallen sind. Eifre doch niemand gegen diese halbe Aufklärung, gegen diese beginnende Dämmerung in der Geisteswelt; denn sie ist Naturnothwendigkeit, göttliches Wirken, und breitet sich

*) Sogar, nach beinah vierzig Jahren noch, seit Erscheinung des Buchs.

über die Niederungen des Menschengeschlechts aus, während dessen Höhen schon im Voll-Licht glänzen. Das alte Griechenland und das römische Weltreich wohnten in den Dämmeungen des Heidenthums, bevor die Christussonne aufgestiegen war; und als diese ihr erstes Morgenroth ausgoß, schlummerten die damals bekannten Gegenden der Erde noch lange im matten Zwielicht halber Aufklärung; in einer Mengung des Altheidnischen und Neuchristlichen. Die Entwickelungsgeschichte der Nationen ist der Entwickelungsgeschichte jedes einzelnen Sterblichen ähnlich. Auch der Einzelne tritt aus dem Schlaf, wie jene, zum Erwachen über, und aus verworrenem Geträume zum klaren Bewußtwerden. Wer vermag es, die alte Nacht mit ihrer Stille fest zu zaubern, wenn der vorrückende Tag einmal stärker leuchtet und lautes Leben aufregt, wo es vorher schlummerte? Niemand unter den Menschenkindern! — Vertraue doch Jeglicher, in der wunderbaren Ordnung der Natur und des Geisterreichs, der Macht und Weisheit ihres Schöpfers mehr, als der eigenen! Ja wohl, selig sind die, welche glauben und nicht sehen; aber auch selig die, welche wissen, weil sie sehen.

Des Mannes Jahre.

Hier steht mir offen
Das Buch der Welt;
Mein Glauben, Hoffen,
Wie aufgehellt.

J. H. v Wessenberg.

1. Einsamkeit und Liebe.

Der Frühling des Jahres 1802 war erschienen. Ich sehnte mich recht sehr nach jener Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel, die mich einst in Reichenau beglückt hatte. Doch, nach Graubünden zurück, lockte mich einstweilen noch kein Gelüst. Denn dort waren nun beide kämpfenden Parteien, Sieger wie Besiegte, während der Staatsumwälzungen und Empörungen, und Kriege zwischen Franzosen, Oesterreichern, Russen, dem gemeinschaftlichen Unglück unterlegen; jede nun tief gebeugt, und jede der andern die Schuld der allgemeinen Zerstörung beimessend. Durft' ich da ein freundliches Gesicht erwarten? Ich zog vor, mich in einer anmuthigen Landschaft des Kantons Aargau anzukaufen, wo ich unbekannt wohnen, und dem wilden, aber fruchtlosen Gezänke politischer Faktionen fern stehn könnte. Noch einmal, beim Abschiede, bat ich den guten Reding, im Einverständniß mit den einsichtsvollsten und redlichsten Häuptern jeder Partei, Versöhnung Aller zu versuchen, und durch Ausgleichung ihrer gegenseitigen Forderungen, gegenseitiges Vertrauen und innern Frieden des Vaterlandes herzustellen. Allerdings fand ich selber die Aufgabe schwierig; er sie unmöglich. Er wähnte sich auf den Willen des ganzen Schweizervolks stützen zu können, den er nicht kannte.

Ich verließ mit trauriger Ahnung ihn, und bald darauf Bern. — Kleist und Wieland begleiteten mich auf der Fußwanderung nach Aarau. Wir wählten eben nicht den nächsten Weg. Man mag sich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorstellen,

die überall Paradiese und Wüsten, Göttinnen und Ungeheuer sahn, wo sie kein andres Auge fand. Es war das Umherschwärmen von Schmetterlingen, die der winterlichen Verpuppung eben entschlüpft, über Wiesen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.

In Aarau hatt' ich das Glück, einen ehrwürdigen Freund, den ehmaligen Senator Rudolf Meyer, zu besitzen. Es war derselbe verdienstvolle Greis, welcher, auf seine Kosten, die Schweiz jahrelang von Geometern und Malern hatte bereisen, und dann den bekannten Atlas der Schweiz anfertigen lassen; den ersten von diesem Gebirgslande*). Er und seine Gemahlin standen mir, zur Erfüllung meiner Wünsche, treulich mit Rath und That bei. Ich miethete vorläufig das unbewohnt stehende Schloß Biberstein, kaum eine Stunde Wegs von Aarau entlegen; einst ein Sitz der Johanniter-Ritter, dann der bernischen Landvögte; damals Staatseigenthum.

Hier, am Fuße des Juragebirgs, welches über Schloß und Dorf seinen Felsengipfel, die Gysulaflue, bei 3000 Fuß hoch, malerisch aufstreckt, gedacht' ich in tiefster Eingezogenheit, das Ende der politischen Unruhen und Umtriebe zu erwarten. Hier wollt' ich neben Studien der Physik, Chemie, Geognosie, Botanik, des Forstwesens und, der Himmel weiß, welches Wissenswürdigen allen, dichten, philosophiren; der Freieste und in sich Glücklichste der Sterblichen seyn. Ich ließ das obere Stockwerk des Schlosses bequem herstellen, für mich, meinen Bedienten und einen treuen Pudelhund; drunten ins Erdgeschoß den obrigkeitlichen Schaffner, mit seiner zahlreichen Familie, einziehn, um neben der Verwaltung von Staatsgütern auch die Bedürfnisse meiner kleinen Haushaltung zu besorgen. Ein Gärtchen und dabei, auf dem Felsen über dem Aarestrom, ein heitres Kabinet, mit weiter Fernsicht durch das anmuthige Thalgelände und dessen Dörfer, Burgen, Höfe, und aufschwellende Hügel, bis zum zackigen Silberfaum der Gletscher und Firnen am Horizont, vorliehn meinem Pathmos den höchsten Reiz.

Den höchsten sollt' ich ihn freilich nicht nennen! Noch Anderes war, das die alterthümliche Burg zum Feenschloß umwandelte. Denn, kaum ein Viertelstündchen von Biberstein, erhob sich ein einsamer Hügel,

*) Vater Meyer, wie man ihn zu nennen pflegte, hatte auch besonderes Verdienst um die Stiftung eines höhern Gymnasiums in seiner Vaterstadt, und um Verbesserung des Weinbaus im Aargau. Ihm auch dankt man die Darstellung aller Schweizertrachten in einer Reihe von Oelgemälden des genialen Reinhard, die noch immer zu den Sehenswürdigkeiten für Reisende gehören. Der Menschenfreund starb den 11. Septembers 1813.

und darauf eine Kirche und das Pfarrhaus für zwei abgelegne Dörfer. Da wohnte der greise Seelsorger derselben, Pfarrer Nüsperli, mit seiner liebenswürdigen Familie. Und, als das Liebenswürdigste derselben, galt, in jedermanns Augen, ein Mädchen von sechszehn Frühlingen; es war selber das frischeste Frühlingsbild; Nanny genannt. Man sagt, gute Ehen sind im Himmel geschlossen; ich glaube selbst daran, und recht gern. Denn dasselbe Engelsköpfchen, welches ich hier zum ersten Male zu bewundern glaubte, hatte mich früher schon einmal durch seine Anmuth überrascht, nicht im Traum; aber flüchtig und vergessen, wie im Traum.

Als ich zu Basel eines Tages, in Begleitung meiner Chasseurs (Bürgersöhnen aus den besten Familien der Stadt), durch die Straßen ritt, bemerkt' ich mehrere Frauenzimmer an einigen Fenstern zusammengedrängt, neugierig, ihren jungen Regierungsstatthalter zu sehn. Indem ich dankbar für schmeichelnde Aufmerksamkeit, und wohl eben so neugierig, wie die Schönen, grüßend zu ihnen hinaufblickte, nahm ich das Unschuldsgesicht einer jugendlichen Gestalt wahr, die mir werth schien, eine von denen zu seyn, welche Raphaels Madonnen geflügelt zu umschweben pflegen. Mir that die Strenge des Wohlanstands leid, welche nicht erlaubte, unter den Fenstern der Damen Halt zu machen, was auch meinem kriegerischen Geleite gewiß nicht ungelegen gewesen seyn würde. Kaum einige Schritte vorüber, ward die Eine unser Gespräch. Aber Keiner kannte sie. Sie mußte eine Fremde seyn. Der Genuß des Augenblicks war, wie mancher andere, verschwunden und vergessen.

Während der ersten Tage aber, nach meiner Ankunft in Aarau, hatte man mich in ein Konzert geführt. An solchem Orte gönnt man wohl auch, wie den Ohren, so den Augen ein stilles Konzert. Ich musterte die Blumenflor der versammelten Schönen durch alle Reihen. Doch nur an einer einzigen dieser Blumen blieb mein Blick behangen, zweifelnd, ob sie eine halberschlossene Rosenknospe, oder eine Blüte aus Eden, sey? Das Letzte gewann die höchste Wahrscheinlichkeit. „Wer ist sie?" fragt' ich einen der Nachbarn. „Die Tochter des Pfarrers von Kirchberg!" lautete die Antwort. Ich erinnerte mich dunkel dieses Geistlichen. Er hatte mich einst in Basel besucht. Natürlich kannt' ich keine dringendere Pflicht, als ihm den Besuch, sobald wie möglich, zu erwiedern.

So sah' ich die „Blüte aus Eden" wieder; aber, in ihrer Wohnung, irdischer; aber schöner; in häuslicher Einfachheit, schmucklos, geschäftig umherflatternd. Mir ahnete nicht, daß ich hier abermals das Unschuldsgesichtchen von Basel bewundere. Ich erfuhr es erst lange nachher, und von ihm selbst. Mit sehr unruhigem Herzen verließ ich das Pfarrhaus und dachte: „Gefährliche Nachbarschaft für einen Nachfahren der Jo-

hannter-Ritter!“ Mir träumte nicht, daß Nanny bald Aehnliches denken würde, wenn sie den Blick, vom Kirchhügel, auf Biberstein warf.

Eingezogen und ungestört schwelgt' ich von nun an in allen Schätzen der Wissenschaft: oder streifte durch Berge und Wälder; sammelte Pflanzen, Steine, Hartflügler und Netzflügler; las und schrieb. Doch leider ans Philosophiren war nicht mehr zu denken. Alles ward in mir und außer mir, Poesie. Ich setzte das schöne Lied von Salis in Musik, und sang in glühender Andacht zum Klavier:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir der letzte Wunsch gewährt?

Der letzte war's auch wohl nicht, aber der sehnlichste, und dabei der verzeihlichste von der Welt für einen jungen Mann, der „keine Seele auf dem Erdenrund“ die seine nennen konnte. Und doch schämte ich mich wieder heimlich dieser Trunkenheit des Gemüths, die mir für alles Andre den Sinn raubte; mich vielleicht sogar über Nanny's Eigenthümlichkeiten und allfällige Launen blendete. Denn man weiß, daß auch die Engel, sobald sie unterhalb dem Himmel wohnen, ebenfalls Launen haben. Ehmals verflog mir dergleichen Räuschchen oft schon über Nacht; jetzt schien das Uebel mit den Tagen zu wachsen. Das ward mir bedenklich. Es war Zeit, mich zu ermannen. Und ich ermannte mich; besuchte von dem Augenblick an das Pfarrhaus, als guter Nachbar, wöchentlich nur einmal, oder zweimal; beobachtete gar abgemessenes Betragen; strenge Wachsamkeit gegen Selbstverrath in Wort und Miene, und am strengsten, sobald ich wahrnahm, vielleicht früher, als die fromme Unschuld selber, daß sich ihre Neigungen zu mir wandten. Zwar entschiedner, denn je, ward in mir das Gelübde: „diese, oder nie eine, zur Gefährtin des Lebens! — aber auch nie eines Lebens, welches sie in Gefahr und Verderben mit mir reißen könnte!“ Wie hätt' ich die kleine Heilige zur Genossin von Schicksalen machen dürfen, die mich noch in fortdauernden Stürmen der Staatsumwälzungen erwarten mochten? Oder wie hätt' ich den Frieden eines unerfahrnen Herzens leichtsinnig mit Hoffnungen stören sollen, die vielleicht unerfüllbar bleiben mußten?

---

8. Neuer Sturm.

Denn ununterbrochen folgte noch Stoß um Stoß des langen politischen Erdbebens, welches den Bestand der Republik in ihren Grundvesten erschütterte, und Frieden, Recht und Eigenthum jedes Hauses unsicher machte. Seit jener stolzen, schneidenden Antwort, welche der erste Konsul zu Paris dem Landammann der Schweiz gegeben hatte, war

das öffentliche Vertrauen des Volks und der Parteien von diesem abgefallen, und er dann bald darauf, mit seinen Anhängern im Senat, von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verstoßen*). Während die Begünstiger einer kräftigern Staatseinheit sich von neuem des verlornen Ruders bemächtigten, um das lecke Schiff, oder vielmehr den Wrak, zu retten, welcher ohne Segel, Masten und Anker, ein Spiel von Wind und Wellen, umhertrieb, brüteten die Unzufriednen über Verschwörungen. In Schwyz, Unterwalden, Uri, den kleinen Hirtenländern, in welchen die reichern Geschlechter und Priester von jeher Wissen und Gewissensthat der Menge leiteten, wurde im Stillen Bürgerkrieg vorbereitet. Zu gleicher Zeit, und zu gleichem Zweck, traten die Entschlossensten der vormaligen Patrizier der Städte in engern Verband mit einander, für ihre verschollenen Privilegien und Herrlichkeiten. In der Stadt Thun bildete sich ein geheimer Ausschuß von Bernern, mit dem Zweck, nach Abzug der französischen Truppen aus der Schweiz, allgemeinen Aufstand gegen die helvetische Einheitsregierung zu bewirken**).

Frankreichs Oberhaupt, wohlunterrichtet, wartete schweigend dem Gähren der Leidenschaften ab, bis der Zeitpunkt vorhanden war, in welchem sein Wink genügte, Alles in namenlose Verwirrungen zu stürzen, die er dann, für Frankreichs Interesse und den Glanz seines Namens, gemächlich ausbeuten konnte. Und als die Zeit erfüllt war, erfolgte sein Wink. Die Brigaden der französischen Republik räumten die Schweiz***). Der Grimm der Parteien und Faktionen ward alsbald von der Kette losgelassen. Nun Anarchie und Bürgerkrieg überall. Flucht der helvetischen Regierung von Bern nach Lausanne. Aloys Reding triumphirend, rief eine Tagsatzung in Schwyz zusammen. Sein Glück aber war von kurzer Dauer.

---

*) In allzugroßer Zuversicht auf den Bestand der Dinge hatten sich Reding und mehrere Senatoren nach ihren Heimathen begeben, um da sorglos in ihren Familien die Ostern zu feiern. Während dessen ward geschwind, mit gewöhnlicher Leichtigkeit, eine Regierungs-Revolution (17. April 1802) gemacht und Reding, nebst seinen politischen Meynungsgenossen, von den freisinnigen Gegnern verdrängt. Er protestirte umsonst, und erließ sogar eine Protestation an den ersten Konsul Frankreichs, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden.

**) Von den Protokollen dieses geheimen Komité's in Thun erhielt ich durch warnende Freundeshand einen Auszug. Ich fand darin auch meinen Namen unter denen, welche scharf zu beobachten wären, wiewohl man glaube, daß ich mich im Ernst von allen politischen Händeln zurückgezogen habe.

***) Im August 1802.

Auch durch Biberstein zog eine der Rotten des aufgemahnten Landsturms. Ich saß vor einem Bauerhause, unter müßigen Zuschauern, und ließ die buntbewaffnete Horde an mir vorüber ziehn. Sie war aus den untersten Klassen des Volks zusammengeschaart; berauscht, jauchzend und johlend; Weiber und Kinder dazwischen, mit Säcken und Körben, die durch Plünderung der Reichen gefüllt werden sollten. Da flammte keine Begeisterung für Volksrecht, Freiheit und Vaterland. Lust an Neuerungen und straflosen Ausgelassenheiten, Aussicht auf gute Beute, Wein und Geld: das waren die wirklichen Hebel, welche diese Massen bewegten. — Ich mochte dabei weder unthätiger Augenzeuge der neuen Zerrüttungen, noch Gegenstand des aristokratischen Argwohns seyn; und zog vor, mit einem Freunde von Bern, dem Berghauptmann Gruner, während der schönsten Herbsttage die Gebirge des Schwarzwaldes zu durchwandern. Biberstein empfahl ich unterdessen dem Schutze Redings.

Wir vergaßen auf unsern Kreuz- und Querzügen aller Politik. Ich bereicherte mich mit neuen Freunden; und, im Besuch der Hüttenwerke, Holzflößereien, Bergwerke des Breisgau's, mit neuen Kenntnissen; zumal unter Anleitung eines so sachkundigen Meisters, als mein Reisegefährte war. Auch ins Elsaß hinüber, ins gastfreundliche Mühlhausen, Thann und St. Amarinenthal wurden Abstecher gemacht.

Eh' ich noch wieder, nach kurzer Abwesenheit, zu den Ufern der Aare zurückgekommen war, hatte schon das Machtwort des gewaltigen Konsuls, oder Cäsars zu Paris, Stille geboten. Die Tagsatzung von Schwyz war verschwunden; die helvetische Regierung von neuem auf ihrem Sitz zu Bern, und das ganze Land mit französischem Kriegsvolk überfüllt. Die Häuptlinge der unglücklichen Gegenrevolution saßen gefangen auf dem Felsenschloß von Aarburg, wo sie einen langen, traurigen Winter zu verleben hatten; unter ihnen auch Reding *). Während dessen

*) Er trug dort in sich Gefühl und stolzen Muth eines Märtyrers: „Es freut mich recht sehr," schrieb er mir (Aarburg 23. Dezember 1802): „ aus Ihrem Briefchen zu vernehmen, daß Sie sich wohl, und wiederum auf Biberstein befinden. Auch ich befinde mich wohl, wenn schon in Gefangenschaft, indem ich mir in dieser ganzen Zeit so ziemlich gleich geblieben bin und mir zur Regel gemacht habe, mich im Glück nicht zu übernehmen und unter den Schlägen des Schicksals unter mein Selbst hinabzusinken. Ich erhielt heut einen Brief von Toneli (seinem jungen Neffen), welcher mich recht herzlich gefreut hat. Er beweist mir so klar, wie zweimal zwei vier sind, daß ich jetzt der freieste Mann auf Gottes Erde sey. — — Wenn Sie mich mit einem Besuch erfreun wollen, so müssen Sie die Erlaubniß schriftlich vom General Eppler in Solothurn begehren, der Ihnen solche nicht abschlagen wird," u. s. w.

eilten auf Bonaparte's Geheiß, Abgeordnete aller Meynungsparteien nach Paris zur angesagten Konsulta, um dort über die künftige Staatseinrichtung Helvetiens Wünsche zu äußern, die dem Gebieter Frankreichs und Italiens zur Entscheidung überlassen werden mußten.

Kaum hat ein Eingeborner der Schweiz die damaligen Verhältnisse und Bedürfnisse derselben unbefangener und richtiger gewürdigt, als der erste Konsul in seiner Erklärung an die Konsulta. Seine Vermittelungsurkunde, oder die sogenannte „Mediations-Verfassung", welche weder unbedingte Staatseinheit, noch unbedingte Selbstherrlichkeit der Kantone, aber jedem Schweizer gleiche Freiheit und gleiches Recht gab, bleibt ein weises, das heißt ein eben so gerechtes, als zeitgemäßes Werk. Unter seiner mächtigen Aegide stellte sich allgemeine Ordnung und Ruhe über keine Unabhängigkeit von Frankreich her, obwohl dessen Kriegsvölker die Schweiz, nach vollbrachter That, bald verließen.

So löste sich die bisherige Einheit der helvetischen Republik auf, und mit ihr die Centralregierung*). Jeder der neunzehn kleinen Freistaaten richtete seine Haushaltung ein, gemäß den grundgesetzlichen Vorschriften des Vermittlers. So that auch der Kanton Aargau, der durch das ehemalige österreichische Frickthal, die Grafschaft Baden und die anstoßenden Freiämter und deren sechs Klöster, beträchtlich vergrößert worden war. Es verstrich ein volles Jahr, bevor das Alles zu Ende geführt wurde. Ich, nur Gast, nicht Bürger in diesem Lande, wohnte ungestört indessen auf meiner Ritterburg. Aber man schien mich nicht vergessen zu haben. Der gesetzgebende große Rath übersandte mir das Geschenk des Staatsbürgerrechts**), und zugleich der kleine Rath, als vollziehende Gewalt, die Ernennung zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamts, in welcher Eigenschaft mir zuletzt die Leitung des gesammten Forst- und Bergwesens anvertraut wurde. Der politischen Laufbahn übersatt, trat ich willig in die administrative ein, dem jungen Freistaat nützlich zu werden.

*) Im März 1803.

**) Den Anfang davon machte die Gemeinde Ueken, im Bezirk Laufenburg, die mich eines Tags (den 25. August 1804) mit dem Geschenk ihres Ortsbürgerrechts überraschte, ohne welches in der Schweiz kein Staatsbürgerrechts gewährt wird. Es ist mir unbekannt geblieben, was oder wer sie zu diesem Schritte bewog, durch welchen ich dem Aargau fester angeschlossen ward und meiner Heimkehr nach Bünden vergaß.

8. Der Forstmann.

Theils Lust, einsam in grünen Bergwäldern umherzustreifen; theils der Anblick von Mißhandlung und Verwüstung derselben, hatte mich schon sehr früh bei Bereisungen der Alpen, mehr noch während der Sendungen in die Waldstätte und in das schweizerische Italien, auf die allgemeine Vernachlässigung des Forstwesens in der Schweiz aufmerksam gemacht. Die Viehweiden der Alpen sah ich ihrer Quellen durch Entziehung des Waldschattens verlustig, am Werth vermindert; die Gebirge, von Waldungen entblößt, ihres schützenden Mantels gegen Regen und Sturm beraubt, und mit Verschwinden der Erdecke, ihre nackten Felsen entblößen. Regierungen, sonst emsig genug Wohlstand des Landes, oder Einkünfte des Staats zu steigern, ließen noch immer den zehnten, sechsten oft fünften Theil des Landes, mit Sorglosigkeit verwildern, wie der Landwirth die ihm angehörenden Waldstrecken, während er doch jede Schuhbreite des übrigen Grundeigenthums eifersüchtig bewachte und zum höchsten Ertrag zu bringen suchte.

Diese Beobachtungen hatten mich in Biberstein gleich anfangs zu dem Gedanken geführt, im Felde des Forstwesens nebenbei hülfreich zu werden. Die in den Ebnen Deutschlands übliche Waldwirthschaft war aber für die Schweiz nicht ganz anwendbar. Ich forschte dem Zweckmäßigern nach. Wiederholte Alpenreisen, Walduntersuchungen, und botanische Beschäftigungen, brachten mich aber ganz unversehens in Ruf eines erfahrnen Forstmannes, so daß sich sogar der General Ney, damals bevollmächtigter Minister Frankreichs in der Schweiz, mit Aufträgen an mich wandte*), für die Gemahlin des ersten Konsuls nicht nur Pflanzen und Samen der schönern Alpengewächse zu besorgen, sondern auch Vorschläge zu machen, die Sandebnen und Dünen, im Departement Les Landes, durch Bewaldung zu befestigen. Ich wußte nicht, ob ich über den seltsamen Antrag lachen, oder glauben sollte, man wolle sich mit meiner Vielwissenheit Scherz erlauben**).

---

*) Schon Anfangs des Jahres 1803.

**) Meine anfänglichen Entschuldigungen fruchteten wenig. General Ney schickte seinen Aide de Camp Vogt zu mir nach Biberstein, um meine Bescheidenheit, wie er meynte, zu überwinden. Also übersandt' ich der Gemahlin des ersten Konsuls Sämereien und lebendige Pflanzen der Alpen, nebst Anweisung ihrer Behandlung. Ich zweifle, daß sie lange Freude an diesen Kindern des Hochgebirgs genossen habe. In Betreff der Dünenbefestigung empfahl ich die Mittel der Holländer bei den ihrigen, und Hinsendung sachverständiger Männer zu denselben, ebenso statt der schweizerischen Nadelhölzer, die dort wild wachsende Pinus maritima.

Ich that aber endlich Genüge, wie ich konnte. Dann riefen mich bald einzelne Gemeinden der Nachbarschaft, als ihren Wald-Arzt, um Rath und Hülfe an, wenn der Borkenkäfer die Nadelhölzer verheert, oder die Art das letzte Buschwerk an ihren Bergen abgetrieben hatte. So kam es, daß mich auch die Regierung vom Aargau zum Oberforst- und Bergrath ernannte; ein Ehrentitel, den ich unter allen Titeln am letzten erwarten konnte.

Indessen suchte ich ihn ehrlich zu verdienen; bereisete sämmtliche Staatswaldungen; entwarf ein Forstgesetz; schrieb; um der Unwissenheit der Unterbeamten und Gemeinden zu Hülfe zu kommen, ein Lehrbuch, „den Gebirgsförster", den ich unentgeldlich allen Ortsvorstehern vertheilen ließ; und es gelang mir, nach und nach, freilich in einer ziemlichen Reihe von Jahren, diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu ordnen und für den Kanton fruchtbar zu machen*). So ward der Aargau unter allen Kantonen der erste, in welchem sämmtliche Staatsforsten, selbst ein sehr beträchtlicher Theil der Gemeindswaldungen, vermessen, chartirt, in regelmäßige Schläge und Großhaue eingetheilt, mit Bewirthschaftungsregulativen versehen; auch die nachtheiligen Weidgangs- und Holzberechtigungen, nebst andern Servituten ausgeschieden und abgelöst wurden. Später folgte man dem Beispiele in einigen andern Kantonen, wozu ich mehrmals mit Freuden verlangten Beistand gab.

Nichts weiter von dieser Gattung meiner Beschäftigungen. Doch erwähn' ich nicht ungern, daß ich ihr auch die nähere Bekanntschaft des vortrefflichen Karl von Bonstetten verdankte, der mich, auf seiner Rückkehr von Rom und Latium, besuchte, und mir Sämereien und Pflanzen aus Italien mitbrachte**). Wir wurden schnell vertraut und fürs übrige Leben befreundet. Er wunderte sich über meine Abgeschiedenheit von der Welt, und mein Umhertreiben in Wäldern. „Das geht nicht!" rief er: „Warum wollen Sie, in dem verwitterten Schloß, Anachoret werden, oder unter Dachsen, Füchsen und Wölfen Ihrer Wälder verwildern! Ich schleppe Sie nach Genf, in den Kreis geist-

*) Anfangs warfen die Staatswaldungen im Aargau (ungefähr 6000 Juchart zu 45,000 Geviertschuh) kaum mehr ab, als das für die öffentlichen Gebäude nöthige Bau- und Brennholz; nach und nach, bei regelmäßiger Bewirthschaftung derselben, stieg der nachhaltige Ertrag von Jahr zu Jahr, endlich auf 50,000 Franken, ohne noch das Maximum erreicht zu haben.

**) Es war im August 1803; doch schon im Sommer 1801, während meines Aufenthalts in Basel, hatte ich mich eines Besuchs von ihm zu erfreun gehabt.

reicher Männer, hochgebildeter Frauen und ausgezeichneter Fremden aller Welttheile. Sie gehören nicht hieher und begehn Todsünde, unter Bauern und Spießbürgern zu versauern!“ — Er meynte es damit in vollem Ernst. Denn bald ließ mich die berühmte Frau von Staël in Coppet durch ihn einladen, ihr Reisegesellschafter, unter Bedingungen, wie ich sie selber stellen könne, zu werden. Vermuthlich hatte er dieser gepriesenen Schriftstellerin eine Schilderung von mir gegeben, die mehr Merkmale begeisterter Freundschaft, als strenger Wahrheit trug. Ich hätte die einfache, edle Nanny auf dem Kirchhügel, um alle gelehrten Weiber von Europa nicht vertauschen mögen, und lehnte das Anerbieten ab*), vielleicht etwas zu schnöde.

Denn die Zumuthung Bonstettens bewies, er verkenne mich; oder ich stehe in seiner Achtung etwas tief. Er hatte mir, der bisher selbstständig und freithätig auf Welt und Leben einzuwirken gewohnt war, angesonnen, im Grunde nichts anders, als unter schonendem Namen, erster Hausdiener einer reichen, eiteln, wenn auch geistvollen Frau zu werden, welche für literarischen Flitterglanz und Schmeicheleien schöngeistender Salons ihr Dasein vergeudete. Vielleicht that ich der Tochter Neckers in meinem Urtheil Unrecht; gewiß aber dem gutmüthigen Bonstetten, in Vergeltung seines arglosen Wohlwollens durch stolze Empfindlichkeit.

Beiläufig erwähn' ich noch, daß auch die Geschäfte im Bergbauwesen mich in Verhältnisse mit einigen Personen führten, die mir hohes Interesse einflößten. Die Geschäfte selbst in diesem Fache waren unbedeutend. Das Innere des Jura ist arm an Erzen, außer mächtigen Bohnerz-Nestern im Thonflötz. Ein Alabasterbruch, den ich in Gypsablagerungen aufschloß, brachte mich zum freundlichen Briefwechsel mit dem ehrwürdigen Fürsten Primas Karl von Dalberg; und mein Suchen nach Salz- und Steinkohlenlagern späterhin in Bekanntschaft mit einer jungen, etwa zwanzigjährigen Rhabdomantin, Katharina Beutler, aus dem Thurgau**). Der bekannte Geognost Dr. Ebel in Zürich, hatte mir diese empfohlen.

Personen mit der geheimnißvollen Naturgabe ausgestattet, unterirdische stehende, oder fließende Wasser, oder Metalle und andre Fossilien, durch ein eigenthümliches Empfinden in sich, gewahren zu können,

*) Bekanntlich übernahm einige Zeit nachher Hr. A. W. Schlegel bei der Frau von Staël das mir zugedachte Loos, dessen er, in jeder Hinsicht, würdiger war, als ich.

**) Erst in den Jahren 1817 und 1818.

findet man beinah in jedem Kanton der Schweiz. Ich habe mehrere gekannt und ihre wunderbare Eigenschaft auf die Probe gestellt. Zu ihnen gehörte auch der Abt des Klosters St. Urban (K. Luzern) Ambrosius Glutz, einer der wissenschaftlichern Prälaten*). Doch jenes Frauenzimmer übertraf, in dieser Hinsicht, Alles, was mir je von Leistungen eines Pennat, Campetti und andern Rhabdomanten bekannt geworden war**). Auf mehrern kleinen Reisen führt' ich sie, in Gesellschaft ihres Begleiters, in ihr und ihm fremde Gegenden, deren Gebirgslager, unterirdische Salz- und Süßwasserkanäle, Grubenbaue u. s. w. ich genau kannte. Bei keinem der Versuche, die sie ohne Wünschelruthe zu bewerkstelligen pflegte, ward sie durch ihre wundersame Empfindungsweise irre geführt. Sorgfältige Beobachtungen zwangen mich, den hartnäckigsten Unglauben und Argwohn fahren zu lassen, und zeigten mir eine fremde Seite der Natur, obschon bloß in räthsel-

*) Theils von ihm selbst, theils von mir aufgezeichnete Beobachtungen, sind im Jahrgang 1808 der „Miszellen für die neueste Weltkunde" S. 74 und 194) mitgetheilt.

**) Die junge, vollkräftige, nichts weniger, als nervenschwache Person (nachmals einem Herrn Rittmeister Hippenmeyer im Thurgau vermählt), konnte mir das Eigenartige ihrer Empfindungen bei verschiedenen Fossilien, mit Worten, wie natürlich, nur mangelhaft andeuten. Gyps bewirkte ihr z. B. krampfhaftes Zusammenziehn des Halsmuskeln; Steinkohle, eine Wärme im Innern des Leibes; Schwefel eben so, aber andersartig; Salz, Schweiß der Vorderarme und Salzgeschmack; Anhydrit, Stechen auf der Zunge, wie vom Pfeffer; Alaun, kaltes ätzendes Wasser an den obern Zähnen; Mergel, Brennen im Magen, Wasser, ein säulenartiges Aufsteigen, wie vom Wasser, im Leibe, und tropfenweises Wiederzurückfallen davon; Kupfer, warmes, bitteres Wasser im Munde; Eisen, sehr kältendes Wasser an der Zunge; Arsenik, unangenehmes, starkes Schlagen im Kopf; Silber, starkes Klemmen in den Eingeweiden u. s. w. Ebel hatte mit ihr mancherlei elektrische Versuche veranstaltet; selbst einzelne Sterne sollte sie rhabdomantisch gewahren können, was mir von Allem das Unglaublichste schien. Auf Gefahr hin, für getäuscht oder leichtgläubig gehalten zu werden, erzähl' ich Folgendes: An einem dunkeln, neblichten Abend kehrt' ich, mit ihrer Begleitung, ins Pfarrhaus Birmenstorf (Aargau) ein. Hier, fremd, wie ich, im Zimmer; draußen kein Stern sichtbar, verhüllt' ich ihre Augen fest; führte sie in mancherlei Richtung her und hin, und verlangte von ihr, mir des Polarsterns Stelle zu zeigen, weil ich die keines andern kannte, und ohne Beihülfe eines Kompasses mich nicht einmal würde haben orientiren können. Nach einigem Suchen mit ausgestrecktem Finger zeigte sie, während eines Zuckens im Arm, Gegend und Stelle des Sterns. Den gleichen Versuch wiederholte sie in Aarau bei mir, in Gegenwart mehrerer Personen, eben so richtig.

haster Dämmerung. Ich würde zu weitläufig, wollt' ich umständlich jedes Versuches darüber erwähnen. Doch gedenk' ich dieser Erfahrung im Allgemeinen, um wenigstens anzudeuten, wodurch ich veranlaßt ward, in der Art meines Welt- und Gott-Anschauens, von Ansichten Andrer zuweilen abzuweichen.

---

4. Vermählung und Hausglück.

Um Pflanzenleben, atmosphärisches und geognostisches Verhalten der Pyrenäen, mit dem der Alpen, zu vergleichen, hatt' ich noch den Plan, eine Reise zu jener fernen Gebirgskette zu machen. Der gelehrte Ramond, in Paris, zeigte sich geneigt, mich dahin zu begleiten *). Der Gedanke ward jedoch bald wieder aufgegeben. Ich hatte ja schon jene freiherrliche Gewalt verloren, mit der ich sonst allein über mich verfügen konnte. Mehr, als die Flora des Montperdu, Marboré und Gabisos, zog mich immer die Flora des Nachbarhügels von Kirchberg an; und statt der Pyrenäenfahrt, beredeten Nanny und ich eine Brautfahrt, die für mich fast, es fehlte wenig, zur Himmelfahrt unter Donner und Blitz, wie die des Elias und Quirinus, geworden wäre.

Während ich eines Abends spät, nach heißem Sommertage, und bei heranziehenden Wetterwolken, in meinem Schlafgemach noch ein Buch zum Lesen auf den Nachttisch legte, erlosch plötzlich auf demselben das Licht der Kerze. Statt dessen leuchtete einige Sekunden lang, in der Finsterniß, vor mir ein funkensprühender Feuer-Ballen, fast schuhdick, der vom obern Eisenkloben und Angelband des Fensterladens zum untern niedersprang. Es ergab sich bald, daß der Blitz, vom gefährlichen Schmuck der Dachfirst, hohen Metallknöpfen, angezogen, in einem Doppelstrom vor und hinter mir niedergefahren war, das Wandgetäfel des Schlafzimmers zerrissen, die dicke Schloßmauer von oben nach unten gespalten und die beiden Fenster des Eckzimmers so zerschmettert hatte, daß die Glassplittern Boden und Stubengeräth bedeckten. Obgleich mich selbst der blitzische Funke, an Nacken und Hüfte, mit Brandmalen gezeichnet hatte, empfand ich doch, während dessen, weder Erschütterung, oder Luftdruck, noch überlauten Schall, und so wenig Erschrecken, daß ich dem Glanz der Feuerkugel mit ruhiger Verwunderung, oder Neugier zusah. Besonnen durch die Finsterniß tappend,

---

*) Seine Voyages au Mont-Perdu et dans la partie adjointe des Hautes-Pyrénées waren erst wenige Jahre vorher (Paris 1801) erschienen.

verließ ich das Gemach. Diese Unerschrockenheit, oder Unempfindlichkeit, war jedoch, glaub' ich, mehr auf Rechnung des schnellen Werdens und Vergehns der furchtbaren Erscheinung, als meiner Geistesgegenwart, zu setzen. Der Wetterstrahl hatte zum Glück nicht gezündet; aber in der Hausflur mehrere Personen leblos zu Boden geschlagen. Es gelang mir, sie alle, binnen zwo Stunden, durch die in solchem Fall üblichen Mittel, ins Leben zurückzubringen, ehe noch der von Aarau berufene Arzt kam. Es ist nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß ich vom Blitze dergleichen Besuche empfangen habe*).

Das Ereigniß hatte der Familie des Pfarrhauses größeres Entsetzen, als mir, verursacht. Nanny verrieth unverholen, daß ihr Leben am meinigen hange. Ich aber richtete nun den von mir bewohnten Theil des Schlosses mit Veränderungen bequemlicher für eine künftige Haushaltung ein und feierte darauf im Winter*) mit der Verlobten, auf einfachste, patriarchalische Weise das Vermählungsfest. Außer der auch mir lieben Jugendgespielin der jungen Braut***), erschien dabei kein fremder Zeuge. Kein Zurschaustellen eiteln Gepränges störte Andacht und Lust des schönen Tages. Die Braut, wie ich, blieben im alltäglichen Gewande. Der im Silberhaar ehrwürdige Pfarrer Nüsperli traute mir, mit Worten herzlicher Rührung, seine Erstgeborne, neben demselben Taufstein an, über welchem er ihr einst die erste christliche Weihe gegeben hatte. So hatt' ich's mir gewünscht.

Doch der Feiertag war umsonst verheimlicht gehalten, um uns seine Lust in aller Reinheit zu geben, unverwässert durch Glückwünsche und Fraubasereien. Während des fröhlichen Mahles trat ein junger Bauers-

*) Am merkwürdigsten war jener, den ich in Gesellschaft meines früher erwähnten Freundes, des Professors Bartels, zu Reichenau erfuhr, da wir, im Gespräch verloren, eines Mittags am Fenster des Pavillons auf der Terrasse des Schloßgartens standen. Unter uns floß der Rhein, und, kaum zwanzig Schritte von uns, fiel der Blitz in die Wellen des Stroms nieder. Er glich einem ovalen Feuerklumpen, ungefähr 6 — 7 Zoll im Durchmesser, aus welchem, oder in welchen, dunkelrothe, erbsengroße Funken, mit blassen, gekrümmten Lichtstreifchen zwischen sich und dem Feuerball, fuhren. Auch damals hatt' ich weder besondern Schall des Donners, noch Lufterschütterung, noch Schreck empfunden, und rief im gleichen Augenblick Bartels zu: „Sehn Sie! sehn Sie!" Dieser aber, der das Phänomen, dem sein Rücken zugekehrt war, gar nicht gesehn hatte, ward todtenhaft bleich und zitternd und sprachlos, ohne irgend Verletzung erlitten zu haben.

**) Am 25. Februar 1805.

***) Charlotte Frey, Gemahlin des nachmaligen Oberrichters Friedrich Frey.

mann ins Zimmer, und überreichte mir einen mächtigen Brief. Wie angenehm überraschte mich der liebenswürdige allemannische Sänger, vom fernen Karlsruhe her, Hebel, mit seinem naiven Liede „an den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten zu seinem Hochzeittage!“*) Da leibte und lebte nun um mich her Vossens reizendste Idylle, „Louise“, in der Wirklichkeit. Wohl nicht mit Unrecht argwohnt' ich, Freund Remigius Sauerländer stehe mit dem Prälaten von Karlsruhe, hinter dem Spiele verborgen, das meiner selbstsüchtigen Geheimnißkrämerei Trotz bieten sollte.

Im Roman ist das Sichsuchen und Finden der Liebenden, Würze und Kern; in der Wirklichkeit aber, eine glückliche Ehe, der schönste Roman. Wir athmen in einer neuen Welt, weil wir ein Doppelleben im eignen Selbst empfangen. Das Einförmige der Tage löset sich in ein magisches, mildes Farbenspiel auf, worin das Gemeinste höhere Bedeutsamkeit annimmt. Ich will daher glauben, daß unglückliche Ehen Höllen auf Erden werden, weil glückliche ein Himmelreich sind. Jenes aber zu verhüten, schloß ich, in den ersten Stunden alleinigen Beisammenseyns, mit dem jungen Weibchen einen Ehevertrag**), bessern Werthes, als jeder gewöhnliche, in welchem man sich gegenseitig um Geldsummen und Aussteuern oder Wittwengehalte vergleicht. Und was für uns damals nur noch gute Grundsätze seyn konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten. Wir beide lebten in diesen allein nur uns selbst; täglich einander klar und durchsichtig, selbst ohne Verhüllung des Fehlers; nur uns vertrauend und Gott, niemandem sonst, selbst Blutsverwandten und Freunden, und Vater und Mutter nicht. Einfach und schlicht in äußern Umgebungen, hüteten wir häuslichen Wohlstand, der uns Unabhängigkeit von Menschen, aber auch Mittel bewährte, ihnen zu helfen. Ohne geselligen Vergnügungen zu entsagen, leisteten wir doch Verzicht auf jene, welche von Konvenienz, Etikette oder langer Weile geschaffen, in üppigen Gastmahlen, zierlichen Abendzirkeln, am Spieltisch, oder in höfischer Medisance, gewöhnlich Geld- und Zeitverschwendung, oft Frieden in und außer dem Hause, zum Opfer verlangen; mittlerweile man für Leidende, oder für

*) In Hebels allemannischen Gedichten enthalten. Den Namen des Schweizerboten gab mir der Dichter wegen einer Wochenschrift mit diesem Titel, die ich damals seit einem Jahre herausgab.

**) Die Hauptgedanken kleidete ich später, als bewährt gefunden, in eine Novelle ein, betitelt: „Der Abend vor der Hochzeit.“ Wenn sich von meinen Söhnen Einer vermählte, hörte sie das Brautpaar an einem der Abende vor der Hochzeit an.

gemeinnützige Werke, weder Sinn, noch Zeit, noch den Thaler erübrigen kann. Eine so dicht um uns abgeschlossene Lebensweise, die wir auch dann fortsetzten, als ich, einige Jahre später*), das romantische Biberstein, mancher Bequemlichkeit willen, mit dem eignen Hause in Aarau vertauscht hatte, konnte wohl Manchen sonderlingshaft dünken. Doch wir beide ließen uns nicht irre machen.

So baut' ich mir die beste der Republiken inner meinen vier Pfählen: Liebe ihr Gesetz; die übrige Welt mit ihrem Getümmel, draußen unter den Fenstern, nur Schauspiel, belehrend, belustigend, warnend oder ermuthigend. Die junge, erfahrungslose Hausfrau in Mannigfaltigkeit von Geschäften und Sorgen früh einzugewöhnen, umringt' ich sie mit einer Menge derselben, vielleicht etwas unbarmherzig, schon in den Flitterwochen. Ich nahm vier junge deutsche Gelehrte zu mir ins Schloß, auf Ansuchen eines Freundes, die nach seinen Angaben bei mir ein großes physikalisches Werk zu bearbeiten hatten**).

Genug an dieser flüchtigen Bezeichnung unsers Stillebens. Die wichtigen Kleinigkeiten einer friedlichen Haushaltung sind jedem Andern ohne Interesse; höchstens dürftiges Futter für die Neugier des Nachbars. So übergeht ja auch die Weltgeschichte schweigend Glückszeiten der Nationen, und wird nur bei deren Wehklagen laut, in Zeiten des Trübsals. Mir fehlten diese. Und schlich zuweilen ein Wölkchen des Kummers, oder Mißmuths, über unser Paradies, konnt' es doch allein nur den Reiz des Hausglücks stärken, wie der Schatten sein Licht. Schöpfer seines Uebels ist der Mensch allein; Schöpfer alles Beseligenden, Gott. Er gab mir die ungeahneten Freuden des Vaters im Anblick eines erstgebornen Sohnes. Das setzte die gesammte Zukunft in Gegenwart um. Ich pflanzte nun in dieser; und sah, in jener, schon Blüten und Früchte prangen. Das erste Lächeln, das erste Wort, die ersten Schritte des Kindes sind Weissagungen. — Warum fehlt dies fromme, häusliche Seyn in geregelter Tagesordnung, Millionen Sterblichen, die auf Erden, statt eines Vorhimmels, ein Thränen- und Jammerthal sehn wollen? Wie vielen Elendes bin ich in Palästen und Hütten Zeuge

*) Im Jahr 1807.

**) Von diesem Werke, „Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre", welches Joh. Rud. Meyer der Jüngere, von Aarau, nach seinem Entwurf, bearbeiten und auf seine Kosten drucken ließ, erschienen vier starke Bände in Quart mit Kupfern (1806—1808), die drei ersten von Dr. Ludwig v. Schmidt-Phiseldek, der letzte von Dr. Karl Albr. Kielmann geschrieben.

geworden! Der Großtheil der Menschheit ist noch nicht menschlich genug; er betet noch falsche Götter in Thiergestalten an.

---

5. Der Volkslehrer.

Von nun an ward mein Leben ein stiller, leiser Strom, der sonst von seiner Quelle hinweg, so stürmisch über Felsklippen im Zickzack fortgebraust war. Es gab keinen Reichthum von Schicksalswechseln mehr und von bunten Abenteuern. Daher kann ich Schaffen und Treiben und Ereignisse ganzer Reihen von Jahren, in einzelne Rubriken zusammenfassen. Ich war nicht mehr Jüngling; war Mann, in der Schule ernster Erfahrungen erzogen; im Gefühl der Vollkraft eines Alters, das ausgedehntern und edlern Wirkungskreisen gewachsen schien.

Es trat eines Tages, es war schon ein Jahr vor meiner Vermählung, der verdienstvolle Vater Rudolf Meyer, von Aarau, zu mir, in Biberstein, und sprach: „Gott hat mir über Nacht einen Gedanken eingegeben; der führt mich zu Ihnen. Was sagen Sie zu Bonaparte's Mediationsakte? Ist sie nicht eine bloße Brücke, die er über den Abgrund schlug, den die Revolution aufgethan hatte, um uns unmerklich in die alte Zerstückelung und Ohnmacht des Vaterlandes, zur alten Patrizier- und Priester-Wirthschaft, zur Verdummung und Wiederverknechtung unsers Volks, zurückzuführen, statt zur Freiheit und Stärke, durch Aufklärung und Versittlichung der Nation? Warum legen Sie nun müßig die Hände in den Schoos und schweigen dazu? Treten Sie noch einmal, als Schweizerbote hervor, wie vor fünf Jahren in Luzern, mit Ihrem Volksblatt. Belehren Sie die Leute von dem Schatz der Freiheit, den man ihnen erkämpft hat; die Leute kennen ihn noch nicht. Wenn sie ihn aber kennen gelernt haben, lassen sie ihn nicht wieder von herrschsüchtigen Schlauköpfen sich aus den Händen locken. Sie werden ihn festzuhalten und zu vermehren wissen!"

Wir sprachen Vieles darüber. Der ehrwürdige Patriot hatte, nicht nur in der Sache, Recht, sondern auch den mir angemessensten Beruf angegeben. In Aarau befand sich nur eine kleine Buchdruckerei. Ich hatte mir längst eine stattliche Buchhandlung in der Nähe gewünscht, um mit dem Gang der neuen Literatur vertrauter zu bleiben. Das Mittel dazu war nun gefunden. Was dafür in Unterhandlungen mit Zürich mißlang, gelang mit Basel. Ein junger, biederherziger Mann daselbst, Heinrich Remigius Sauerländer, Theilhaber einer dortigen Buchhandlung, erbot sich zur Erfüllung meines Wunsches; ließ sich in

Aarau nieder, und mit Anfang des Jahres 1804 erschienen schon wöchentlich die Blätter meines „Schweizerboten“.

Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich; Thorheiten verspottend; Vorurtheile untergrabend; freisinnig, ohne Herold einer Partei zu seyn; Wahrheit und Recht bekennend, ohne durch höhnende Persönlichkeiten einen Gegner zu erbitten, begann ich damals das Volksblatt und setzt' ich's unverdrossen über dreißig Jahre lang fort. Es ward schnell das Blatt des Volks; und drang, in mehrern Tausend Exemplaren, durch die ganze deutschredende Eidsgenossenschaft, selbst, wo irgend Schweizer wohnten, nach Italien, Frankreich, Deutschland und Amerika. Zahlreiche Beiträge, die ich nach eigner Weise zuweilen verarbeitete, kamen mir von Handwerkern zu und Magistraten, Landwirthen und Gelehrten, Geistlichen jedes Ranges und jedes Bekenntnisses. Es war für mich mehr Unterhaltung, als Mühe dabei. Aber ich erkannte darin meinen eigentlichen Beruf.

Den Fürsten mag ich gern ihr Zepter gönnen, Feldherrn das Schwert, Kaufherrn Maschinen und Flotten, Künstlern Pinsel und Meißel und all' ihre Lorbeern dazu. Ich wählte Feder und Buchdruckerpresse, mir eine Thätigkeits-Sphäre zu erschaffen, größer, als jedes meiner öffentlichen Aemter gab, um nach allen Richtungen Besseres zu fördern. Und, fürwahr, heut noch kenn' ich keinen heiligern Ehrgeiz, als sich, im eitelkeitslosen Streben für das Gute, den Edlern unsers Geschlechts zuzugesellen. Denn in diesen allein seh' ich die ächten Heroen der Menschheit, die wirklichen Fürsten der Geisterwelt, welche unvergänglich in ihr wirken, ähnlich der ewigen Natur in der Sinnenwelt. Die Alexander, Cäsaren und Attila's, all' die glänzenden, großen Eintagsheroen verschwanden mit ihren Eintagswerken zugleich; und Schulkompendien bewahren nur ihre Namen noch zur Warnung und Lehre der Nachwelt. Ist's denn der Mühe werth, um solchen Preis vorhanden gewesen zu seyn?

Ich hatte dem Boten in seiner Art die Charakter-Maske eines treuherzigen Plauderers gegeben, der mehr zu wissen scheint, als er eben sagt, und mit schlauer Einfalt und kindlicher Gutmüthigkeit Wahrheiten zu Markte trägt, wie unabsichtlich, oder als verstände er sie selber nicht; dabei aber in muntrer Laune doch nicht unterlassen kann, seinen schelmischen Blick hierhin und dorthin auf Lieblingsthorheiten der Vornehmen und Geringen zu werfen. Während seiner dreißigjährigen Wanderung ließ ich ihn gleichsam mit seinen Lesern allmälig aufwachsen; männlicher urtheilen, unterrichteter und unterrichtender sprechen, so, daß er zuletzt einem schlichten, derben, erfahrnen Landmanne voll

gesunden Menschenverstandes glich, der, im Gefühl seiner republikanischen Rechtsgleichheit, mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedern, ein anständiges Wort wechseln darf.

Doch nach und nach witterten diejenigen, die anfangs selbst über ihn mitgelacht hatten, aber keine große Freunde von Volksbelehrung, zumal in politischen Dingen, waren, hin und wieder schon Unrath; und, unter der Larve des Boten, einen gefährlichen Gesellen. Klerisei und Patriziat fingen an (ich will die Geschichte des Boten hier kürzlich einschalten), vor ihm menschenfreundlich zu warnen. Doch erst nach dem „Restaurationsjahr" 1814, als überall geistliche und weltliche Hirten ihre Völkerheerden von der Weide im Freien, in die alten Ställe zurücktreiben wollten, machte man in der Schweiz dem Boten offnen Krieg, nannte ihn den „Wolf im Schaafspelz", und hetzte gegen ihn zornmüthige Parteiblätter an; oder versuchte ihn, mit umhergeworfnen Flugschriften, zu erschlagen. In mancher Schule, in manchem Beichtstuhl, von mancher Kanzel sogar ward gegen den Volksverführer, mit frommem, volksfreundlichem Zorn, geeifert. Der Bote jedoch vertheidigte sich nie oder selten, gegen die Bissigen, mit seinem Wanderstabe; hatte es auch nicht Ursach; denn die Leute öffneten ihm aller Orten, als einem guten Bekannten, ihre Hausthür. In mehrern Kantonen, wie Bern, Luzern, Freiburg u. s. w. verboten die Regenten seinen Eintritt; züchtigten die, welche ihn heimlich aufnahmen, mit harten Geldstrafen. Es blieb umsonst*). Man versuchte in vertraulichen Besprechungen auf der Tagsatzung, ihn durch einen Beschluß derselben, allgemein zu unterdrücken. Allein die wohlherkömmliche Uneinigkeit von anderthalb Dutzend eidsgenössischer Souveränetäten rettete dem armen Botenmann das Leben, dessen Untergang wohl selbst die Regierung des Aargau's, im jung-aristokratischen Stolze nicht ungern gesehn haben würde. Diese schlug ihn späterhin nur in Censur-Fesseln; aber er wußte seine Ketten so drollig zu schütteln, daß das Geklirr derselben den hohen Ohren der Staatsherrn bald unerträglich ward.

Eine Lebensgeschichte des Schweizerboten wäre nicht uninteressant zu lesen und würde auf die Sittengeschichte und den Entwickelungsgang der Schweiz, während seiner Wanderungszeit, manche grelle Schlaglichter werfen. Den politischen und kirchlichen Verketzerungen des Blattes begegnete ich mit wohlbedachtem Stillschweigen. Ich vertraute der Macht

*) Im Kanton Luzern ward die Regierung sogar von den Stellvertretern des Volks im großen Rathe genöthigt, das lächerlich gewordne Verbot wieder aufzulösen.

der Wahrheit und des Rechts, sich selber vertheidigen zu können. Meinen Irrthümern aber das Leben zu erhalten, besaß ich weder Kraft, noch Eigenliebe genug. Selbst gegen öffentliche Verleumdungen meiner Person unternahm ich keine Rechtfertigung. Mein häuslicher Wandel, mein amtliches Handeln in acht bis zehn Kantonen, lag unverhüllt vor Jedermanns Augen; und freundschaftliche Achtung vieler namhaften, geehrten Männer des gesammten Schweizerlandes bewies mir, daß ich unter den Pfeilen der Gegner keine Gefahr laufe. Eine Sprache, wie diese, klingt vielleicht ein wenig stolz. Aber jede Wahrheit trägt, ihrer Natur nach, stolzes Ansehn.

Es lag mir Alles daran, noch in die dunkeln Hütten der Aermsten, die kein Buch, kein öffentliches Blatt, höchstens im Jahr einen Kalender um wenige Kreuzer kaufen und lesen, Licht zu bringen. Ich ward demnach auch noch Kalendermacher, und, um nicht dem Landmann anstößig zu werden durch Verletzung seines ihm anerzogenen Aberglaubens, mußten, im „Schweizerboten-Kalender", Bauernregeln, und „Kinder in diesem Zeichen geboren", Aderlaßmännlein und Wetterprophezeiungen, astrologische Zeichen und andrer Bocksbeutel, getreulich beibehalten werden. Nur erlaubt' ich mir, sie nach und nach, unter muthwilligen Scherzen, in die wirksamsten Mittel zu verwandeln, den Unflath der Spinnstuben-Weisheit wegzufegen, den man, seit Jahrhunderten, „mit gnädiger Erlaubniß der Obern," unter den Strohdächern der dürftigsten Volksklasse angehäuft hatte. Man lachte und las. Weit mehr aber, als der Beifall, freute mich, daß die übrigen Kalendermacher, aus redlichem Sinne, oder aus Brodneid, sich dann um die Wette beeiferten, wie sonst aus Aberglauben, nun aus Aufklärung des gemeinen Mannes, Profession zu machen, und den Schweizerboten sogar zu überbieten. Nach drei oder vier Jahren überließ ich zufrieden meinen Kalender andern Händen. Der Weg zum Bessern war ja angebahnt.

Es kann den Schein haben, als wäre, was ich hier gesagt, eine ziemlich überflüssige Episode in der Darstellung des eigentlichen innern Lebens. Aber wie läßt sich dies Innere ohne Zusammenhang mit dem Aeußern, und das geheime religiöse Bewegtseyn des Gemüths, ohne seinen Einfluß auf Handlungsweise geben? Jene dunkeln Gefühle der Kindheit, jene mit Schwärmerei geliebte Ideale des Jünglings, waren es, die jetzt, mit Mannes-Erfahrung ausgerüstet, wider die ekelhafte und übermüthige Barbarei des Zeitalters in offne Fehde traten. Darum mußt' ich Kalendermann werden. Und wenn auch meiner Wißbegier eine Beschäftigung in den höhern Gebieten der Wissenschaften an-

genehmer zugesagt hätte: hier gebot eine höhere Pflicht. — Für die gebildeten, reichen, wohllebenden Stände sind in allen Staaten hundert Federn dienstfertig; aber wie selten erbarmt sich ein Benjamin Franklin, ein Heinrich Pestalozzi, ein Zacharias Becker, oder Hebel u. s. w. der untern, vielversäumten Volksklassen?

Alles ist Religionsthat, was die Sterblichen über das Thierthum zu ihrer eigentlichen Würde emporhebt, und sie näher zum Göttlichen führt. Darum verschmäht' ich nicht, über Haus- und Landwirthschaft und Viehzucht und Gewerbe bessere Kenntniß auszustreun. Wie Kräuter und Bäume, aus geeignetem Erdreich, sich am kräftigsten himmelwärts aufstrecken: so steigt der in gesundem Leibe wurzelnde Menschengeist am mächtigsten zu seinen Blüten und Früchten auf; so geht eine Nation, durch allgemeinen Wohlstand, gleich fern von Ueberfluß und Mangel, am leichtesten von Barbarei und Civilisation, zu edlerer Gesittung über. Ist uneigennütziges Bemühn für Verbesserung irdischer Volkszustände nicht auch Religion? — Ist Verstandes-Erlösung, von Kettenzwang des Irrthums und geheiligten Vorurtheils, nicht auch Religionsthat? Warum sonst brachte der Welterlöser sein Licht vom Himmel, das Licht der Wahrheit und Heiligung, Allen; den Zöllnern und Sündern, den Bettlern, wie Priestern und Königen; jenes Licht, vor dessen Alles verwandelnder Kraft, Pharisäer und Sadducäer, Neronen und Diocletiane erschracken? Sie erschrecken noch heut vor demselben auf ihren Thronen, Rathsstühlen und Kanzeln; und ächten, in frommer Unwissenheit, oder selbstsüchtiger Klugheit, den Himmelsstrahl, wenn er in Winkel dringt, wohin er nicht fallen soll; oder sie verschreien ihn, als Finsterniß, weil er sie blendet. — Ist Wiedergewinnung des ewigen Rechts, für einen großen Theil der mißhandelten, zertretenen Menschheit, nicht auch Religionsthat; jenes Rechtes, aus welchem sich barbarischer Kastenstolz Vorrechte über Pariah's, und eisernes, oder goldenes Geschmeide, für Geist- und Leibeigene, schmiedete?

Sey es, daß man diese Aeußerungen falsch deute, oder meine Ueberzeugungen, als fixe Ideen aus der Knabenzeit, betrachte. Eben diese fixen Ideen waren es, die mich unter den Trauerbildern, welche die Zeit vorführte, aufrecht hielten, und mir, dem Greise, nun eine süße Sterbestunde bereiten sollen. Sie weckten mich immer wieder auf, wenn ich etwa einmal im weichen Arm der Lebensbequemlichkeiten einschlummern wollte; und riefen mir wieder Muth zu, wenn mir unter Gefahren bange ward. Und fühlt' ich mich je in Fehl und Irrthum verlockt, sie waren die Schutzengel, welche mich zur Tugend entschlossener, und zum Wahren freudiger zurückführten.

8. Die Stunden der Andacht.

Aber ich möchte von einer mir wichtigern Angelegenheit reden.

Schon war ich siebenunddreißig Jahr alt und rückte dem Ernst der Vierziger entgegen. Heitern Sinnes, in angenehmen Verhältnissen; ohne Reue um meine Vergangenheit, ohne Furcht vor der Zukunft; glücklich durch die zärtliche Liebe von Weib und Kindern, fühlt' ich mich noch glücklicher durch Aussöhnung meiner innern Welt mit der äußern. Von reichen Erfahrungen befruchtet, hatte die Urtheilskraft vollere Reife gewonnen; die sonst oft allzuvorlaute Phantasie ihr ungestümes Einreden gemäßigt; und die Aeolsharfe der Gefühle rauschte nicht mehr, beim leisesten Lüftchen, zu hell auf. Ich hatte endlich erkannt, es liege das heilige Kleinod, welches ich seit den Knabenjahren umsonst gesucht, weder auf den Kathedern der philosophischen Schulen, noch auf den Altären der kirchlichen Parteien. Da hatt' ich, statt den Oelzweig des Geistesfriedens, nur den Giftdorn des Zweifels gefunden und mit mir genommen.

Seit dem klösterlichen Einsamwohnen im Schlosse Biberstein hatt' ich mich vorzugsweise wissenschaftlichem Forschen in den Erscheinungen der Natur und Völkerschicksale hingegeben. Hinter den Erscheinungen aber sucht' ich Höheres, als sie selbst. Man hat heutiges Tages, scheint es, sogar eine monarchische und eine republikanische Weltweisheit, eine Philosophie für evangelische und für katholische Christen. In jenem Tempel der Natur und des Schicksals hingegen, den kein Staub des Jahrhunderts, kein Rauch der Altäre schwärzt, gelangt' ich zu einem bessern Verständniß mit dem geheimnißvollen Draußen; oder, wenn man's so nennen will, zu einer Philosophie, die mich zu ihrer heiligen Zwillingsschwester der Religion, führte; zur Religion, wie freilich nicht immer Athanasius oder Arius, nicht Luther, nicht Zwingli, oder Calvin und Zinzendorf gepredigt hatten, sondern wie Christus, und nur er allein dem Menschengeschlecht sie gegeben. Philosophie ist sehnsüchtiges Ringen des Geistes nach Erkenntniß des Unbedingten, das heißt, des Göttlichen; Religion hinwieder Ringen nach Selbstheiligung im Lieben des Göttlichen, ohne dessen Erkenntniß; kann Erkenntniß des Göttlichen, ohne Liebe desselben, bestehn?

Früher fühlt' ich beim Anblick des sogenannten Positiven in den mancherlei Religionen der Völker, eine Art schmerzlichen Mitleidens mit den Menschenkindern; nun aber eine Ehrfurcht dafür, die weit gerechter war. Ich vergaß jedoch bei dieser Religionen-Menge keineswegs, daß nur eine einzige in allen Weltaltern und Welttheilen, wo Menschen athmen, allein wahr seyn könne, nämlich die Selbstoffenbarung Gottes, welche im Geist des unmündigen Kindes und des rohen Wilden, wie

dunkle Ahnung des Ueberirdischen, aufkeimt, und sich endlich im Licht der Erkenntnisse verklärend entfaltet. Man nennt sie zwar, oft mit Verachtung sogar, natürliche Religion; betrachtet sie, wie eine Art Heidenthum. Aber sie geht allen positiven Religionen vorher; ist Wurzel und Stamm jeglicher Glaubensgattungen; ohne sie wären diese selbst nie vorhanden gewesen. Alle Glaubensstifter läuterten sie nur, nach Maßgabe eigner Einsichten, von rohen, kindischen Vorstellungen ihres Volks, und hüllten sie, nach Bedürfniß des Zeitalters, in edlere Form; anders Moses, anders Confutse, anders Mahomed, anders Nanek. So ist jene sogenannte natürliche Religion (mag sie auch, gleich der Philosophie, manchmal der frommen Unwissenheit ein Aergerniß seyn), die urzeitliche des Menschengeschlechts, doch nicht in überall gleich vollendeter Entwickelung. So ist der Kern der Lehre Jesu diese Selbstoffenbarung Gottes, aber in bewundernswürdiger Reinheit und Vollendung, wie sie vor und nach ihm kein Andrer der Welt gab

Und wenn wir die arme, bildliche Sprache des Orients, die huldsame Einlässigkeit Jesu Christi in mosaische Vorstellungsarten und israelitische Vorurtheile seiner Tage, wenn wir die spätern Zufügungen von Judenchristen und Heidenchristen, oder die durch fromme Schwärmerei, oder hierarchische Staatsklugheit, durch mittelalterische Unkunde, oder theologische Spitzfindigkeit, hinzugesellten Dogmen und Bräuche von dem abstreifen, was der Welterlöser ursprünglich, als Wesentliches, als die ewige Wahrheit, die uns von Banden der Finsterniß frei macht, gegeben hat: so ist die Christusreligion, selbst noch in ihrem positiven Theil, die wahre Weltreligion, unabhängig von den verschiednen Klimaten, Regierungsformen und Gesittungsstufen der Nationen, und für sie alle.

Der positive Theil ist ein für uns Sterbliche dem Uebersinnlichen umgeworfner Schleier. Der Geist des weisesten Denkers auf Erden bleibt unvermögend, sich in den Höhen des Unbedingten und Unendlichen, wo das All in Eins und das Eins in das All verrinnt, lange zu bewahren. Ihn zieht sein Irdisches, aus dem Reich des Ueberirdischen, in den Staub des Lebens; aus dem Unendlichen in das Endliche, Begränzte stets wieder zurück. Er betet wieder, als Kind, und gern vom Erd-Stern empor durch die Sternen-Reiche des Himmels. Er bedarf zu den reinen Ideen im Religiösen gleichsam eines sinnlichen Seyns derselben, wie er, zur Verbindung mit der Welt, eines Leibes vonnöthen hat. Auch ich war allzeit wieder zur sinnlichen Vorstellungsweise des Uebersinnlichen, wie Jesus sie mir geben, heimgekehrt, und um so inbrünstiger, weil sie nicht nur dem Gemüthe ein vernunftgemäßes, volles Genüge leistete, nicht nur dem Unmündigen erfaßlich, dem Scharfsinnigsten erhebend ist,

sondern weil sie zugleich die letzten Ergebnisse spekulativer Philosophie in menschlich schöner Form umfaßt. Da wird das Höchste aller Wesen ein Vater dieser Wesen; es wird die Natur sein Wort zu uns; das Schicksal seine liebende, leitende Hand. Da sind die Mitglieder des Menschengeschlechts, die Bekenner jedes Glaubens, Mitglieder einer einzigen Gottesfamilie, Brüder und Schwestern; wir sind alle göttlichen Geschlechts. Da ist das allgegenwärtige All des Vorhandnen unser Vaterhaus, und im Hause unsers Vaters sind viele Wohnungen. Da sehn wir im Wandel Jesu die Erreichbarkeit eines Gottähnlichwerdens und, in dieser Selbstheiligung der Geister, die Würde des Menschenthums mit seiner ewigen Bestimmung.

Ja, was mir, als Knabe und Jüngling, oft schwer geworden war: ich verzieh es nun gern, wenn eine Mehrheit der Sterblichen, stärker von Sinnenmacht, als Geistesmacht, geführt, auch noch andre äußerliche Mittel, als Krücken ihres religiösen Seyns, benutzte. Zwar der Wink Jesu, „wenn du beten willst, geh' in dein Kämmerlein!“ genügte mir vollkommen. Aber auch der Anblick einer in Anbetung versunkenen Menge, sey es in Scheuern der Wiedertäufer, oder in Münstern und Domen der „herrschenden“ Kirchen, wirkte tief in mein Gemüth ein; und gern vergaß ich dabei, mit freiwilliger Selbsttäuschung, daß der große Haufe jene Krücken des Glaubens, oft für den Glauben selbst, hielt; daß er gewöhnt worden war, kirchliche Werkseligkeit für innere Gottseligkeit zu achten.

Nur erregte es in mir Unmuth und Trauer, die Einfalt und Klarheit der durch Jesum enthüllten Offenbarungen Gottes vielmals unter einer todten Last von Bräuchen fast erdrückt, oft erstickt, — oder von streitsüchtiger Stubengelahrtheit der Theologen mit Wortwerk und Wust unverwüstlicher Lehrsatzungen verdunkelt zu sehn, also, daß das Höchste und Heiligste im Menschengeiste endlich zu einer systematischgeordneten Wissenschaft menschlicher Unwissenheit werden mußte, dergleichen der Welterlöser nicht kannte, nicht lehrte, nicht wollte. Das Wort des ewigen Heils sollte die Völker zu einer Gottesfamilie auf Erden verbrüdern; aber theologische Meynungswuth riß sie, in Glaubensverfolgungen und Glaubenskriegen, auseinander in unversöhnliche Sekten und Kirchen, und verwandelte die Religion der Liebe in Religion des Hasses. Die im Selbstdenken ungeübten oder irregewordnen Haufen der Christen mußten sich mit hohlen Formeln und Feierlichkeiten zufrieden stellen, und frommer Unverstand beredete sie, durch Concilienbeschlüsse, Dekretalen, Concordienformeln, Religionsedikte, symbolische Bücher, politische und hierarchische Ordonanzen den leisen Geisterschritt in der Geisterwelt festbannen zu können.

Allein er geht, — seht den zurückgelegten Weg von heut in die ver-

gangnen Jahrhunderte! — er geht dem Licht von oben still entgegen. Die göttliche Selbstverkündigung des Allerheiligsten in unserm Innern verschwindet nicht; und kann es nicht. Und wenn der bessere Führer im Labyrinth der religiösen Lehrmeynungen fehlt, tappt jeder der eignen Ahnung nach; wird, nach Maßgabe seiner Einsicht, Gemüthsweise und äußern Umgebungen, entweder Verächter alles Positiven und Kirchlichen, oder mystischer Schwärmer, Sektenstifter, oder Proselyt einer andern Glaubenspartei.

In diesen und ähnlichen Gedanken saß ich an einem Abend des Jahres 1807 allein in meinem Arbeitskabinet. Vor mir lagen Zeitungen. Sie hatten mich verstimmt. Es war noch die große Leidenszeit Europa's; den mißhandelten Völkern bang um Trost; in Kirchen und Kapellen, bei Predigt, Abendmahl und Messe, Prozessionen, Wallfahrten, innigere Andacht. Nie schien mir die zahllose Menge der Duldenden so sehnsüchtig nach jenem Starkmuth der Seele verlangt zu haben, den nur Religion gewähren kann und nie empfänglicher für Belehrung und Heimkehr in das Innere und Heilige des Jesussinnes, gewesen zu seyn.

„Warum erhebt sich aber für das, was jetzt Tausenden wohlthätig seyn würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten?“ — fragt' ich in gedanklichem Selbstgespräch, und antwortete mit der Gegenfrage: „Warum wagst du es selber nicht, wenn Andre schweigen?“ — Die wie von einem andern Munde gekommene, unvorbedachte Frage überraschte mich. Daß ich wohl nicht der Geweihte sey, fühlt' ich; aber doch lag hier eine ganz neue Bahn großartigen Wirkens vor mir. Kannt' ich nicht längst das Volk und wessen es bedürftig war? Verstand es nicht seit vier Jahren die Sprache, welche ich zu ihm redete, von Dingen seines bürgerlichen Lebens, und war sie erfolglos geblieben? Hier war es um Erweckung religiösen Lebens, um Ermuthigung zu dem zu thun, was der Mensch, der ächte, nicht der Schein-Christ, unter schweren Verhängnissen seyn soll. Ich konnte ja den Hochsinn, die Einfalt, die Gottergebenheit des Urchristenthums in manches Herz zurückführen. Hatte nicht schon mein „Alamontade“ mehr denn einem Heimlichkranken wohlgethan? Die Unruhen unzähliger Familien unter den Schrecken des Zeitalters würden vielleicht meinen Worten eine Macht verleihn, die ich aus mir nicht schaffen kann.

Im stillen Streit der Gedanken wog ich mir die Schwere der Aufgabe. Leicht war es nicht, in Haushaltungen des Reichen und Armen, eben so gut Vertrauter des Glaubenslosen, als des Gerngläubigen zu werden; dem Denker hier und dem Gefühlseligen dort, durch Verstandesbefriedigung zugleich und durch Wärme der Begeisterung, zu entsprechen. Daß aber Sehnsucht nach Selbstheiligung, nach einem In-Gott-Leben

in allerlei Volk lebendig werde, mußten sowohl die Schicksale und Arbeiten des Heilandes der heilungsbedürftigen Menschheit, als die unmittelbaren Gottesoffenbarungen im Menschengeiste, mußte sowohl der geheimnißvolle Gang der Herzen unter ihr, beachtet werden. Und den widerspenstigen Argwohn getrennter Kirchen und Sekten nicht aufzuwiegeln, forderten die Unterscheidungslehren derselben sehr leise Berührung, oder zartes Umgehn.

Noch war dies nicht Alles. Das Vorurtheil des großen Haufens, der Amtsstolz eines großen Theils der Geistlichkeit jeder Konfession, konnte, bei ganzer Güte und Reinheit meiner Absicht, das Ziel derselben vernichten. Ich hörte in meinen Gedanken schon rufen: „Reine Absicht hin und her! um Geld schreibt er, um Geld! Ein bloßer Laie, ein weltlicher Staatsbeamter, ein Mährchen- und Schauspieldichter, ein Philosoph, ein Indifferentist, mischt sich in geistliche Sachen!“

Freilich, seit dem Schuhmacher Jakob Böhme bis zum Hofrath Jung-Stilling, hatte ja auch schon mancher Laie gewagt, das Volk von göttlichen Dingen zu belehren. Aber die meisten gehörten zur Zahl jener geheimnißseligen Frommen, die für sich selbst einen abgeschlossenen Kreis bilden, oder deren Gemüthlichkeit die dürre Moral, die kalte Dogmatik der „Landeskirchen“ nicht zugesagt hatte. Doch das schüchterte mich nicht ein. Ich blickte auf Christus. Wie sprach die jüdische Priesterschaft seiner Zeit über den Zimmermannssohn von Nazareth? — Ich konnte der Welt aber doch meinen Namen verbergen. Hier war eine That, nicht ein Buch zu vollbringen. Was gilt Ehre oder Schande, die das Vorurtheil unsrer heutigen zivilisirten Barbarei spendet? Eine Gewissenspflicht rief. Kleinliche Rücksichten traten in den Hintergrund.

Ich entschloß mich, die religiösen Ideen, welche das Ergebniß meines Forschens, meiner eignen innern Kämpfe von früher Kindheit an, gewesen waren, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzutheilen. Folgendes Tages, auf einem Spaziergang, erfuhr Freund Remigius Sauerländer meinen Willen; das Blatt sollte im niedrigsten Preis hingegeben werden, damit es auch den unbemittelten Haushaltungen zukäme; meinen Namen aber sollte die tiefste Verschwiegenheit decken. Sauerländer gelobte diese, und hat sich als Mann von Wort bewiesen. Weder der Londner Buchhändler Woodfall hat bei den „Juniusbriefen“, noch der Edinburger Ballantyne bei den „Waverlei Romanen“ Walter Scott's sein Geheimniß treuer bewacht.

So erschien mit Anfang des Jahres 1808, von Woche zu Woche, ein Blatt von „den Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung“. Ich setzte die Blätter ununter-

brochen acht Jahre lang fort. Nur sparsam verirrten sie sich über die Gränze der Schweiz hinaus. Da aber, nach Vollendung des letzten Jahrgangs, der Verleger sie, als ein Ganzes, zusammendrucken ließ, vernahm ich, mit angenehmem Erstaunen, ihr Eindringen in die entferntesten Gegenden. Manche Zuschrift aus der Fremde, dem unbekannten Verfasser durch des Verlegers Vermittelung übermacht, beruhigte mich, den wohlthätigen Zweck nicht gänzlich verfehlt zu haben, dem ich die Morgenstunden, mir wahrhaft heilige Stunden, von acht Wintern geweiht hatte.

Zugleich begann nun aber auch das in Deutschland nur allzuübliche literarische Geschwätz über den Verfasser. Nicht selten gerieth ich in Verlegenheit, wenn vertrautere Freunde, die meine religiösen Ansichten und Grundsätze, oder Eigenthümlichkeiten meiner Schreibart zu kennen glaubten, Anspielungen machten; oder wenn sich in Deutschland, auf meinen Lustreisen, müßige Neugier der Frager geradezu an mich wandte. Weil ich dann weder Wahrheit bekennen, noch Lüge sagen wollte, entschlüpft' ich gewöhnlich mit ausweichenden Antworten, die so ziemlich Orakel-Räthseln glichen*).

Sobald sich indessen das Werk durch wiederholte Auflagen, Nachdrücke, Auszüge, Nachahmungen und Uebersetzungen in die verschiedensten christlichen Länder und Kirchenparteien ausbreitete, wurden bald andre Stimmen wach. Unter den Protestanten fanden es manche nicht rechtgläubig genug; zuviel des Vernunftgemäßen darin**). Unter den Katholiken suchten es einige sogar zu verdächtigen; von den Kanzeln herab es zu verdammen. Man verbot es hie und da; nannte es ein Werk des Satans***). Papst Pius VII. sogar soll es in den Katalog der librorum prohibitorum gesetzt haben. Der edle Cajetan Weiler in München bearbeitete eine den katholischen Gläubigen un-

*) Wie z. B. als ich bei meiner Anwesenheit in Darmstadt (1828) dem trefflichen Oberhofprediger Zimmermann erwiederte; „Wär' ich der Verfasser, würd' ich's, wieer, nicht sagen; wär' ich's nicht, dürft' ich's nicht."

**) Noch im Jahre 1840 fühlte der fromme Theolog Dr. A. Tholuk in Berlin die Nothwendigkeit, besondere „Stunden der christlichen Andacht" für diejenigen Christen herauszugeben, denen, wie er sagt, „die rationalistische Auffassung des Evangeliums" nicht genügt.

***) Es erschienen 1819 — 1821 drei Hefte, betitelt: „die Stunden der Andacht, ein Werk des Satans", voll unglaublicher Leidenschaft in der ich keinen Christusgeist fand. Minder roh war die in München gedruckte Schrift: „Deutschlands Katastrophe, das ist: Nothwendiger Verfall der christlichen Religion und bürgerlichen Ordnung, durch das Werk: die Stunden der Andacht." Aber noch herrscht in Deutschland bürgerliche Ordnung, und nicht nur Religion, sondern auch Religiosität.

anstößige Ausgabe*). Der gelehrte Professor Tschirner wagte selbst öffentliche Vertheidigung dieser Stunden der Andacht**). Ich ließ schweigend das göttliche Schicksal über die ausgeworfne Saat walten. Die lieblosen priesterlichen Schmähungen steigerten das freudige Bewußtseyn in mir, sie nicht verdient zu haben.

So lange der unduldsame Glaubenseifer namentlich, oder mit unzweideutiger Hinweisung auf mich, meiner zürnte, ließ ich ruhig gewähren. Wenn aber eine irre Frömmigkeit, in wilder Verblendung, andre Männer, statt meiner feindselig antastete, Männer, die in ihren Kreisen höhern Werthes standen, denn ich je in dem meinigen; Männer, wie den guten und weisen Generalvikar von Wessenberg in Konstanz, oder den achtungswürdigen Kirchenrath Schwarz, in Heidelberg, oder den katholischen Pfarrer Keller***) zu Aarau; führte mich reger Unwille nicht selten in Versuchung, plötzlich den Schleier der Anonymität zu zerreißen.

Das thörichte Geräusch ist nun vorüber; die Neugier verflogen. Es liegt ein volles Menschenalter zwischen dem damaligen Beginnen und heut; und noch heut kann ich das damalige Bestreben nicht bereun. Es ist für den Zweck desselben nun auch nicht nur gefahrlos, sondern, ich fühl' es, Pflicht ist's, am Abend meines Lebens, in der Nachbarschaft meines Grabes, über einen langen Irrthum zu enttäuschen, der dem Rufe jener ehrwürdigen Männer irgend nachtheilig werden könnte.

---

*) Oder, wie sich Herr Wolfg. Menzel in seinem Buche über die neueste Literatur etwas unzart ausdrückte, es als „Hausmöbel für Katholiken" ihnen anzupassen. Verdiente die gute Absicht dieses ehrwürdigen Mannes eine solche Behandlung!

**) In seiner Schrift: „Die Anklagen der Stunden der Andacht geprüft und gewürdigt von einem Freunde ihres Verfassers" Er kannte mich nicht persönlich, noch weniger, als Verfasser, und stand nicht einmal mit mir in brieflicher Verbindung.

***) Keller, ein würdiger, wissenschaftlicher, hellgeistiger Mann, mit dem ich, bis zu seinem Tode, in freundschaftlichem Verhältniß stand, Verfasser einiger Schriften (des „Katholikons", der „Ideale für alle Stände"), war gewiß nichts weniger, als mein „Schüler und Champion", wie ihn Hr. W. Menzel herabwürdigend nennt. Er starb 1827, ohne je den Namen vom Verfasser des Buches erfahren zu haben, dessentwillen er Anfechtungen leiden mußte. Vielleicht daß er durch seine kleine Schrift: „Dankadresse des Satans an die Kritiker der Stunden der Andacht", (von der ich gehört, die ich nie gesehn), wohl selbst seine persönlichen, oder seine Meinungs-Gegner, in dem gehässigen Argwohn gegen sich bestätigte.

7. Eine Freimaurerloge.

Zu meinen besondern Freunden gehörte, seit mehrern Jahren schon, der großherzoglich badensche Geheimerath Joseph von Ittner*). Sein Name war, wie den Deutschen, den Schweizern lieb; er aber selbst war, wie die Schrift sagt, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Als ich ihn im Jahr 1819 einmal zu Freiburg im Breisgau besuchte, machte ich die Reise in Gesellschaft einiger Herren aus Aarau, welche in dortiger Freimaurerloge die Weihe des Meistergrades empfangen wollten. Unterwegs ward vielerlei über Maurerthum geplaudert; denn jene wußten, daß ich längst einer der Geweihten war. In Freiburg half auch kein Sträuben; ich mußte der feierlichen Aufnahme meiner Reisegefährten beiwohnen, obwohl ich, seit Frankfurt an der Oder, nie wieder eine Loge besucht, ja sogar alle darin üblichen Bräuche vollkommen vergessen hatte.

Einander bei dieser Gelegenheit bekannter geworden, beschlossen wir, nach der Rückkunft in Aarau, wöchentlich mit einander einen Abend geselliger Unterhaltung zu verbringen. Da besprachen wir dann Politik, Literatur, Inland und Ausland, oder was eben Tag und Stunde Neues brachten; auch die Maurerei. Ich verhehlte nicht, daß die Richtungen, welche, im Lauf der Zeiten, die meisten maurerischen Gesellschaften genommen, wenig Genießbares und Erbauliches für mich hätten. Die einen trieben demagogische Schwindeleien, die andern alchymistische; die einen gefielen sich in theologischen Geheimnissen, die andern in faden Charlatanerien. Jeder träumte sich, in die alten Symbole und hohlen Formen, andern Inhalt hinein; und ich läugnete nicht, daß ich ungefähr das Gleiche thue, wenn auch die höhere Bedeutsamkeit, welche ich in meinen Gedanken dem Maurerthum gäbe, Wenigen behagen möchte. Denn ich stellte das Institut desselben höher, als man pflege, nämlich dem Institut der Kirche und des Staats gegenüber, oder vielmehr, nicht gegenüber, sondern zwischen beide, als Mittelglied, als fehlenden Ring in der zerbrochenen Kette von Staat und Kirche, der beide, aber in erhabnerm Sinn, wieder zu einer einzigen und ganzen mache.

Der Gedanke gereichte meinen Freunden zwar nicht zum Aergerniß; aber doch vielleicht zu einiger Ueberraschung. Wiewohl sie selber in dem räthselhaften Verein nur Fortdauer eines ehrwürdigen, geselligen Brauchs alter Zeit, zur Beförderung der Menschenliebe, erblickten, wußten sie doch, daß die Wächter der Altäre und Thronen oft darin Feindseliges gegen diese zu argwohnen geneigt wären.

*) Der Edle starb im Jahre 1825 zu Konstanz. Seine gesammelten Schriften gab Dr. Heinrich Schreiber, im Jahre 1827, zu Freiburg im Breisgau heraus.

Wir Menschenkinder, sagt' ich, sind schon auf Erden Genossen zweier Welten, der äußern und innern oder geistigen; des Irdischen oder Ueberirdischen. Im Irdischen wohnen wir neben einander, als Gleichberechtigte und Gleichverpflichtete, aber mit ungleichen Gaben und Kräften. Dies ist das Urverhältniß der Menschheit, das natur- und vernunftgemäße. Durch jene Gleichheit stehn wir verbrüdert da; durch diese Ungleichheit werden wir einander zum gegenseitigen Dienstbedürfniß, und daher einander zum geselligen Leben unentbehrlich. So entsprangen naturnothwendig Familien, Horden, Völkerschaften, Staaten. Aber unter Einfluß verschiedener Klimate, Gewöhnungen, Interessen, Leidenschaften, geistiger und sittlicher Bildungen, verschwindet das Urverhältniß der Menschheit fast gänzlich, oder wird so mannigfach umgestaltet, daß es oft bis zur Natur- und Vernunftwidrigkeit verartet. Familien, Horden und Staaten treten mit Nationalhaß aus einander; sind nicht mehr verbrüdert; haben allerlei Vaterlande; die Brüder werden unter sich Herren und Sklaven.

Im Reich des Ueberirdischen, oder, als Geister, wo wir nicht mehr auf dem Boden der Vergänglichkeit und des Endlichen, wohnen, sondern im Ewigen und Unendlichen, erkennen wir uns zwar abermals, als gleichgeschaffne Wesen, als Brüder; aber zugleich, als Kinder eines und desselben Allvaters in seinem Hause, im gränzenlosen wunderbaren Weltall. Dies Urverhältniß aller Sterblichen zu Gott und Ewigkeit, ist das religiöse, höhere Leben der Geister; ist das durch göttliche Offenbarung in uns Gelegte, durch Jesum Entschleierte; und abermals Natur- und Vernunftgemäße. Denn die Gesetze der Natur und Vernunft sind Gottesgesetze. Aber wie jenes gesellschaftliche Urverhältniß der Familien und Völker unter sich, wird auch das religiöse, und durch dieselben Einflüsse, in seiner Reinheit mannigfach getrübt, ebenfalls, wie jenes, und oft zur Natur- und Vernunftwidrigkeit umgestaltet. Es entstehen allerlei Religionen; in den Religionen allerlei Kirchen; in den Kirchen allerlei Sekten, und Verketzerungslust und Glaubenshaß zwischen allen.

Die Wiederherstellung vom gesellschaftlichen und religiösen Urverhältniß der Sterblichen unter sich, das heißt Verbrüderung der in Rechten, Pflichten und Hoffnungen, ursprünglich Gleichgebornen, ohne Rücksicht auf Menschenstämme, Vaterlande, Nationalreligionen u. s. w.; die Wiederanknüpfung der heiligen Bande, welche durch gesellschaftlichen und kirchlichen Zwang, durch Vorurtheile und Leidenschaften, zerrissen worden sind: diese Wiederherstellung und Wiederanknüpfung, sag' ich, konnte von jeher nur Sehnsucht der Weisern und Edlern seyn. Schon die Baukünstler des Mittelalters, dann auch die Genossen anderer Handwerksinnungen, wenn sie von Stadt zu Stadt

ihrem Gewerb nachreiseten, und einander, als Fremde berührten, erkannten und behandelten sich, als Verwandte gleicher Kunst und Gewerbschaft, als Weltbürger, ohne Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Heimathen und Sprachen. Wahrscheinlich war dies der Keim vom daher entsprossenen freien Maurerthum. Man erkennt ihn noch in den heutigen Formen der Logen. Da erscheint die Bauhütte, als Sinnbild der Welt, in der das heilige Licht von Osten strahlt, und jeder in ihr, sonst im bürgerlichen Leben durch Herkommen, Vaterland, Stand, Reichthum, Glaubensbekenntniß vom Andern geschieden, steht zum Andern, als Bruder, ihm gleich. Wo im Alterthum, oder in spätern Zeiten, einige Männer mit jener Sehnsucht nach Herstellung vom Urverhältnisse der Menschheit zusammen traten, um, wenn auch nur auf Augenblicke, und wenn auch nur im engern Kreise, das Ideal, wie Wirklichkeit, gelten zu lassen: da lebte der geheime und schöne Sinn des sogenannten Maurerthums.

Die Loge ist, mit ihren Symbolen, nur Form des maurerischen Gedankens; der Staat nur Form der bürgerlichen Gesellschaft; die Kirche nur Form des religiösen Vereins. Die Formen mögen, als Sinnliches, verschieden gebildet seyn; der urheitliche Gedanke, das Geistige in ihnen, bleibt einzig das Wesenhafte.

Die Kirche ist eine Stiftung zur Versinnlichung der Idee unsrer Kindschaft zu Gott, unsers Daseyns im Ewigen. Fürst und Bettler, ohne Unterschied eines bürgerlichen Ranges, der im Reich der Geister nicht mehr gilt, werfen sich vor dem Allvater in gemeinschaftlicher Anbetung nieder; vernehmen den Ruf zur Selbstheiligung und Weihe für das Unvergängliche. Sie Alle sind da, im Verhältniß zur Gottheit, nur gleiche Brüder und Schwestern. Außerhalb der Kirche bewegt sich der Geist nicht allein mehr im Geistigen, sondern die Ungleichheit des bürgerlichen Lebens tritt wieder ein. Diese, die nur innerhalb dem Tempel, der Moschee und Synagoge nicht gelten darf, wird, wie in ihnen, auch in der maurerischen Bauhütte vergessen. So sind Kirche und Loge einander verwandter, als der große Haufe meynt; nur daß in der Loge, auch noch sogar der Unterschied der Kirchen verschwindet, und nicht mehr, wie in diesen, Brüder trennt.

Der Staat ist Form und Mittel der bürgerlichen Gesellschaft zur leichtern Entwickelung ihrer Anlagen, kraft des ursprünglich gleichen Rechts jedes Menschen auf Freiheit zu solcher Entwickelung, auf Erwerbung von Eigenthum, oder Mitteln zur vollendetern Selbstentfaltung, und auf Sicherheit, in solchen Befugnissen nicht beeinträchtigt zu werden, so wenig er andre beeinträchtigen darf. Der Staat ist also

eine Stiftung zum gemeinen Nutzen; zur Wohlthat aller seiner Bürger; zu ihrer allmäligen Emporführung in einen hochmenschlichen Zustand. Eben dazu besteht auch in den Maurerlogen die Verpflichtung der Brüder: sie sollen den „rohen Stein" der menschlichen Entartung edler formen und beschlagen, zum Bau vom Tempel allgemeiner Glückseligkeit.

Indem Kirche und Staat, zum Besten der Menschheit, naturnothwendige Ordnungen für sie sind, aber nicht selten, feindselig getrennt, einander gegenüber stehn, wenn Verblendung ihrer Wächter, durch Irrthum oder Leidenschaft, stattfindet: stellt sich das Maurerthum versöhnend zwischen beiden, indem es seine reingeistige Seite dem Religiösen und Göttlichen in allen Völkern, und seine irdische weltliche Seite dem Beförderern des Wohlthätigen und Gemeinnützigen in der bürgerlichen Gesellschaft zuwendet. Doch, seiner wahren Natur nach, scheidet es alles Reinpolitische, alles durch Klimate, Kulturstufen, Gesetzgebungen dieses oder jenes Volks Gewordene und Bestehende, von sich aus, weil es nur das Urverhältniß des Menschen zum Menschen im Auge hat. Eben so scheidet es alles Reinkirchliche von sich ab, weil es, ohne Rücksicht auf Glaubensunterschied, nur das Urverhältniß der Menschheit zu Gott und Ewigkeit, und, in der menschlichen Bevölkerung des Erdballs, nur eine große Gottesfamilie wahrnimmt.

In diesem Sinne lebten und leben tausend edle Männer, als ächte Freimaurer, wenn sie auch nie das Innere einer „gerechten Loge" sahn; während Tausende es sahn, ohne darum ächte Maurer zu seyn; gleichwie auch in allerlei Religionen fromme Geister im Geiste Jesu lebten, ohne je einen christlichen Tempel besucht zu haben, während Tausende der Christen, eifrig in der Kirche und für die Kirche, wohl nicht zu den wahren Nachfolgern des göttlichen Meisters gehören. Denn so wie Viele den Schein für das Wesen, das Mittel für den Zweck, die Kirchlichkeiten für die Religion selbst halten: so halten Viele auch die Logenbräuche für Maurerei.

Ungefähr dergleichen Gedanken und Ansichten waren es, welche ich meinen Freunden äußerte, nachher auch schriftlich mittheilen mußte *). Es läßt sich begreifen, daß kirchlich-strengen Gemüthern eine Zusammenstellung von Dingen befremden muß, die sich einander gegenseitig auszuschließen scheinen, und daß dem überfrommen Zartsinn mancher „Recht-

*) Zuerst in einem Schreiben an den damals in Aarau lebenden Professor Heldmann (gestorben zu Darmstadt 1823), der mich dazu besonders aufforderte. Das Schreiben erschien nachher durch ihn (in seinem maurerischen Taschenbuch „Akazienblüten"), auch wohl anderer Orten im Druck. Die wenigen, oben angeführten Sätze sind Stellen daraus.

gläubigen" ein Aergerniß und Anstoß werden könne, in dem Verfasser der „Stunden der Andacht" zugleich den Mitstifter einer maurerischen Bauhütte zu erblicken. Aber hier kein Wort zur Rechtfertigung meines oder meiner Freunde *) Strebens. Würdiger ist's dem selbstständigen Manne, wenn auch mit Gefahr schnöder Verdächtigung, das Gottgefällige und Wahre, auf allen Wegen herbeizurufen, statt unfrei mit dem großen Haufen, unter der Fahne des Vorurtheils durchs Leben zu ziehn**).

Wir wurden einige Jahre nachher wirklich Stifter einer Maurerloge „zur Brudertreue" in Aarau, gegründet in jenem Geist und Sinn. Das Direktorium der „rektifizirten schottischen Maurerei", zu Basel, ertheilte der neuen Bauhütte die Weihe. Der nichtige Firlefanz von höhern, als sogeheißenen „drei Johannesgraden", ward beseitigt und das gedankenleere Formelwerk des Rituals, mit einem für Geist und Herz wenigstens gefälligern Inhalt gefüllt.

---

8. Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Doch ehe dies geschah, noch im Jahr 1810, freut' ich mich des Entstehens einer andern Verbindung, welche geeignet war, unmittelbarer und kräftiger für Gemeinnütziges thätig zu werden. Auch davon einige Worte.

Inmitten der Friedensstille, welche Napoleons Vermittlerwerk den Schweizern wiedergegeben hatte, und welche unter seinem kaiserlichen Zepter geschirmt blieb, regte sich von Kanton zu Kanton ein junges, frisches Leben und Streben zum Bessern, wie nie seit Jahrhunderten vorher; der Talisman der Freiheit that Wunder; das Volk lernte ihn in dieser Zeit kennen und lieben. Mit ungefesselter Hand baute es schöner auf, was in Tagen bürgerlicher Zwietracht zertrümmert worden, und gründete einen Wohlstand, den es in solcher Allgemeinheit vorher nie genossen. Schulen wurden gestiftet, oder verbessert; Fabriken und Manufakturen erstanden in Dörfern und Städten; Ackerbau und Viehzucht wurden erweitert. Die Pestalozzi, Fellenberge und Wehrli traten mit

*) Ich nenne mit Vergnügen die Namen dieser wohldenkenden Männer. Es war der Oberstlieutenant von Hallwyl, der eidsgenössische Oberst von Schmiel, der Buchhändler Remigius Sauerländer und der Professor Heldmann.

**) Hr. Ludwig von Haller, von seltsamen Vorstellungen über meine unbedeutende Person befangen, stellte mich (noch im Jahr 1840) in seiner Schrift gegen die Freimaurerei, als ein gar bedeutsames Glied dieser, wie er meynte, „Thron und Altar gefährdenden Gesellschaft" dar, und daß ich sie zu den verdammlichsten Zwecken zu leiten trachte, während ich schon seit einigen Jahrzehnden nicht einmal mehr die Loge von Aarau besuchte.

Lehre und Beispiel voran. Auch mein treuer Freund, der greise Baptista von Tscharner in Chur, blieb nicht zurück.

Er dachte in Graubünden an Wiederbelebung einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, und sandte mir den Entwurf des Unternehmens. Das Eigenthümliche desselben bestand darin, daß ein Einziges von den, in allen Thälern des Hochlandes, zerstreut wohnenden Mitgliedern im Stande seyn sollte, durch freiwillige Thätigkeit, die ganze Kette der übrigen in Bewegung zu setzen. Der Gedanke schien mir ausführbar, und auch dem Aargau vortheilhaft werden zu können. Die kleinen Gebiete und Völkerschaften, aus denen er seit kaum zehn Jahren aneinandergekettet worden, waren nur zusammengefügt, nicht zusammengewachsen. Es fehlte noch an Gemeingeist und jedem Löblichen, was aus diesem, dem Staatsleben ersprießen konnte. Ein Bund der gemeinnützigsten Bürger in sämmtlichen Landestheilen wäre zu wünschen gewesen, nicht nur einzig Verbesserung der Landwirthschaft zu befördern, sondern, was irgend zur Beförderung von Wissenschaft, Industrie und Volksbildung beizutragen geeignet seyn konnte.

In einer der abendlichen Unterhaltungen theilt' ich, auch den maurerischen Freunden, Tscharners Entwurf und den Gedanken seiner Anwendbarkeit in größerer Ausdehnung, für unsern jungen Freistaat, mit. Die Sache fand Gegenklang; ward berathen; durch Spruch und Widerspruch geläutert und ohne Säumen ausgeführt.

So entstand *) die „Gesellschaft für Vaterländische Kultur im Kanton Aargau"; Anfangs unscheinbar; bald zahlreicher an Mitgliedern, die endlich in fünf Klassen für Gewerb und Wohlstand, Geschichte des Vaterlandes, Naturkunde, Pädagogik und Landwirthschaft vertheilt wurden. Bald gesellte sich jegliche dieser Klassen sachkundige Männer ihres Fachs, in den übrigen Bezirken des Landes, zu, die dort, wenn sie zahlreich genug waren, abermals selbstständige Vereine bildeten und im steten Verkehr mit der Muttergesellschaft zusammenhingen. Nur einmal im Jahr versammelten sich die Mitglieder aller Bezirke zur gemeinsamen Berathung und persönlichen Befreundung.

Diese Vereinung, ihrem schönen Ziele treu, dauert noch heut in nützlicher Wirksamkeit fort. Der Aargau dankt ihr mehr, als ein gutes Werk; Gründung einer wohlthätigen Hülfsgesellschaft, einer naturforschenden, einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, einer zinstragenden, von ihr selbst verwalteten Ersparnißkasse für den ganzen Kanton. Durch sie angeregt und unterstützt, entstanden hier die ersten Mädchen-

*) Im Jahr 1810.

Arbeitsschulen und Fabrikschulen; manches Andre dergleichen, was hier nicht anzuführen der Ort ist.

Nur einer dieser Stiftungen will ich noch erwähnen, die damals Bedürfniß der Schweiz war; vielleicht für manche Gegenden derselben noch ist; auch vielleicht in andern Ländern der Nachahmung werth seyn könnte, wenn daselbst das gesammte Schulwesen so lange brach lag, wie in mehrern Schweizerkantonen der Fall gewesen war. Es war dies eine höhere Lehranstalt, unter dem Namen des „bürgerlichen Lehrvereins" zu Aarau *); bestimmt für junge Männer, welche, durch eigne oder fremde Schuld, im Wissenschaftlichen an ihren Gymnasien zurückgeblieben, sich zum Besuch der Universitäten vollenden, oder auch, ohne Rücksicht auf Hochschulen, Kenntnisse erwerben wollten, die jedem Manne unentbehrlich sind, der als Vorsteher größerer Geschäfte, oder als Bürger, in Aemtern des Staates, brauchbarer werden möchte. Der Unterricht in den verschiedensten Zweigen des Wissens, in alten und neuen Sprachen, ward unentgeldlich ertheilt und zwar von Männern, die von Halbjahr zu Halbjahr, freiwillig zusammentraten, Vorträge in ihrem Lieblingsfache zu halten. Diese Anstalt ward sehr bald und fleißig von erwachsenen Jünglingen aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz besucht; und wohl keiner jener Jünglinge, nun Männer, blickt heut, ohne stille Erkenntlichkeit, auf jene Lehrzeit zurück, in der sein Geist gleichsam zuerst in sich erwachte. Der größte Theil derselben steht in diesen Tagen geachtet und volksbeliebt, in öffentlichen Aemtern und Würden, weltlichen und geistlichen, beider Konfessionen. Wie hätte auch ein Unterricht erfolglos bleiben können, zu welchem sich, was an gewöhnlichen Schulen selten ist, alle Schüler aus selbsterkanntem Bedürfniß, alle Lehrer, aus eigner Lust zur Mittheilung ihrer Kenntnisse, drängten?

Das Beste für ein Volk muß allezeit, aus dem Volke selber, hervorgehn. Denn es fühlt und kennt am besten, wessen es bedarf; wenn auch nicht immer die rechte Weise, dem Bedrängniß zu genügen. Regierungen sind Ruhmes werth, wenn sie das Löbliche begünstigen oder es nur nicht hindern. Sie haben Geschäftes genug, das Räderwerk der Staatsmaschine im geregelten Gang für das Gesammtwohl zu erhalten oder auszubessern. Greifen sie aber in das Einzelne und Besondre des volkischen Strebens und Schaffens ein, dann wirken sie störend gegen das Leben zahlloser Haushaltungen und gründen, ohne es zu wollen, verderbliche Tyranneien des Gesetzes.

*) Sie bestand bis zum Jahre 1830, in welchem die neuen politischen Wirren ihre zehnjährige Dauer endeten.

9. Die Restaurationszeit in Europa.

Während der Diktator des europäischen Abendlandes, Napoleon, mit dem Blute von hundert Schlachten die Länder, vom Tajo bis zur Moskwa, färbte; Thronen zerschmetterte, neue schuf; Länder zerstückelte und Völker ausplünderte, genas unter seiner Hut die Schweiz gemach von langem Leiden und fing an sich ihres Aufblühns zu freun. Zwar fühlte auch sie jeweilen die Schwere des eisernen Kaiserzepters *), unter welchem die übrigen Nationen des Welttheils gebeugt lagen. Doch schonte er ihrer fast mehr, als des eignen Frankreichs. Er kannte den Werth dieser Vorveste gegen Deutschland und die Lombardie, so wie den geringen Gewinn, oder die Gefährlichkeit, ihres Besitzes. Die Schweiz, ich wiederhol' es, ist für einen Eroberer nicht unbezwingbar, aber vielleicht unzähmbar. Sie einem andern Staate einverleiben, heißt in dessen Inneres den Brand griechischen Feuers werfen, den kein Blut löscht, und, wenn er Brennstoff findet, auch nach einem Jahrhundert neu auflodern wird. Man ertrug die Unbilden der Zeit, und erwartete, mit dem Wechsel des Schlachtenglücks, oder mit dem Verschwinden des Weltgebieters von der politischen Bühne, des Bessere.

Er verschwand. Aber das Bessere blieb aus. Die verbündeten Heere Europens zogen über die Pyrenäen und den Rhein. Die Eidsgenossen besetzten die Nordgränze ihres Landes; erklärten ihre Neutralität. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich zeigten sich zur Anerkennung derselben geneigt; nicht aber also die schweizerische Aristokratie. Einige Genossen derselben sannen und spannen in Waldshut Hochverrath. Man verdünnte, von Basel bis Schaffhausen, die ohnehin schwache Schnur des Gränzheers; man zog Theile davon zurück; man bewog den Fürsten von Schwarzenberg, den Weg durch die Schweiz gegen Frankreich zu wählen. Er wählte ihn. Die Hochverräther jauchzten. Ewiges Dunkel verhülle ihre Namen. Und dem Zuge der österreichischen Kriegsschaaren über Schweizerboden folgten Familienjammer und tödtliche Seuchen in Fülle. Das Volk sah mit stummem Zorn das Ereigniß; die ehmaligen Vormünder des Volks sahn es mit heimlichem Frohlocken.

Behend ergriffen gewesene Magnaten, Zunftherren, Patrizier u. s. w. unter Segenswünschen der Klerisei, die Gelegenheit beim Schopf, das

*) Z. B. bei der Militärkapitulation, kraft deren 18,000 Mann Schweizertruppen, freilich auf Kosten Frankreichs, in der napoleonischen Armee stehn und jährlich ergänzt werden mußten; — oder bei Sperrung des Verkehrs vom Festlande mit England und dessen Kolonieu; oder bei völkerrechtswidriger Einlagerung französischer Mauthbeamten, Gensdarmes und cisalpinischen Militärs, gegen Schleichhandel im Kanton Tessin.

Gewesene zur Gegenwart, und die Gegenwart zum Gewesenen zu machen. Bern begann die Umwälzung der bisherigen Ordnung; stürzte die Regierung, und die andern Orte folgten dem Beispiel. Das napoleonische Vermittlungswerk ward zerrissen. Man verkündete: es sey der Wille der verbündeten Großmächte: man restaurire in der ganzen Welt. Das Schweizervolk schwieg und sah auf die österreichischen Bajonette.

Gleich dem ausgewanderten Adel Frankreichs, hielten die alten Hauptstadt-Bürger Alles, von 1798 bis 1815, für ein leeres Blatt der Weltgeschichte, und Freiheit und Recht des Volks für einen Raub am wohlererbten Familien- und Kirchengut. Sie dachten nicht daran, daß die ehmaligen Angehörigen und Unterthanen, aus Napoleons Vermittlungs-Urkunde, seit zehn Jahren, Viel gelernt hatten; dachten nicht daran, daß es zu spät sey, gleich jenen Ausgewanderten zu sagen: „Il faut que le peuple soit abruti, pour être gouvernable"; dachten nicht daran, daß zum Wiederaufbau der ehmaligen Aristokratie deren ehmalige Grundlage, Alleinbesitz der Bildung und des Vermögens, durch Freiheit der Schule, der Presse und des Gewerbfleißes, zerstört sei. Bern forderte die Kantone Waat und Aargau stolz, als altes Eigenthum, zurück. Diese zeigten statt der Antwort 20,000 Bajonette. Murren und Ingrimm sprach in andern Völkerschaften. Nur Furcht vor Einmischung fremder Mächte zügelte den Groll im Großtheil der Nation.

Nach zweijährigen Unruhen und Zerwürfnissen gelang es endlich der siegenden Partei, einen Bundesvertrag abzuschließen, welcher den Bestand von 22 Souveränetäten und 114 Klöstern gewährleistete; in Allem locker und lose, dem ähnlich, welcher den Untergang der alten Eidsgenossenschaft beschleunigt hatte. Ohne Vollmacht empfangen zu haben, schrieben in den Kantonen die Männer am Staatsruder ihrem Volk neue Grundgesetze vor, wesenhaft aristokratisch, doch schlau, mit demokratischem Flitterputz, geziert; und hielten es der Mühe nicht werth, anzufragen, ob die Bevölkerungen deß zufrieden seyen. Man ließ sich huldigen.

Nun schloß auch der schöne Aargau, eben sowohl wie die andern Schweizerrepubliken, in die Hülse seiner neuen Staatsverfassung, den Lebenskeim der Aristokratie ein. Die Aemterdauer ward auf zwölf Jahre verlängert, ungefähr soviel, als auf Lebensdauer. Die Regierung, oder „kleine Rath", ward mit Befugnissen ausgestattet, zum Theil größern, als die des Fürsten in konstitutionellen Monarchien. Die Gerichte waren von ihr nicht unabhängig; nicht einmal der gesetzgebende, oder „große Rath". Alles ward vorbereitet, das Volk von seiner Theilnahme an Vaterlands-Angelegenheiten zu entwöhnen, und wenigen Familien der Beamteten Rang und Einfluß zu sichern.

Auch mich wählte man in den großen Rath der Gesetzgeber *). Der nun folgende Zeitraum vernichtete, wie im ganzen abendländischen Europa, im Schweizerlande viel des aufgekeimten Bessern. Ich tröstete mich damit, daß jedem Unheil endlich ein größeres Heil entwachsen müsse; daß es auch im Meere der beweglichen Meynungen und der von ihnen umhergeworfnen Völkerzustände, Ebben und Fluten gebe; daß die erwachte Menschheit keine Rückschritte mache, als nur, damit sie einen stärkern Anlauf nehme, um vorwärts zu fliegen.

Manche meiner Freunde wollten verzagen; auch der edelsinnige Ittner. Er nannte die Restauration mit ihren Wirkungen, Rückfall in die alten Staatssünden; allgemeines Unglück der europäischen Menschheit, „gigantische Tragödie." Ich tröstete ihn. „Gewiß," schrieb ich ihm: „Gewiß ist das Trauerspiel noch nicht zu Ende. In der Regel muß es ja fünf Akte haben. Von der Zusammenberufung der Nationalversammlung, bis Ludwig's XVI. Tod, war der erste Akt; von da und den Robespierraden und dem Republikanerrausch, bis Bonaparte's Heimkunft aus Aegypten, der zweite; von Napoleons Kaisereien, bis zur Ueberheerung Frankreichs, der dritte; von da und den Gährungen Deutschlands, Spaniens, Frankreichs, Italiens und der Schweiz, durch Vermischung der Maximen des eilften und neunzehnten Jahrhunderts, wird wohl nun der vierte seyn. Den Anfang des fünften wird man uns im Elisium melden, wenn wir beide da, unter ewigen Lebensbäumen, mit allen Heiligen über die irdischen Verirrungen lächeln; da, wo auch Cato lächelt; Tacitus nicht mehr zürnt; Jesaias nicht mehr donnert, und wir mit Christus sagen: in Gott ist Seligkeit, ohne Aufhören." **)

Und ein anderes Mal: „Lassen Sie sich doch die Welthändel nicht anfechten. Diese tollen Geschichten haben auch ihr Erhebendes. Wer über die Gegenwart verdrießlich seyn will, müßte sich wahrhaftig beim Lesen der Weltgeschichte, seit Kain und Abel, bis zur ewigen Neutralitäts-Erklärung der Schweiz (die Ewigkeit währte vierzehn Tage), die Augen aus dem Kopf weinen. Ich aber kann jetzt eine Schlacht, in der 30,000 Mann fallen, mit vieler Erbauung lesen. — Apropos, Schlachten! Ich werde Ihnen nächstens ein ganzes Gericht von Schlachten und Metzeleien,

*) Im Jahr 1814.

**) Diese Briefstelle, wie die nachfolgende, ließ Hr. Hofrath Heinrich Schreiber, im vierten Band der von ihm, im Jahr 1819, herausgegebenen Schriften des Staatsrathes Jos. v. Ittner, aus dessen hinterlassenen Papieren, abdrucken. Ich benutze dieselben, weil sie wohl von meiner damaligen Denkart und Ansicht, als treueste Urkunden dienen können.

in rothem Saffian mit goldnem Schnitt, auftischen. Der Buchbinder arbeitet gewaltig lange am Rahmen meines Gemäldes."

Die letzten Worte bezogen sich auf die Geschichte des baierischen Volks, von welcher eben damals der erste Band im Druck erschienen war. Das vieljährige und umständliche Forschen in eben dieser Geschichte hatte mich nicht wenig über die Gegenwart beruhigt. Ich hatte überall, in Leben, Lust und Leiden der Nationen „den Finger Gottes" erkannt. Und wenige Jahre nach jenem Briefe schrieb ich das Ergebniß meiner Beobachtungen, eine Art politischen Glaubensbekenntnisses *), noch immer mein jetziges, das ich eben darum hier wiederhole.

„So wahr das Menschengeschlecht des ganzen Erdbodens sich der gleichen Vernunft freut," schrieb ich: „so wahr muß das Vernunftgemäße unter allen Völkern endlich die gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnungen durchdringen und sie von den unsaubern Werken barbarischer Dummgläubigkeit, oder selbstsüchtigen Gewaltthums, sowohl in Volks- als Fürstenreichen, reinigen. Denn nicht Republik, nicht Monarchie, sind an sich im Widerspruch mit dem Heil der Menschheit, sondern was in beiden Formen dem Gerechten und Guten feindlich bleibt. Die göttliche Natur unsers Geschlechts aber läßt sich nicht ewig in die Thierhaut einspannen, worin arglistiger oder alberner Hochmuth sie vermummt haben möchte. Dafür leistet die Geschichte vergangner Jahrtausende, dafür das Schicksal unseres Zeitalters unverwerfbare Bürgschaft. Licht und Recht immerdar frei zu stellen, dazu mußten in allen Zeiten, Feinde und Freunde, Willkür und Nothwendigkeit, Glück und Unglück, Verbrechen und Tugend, sich unbewußt verbinden. Wer an Gott glaubt, wird daher nie das Recht und die Wahrheit, die unterdrückt werden sollen, sondern nur die Verblendung des Unterdrückers beklagen, der für Unmögliches alles mögliche Böse wagt. Der Unterdrücker aber ist jedesmal nur der Parteimensch, auf welcher Seite er immerhin stehe; der, aus Liebe zum Himmel, Bösewicht, aus Liebe zur Freiheit, Tyrann, und, im Eifer für öffentliche Ordnung und Glückseligkeit, ihr unbarmherziger Verwüster werden kann."

„Ich erblickte mit Bewunderung den Thatengang Napoleons, des größten Feldherrn und Staatsmannes der Zeit; aber, in den Triumphzügen desselben, nicht das, was der Held sah, sondern nur erweiterte Pflanzungen dessen, was göttlich ist, über dem Schutte zusammengestürzter, alter Götzentempel. Der Kriegsmann führte nur den eisernen Pflug;

*) Ich gab es zum Schlusse der „lebensgeschichtlichen Umrisse" vor der Sammlung meiner Novellen.

aber die Hand der Vorsehung streute ihre Saat in das aufgerissene Erdreich. Und wenn den Beobachter ein Grausen ergriff, beim Anblick des wachsenden Weltreichs, trösteten ihn vergangene sechs Jahrtausende, in denen kein Weltreich lange, aber das göttliche Reich des Wahren, Guten und Schönen ewig, und immerhar glänzender, stand. Ist die Sonne einmal aufgegangen, wird es Tag; und die Wolke, welche am Himmel spielt, löscht die ewige Leuchte nicht aus."

---

10. Drei Reisen durch Baiern.

Vorhin erwähnt' ich der Geschichte Baierns. Ich hatte zehn Jahre lang mit Lust und Liebe an dieser Monographie eines der deutschen Stammvölker gearbeitet. Sowohl Johannes Müller in Berlin (der Geschichtschreiber), als Ittner und andere Freunde, hatten mich in ihren Briefen zuweilen gemahnt, ein Werk bleibenden Werthes zu liefern, das meinen Namen zur Nachwelt tragen könne. Dem guten Müller lag an dieser Nachwelt viel; dem lebensweisen Ittner wenig; mir nichts. Die Begierde nach Namensunsterblichkeit verräth, wie Sehnsucht, so auch Zweifel, am ewigen Seyn des Geistes. Der Achtung achtungswürdiger Zeitgenossen würdig zu seyn, war mir eben nicht gleichgültig. Schlichtegroll, Direktor der Münchner Akademie, mit dem ich längst schon lebhaften, freundlichen Briefwechsel pflog, forderte mich auf, einen Abschnitt der Geschichte Baierns zu bearbeiten, um ihn den Denkschriften der Akademie beifügen zu können. Dies führte mich weiter, als ich wollte; zuletzt zur geschichtlichen Untersuchung vom ganzen Lebenslaufe des alten Volks. Ich sah ohnehin mit Wohlgefallen auf das Land, welches damals angefangen hatte unter König Maximilian Joseph und seinem staatsklugen Minister von Montgelas, die mittelalterischen Rinden zu sprengen und kräftiger zu erwachsen. Ich liebte das Land, in welchem nicht nur Schlichtegroll, sondern auch der großartig wirkende Geheimerath Joseph von Utzschneider, der geniale Scherer, Bibliothekar der königlichen Bibliothek, und andre meiner deutschen Freunde wohnten. Einer Geschichte Baierns die möglichste Vollendung zu geben, sandt' ich Abschriften des ersten Buchs an die namhaftesten Geschichtsforscher daselbst, und that ich drei Reisen in das Land; durchstreifte es vom Lech zum Inn, von den Alpen zur Donau, um die Bühne von Begebenheiten zu kennen, deren Drama ich zu schreiben versuchte. Ich denke noch gern an jene Tage zurück, und will mich auch gar nicht enthalten, davon Einiges zu erzählen.

Während der ersten Reise *), umarmt' ich in München meinen trauten Schlichtegroll, den ich noch nicht persönlich kannte, obgleich wir, in unsern Briefen, schon Brüderschaft auf Du und Du geschlossen hatten. Er stand im ersten Augenblick nicht wenig betroffen vor mir, als ich den Scherz trieb, ohne mich zu nennen, und ohne leere Höflichkeiten zu erwiedern, ihn mit meinem Du zu begrüßen, und ihn dann mit freundlichem Schweigen zu betrachten. Es war diesem vortrefflichen Manne kein anderer Vorwurf zu machen, als daß er zu lieb und gut sei, und kaum in eine Welt, wie diese, gehörte, als etwa nach tausend Jahren. — Ich sah den edeln Utzschneider wieder, der mich schon im Schlosse Biberstein besucht hatte; den oft verkannten Mann; den in meinen Augen damals größten Bürger Baierns: neben dessen bewundernswürdiger, gemeinnütziger Vielthätigkeit, ich mich meines geschäftreichen Nichtsleistens fast schämte.

Unter andern Berühmtheiten, sah ich auch den Minister von Montgelas, der, was mir willkommen war, mich zu sprechen wünschte. Von Schlichtegroll zu ihm begleitet, berührte mich's jedoch etwas unangenehm, in einer öffentlichen Audienz empfangen zu werden, die er zwanzig im Halbkreis ehrfurchtsvoll hingepflanzten Besuchern, oder Bittstellern, ertheilte, während sie mit Kaffee und Liqueur bedient wurden. Ihn hinwieder berührte es unangenehm, als er in der Reihe zu mir trat, daß ich auf seine Frage, wie mir Baiern auf der Bereisung gefallen habe? neben Vielem, das ihn freute, auch Manches nannte, wovon ich vielleicht hätte schweigen sollen. Etwas empfindlich, schlug er mir die Zustellung eines Berichts über baierische Finanzen ab, der schon vor Jahren gedruckt, dann aber unterdrückt, und im Staatsarchiv unter Siegel gelegt worden war. Der Graf von Montgelas, der Anfangs halbleise mit mir gesprochen hatte, erklärte die Abweisung meines Ansuchens aber plötzlich mit so lauter Stimme, mit so ministerlicher Grandezza, daß die glänzende Versammlung alle Augen auf den Mächtigen und mich richten mußte. Ich wußte dergleichen Höflichkeit mit keiner andern zu erwiedern, als daß ich mich schweigend verbeugte, der Exzellenz und dem Kaffee den Rücken kehrte und fortging. „Der Minister," sagt' ich zu Schlichtegroll, um dessen Entsetzen über meine Unart zu beschwichtigen, „hat vergessen, daß ich keiner seiner Untergeordneten, sondern ein Freier, und ein Fremder bin!" **)

*) Im Jahr 1813.

**) Das hinderte mich nicht, dem Minister, gleich nach dem Erscheinen des ersten Theils der Geschichte, ein Exemplar zu übersenden. Aber eben sobald erschienen in München bitterböse „Bemerkungen" über das Buch im Druck. Sie wurden unentgeldlich in einem Zimmer des Reichsarchives

Drei Jahre später*) that ich die zweite Reise, durch Tyrol und über Wien, wo der Sänger der Schirin, der Schatzgräber in den Fundgruben des Orients, der liebenswürdige Joseph von Hammer und die eben so liebenswürdige Familie von Gerold, besonders meine Eroberung machten. Ich suchte im Wiener Archiv vorzüglich nach dem nirgends zu findenden Nymphenburger Vertrag**) und fand ihn auch hier nicht. Nach neuen Kreuz- und Querzügen zu alten Denkmalen, Klöstern und Schlachtfeldern Baierns, kam ich gen München, und besuchte meine alten Freunde und Feinde wieder; auch den Minister von Montgelas.

Diesmal nahm er mich in seinem Arbeitskabinet, gefälliger, mittheilender auf. Wir besprachen zwangslos vielerlei. Ich lernte den ausgezeichneten Mann hochschätzen, wenn auch zuweilen unsre Meynungen etwas weit aus einander wichen. Besonders überraschte mich eine seiner Fragen, die mir, vor Jahren schon, ein alter Herr von Salis in der Stadt Chur, fast mit denselben Worten, gethan hatte. Indem wir nämlich vom Schulwesen, und von fortschreitender Volksbildung überhaupt, sprachen, rief der hellgeistige Staatsmann: „Wie weit wollen Sie es mit dieser Bildung des großen Haufens treiben? Muß sie nicht endlich Gefahr bringen? Wo sind denn die Gränzen?“ — Eine solche Aeußerung hatt' ich aus dem Munde des großen Reformators von Baiern am wenigsten erwartet. „Excellenz,“ erwiederte ich: „richten Sie, ich bitte, die Frage nicht an mich, sondern an Gott. Hätte man vor tausend Jahren schon, von Staatswegen, solche Gränze auf immer feststellen können, würde das schöne Baiern vermuthlich noch heut seyn, was zur Zeit des heil. Severin, und nicht was unter Ihnen.“

Auch der den Baiern unvergeßliche König Maximilian Joseph hatte die Güte, mich zu sich rufen zu lassen. Ich begab mich nach Nymphenburg. Wären nicht einige Herren in halbvergoldeten Unifor-

---

ausgetheilt. Sie waren von dem geistvollen Reichsarchivar Heinrich von Lang, und zwar auf besondres Verlangen des Ministers geschrieben, wie Lang mir selber erzählte, als ich ihn auf meiner dritten Bereisung Baierns (1817) besuchte, da er in königliche Ungnade gefallen, wenigstens verabschiedet, war. Seit diesem Besuch blieb Lang mir zugethan, und bis zu seinem Tode dauerte sein freundschaftlicher Briefwechsel mit mir fort.

*) Im J. 1815.

**) Nämlich der vom Jahr 1741. Ich erhielt endlich eine vidimirte Kopie desselben aus dem königlichen Archiv von Paris, durch Vermittelung des Herrn François Guizot, die ich, nach gemachtem Gebrauch, dem Münchner Archiv übersandt habe.

men, mit starrer Ehrfurcht, im Zimmer seitwärts gestanden, ich würde kaum geglaubt haben, mich einem Monarchen, sondern eher dem edelherzigsten Privatmann von Baiern zu nähern. In den unbefangnen Aeußerungen seiner Liebe für Land und Volk verkündete sich die wahre Königswürde und Majestät. Ich konnte mir nun die kindliche Begeisterung seiner Unterthanen für den Volksvater erklären. Andern Tags schickte er mir, durch einen Herrn von Ringel, eine goldne Dose mit seinem Namenszug in Brillanten. Ich schob sie etwas gekränkt zurück. Ich wünschte wohl, der Achtung eines so herrlichen und seltnen Fürsten würdig zu seyn, aber mir kein Geschenk, das gewöhnlich von Fürsten gegeben wird, für mich aber demüthigend schien. Ich mußt' es, auf Schlichtegrolls und des Ueberbringers Mahnung, jedoch wohl annehmen *), denen meine Uneigennützigkeit, oder gekränkter Stolz, Beleidigung eines wohlwollenden Fürsten schien. Späterhin sandte mir auch die Königin Karoline einen Brillantring mit ihrem Namenszug. Der Minister von Zentner trug mir sogar später, die Stelle eines residirenden Mitgliedes der Münchner Akademie an. Ich lehnte sie ab, selbst, als mir gestattet werden sollte, drei Viertheile des Jahrs in der Schweiz zu wohnen. Selbst Schlichtegroll, der mich Anfangs zur Annahme lebhaft ermuntert hatte, gab meinem Entschlusse nachher Beifall. „Nachdem die ersten Stunden vorüber waren," sagte er in einem seiner Briefe **): „setzte sich auch bei mir die Ueberzeugung fest, Du müssest hoch und frei stehen bleiben, wie Du jetzt stehst, und auch nicht auf einige Monate hieher gehn, unter den vortheilhaften Bedingen, mit denen man Dir entgegenkömmt. Das Providenzartige, welches in Deinem Unternehmen liegt, Baierns Geschichte zu schreiben, ist, als ein Ausländer, der von Baiern nichts sucht, nichts wünscht, der Geschichtschreiber dieses Volks und seiner Fürsten geworden zu seyn."

„Nein, so lieb mir auch München ist," schrieb ich bei diesem Anlaß dem treuesten meiner Schweizerfreunde, Heinrich von Orell in Zürich ***): „München, wo ich der Lieben so viele zähle, und so große, wissenschaftliche Genüsse haben könnte, — ich kann und mag doch die Schweiz nicht verlassen; bin nun einmal mit ihr zusammengewachsen. Darum hab' ich den ehrenvollen Ruf nicht angenommen.

*) Doch mußten sie mir geloben, davon öffentlich nichts laut werden zu lassen, meine Beschämung nicht zu vergrößern.

**) Vom 27. Juni 1818.

***) Im J. 1818. Heinr. v. Orell ist Mitglied des Obergerichts, und um die Blinden- und Taubstummen-Anstalt in Zürich besonders verdienstvoll.

Ich möchte München wohl gern dann und wann besuchen; aber nie da ansässig sein. Ich bekäme Heimweh. Ich lebe ja nicht des Geldes, sondern des Vaterlandes willen, und bin in diesem mit meinem Wenigen glücklich. Und wenn das Vaterland mir dann und wann auch wohl böse Mienen macht, meynt's am Ende doch nicht böse mit mir."

„Ich denke, Du Lieber, wir wollen bei mir im Herbst für uns eine akademische Sitzung halten; und Dein Nettly," (Orells Gemahlin) „wenn es mir einmal schmollt, hält mir dann Vorlesungen, die mich mehr freun werden, als die grundgelehrteste Rede am Namenstage Sr. Majestät gehalten."

Vier Jahre später schickte Fürst Wrede, auf Geheiß des Königs, den Major von Völderndorf, mir, ich weiß nicht, Indigenat, Adelsdiplom, Orden oder dergleichen anzubieten. Ich lehnte die Gnadenbezeugung ab, nicht ohne von so viel unverdienter Güte gerührt zu seyn. Was mit meinen Grundsätzen, als Republikaner, in Widerspruch stand, wäre mir wohl, als Bürger einer Monarchie, gewiß sehr erwünscht gewesen, um wenigstens mit Andern auf gleicher Linie zu stehn. Der Baron Völderndorf, der seitdem mit mir freundschaftlich verbunden blieb, beherzigte meine Gründe, und ihm dank' ich's, daß meine scheinbare Sprödigkeit durchaus nicht übel gedeutet worden ist *).

Wenn ich von solchen Dingen erzähle, und ich erzähle sie mit einem gewissen Unbehagen, geschieht es nicht aus Eitelkeit, — sie wäre allenfalls eine von der Art, mit der sich der Philosoph von Sinope in seiner Tonne brüstete. Aber ich bin wohl jener königlichen Familie schuldig, die großmüthige Weise anzuerkennen und zu ehren, mit welcher sie das geringe Verdienst des Geschichtschreibers zu belohnen gedachte. Zu derselben Zeit flog zugleich auch ein Schwarm von Flug- und Fluch- und Schmähschriften, meistens von Welt- oder Klostergeistlichen verfertigt, aus Baiern durchs Land und in die Schweiz, in denen ich, unter pöbelhaften Beschimpfungen, verdächtigt wurde, als such' ich, „gleich gewissen Andern" (vermuthlich den damals in Baiern verhaßten Norddeutschen), in Baiern einträgliche Stellen zu erschleichen **).

*) Der Freiherr von Völderndorf und Waradein, nachmals Oberst und Mitglied der Militärkommission des deutschen Bundestages zu Frankfurt am Main, ist Verfasser einer werthreichen Geschichte der baierischen Feldzüge zur Zeit Napoleons. So oft er in die Schweiz kam, begleitet von seiner liebenswürdigen Gattin, den Vater derselben (den Gouverneur v. Zastrow in Neuchatel) zu besuchen, brachte er auch mir einige Freudentage.

*) Sämmtliche Flugschriften, soviel nämlich mir davon (meistens anonym) zugesandt und bekannt geworden sind, hab' ich in der Vorrede zur zweiten

Eh' ich das Geschichtswerk vollendete, hatt' ich für dasselbe noch eine dritte Durchreisung Baierns unternommen*). Das Land, sein Fürstenhaus, sein biderbes, gutmüthiges Volk, soviel edle Glieder desselben, waren mir theuer geworden. Ich hatte mich in ihre Geschichte so tief hineingelebt, daß ich sie mit vollem Recht die „Braut meines Geistes" nannte. Als ich, auf der Rückreise, über München kam, fand ich in dieser Residenz aber manche unerwartete Verwandlungen. Der Minister von Montgelas war, kurze Zeit vorher, von seiner hohen Stellung in Gnaden entlassen. Nun galt bei einigen Personen für den gestürzten Staatsmann anderes Maas und Gewicht. Schadenfrohe Bosheit, oder triumphirender Neid, machten sich gegen ihn Luft, und mancher ehmalige Kriecher erhob sich auf den Zehen, als stolzer Höhner. Gerade dies bewog mich, ihm nach meiner Ankunft, einen der ersten Besuche abzustatten.

Diesmal empfing er mich als guten Bekannten. Ich traf ihn in seinem Büchersaal beim Frühstück, wo er eben eine gegen ihn frisch erschienene Schmähschrift las. Er bot sie mir lächelnd. Ich hatte sie schon denselben Morgen bei dem Ministerialrath von Hörman gelesen. Montgelas, mir durch Klarheit des Geistes, Weltkenntniß und großartiges Wirken hochachtbar, ward mir noch ehrwürdiger in seiner unerkünstelten ruhigen Größe. Er schien über Alles mehr verwundert, als verdrossen. Noch am Abend vor seiner Entlassung hatte ihn, wie er erzählte, der König mit gewohnter Huld behandelt; ihn beim Weggehn freundlich begleitet, dann aber ihm folgendes Tags die Entfernung vom Ministerium angezeigt. Ich hörte und lernte Vielerlei vom Spiel an Höfen. Und wie Montgelas gegen mich, ward auch ich gegen ihn offener. Er schien einigen Werth auf das gerechte Lob zu legen, das ich seinen Verdiensten zollte, vielleicht weil ich Muth gehabt hatte, nicht, wie viele Andere, jede seiner Ansichten willfährig zu billigen. Wir näherten uns mehr, denn zuvor je; und so oft er nachher in die Schweiz kam, einen hoffnungsvollen Sohn in Fellenbergs Anstalten zu Hofwyl zu besuchen, vergaß er auch meines Hauses nicht.

Beiläufig will ich eines andern Vorfalls von dieser Reise erwähnen. Ich fuhr mit Utzschneider nach einer seiner Besitzungen, dem ehmaligen

---

Ausgabe der baierischen Geschichten genannt. Sie gänzlicher Vergessenheit zu entreißen, übergab ich, einen ganzen Band derselben, der Staatsbibliothek des Kantons Aargau. Es versteht sich, daß ich mich nicht zu einer Vertheidigung versucht fühlte. Der Freiherr Christoph von Aretin, Herr v. Klökl, sogar Hr. v. Lang übernahmen nachher die an sich undankbare Mühe.

*) Im Jahr 1817.

Kloster Benediktbeurn, wo er mir seine Entsumpfungsarbeiten, Pflanzungen, Tabaksfabrik und Glasschmelze zeigte. In der Unterhaltung mit dem Vorsteher der letztern vergaß ich aber alles Uebrige. Erfahrungen und Ideen dieses Mannes über Elasticität der Körper, über Strahlenbrechung, Farbenzerstreuung des Lichts u. s. w., meistens neu, setzten mich in nicht geringes Erstaunen, um so mehr, da er meine schüchternen Zweifel immer sogleich mit angestellten Experimenten vernichtete. In München hatte mir niemand von diesem außerordentlichen Geist gesprochen. Man kannte ihn nicht. Es war der Naturforscher Frauenhofer. Ich bat ihn um Bekanntmachung seiner Entdeckungen. Er meynte bescheiden, es wären das nur Hobelspäne, die bei der Arbeit zur Verbesserung optischer Werkzeuge abgefallen wären. „Aber diese Hobelspäne", rief ich: „sind für die Wissenschaft so wichtig, vielleicht wichtiger, als Ihre Gläser!" Er lächelte und blieb ungläubig. In München sprach ich mit Begeisterung von dem Manne, der eine Zierde jeder Akademie seyn würde, und zwar in einer Gesellschaft mehrerer Akademiker. Man lächelte auch da ungläubig. Indessen ward, auf des berühmten Sömmering und Schlichtegroll Vorschlag, eine Lustreise zum Wundermann von Benediktbeurn beschlossen. Als ich nachher Frauenhofers Aufnahme in die Akademie erfuhr, und, in den Denkschriften derselben einen seiner Hobelspäne, die Abhandlung „über die Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens" wiederfand, freut' ich mich nicht wenig meines Triumphes über die ungläubigen Lächler.

---

11. Die Blumenhalde.

Während jener Streifzüge im südlichen Deutschland, erfüllte sich ein Wunsch, den meine Nanny mit mir längst gehegt und gepflegt hatte; nämlich der Wunsch, für immer des Landlebens genießen zu können. Manchen Winterabend ergötzten wir uns mit Erbauung von Luftschlössern, und entwarfen und verwarfen Grund- und Aufrisse zu einer niedlichen Villa. Aber die Hoffnung, sie in der Wirklichkeit je zu erblicken, versagten die beschränkten Vermögenskräfte. Da überraschte mich ein kleiner Goldregen. Einige Geldsummen, schon seit den Revolutionsjahren verloren geschätzt, gingen ein; sogar der von meiner Basler Regierungsstatthalterschaft rückständige Gehalt, bei nunmehriger Liquidation der helvetischen Staatsschuld, ward endlich ausgezahlt. Sogleich macht' ich mich ans Werk. Ring und Dose der königlichen Geber bewahrt' ich zu deren Andenken; aber die Edelsteine verwandelt' ich, ohne chemischen Prozeß, in Kalksteine. So konnt' ich doch sagen: ich wohne in Diamanten

Am linken Ufer des Aareſtroms, auf ſonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber, führt' ich nach eignem Bauplan *), mein anſpruchloſes, aber bequemes Landhaus auf. Da wollt' ich, als Greis dereinſt, „in otio cum dignitate, musis et amicis“ leben.

„Mein Tusculum in der Blumenhalde“, ſchrieb ich an Ittner: „wird niedlicher, als ich ſelber gedacht habe; macht ſogar, weil einigermaßen in italieniſchem Styl gebaut, in der Ferne nicht ungefälligen Eindruck. Durch die flachen Dächer der etwas vorſtehenden Anbaue, oder Flügel, nimmt es zwiſchen den Bäumen faſt die Geſtalt eines Tempelchens an. Ich umring' es mit geräumigem Garten, von fünfzigerlei Roſenarten umzäunt. Hinter dem Hauſe, wo ein, von hohem Pfeiler getragner, breiter Gang die Ebendächer von beiden Seiten verbindet, und eine ſchattige Laube bildet, ſprudelt im Hofe ein kryſtallheller Quell Waſſers aus der Bergwand. Der Brunnen dafür iſt in Solothurn gemeißelt; die Zeichnung dafür gab ich nach einer Vignette von Salomon Geßner zu ſeinen Idyllen. Auch Ihr Magiſterſtübchen iſt fertig, mit der reizendſten Fernſicht über das Aarethal. Vor Ihnen ſchwebt die Stadt, der Strom; links der hohe Bergweg neben dem Felsgipfel der Gyſulafluе. — Macht Sie denn das Alles nicht lüſtern, bald bei mir einzukehren? Und mein großes, frauenhoferſches Teleſkop, Utzſchneiders Geſchenk, mit 230maliger Linearvergrößerung! — Melden Sie mir Ihre Ankunft, und Sie ſollen im Monde droben die Schönen unſers Trabanten (alſo unſre Trabantinnen), von Stutzern umflattert, ſehn, wie ſie in den anmuthigſten Ringthälern ſpazieren gehn.“

Den Werth des Landſitzes zu erhöhn, kündigte ſich bei mir General Rapp, einer der napoleoniſchen Kriegsgefährten, als Nachbar, an. Die Ungnade Ludwigs XVIII. fürchtend, hatte er das Schloß Wildenſtein, am linken Aarufer, zwei Stunden entfernt von mir, zum Aufenthalt erkoren und angekauft. Ein Mann der Schlachten und dabei ſeltſam weichen Gemüths! Als ich ihm im Geſpräch den Abdruck des bekannten Steins von Roſette, mit der Inſchrift in drei Sprachen, zeigte, traten ihm, unter Erinnerungen an Leiden und Freuden Aegyptens, helle Thränen ins Auge. Auch der geniale Graf Benzel-Sternau, und ſeine liebliche Gemahlin, verhießen eine baldige Nachbarſchaft. Sie ſtanden im Begriff, das Schloß Biberſtein, ſammt Gütern, meinen vormaligen Wohnſitz, zu kaufen. Doch die ſchönen Hoffnungen gingen leer aus. Denn der General kehrte wieder in die Gunſt ſeines Königs und nach Paris zurück; der Graf aber ſchenkte bald, einem Landgute am Zürichſee, den Vorzug

*) In den Jahren 1817 und 1818.

Darum jedoch mangelte es nicht an genußvollem Umgang in meiner neuen Einsiedelei, sei es mit einigen ausgewählten Männern und Familien der Stadt; oder mit alten lieben Bekannten und Freunden in der Eidsgenossenschaft, die mein nicht vergaßen, wenn sie vorüberzogen; oder an Besuchen von Reisenden, welche Wanderlust in die Schweiz gelockt, oder ein Windstoß des Schicksals hieher verschlagen hatte. Ich wußte dergleichen Ehren zu würdigen, und, aus eigner Erfahrung, wie man auf Reisen gern zuweilen Gelegenheiten benutzt, leere Augenblicke auszufüllen, um sich zu belehren, oder die Ernte der Erinnerungen zu vergrößern. Ich gab mich gelassen dafür hin. Fiel mir zuweilen diese Art Tugend etwas lästig, vergalt sie sich mitunter wieder durch Bekanntschaft merkwürdiger Persönlichkeiten; oder durch Anregung einer wunderlichen Gattung von Sehergabe, die ich mein „inneres Gesicht" nannte, mir aber noch immer räthselhaft ist. Beinah fürcht' ich mich, von dieser ein Wort zu sagen, nicht, weil man mich für abergläubig halten dürfte, sondern weil ich damit leicht Andere in abergläubigen Neigungen bestärken könnte. Und doch wär' es ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde. Also gebeichtet!

Bekanntlich pflegt nicht selten das Urtheil, welches wir über unbekannte Personen, bei deren erstem Anblick, fällen, richtiger zu seyn, als dasjenige nach längerer Bekanntschaft mit denselben. Der erste Eindruck, der uns, wie durch seelischen Instinkt, zu dem Fremden hinzieht, oder von ihm abstößt, wird später, durch dessen Aufdrängen, oder durch unser Gewöhnen, endlich verdunkelt und zerstreut. Man spricht auch von unwillkürlichen Sympathien und Antipathien in solchen Fällen, und nimmt dergleichen zuweilen sogar bei Kindern wahr, denen Menschenkenntniß abgeht. Andere sind ungläubig daran und thun sich lieber ein wenig auf physiognomische Kunst zu Gute. Nun von mir.

Es begegnete mir zuweilen, beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihr Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur diese oder jene besondere Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich, und im Zeitraum weniger Minuten. Während dessen ist mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, die mir vorher gewissermaßen, wie Kommentar zum Text der Gesichtszüge, klang. Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Fantasie; um so mehr, da mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräthe und andre Nebendinge zeigte. — Nur um muthwilligen

Scherz zu treiben, erzählt' ich einmal, im traulichen Familienkreise Kirchberg, die geheimen Geschichtchen einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehn; aber man erstaunte und lachte, und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochnen wisse; denn was ich gesagt, sey vollkommene Wahrheit. Nun erstaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählt' ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumseherei, um Widerlegung, oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Bestätigung, nicht ohne Bestürzung derer, die sie gaben *).

Am wenigsten konnt' ich selber Vertrauen zu diesen Gaukelspielen der seelischen Natur fassen. So oft ich jemandem meine ihn betreffende Traumseherei kund that, erwartete ich mit Zuversicht, die Antwort zu hören: „So war es nicht!" Mir wandelte immer heimliches Grauen an, wenn der Zuhörende entgegnete: „So war es!" oder wenn mir, noch bevor er's sagte, seine Verwunderung verrieth, ich irre nicht. Statt vieler Beispiele führ' ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

An einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben), von einer Waldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speiseten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmers Magnetismus, Lavaters Physiognomik u. s. w. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwiedern, besonders einem hübschen, jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Grade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, meynt' ich, als Lavaters Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehn, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählt' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm be-

*) „Welcher Dämon inspirirt Sie? Soll ich wieder an Besessene glauben?" rief der geistreiche Johann von Riga, als ich ihm in der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft, seine Vergangenheit erzählte, mit der erklärten Absicht, zu wissen, ob ich mich täusche. Wir riethen lange am Räthsel herum; aber auch sein Scharfsinn konnt' es nicht lösen.

gangne kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweißten Wänden, wo, rechts der braunen Thür, auf einem Tische, der schwarze Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene; sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand überm Tisch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beisammen. Er lebt vielleicht jetzt noch.

Wohl konnt' ich mir erklären, wie eine lebhafte Einbildungskraft, aus dem gemuthmaßten Charakter einer Person, Handeln und Gebahren derselben unter gewissen Umständen, romanartig zusammenstellen könne. Woher aber kam mir das unwillkürliche Wissen von Nebensachen, an denen mir nichts gelegen sein konnte; und von Leuten, meistens mir sehr gleichgültigen, mit denen ich keine Verbindung weiter hatte oder verlangte? Oder war das Eintreffende dabei ein sich immer und immer wiederholender Zufall? Oder hatte der Zuhörer jedesmal, wenn ich ihm seine Erlebnisse schilderte, vielleicht dabei ganz andre Vorstellungen, als die meinigen, während er in erster Ueberraschung die meinigen und seinigen, wegen einiger Aehnlichkeiten, für gleichartig hielt? Und doch hatt' ich, eben dieses Zweifels willen, mir mehrmals Mühe gegeben, die geringfügigsten Dinge zur Sprache zu bringen, die mir das Wachträumen gezeigt hatte.

Kein Wort weiter von dieser seltsamen Sehergabe, von der ich nicht einmal sagen kann, daß sie mir je genützt habe; die sich nur selten, und dann unabhängig von der Macht des Willens, und mehrentheils in Beziehung auf Personen geäußert hat, an deren Durchschauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wohl nicht der Einzige, der in ihrem Besitz ist. Auf einer Reise, mit zweien meiner Söhne, traf ich einst mit einem alten Tyroler, der mit Citronen und Pomeranzen im Lande umherzog, im Wirthshause des untern Hauenstein's, eines der Jura-Pässe, zusammen. Er richtete eine Zeit lang die Augen auf mich; mischte sich in unser Gespräch; sagte: obwohl er mich nicht kenne, kenne er mich doch; und fing an von meinen Bestrebungen und Erstrebungen zu erzählen, zu nicht geringem Befremden der anwesenden Bauern und zur Verwunderung meiner Kinder, die es belustigte, daß auch Andre die Gabe ihres Vaters hätten. Wie der alte Citronenhändler zu seinem Wissen komme, wußt' er weder sich selber, noch mir anzugeben. Er schien sich aber doch auf diese geheime Weisheit etwas einzubilden.

19. Einige Fremden-Besuche.

Das vorhin erwähnte Einsprechen von Reisenden in meiner Klause war nicht ganz ohne Werth für mich, bald belehrend, bald ergötzlich. Ohne die engen Gränzen des kleinen Landgutes zu überschreiten, sah ich in der Reihenfolge der Jahre auf diese Art, eine Reihenfolge interessanter Personen und Charakter an mir vorübergleiten, welche mir, ohne mein Zuthun, die Ansichten des Lebens und der Welt erweiterten. Noch immer gern mustr' ich, in einem müßigen Stündchen, die bunte Gallerie dieser Erscheinungen von Deutschen und Briten, Franzosen und Italienern, Spaniern und Griechen, Amerikanern und Russen, die, wie Bilder einer Zauberlaterne, vorübergingen. Männer, die, wie ein Minister von Wangenheim, Graf Capo d'Istria, Dr. Bowring, General v. Pfuel, Staatsrath Nebenius u. a. m. großthätig in das Getriebe ihrer Verhältnisse einzugreifen wußten, vergißt man so leicht nicht.

Der unglückliche Capo d'Istria! Ich sagte ihm fast sein schwarzes Loos voraus, als er seiner Bestimmung nach Griechenland entgegenging*). Er schien mir, zur Vollendung seiner Aufgabe, zu mild und menschenfreundlich; mehr geeignet, sich, als gewandter Diplomat, in der Atmosphäre eines Fürstenhofes, mit Glück zu bewegen, denn berufen, ein in vielhundertjähriger Knechtschaft verschmitzt und grausam gewordnes Volk zu entwildern. Unter Barbaren handelt nur ein großsinniger Barbar mit Glück. „Ich fürchte," sagt' ich zu ihm: „Sie gehn einen gefährlichen Gang. Sie wollen eine Nation zügeln und leiten, die, in Freiheit oder Sklaverei, nie des Gesetzes gewohnt war. Sie werden an der Rechten einen eisernen, an der linken einen seidnen Handschuh tragen müssen!" Er schüttelte lächelnd den Kopf;, sprach mit Begeisterung von seinen Landsleuten und forderte von mir, ihm nur eine Kolonie schweizerischer Landleute zu schaffen, um das Beispiel besserer Feldwirthschaft und Viehzucht aufzustellen.

Die, mehrere Jahre später, erfolgte Ermordung des mir theuer gewordnen Mannes erschütterte mich ungemein; doch kaum so sehr, wie jenes herbe Urtheil, welches der mit Recht verehrte deutsche Gelehrte Thiersch, in einer Schrift, über ihn ausfällte. Diesem zufolge wäre er ein feiger Despot gewesen; unkräftig in Verwaltung und Gesetzgebung; undankbar, unklug; Kunst, Gewerb und Wissenschaft verhindernd; der Volksbildung widerstrebend; Landessitte verhöhnend; sogar Verräther begünstigend; Beichtgeheimnisse von bestochenen Priestern erlauschend u. s. w. Ein entsetzliches Bild, dessen Züge keineswegs

*) Im Jahr 1827.

durch den Zusatz gemildert werden, daß Capo d'Istria im Grunde kein böses Herz gehabt habe, sondern nur, durch eignen Ehrgeiz und durch Schlechtigkeit seiner Umgebungen, verderbt worden sey. Sollte sich denn der gute Capo d'Istria, der so wenig Aehnlichkeit mit einem türkischen Tyrannen zu haben schien, im schroffen Gegensatz zu seinem frühern Leben, plötzlich in ein sittliches Ungeheuer verwandelt haben? Sollte Hr. Eynard in Genf, sein vieljähriger Vertrauter und Freund, sollten die Höfe, welche ihn nach Griechenland schickten, seine Gemüthsart, seine Fähigkeiten gar nicht erkannt haben?*)

Gern auch gedenk' ich der erfreulichen Stunden, welche mir von Zeit zu Zeit das Erscheinen gelehrter Männer, Künstler und Dichter, in meiner Einsamkeit, gewährte; wie der edle Weltweise Jakobi, oder die Naturforscher Charles Gimbernat aus Spanien, Dr. Lortet von Lyon, d'Hombre-Firmas aus dem Languedoc, Marklin aus Westerbothnien; oder wie Stephan Schütz von Weimar, Professor Gans von Berlin, Schacht von Darmstadt, der humoristische Börne, Heinr. Malten zu Mainz, Joseph von Laßberg, der deutsch-biedre Freund altdeutschen Sanges, der Pariser Alterthumsforscher Raoul-Rochette (der nachher, freilich mein kleines Haus, oder vielmehr mich, etwas übereilt, verdächtigte, doch später nicht ohne Reue blieb**); Uhland, der Dichter, dessen kindlich schönes Gemüth sich in jedem seiner Lieder abspiegelt; Heinrich Laube und seine liebenswürdige Gattin, bei der Rückkehr beider von Algier, und so viele Andre.

---

*) Noch im Jahr 1841 sagte mir der um Rußlands Literatur wohlverdiente Staatsrath Iwanowitsch Gretsch, daß Capo d'Istria, von dem er selbst mit Verehrung sprach, bei Allen, die ihn näher gekannt, als Mensch und Geschäftsmann, noch immer in Petersburg hochgeachtet im Andenken stehe.

**) Paul Usteri hatte ein Werk von Raoul Rochette, ich weiß nicht welches? öffentlich herbe beurtheilt. Der gekränkte Autor hielt mich für den Kritiker. Er besuchte mich, während Gesellschaft bei mir war, auf seiner Reise durch die Schweiz. Ich kannte ihn nicht einmal dem Namen nach. In seinem Voyage en Suisse aber erzählte er den Lesern, wie betroffen ich bei seiner Erscheinung gewesen; wie ich eine Villa bewohne, deren sich kein Berner Patrizier zu schämen habe, und nur die bei mir genossene Gastfreundschaft gebiete ihm Schweigen, wie ich durch die Revolution reich geworden seyn möge. Als er aber nachher seinen lächerlichen Irrthum erfuhr, bat er nicht nur schriftlich um Verzeihung, sondern ließ auch in der zweiten Ausgabe des Voyage das ganze Kapitel von Aarau hinweg und gab mir, ohne mein Verlangen, Ehrenerklärung in der Vorrede zu seiner Histoire de la révolution suisse.

Oft genügte eine erste, leise Berührung mit Manchen, mich ihnen zu befreunden und auch in der Ferne unser Bündniß zu lieben. Wie gern hielt ich daran fest mit dem scharf- und feinsinnigen Jochmann von Riga und Freiherrn Armin zu Koblenz; oder dem Grafen Tullio Dandolo von Venedig*); dem edelherzigen Fürsten Friedr. Otto Hermann v. Hohenzollern-Hechingen; dem freikräftigen Emil Hofmann von Darmstadt; oder dem Manne des Rechts und der Wahrheit, v. Rotteck; oder mit der, von Bonstetten, als zweite Corinna, gepriesenen Gräfin Anastasia de Circourt u. s. w. Indem ich diese schönen Namen, unter denen ich den deutschen Fenelon, J. H. v. Wessenberg zu Konstanz nicht verschweigen will, und andre nie vergessen werde, unter noch schönern Erinnerungen schreibe, fang' ich an, über meinen Glücksstern zu erstaunen. Ich gewann durch sie aber eine gewisse Selbstachtung, die oft Schutzengel meiner bessern Grundsätze ward.

Auch nicht Wenige der, wegen politischer Meynungen und Thaten aus ihren Heimathen Verstoßenen, welche in der Schweiz ihr Asyl suchten, kehrten unter mein Dach ein; Personen, oft ausgezeichneten Talents und Schicksals. Unter allen diesen Wanderern wider Willen aus Griechenland und Polen, Spanien und Italien, Frankreich und Deutschland erregten die griechischen Flüchtlinge meine, wie fast aller Schweizer besondre Theilnahme. Ich sammelte zur Unterstützung der Verfolgten, und ihres Kampfes gegen die barbarischen Unterjocher, Steuern**). Die spanische Revolution führte mir den gelehrten Don Vincente Cavanillas, Bruder des bekannten Naturforschers, zu. Als Alcalde von Barcelona, weil er die Stadt nicht den Franzosen überliefern wollte, mit Mina entzweit und gewaltsam von diesem gefangen, hatte er auf immer sein beklagenswerthes Vaterland verlassen***). Ich war so glücklich, ihm, wie zwei Jahre vorher, dem französischen General Dermoncourt und dessen Begleitern eine frieds-

*) Sohn des in Italien bekannten Oekonomen und einst von Napoleon sehr geschätzten Staatsrathes der cisalpinischen Republik. Außer seinen Saggie di lettere sulla Svizzera, ist Tullio Dandolo auch Verfasser der Studie sul secolo di Pericle.

**) Die eingekommenen Geldsteuern verwendete ich, durch Vermittelung meines Freundes Emil Hofmann in Darmstadt, in Ankauf von Gewehren, die ich an Maurocordato sandte. Die Dankbezeugung des Letztern nach Ankunft der Gabe, ward allen Gebern durch den „Schweizerboten" kund.

***) Im Jahr 1824.

liche Zuflucht zu verschaffen. Letzterer, ein schlichter, wackerer Kriegsmann (ich vermuthe derselbe, welcher nachmals, in Nantes, die abenteuernde Herzogin von Berry entdeckte und gefangen nahm), war in der Verschwörung von Belfort verflochten gewesen, welcher auch Lafayette nicht fremd geblieben. Nach den Unruhen Neapels und Piemonts wandten sich mehrere Theilnehmer an denselben, von Freunden empfohlen, mir zu, die wegen ihrer höhern Bildung und Denkart meine Achtung mit sich ins Exil nach England nahmen, wohin sich fast alle retteten. Unter den Flüchtlingen sämmtlicher Nationen schienen mir aber keine, durch ihr trauriges Verhängniß, so sehr mit der Welt und sich selber zerfallen, wie die Deutschen. Immer ihren staats- oder weltbürgerlichen Idealen, oder ihren Hoffnungen auf Rache nachjagend; nirgends zufrieden; mit Eigendünkel über Alles absprechend; undankbar gegen die Schweiz, welche ihnen Freistätten eröffnet hatte, versuchten Viele von ihnen die Ruhe auch hier zu stören, oder Brandfackeln in benachbarte Länder zu schleudern. Ich sage, Vielei Denn mehrere lernt' ich schätzen, die eines bessern Looses würdig schienen, wie Siebenpfeifer, Venedey u. a. m. Männer von Kraft und Geist, nur, durch Verirrungen jugendlicher Schwärmerei, von ihnen angemessenern Laufbahnen entfernt.

Unter den Verbannten insgesammt machte den trübsten Eindruck auf mich der entthronte König von Schweden, Gustav Adolf IV., der im J. 1821 eine Zeit lang, als Oberst Gustavson, in Aarau wohnte. Ohne gefällige Anmuth und Hoheit, mit senkerchtsteifer Bewegung und Haltung, stellte sich mir, gewissermaßen schon in seinem Aeußern verkörpert, die Ungelenkigkeit seines Geistes dar, der nicht leicht mit einem Gedanken, dessen er sich, oder der sich seiner einmal bemächtigt hatte, einen fremden verbrüdern konnte. So oft er mich besuchte, verlangte er meine Verwendung, als Offizier in das aargauische Militär eintreten zu können. Ich zeigte ihm vergebens das Unausführbare seines Wunsches; rieth ihm, nach Ankauf eines freundlichen Landgutes, eingedenk seines königlichen Abstammens, der stillen Pflege seiner Aecker, Wiesen und Blumenbeete zu leben, wie einst zu Salona Diocletian; oder wie König Joseph in Amerika, nach Verlust seiner spanischen Krone; oder auch, Denkwürdigkeiten seiner Tage zu schreiben, wie Napoleon auf St. Helena. „Zum Ersten fehlt mir die Neigung," erwiederte er: „zum Andern aber Tüchtigkeit. Ich habe nur mangelhaften Unterricht genossen; anfangs gute, deutsche Lehrer gehabt; da lernt' ich viel und mit Lust. Mein Vater entzog sie mir. Er wollte mich durch und durch zum Schweden machen; und gab mir schwedische Lehrer. Es waren die unrechten Leute und zu meinem größten Schaden."

Bei weitem anziehender erschien mir Hortensia, die entthronte Königin von Holland, deren Sohn Louis Napoleon mich mehrmals in meiner Einsiedelei aufsuchte. Die Herzogin von St. Leu, vielleicht ein wenig theatralisch in ihrem Sich-Gehaben; aber noch immer liebenswürdig, auch nach verblichenem Jugendglanz, zeigte sich in der Unterhaltung eben so reich an Gemüth, als Geist; und, sobald das Gespräch Napoleon berührte, wie eine Begeisterte. Welch' eine seltene Frau, ganz würdig Königin zu seyn, und doch immerdar unglücklich! An ihrem Hochzeittage, in vollendeter Jugendschöne, unter Diamanten und Blumen strahlend, aber mit verheimlichten Thränen, gab sie einem ungeliebten Gemahl die Hand; verlor dann ohne Thränen den Thron; dann mit Schmerz das Vaterland; dann, mit noch größerm, in der Verbannung, hoffnungsvolle Söhne; und sank zuletzt, erdrückt von Kümmernissen, in ihr Grab. Prinz Louis Napoleon gewann durch Talent und Charakter meine wahre Zuneigung. Aber, gleich seiner Mutter, konnte ihn leicht irgend ein kühner, großer Gedanke bis zur Selbstvergessung entflammen. Ich sah ihn zum letzten Mal, als er, im Oktober 1836, von der eidsgenössischen Militärschule von Thun zurückkehrte. Er versprach noch einen folgenden Tag bei mir zuzubringen; hinterließ aber durch ein Billet Nachricht: empfangene Briefe zwängen ihn, schnell zurückzueilen. Er eilte seinem Unglück entgegen. Wenige Wochen später ward er, des Aufruhrs in Straßburg schuldig, Staatsgefangner.

---

13. Schriftstellerisches Streben.

Im milden Wechsel des Lichts und Schattens flossen die Jahre hin. Eine mir nach und nach fast zur Ungebühr aufgebürdete Menge öffentlicher Aemter und Stellen*) ließ es nicht an Gelegenheit fehlen, dem jungen Freistaat, der mich bei sich eingebürgert hatte, die Zinsen

*) Von denen, im Vorbeigehn gesagt, doch nur eine einzige (die des Oberforst- und Berginspektors) mit dem mäßigen Gehalte von 1200 Franken verbunden war; die übrigen alle, nach Sitte der Republiken, wurden ohne Besoldung bekleidet. Gleichzeitig war ich damals auch Mitglied des gesetzgebenden großen Raths, des evangelischen Kirchenraths, der Kantons-Schuldirektion, des Bezirksschulraths, der Stadtschulpflege, Inspektor einiger Landschulen, Mitglied der Kommission der Staatsbibliothek, sogar Suppleant des Kantonsobergerichts; ungerechnet daß ich dazu noch in der Direktion der Gewerbschule der Stadt Aarau, und manches Jahr in der Gesellschaft für vaterländische Kultur, das Präsidium zu führen hatte.

der Dankbarkeit zu entrichten. Doch war dieser Geschäftskreis nur auf die engen Gränzen eines kleinen Schweizerkantons beschränkt. Ich hätte lieber für das gesammte Helvetien, für das ganze Zeitalter thätig seyn mögen. Wie viele Wünsche, Entwürfe und Ideen gährten in mir! Nicht ein langer Lebenslauf, sondern ein thatenvoller, ist ein großer, und ein dem allgemeinen Besten geopferter, ein seliger.

Mir gab der Genius des Lebens keine Mittel dafür, als die Feder. Aber das Pult des Schriftstellers ist eine Lehrkanzel, um welche sich die unsichtbare Gemeinde von Tausenden horchend sammelt; und eine unbekannte Jüngerschaar pflanzt sein Wort ins Leben über. Ich übernahm die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift, „Miscellen für die neueste Weltkunde.“*) Ihr besonders dankt' ich ausgebreitete Verbindung mit angesehnen Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes, deren Briefwechsel meine eigne Ausbildung, deren Beiträge den Werth der Zeitschrift erhöhten, den man ihr vielleicht zugestehen mochte. Daneben ertheilt' ich meinen Kindern Unterricht in Schulkenntnissen, in alten und neuen Sprachen; und wieder jungen Männern aus verschiednen Kantonen zugleich unentgeltliche Belehrung im theoretischen und praktischen Forstwesen. Bei dem Allen aber blieb das Lieblingsgeschäft meiner Jugendjahre, auch heimliches Lieblingsgeschäft des Mannes, nämlich mir den verwotrenen Knoten des großen Welträthsels zu lösen. Es war, als sey dies für das Bedürfen meines Geistes die unentbehrlichste und edelste Aufgabe. Dafür würden alle übrigen wissenschaftlichen Studien nur Mittel und Werkzeug. So focht das Gespenst der Langeweile mich selten an. Wer mit Minuten zu wuchern weiß, findet zu Allem ein Uebermaß der Zeit: wenn auch nicht zu Allem das volle Maß der Kraft.

Fühlt' ich von ernstern Arbeiten und Anstrengungen Uebermüdung: drängte sich mir das fröhliche Feenreich der Fantasie entgegen, wie nach Ermattung von Tagesmühen, dem Einschlummernden, der Traum. Dann brach ich Blumen in einer idealen Welt; wand sie zu Sträußen und Kränzen, wie es eben gerieth; dichtete Lieder, kleine Märchen und größere Erzählungen. Jene ganze Gemüthsseligkeit zog wieder zu mir ein, die mich, in freudenarmen Jugendtagen, mit der abstoßenden Wirklichkeit zu versöhnen pflegte. Die Muse erschien dann ungerufen, und verschwand unverabschiedet, wie es ihrer eigensinnigen Laune gefiel. Mir fehlte die Zauberformel, sie herbeizubeschwören, oder zu bannen.

Was ich in solchen Stunden, Tagen und Wochen dichtend vollbrachte,

*) Sie erschienen vom Jahr 1807 bis 1813, und in ihrer Fortsetzung, als „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ vom J. 1617 bis 1828.

hatte für mich keinen Werth, als das Vergnügen seines Entstehens. Nachher lag es vergessen. Zuweilen las ich in winterlichen Abendstunden davon den Meinigen, zur Unterhaltung, vor. Vollendetes zu liefern gebrach's mir an Lust, an Zeit, an Beharrlichkeit, am Bewußtseyn des Mangels höherer Weihe. Wessen Harfentönen nicht die Jahrhunderte mit Entzücken zuhören mögen, der verschwendet sein Leben umsonst in Klimpereien. Wohl kamen mir aus Deutschland Einladungen zur Theilnahme an Zeitschriften, Almanachen, Novellenkränzen, Rezensionsanstalten und dergleichen. Höchst selten, und dann nur aus persönlicher Freundschaft gegen die Bittenden, konnt' ich eine geheime Scheu überwinden, welche mir das gewöhnliche, literarische Treiben in Deutschland eingeflößt hatte, wie es mir von mehr als einem Gelehrten und Schriftsteller geschildert worden. Am schneidendsten hatte darüber Börne mir eines Tages sein Urtheil gefällt.

„Sehn Sie," sagte er: „bei uns in Deutschland gibt's kein eigentliches öffentliches Leben, wie bei Ihnen in der Schweiz. Die bessern Köpfe schaffen es sich selber; wie sie es können, wenigstens auf dem Papier. So haben wir beinah eine Million Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Wer sich bemerkbar machen, wer Beförderung in Stellen will, schreibt. Wer Geldnoth leidet, tritt in Buchhändlerdienst und schreibt. In unsrer Gelehrten-Republik gilt ebenfalls Freiheit und Gleichheit. Einer tritt dem Andern in die Schuhe; man drängt sich vor, und vertheilt und empfängt Rippenstöße links und rechts. Wie in allen Republiken, gibt's auch in der unsrigen Faktionen, die einander moralisch todtschlagen, bis endlich ihr natürlicher Tod von selbst dazu kömmt, nämlich andre Mode, andrer Geschmack, und gänzliches Vergessenwerden vom Publikum. Um nicht im Gedränge aller Ritter von der Feder erdrückt und zertreten zu seyn, muß man zur Fahne irgend welcher literarischen Cotterie halten. Da wird man gehoben, weil man Andre heben hilft. Das sind schriftstellerische Handwerkskniffe. Man muß sie kennen. Es thut mir um die deutsche Nation leid! Sie trat mehr, als die französische und britische, wie ein Riesenkind, aus dem Mutterschoos der Natur. Allein man hält dies alte Kind in den Windeln fest eingefäscht mit Armen und Beinen, daß es seine Glieder nimmer gebrauchen lernen kann."

Mochte Börne's sarkastisches Urtheil mehr oder minder gerecht seyn: für mich lag nun einmal die höchste Würde des Schriftstellerthums in Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit, Menschenrecht, und Geistesveredlung der Zeitgenossen. Dafür mußten selbst die dichterischen, einer leichten Unterhaltung gewidmeten Gebilde, dienen, in die ich meine Erfahrungen und Ansichten hüllte, wie der Arzneihändler seine Pillen in Goldschaum, oder Zucker. Bloße Gaukelspiele des Witzes,

Bamboccianden und Luftsprünge der Einbildungskraft, wieviel sie der sogenannten poetischen Höhe und Tiefe haben mögen, genügten mir nie; und noch heut nicht. Was nicht auf eine oder andre Art den Menschengeist emporlüpft, trägt nicht das reine Gepräge des Schönen; ist nur Seiltänzerei der Fantasie, gleich derjenigen, die der Markt auf der gespannten Schnur zeigt, wo man zwar mit Ergötzen oder Verwunderung, mit Gelächter oder Grausen, eine Weile zusieht, aber endlich mit nüchternem Mißbehagen, oder gleichgültig, von dannen geht. Wahrhaft Schönes läßt einen langen Nachhall des Wohllauts in der Seele zurück.

Die meisten meiner kleinen Bildwerke erschienen jedoch nach und nach endlich in der Zeitschrift „Erheiterungen“*), zu deren Herausgabe ich mich um so leichter hatte bereden lassen, weil sich für sie glänzendere Talente vereinigten, denn das meinige. Ich mußte mich wohl, ich gesteh' es, verwundern, daß die Spielereien meiner seltnen Mußestunden, in Deutschland so freundliche Aufnahme erhielten; und daß leicht hingeworfne Erzählungen mehr Aufmerksamkeit fanden, als viel Anderes, dem ich weit größere Sorgfalt und Mühe zugewandt hatte; ja, daß sie selbst in fremde Sprachen übertragen wurden. Es erging mir fast damit, wie dem Kapitän Rouget de Lille mit seinem Marseiller Kriegsgesang**), den er für sein Unbedeutendstes hielt, und der durch den Welttheil am weitesten klang.

Für gebildetere Stände der bürgerlichen Gesellschaft ist allenthalben zum Ueberfluß mit nützlichem und unnützem Naschwerk gesorgt. Für sie blüht im Musengarten Hülle und Fülle der Rosen und Lilien. Für die bildungsärmern Stände gibt es kaum einige Wiesenblumen darin. Kunst geht nach Brod und Ruhm; kümmert sich wenig um den gemeinen Mann, d. i. um den Großtheil jeder Nation, der freilich weder Ruhm noch Brod spenden kann. Ich, wenig auf Künstlerehre erpicht, fühle immer noch, wie sonst, für die Vergessenen im Volk mehr Theilnahme, als für die Wohlgepflegten. Ich nahm mir auch vor, eine ganze Reihe belehrender, kleiner Erzählungen für den gemeinen Mann zu entwerfen. Der Vorsatz war zwar leichter gefaßt,

*) Die Zeitschrift erschien seit 1811. Ich selbst pflegte dazu jährlich nur eine oder zwei Erzählungen zu liefern; desto reicher waren sie von Ittner, Kotzebue, K. Graß, Haug u. a. m. ausgestattet.

**) Er machte nämlich (wie Tonchard La Fosse in seinem Souvenirs d'un demi-siècle erzählt), auf Bitten des Maire Dietrich zu Straßburg, Text und Musik der Marseillaise in einer Nacht, da man folgenden Tages (im J. 1792) den ankommenden Schaaren der Freiwilligen ein Fest geben wollte, welche zur Armee zogen.

faßt, als auszuführen. Dennoch ließ ich einige solcher Historien ausfliegen.

Von dieser Art war z. B. die Erzählung „Das Goldmacherdorf“; eigentlich nur für schweizerische Landleute berechnet. Es freute mich indessen sehr, daß das Büchlein auch in Frankreich, Italien und sogar bis Rußland verbreitet wurde*); aber weit mehr noch, daß es in Nachdrucken, von Lieder- und Bücherhausirern, an den Jahrmärkten, in Hütten der Dörfler eingeschmuggelt wurde, wo es seinen Ehrenplatz zwischen Till Eulenspiegel, der schönen Melusine, dem gehörnten Siegfried und andern unsterblichen Werken, „gedruckt in diesem Jahr“, erhielt. Ein fast ähnlicher Lorbeer ward einer Trauergeschichte, „die Branntweinpest“ genannt, zu Theil. Auch schon einen kühnern Schritt hatt' ich früher gewagt; sogar eine „Geschichte des Schweizerlands für's Schweizervolk“ versucht. Ich nenn' ihn kühn, weil ich bald anfangs gewahrte, meine Kraft sey von mir überschätzt worden. Ich würd' ihn sogleich zurückgezogen haben, hätten nicht Männer, deren Urtheil mir hoch galt, unter ihnen besonders Paul Usteri, mich mit ermunterndem Zuruf, aufgefrischt**).

— „Wollen Sie nicht bald“, fragte der geist- und gemüthvolle Ulrich Hegner, von Winterthur, in einem seiner Briefe***) an: „mit Ihrer Geschichte an's Ziel kommen, um der saft- und kraftlosen Idolatrie der Alt-Schweizerei, die wieder aus allen Kehlen zum Eckel ertönt, ein Ende zu machen? — Ehre unsern Vorfahren! Aber wenn jedes Volk von den seinigen so ein unmündiges Geschrei erheben wollte, wie wir, was würde aus der neuern Geschichte werden? Müller hat, mit seiner übertriebnen Vorliebe für alte Namen und berühmt gewesene Geschlechter, geschadet. Dem Hochherzigen lallen nun die Kleinherzigen nach, und indem sie sich beständig zum Anstaunen der alten Heldenzeit reizen, verlieren sie, gerade dadurch, Klugheit und Kraft für die Gegenwart. Denn die Kraft liegt nicht in fantastischer Einbildung.“

---

*) Eine französische Uebersetzung gab der bekannte Volksschriftsteller de Jussieu; ein Ungenannter im Italienischen La val doro; und der Pfarrer J. W. Lundbergu zu Birschu und Sallas-Drandses das deutsche und lettische Lesebuch: „Zeems kur seltu taisa.“

**) Ich gab Kapitel um Kapitel der Geschichte in die Blätter des Schweizerboten, damit sie von Woche zu Woche, in alle Gauen vertragen, mit Aufmerksamkeit durchgelesen und durchdacht; oder auch, daß von Geschichtskundigen mir allfällige Verbesserungen, vor Vollendung des Ganzen, mitgetheilt werden könnten, wie denn wirklich geschehn ist.]

***) Winterthur 23. Febr. 1822.

Mein wahrer Zweck war, das Schicksalsgemälde der Schweiz, in einen engen Rahmen, so klar, so leicht übersehbar, aufzustellen, daß sich das besondre Leben der vielen kleinen, lose verknüpften Staaten darin zu einem einzigen Leben aufzulösen scheine; und zugleich anziehend genug, daß sowohl das Auge des erfahrungslosen Aelplers am Spiel der Farben und Gestalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann, im hellen Durchblick der Begebenheiten, von deren höhern Bedeutsamkeit ergriffen werde. Wohl hatte bisher der Landmann von Wilhelm Tell und Winkelried und alten Freiheitsschlachten gesungen und gelernt; aber, wie die Freiheit im Lauf der Jahrhunderte verloren und vergessen werden mußte, das war ihm klüglich verborgen gelassen. Selbst Rathsherrn, Landammänner, Bürgermeister und Beamte, ungeachtet sie Johannes Müller und Leonhard Meister gehabt, kannten in ihrer Mehrzahl, zu jener Zeit, weder eigentlich die Ineinander-Verschlingung der Begebenheiten, noch die Ursachen vom Aufblühn und Verfall ihres Vaterlandes.

Die Entschleierung alter, glanzvoller Zustände der Schweiz und nachfolgender schuld- und schmachvoller Tage, vor den Augen alles Volks, blieb nicht ohne Wirkung. Raths- und Staatsherrn, die sich mit größerer Einsicht brüsteten, konnten von nun an nicht ohne Scham den Bauer in vaterländischen Dingen bewanderter sehn, als sie selbst seither waren. Aus einigen Kantonen erhielt ich briefliche Anfragen der Ortschaften, über deren ehmalige, nun verkümmerte Eigenthumsrechte. Aus andern Kantonen erschienen persönliche Abgeordnete bei mir. In den innern Rhoden Appenzells erregte die Schilderung vom Justizmorde, der schon vor einem halben Jahrhundert am Landammann Joseph Suter begangen worden war, einige unruhige Bewegungen. Die Landesobrigkeit daselbst fand sich sogar genöthigt, die Regierung vom Aargau anzugehn, mich zu fragen, wer das Kapitel mit den „derben Unwahrheiten“ von Suters Tod, zu meiner Geschichte, „eingesandt“ habe? So unwissend über Geschichtschreibung waren damals noch Schweizerregenten!*)

*) Man könnte an der Wahrheit der naiven Einfrage Zweifel hegen. Ich setze das Schreiben an die Regierung Aargau's vom 22. Mai 1822 treu her:

„Neu und alte Räthe haben in ihrer Sitzung den 25. dies mit unangenehmer Empfindung ablesend, die von Heinrich Zschokke in seiner Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk aufgenommene Geschichte vom Landammann Suter in Appenzell Innerrhoden vom Jahr 1770 bis 1784 vernommen und beschlossen, die hohe Regierung des Standes Aargau freundeidsgenössisch zu ersuchen, Sie möchte den Herrn Heinrich Zschokke,

Als aber endlich das Vereinzelte, in ein Ganzes zusammengedruckt, ans Licht trat, als das Büchlein in Städten und Dörfern, Rathsstuben und Schulen, selbst im Auslande allgemeine Aufnahme fand*), tröstete mich dieser Beweis des lautgewordnen Volksbedürfnisses einigermaßen über die Mängel der Arbeit; über deren Unwillen der seit 1814 neugebornen Aristokratien; selbst über die im Aargau bis zur gesetzlosen Willkür verschärfte, zuweilen auch ins Lächerliche überstreifende Censur**).

Bürger in Aarau, einvernehmen, wer Ihm die Geschichte, wie sie als wahres Ereigniß angegeben wird, zum Druck eingesandt habe und uns dann ferner hievon zu berichten."

„Wir entzogen uns keines Weges dieser Schlußnahme Folge zu geben, da einerseits die Vorgabe mit derben Unwahrheiten dargestellt ist, anderseits zur Störung der Ruhe diese Darstellung benutzt werden wollte."

„Ueberzeugt, daß auch Ihr, Tit. zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens bundesmäßige Pflicht gegen andere Mitverbündete leisten, so zweifeln wir keineswegs, Ihr werdet auf dieses unser Begehren den Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, Verfasser der Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk, einvernehmen, von wem er den Aufsatz 55. Geschichte vom Landammann Sutter in Appenzell verbürgt erhalten habe."

„Nicht nur gegenseitige Willfahr in andern Fällen erbieten Wir mit wahr Eidsgenössischer Pflichterfüllung, sondern Wir werden mit Dank, das Resultat von Euch Tit. aufnehmen und Euch sammt Uns der Obsorge Gottes bestens empfehlen."

Im Namen des Großen Raths:
Der regierende Landammann
Brühlmann,
Haim, Landschreiber.

*) Die Geschichte erschien französisch in zwei Uebersetzungen, die eine von Prof. Monnard, die andre von J. L. Manget; italienisch von Franscini; englisch von W. Howard Howe.

**) Das Büchlein erschien 1822, also, was nicht zu vergessen ist, in der „Restaurationszeit." Sauerländer hatte nicht den Muth, vor Versendung des Werks an die Buchhandlungen, das Schlußwort desselben in den „Schweizerboten" einzurücken. In Bern ward den Handlungen das öffentliche Ankündigen des Buchs untersagt. Die Verschärfung der Censur im Aargau war auch besonders Folge von einem meiner Aufsätze: „Ueber eine große Angelegenheit des Vaterlandes", und später mahnten doch mehrere Regierungen selber an das darin gerügte Gebrechen des eidsgenössischen Bundesvertrages.

14. Macht der Verleumdung.

Einst, als verwaistes Kind, von den Menschen mir selbst anheimgestellt, im Sturme des Lebens entfaltet, unter Mühsalen nur von den Urbildern des Hochmenschlichen aufrecht gehalten, stand ich der bunten Menge meiner Lebensgenossen noch immer, wie vormals, gegenüber; mein Inneres verbergend; mein Aeußeres dem Mummenschanz der Welt gemäß. Unter zivilisirten Völkern ist, Kunst des Täuschens, Gipfel aller Lebensklugheit. Wenn ich mich aber auch in die Mode des Tags scheinbar fügte, glaubte ich doch nicht; darum mein Heiligthum fahren lassen zu sollen; glaubte mich weder verpflichtet, noch berechtigt, statt eines geistigern Volkslebens, Volksverdummung; statt religiösen Ueberzeugungsglaubens, hohlen Gedächtnißglauben; statt Erlösung aus den Banden mittelalterischer Barbarei, Befestigung derselben befördern zu sollen. Es gibt der Edelherzigen viele unter uns, die wahrhaft große Menschen seyn könnten; sie haben nur nicht den Muth, ihren Adel zu zeigen.

Wiewohl ich, nach meiner Gewohnheit, friedlich und freundlich mit aller Welt lebte, und half, wo ich's vermochte; den Gesetzen Gehorsam leistete; im häuslichen und amtlichen Leben ohne Vorwurf stand; nie Beleidigungen vergalt, auch wenn sich Gelegenheit bot: kam ich doch immer in schlimmern Ruf. Der Meynungshaß nannte mich einen revolutionssüchtigen Aufklärer, Feind der Religion und bürgerlichen Ordnungen. Er predigte wider mich von Kanzeln; verdächtigte mich in Flugschriften und öffentlichen Blättern, und schämte sich zuletzt keiner Lügen mehr. Mein Name ward sogar an fremden Höfen ins schwarze Register gesetzt, als Name eines der gefährlichsten Umwälzer. Von Rom meldete mir's der Maler und Dichter Graß. Von Paris her warnte der Professor Cousin, nachdem er aus dem Verhaft in Berlin entlassen war: Paul Usteri, Fellenberg und ich sollten uns hüten, ohne diplomatische Mission, Lustreisen in Deutschland zu thun; in den Berliner Verhören sey er um seine Verhältnisse mit uns befragt worden. Dies und Andres erregte mir mitunter ein komisches Erstaunen; aber Aerger gewiß nicht. „Ich möchte doch wohl wissen," schrieb ich zu derselben Zeit einem Freunde*): „welcher Don Quixote der Ultra-Narrheit sich so gern mit mir bald im „österreichischen Beobachter", wie ich höre, bald in Pariser Blättern zu schaffen macht. Gestern sagte man mir, der „Drapeau blanc" habe mich sogar zum Chef gehei-

*) An den Oberrichter H. v. Orell in Zürich, den 10. Dezembers 1824.

mer demagogischer Gesellschaften erhoben! Ich antworte Verleumdern nicht. Mein öffentliches und häusliches Leben ist Antworts genug.“

Mußte sich's doch auch der tugendhafte Abbé St. Pierre, den Rousseau la raison parlante et organisante nannte, gefallen lassen, lächerlicher Träumer und Halbnarr zu heißen, weil er einen europäischen Bundestag, Verminderung der Pensionen zur Verminderung der Staatslasten, Verkürzung des Prozeßgangs, öffentliche Berathung der Gesetze verlangte, oder Duelle für Verbrechen, Kriege wegen Erbschaften, wegen Fürstenehen u. s. w. für empörenden Unterthanenmord hielt. Und doch reifen heut eben diese Ideen immer mächtiger endlich ihrer Verwirklichung entgegen. Ein Irrthum kann Jahrhunderte alt werden; aber eine Vernunftwahrheit dauert ewig, wie die Vernunft. Nur war mir's ein herzbeklemmender Gedanke, zu wissen, daß oft genug unschuldigen Personen, ihre Freundschaft für mich, zur Sünde gerechnet, ja zum Unglück verwandelt wurde. Ich will ein Paar Beispiele, die Keinen verwunden können, der diese Blätter lieset, und zwar aus Spanien, anführen. Denn selbst bis dahin war der Fluch des Parteizorns wieder mich erschollen, vielleicht Anfangs nur von Schweizern an dortige Schweizer übergetragen.

Ein junger Mensch, Namens Antonio Oller, Sohn eines angesehenen Hauses zu Benicarlo in Valencia, hatte fünf Jahre lang in meinem Hause Erziehung und Unterricht, neben meinen Kindern, und, bei dem katholischen Pfarrer in Aarau, Herrn Vok*), sorgfältige Unterweisung im Glauben seiner Väter genossen. Bei seiner Ankunft wußte er wenig von Christo, nur von der Jungfrau Maria und andern Heiligen zu sagen, die er aus Gebeten kannte. Als zwanzigjähriger Jüngling, kenntnißvoll und sittlich, in seine Heimath zurückgekehrt**), athmete sein erster Brief an mich Dank und Freude, sich glücklich in den Armen der Seinigen zu sehn. Der zweite aber war ein langer, tiefer Seufzer. Denn sein ehrwürdiger Vater hatte, mehrere Wochen lang, in den Gefängnissen der Inquisition zu Barcelona das Verbrechen abbüßen müssen, seinen Sohn den Händen eines „berüchtigten Ketzers“ anvertraut zu haben. Der Jüngling entkam mit der schimpflichen Kirchenbuße, wöchentlich einige Gebete auswendig zu lernen, und sie, zur Erbauung oder Warnung der Gläubigen, öffentlich herzusagen.

Ungleich schwerer traf, mehrere Jahre nachher, das Fluchgeschick den biedern Obersten Voitel, von Solothurn. Der Name desselben

*) Jetzt Domdechant in Solothurn.

**) Im Jahr 1820.

ist auch in Deutschland nicht ganz fremd geblieben, seit er die pestalozzische Lehrweise nach Spanien übergepflanzt hatte, wo er erst selber mit Soldatenkindern seines Regimentes Schule hielt; dann, nach Madrid berufen, mit Beistand seines und meines Freundes Andreas Schmeller*), auf königliche Kosten, hundert Zöglinge, nebst dem Infanten Don Francisco de Paula, unterrichtete. Wie dies, so zeugt auch für die Würde seines Charakters wenigstens, daß sich selbst der Erzbischof von Tarragona ihm thätig anschloß; oder, daß er gegen Napoleons Heere in mehrern Treffen mit Auszeichnung focht; im Kampf bei Molins del Rey seinem General Caldaput Freiheit und Leben rettete, bis er dann selber französischer Kriegsgefangner wurde, und, als solcher, in der Schweiz wohnen durfte; daß ferner, sobald er nach Spanien zurückkam, sein persönlicher Feind, der Oberbefehlshaber Castannos, ihn zu einem Aide de Camp machte, bis König Ferdinand IV. mit Frankreichs Hülfe, dem unglücklichen Lande den Segen der Restauration gab, und den vielbekannten Grafen d'Espagna zum Gouverneur von Catalonien erhob.

Auf Befehl dieses Grafen ward Voitel eines Tages**) aus den Armen seiner Familie gerissen und in einen feuchten Thurm der Felsenveste Mont-Jouy geschleppt, nachdem man sich seiner Papiere, und eines Bildnisses von mir, bemächtigt hatte, welches über seinem Schreibtische hing. Während dreizehn Monaten sah er dort keinen Menschen, außer dem Kerkermeister, und ward er, nur ein einziges Mal, ins Verhör geführt. In diesem hatte man ihn, unter Vorweisung jenes Bildnisses, bloß befragt: ob er, befreundet mit mir, im Briefwechsel mit mir stehe; ob er Freimaurer sey? — Dann wurde er, laut Richterspruch, auf zehn Jahr und einen Tag lang, zu den Galeeren verdammt; und, ohne von Weib und Kind Abschied nehmen zu dürfen, in Gesellschaft andrer Elendsgefährten, mit Priestern, Gelehrten und gemeinen Verbrechern, nach Ceuta in Afrika gebracht.

Solche Grausamkeit und solche Veranlassung derselben, hätt' ich sie nicht aus den Briefen seiner trostlosen Gemahlin, und nachher aus dem Munde des Unglücklichen selbst, vernommen, würde mir unglaublich gewesen seyn. Laut Inhalt des Urtheils, welches er aber selbst erst nach seiner Freilassung erfuhr, bestand sein Verbrechen darin, daß er, „der Vertraute des Heinrich Zschokke, mit diesem und andern Revolutionären der Schweiz, in gefährlichem Verkehr stehe." Wahrlich,

*) Jetzt Custos an der königl. Bibliothek zu München.

**) Im Jahr 1829.

unser Briefwechsel, der, mit strenger Umsicht, alle Politik gemieden hatte, war stets nur auf Familienverhältnisse, oder Sendungen von Conchylien, Pflanzen, Fossilien Spaniens und des Mittelmeers für mein kleines Naturalienkabinet beschränkt gewesen. Ungebeugten Muthes meldete Boitel mir aus Ceuta, mit der Unterschrift „Alamontade", sein hartes Loos *). Ich will nicht mein erstes Entsetzen,

*) Es mag wohl gestattet seyn, einen seiner Briefe, den ich noch aufbewahrt habe, hier beiläufig mitzutheilen. Derselbe ist datirt von Ceuta, den 7. März 1831.

„Möge das Schicksal, mein Theurer, dieses Blättchen in Deine Hände führen, Euch alle glücklich treffen und meinen Dank bringen für die werkthätige treue Freundschaft und die brüderliche Hilfe in Noth und Trübsal. Kommt Dir dieses zu, so wirst Du Näheres über mich erfahren. Meine Gattin hat mir wissen lassen, daß sie eine Bittschrift an die Tagsatzung geschickt und um Verwendung bei der hiesigen Regierung angesucht habe. Wenn, wie ich hoffe, gewährt werden sollte, so wünsche ich, daß selbe nicht an meinen ehemaligen Freund, den General Wimpffen, sondern directe an den Staatsminister Gonzales Salmon geschickt werden möge; denn durch W. Dazwischenkunft würde dieselbe fruchtlos bleiben, weil er immer fürchtet compromittirt zu werden. Das Beste für mich wäre, wenn ich dem französischen Gesandten in Madrid empfohlen werden könnte. Vielleicht könnte auch dieses durch die Tagsatzung, oder durch den Marschall Moncey, wenn Du ihn darum ersuchst, geschehn. Ich kenne das Verbrechen noch nicht, dessen man mich beschuldigt; ich wünsche daher bloß, daß mein Prozeß, oder was es seyn mag, an den obersten Kriegsrath verwiesen, und untersucht würde. Ich bin mich keiner Schuld bewußt, und alle die unerhörten Leiden, die ich ertragen habe und noch dulde, sind nur Folgen der allgemeinen Verfolgung, oder falschen Anklage, was sich vor jedem unparteiischen Richter sogleich ergeben muß. Ich habe Alles verloren, was mir die Menschen nehmen konnten; mir aber ist das Beste, das Unvergängliche, geblieben: das innere reine Bewußtseyn, mein hartes Loos nicht verdient zu haben, und der unerschütterliche Muth, die Geduld und das unbeschränkte Vertrauen auf den lieben Gott, daß er mich stark und im Sturm nicht sinken lassen wird; und die reine treue Liebe und bewährte Freundschaft meiner Freunde in der Noth. Ich hoffe derselben, möge mein Loos seyn, welches es wolle, stets würdig zu bleiben. Was in meinem Unglück mich am schwersten drückt, ist meine Familie; doch der Vater, der die Vögel in der Luft ernährt und die Lilie auf dem Felde kleidet, wird sich der unterdrückten Unschuld auch erbarmen. Möge mein Schicksal enden, wie es wolle, meine Familie muß jenes unselige Land verlassen. Ich empfehle sie Dir und meinen treuen übrigen Freunden; das ist meine letzte Bitte. Wenn Du an Schmeller schreibst, grüße ihn herzlich. Möge die Vorsehung mein theures Vaterland schützen im Sturme der Begebenheiten, das ist mein heißester Wunsch.

bei der Nachricht von seiner Gefangennehmung, nicht meine immer wache Angst, nicht meine und Andrer flehentliche Verwendung bei hochgestellten Personen in Frankreich, schildern. Wirklich ward er wieder, und schon nach sechs Wochen, aus Ceuta, durch die Königin Christina, entlassen; nicht nur unschuldig erklärt, sondern auch in seinen Rang eingesetzt. Mit Schmerz und Seligkeit schlossen wir, in der Blumenhalde, einander zum ersten Mal*) wieder in die Arme. Von allen mir je, durch feindselige Leidenschaft der Menschen, wiederfahrenen Uebeln, ist dies das bitterste gewesen.

---

15. Die Freuden des Unglücks.

Vielleicht dürfte Mancher aus Allem, was ich bis hieher von guten und bösen Tagen erzählt habe, den Schluß folgern: ich sey doch im Grunde einer von den Lieblingen Fortunens gewesen; habe gut philosophiren gehabt, und rosenfarbne Laune bewahren können, weil, kleine Selbstqualen der Einbildung abgerechnet, mir selten oder nie Unglück begegnet sey. Was der Mensch gewöhnlich großes Unglück und Uebel nennt, auch ich hab' es erfahren; aber nie so genannt. Ich empfing, wie jeder Sterbliche, meinen Antheil an der Bürde sogenannten menschlichen Elendes. Die erste Wucht einer plötzlichen Last konnte auch mich wohl, wie jeden Andern, einen Augenblick erschüttern, oder niederdrücken. Aber mit erhöhter Federkraft des Gemüthes richtete ich mich doch schnell genug wieder auf und trug immer die mir beschiedene Bürde, ohne Unmuth; ja noch mehr, und möge der gewöhnliche Mensch ungläubig den Kopf schütteln, oft war mir ein irdisches Leiden gar nicht unwillkommen. Es entwöhnte mich von Vertraun auf Vergänglichkeiten, und zeigte mir den Grad von Stärke und Selbstständigkeit an, den ich noch in Passionszeiten des Lebens behalten hatte.

Es gibt, deß war und bin ich vollkommen überzeugt, kein Uebel in der Welt, als die Sünde. Nur Bewußtseyn eigner Schuld spinnt einen schwarzen Faden, der durch das bunte Gewebe der Tage bis ans Grab reicht. Nicht Gott ist Schöpfer des Unglücks, sondern der Mensch ist's in seiner Selbstverweichlichung, in seiner Ueberschätzung pomphafter Nichtigkeiten; in eigensinniger Pflege seiner Begehrlichkeiten. Er weint, wie das Kind, dem man nicht nach Willen thut; und ist, nach

---

„Lebet wohl, Theure! Gottes Segen sey mit Euch; gedenket zuweilen Eueres

Alamontade."

*) Den 3. Juni 1831.

siebenzig Jahren, noch nicht Mann geworden. Er weint und klagt und verzweifelt, weil ihm Gott nicht — gehorcht! Aber jedes äußere Unglück ist wahrlich eine so werthe Gottesgabe, als jedes äußere Glück.

Auch ich habe, gleich Andern, schnöden Undank vieler Menschen erlitten; aber ohne Mißmuth; denn ich hatte nichts, ihres Dankes willen, gethan. Freunde haben mich getäuscht; ich zürnte ihnen nicht; denn ich selbst hatte mich nur in ihnen getäuscht. Ich ertrug Verkennung und Verfolgung mit aller Gelassenheit, weil ich die naturnothwendige Ungleichheit der Meynungen und die sie begleitenden Leidenschaften kannte. Auch ich habe die Beschwerden der Armuth erduldet, ohne Seufzer; denn ich erfuhr es an mir, äußere Armuth bringe innern Reichthum. Ich habe auch Verluste eines mühevoll erworbenen, mäßigen Vermögens erfahren*); dergleichen Verluste haben mir keinen Tag verbittert; mich nur arbeiten und sparen gelehrt. Ich bin ein glücklicher Vater glücklicher Kinder gewesen; — zwölf Söhne zählt' ich und eine Tochter. Und mit zerrissenem Herzen mußt' ich am Sterbebette von vier dieser Söhne sitzen. Ich fühlte bei ihrem letzten Athemzug eine „göttliche Traurigkeit", die das Innere verklärt.

„Siehe!" schrieb ich, beim Tode des zweiten Sohnes, an Freund Orell in Zürich**), und diese Worte mögen am besten meine damalige Gemüthsstimmung bezeugen: „Siehe, ich habe, — ich, der wahrlich mit anspruchlosem, reinem Herzen für alles Gute im Vaterlande und in der Welt zu wirken trachte; der ich deswegen so viel gelästert und verkannt werde; der ich lächelnden Muthes, für das Gerechte und Wahre, jedes Opfer bringe; der ich Reichthum, Lob, Ehrenstellen nie suchte, weil ich ihren nichtigen Werth kannte, sie höchstens auf Erden, als Mittel für Besseres annahm, — ich habe keine Freude, keine Seligkeit auf Erden, als mein Weib und meine Kinder! — Und dieser einzige, enge Kreis ist gebrochen!"

„Aber es soll seyn! Gott will es. Ich soll auf Erden an nichts hangen. Ich ergebe mich schweigend und anbetend in den Willen des Vaters. Ich weine; es bluten all' meine süßen Gewohnheiten; — doch

*) So z. B. eine für mich beträchtliche Summe von 17,691 Fr., die ich zu einem Kapitalfond hingegeben hatte. Um nicht zwei rechtschaffene Familien ins Verderben zu stürzen, feierte ich meinen Geburtstag im Jahr 1816 durch Verzichtleistung auf das Ganze.

**) Das Schreiben ist vom 27. Februar 1819 (einen Tag nach dem Tode des Geliebten). Es kömmt hier und noch manchmal mir zu statten, daß der gütige Freund meine Briefe aufbewahrte, und sie mir zum Behuf dieser Erinnerungen gefällig mittheilte.

bin ich im Innersten still. Mein Geist hängt am Vater des Weltalls Mir ist wohl! Meine Verstorbnen sind von mir noch ungetrennt. Der Tod ist etwas Festliches, Großes, wie Alles, was von Gott her erscheint. — Der Tod meiner Kinder heiliget mich; reißt mich immermehr vom Gaukelspiel des Irdischen ab, dem Göttlichen zu; läutert meine Gefühle, meine Gedanken."

„Schon seit Guido's Scheiden war mein Herz der gemeinen Lebenslust und Lebensherrlichkeit sehr entfremdet; — nun durch Hermann's Heimgang noch mehr."

„Tröste uns nicht. Wir weinen, weil wir Kinder des Staubes sind; aber sind geistig beruhigt und heiter, weil wir wissen, wem wir, und die Unsrigen, angehören."

So lernt' ich wahrlich, wie jeder, die vermeynten Uebel des Lebens kennen; und es war meine Bahn nicht immer mit Rosen bestreut. Aber beharrliches Ueben religiöser Willenskraft, schleuniger und lebendiger Vergegenwärtigung des Ewigwahren, bringt Sänftigung des Seelenschmerzes; bringt mächtigere Herrschaft des Geistes über Sinnengewalt, daß sich unser Unmuth, wie im Freudenrausch der Uebermuth, in festen Gleichmuth verwandelt, und unbesonnener Leichtsinn in jenen leichten Sinn, welcher Gunst und Zorn des Glücks, wie ein vergängliches Nebelbild, kommen und verschwinden sieht.

Auch noch in spätern Zeiten (denn ich lasse hier, wie oft schon, in der Erzählung, die strenge chronologische Ordnung gern fahren), lag die Hand des Schicksals schwer auf mir. Von jeher mich gewöhnend, im Wohlseyn, nie dessen Schattenseite; und wieder im Ungemach, nie dessen Lichtseite, aus den Augen zu verlieren, blieben mir selbst Krankheiten, denen ich erlag, nicht ohne Anmuth. Die schwerste der Krankheiten, war ein Schleimfieber, welches mich sechs Wochen, und, nach einem Rückfall, abermals sechs Wochen folterte*). In der Umgegend ging schon Sage von meinem Tode; und unter Landleuten das Gerücht, ich sey durch einen Brief vergiftet worden. Ich selber glaubte einmal den Augenblick naher Auflösung zu fühlen; wenigstens war's ein Augenblick der Krankheits-Entscheidung. Acht Tage lang hatt' ich vollkommen schlaflos zugebracht. Ich lag zwar in tiefster Ermattung; aber mit hellerm Wachseyn des Geistes, als in Tagen der Gesundheit; ohne Hoffen, ohne Fürchten, gefühllos. Dann ward's in mir plötzlich lichte Vorstellung: „Jetzt! der Uebergang ins Ewige ist vorhanden!" — Ich behorchte mich innerlich, wenn ich so sagen darf, um nun das

*) Im Oktober 1826.

Scheiden des Geistes im leichten Gewande seiner Psyche, vom entkräfteten Leibe zu belauschen.

Wie seltsam es klingen mag, diese Wochen und Monden haben für mich, trotz allem Weh, zu den genußreichsten im Leben gehört. Ich hatte da nicht nur gelernt, was Sterben heißt; mich ergötzte nicht nur, dem Gange des Leidens, den Umstimmungen der Nerven, aufmerksam in mir nachzuschleichen: sondern jeder Blick auf meine Nanny, auf meine Kinder, auf ihre Liebe unter einander und zu mir; dann auf meine Unabhängigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft, auf meine vorwurfsreine Vergangenheit, gewährte ungewohntes Vergnügen. Mir war, als sey ich zum ersten Male im eignen Hause recht heimisch geworden. Ich hatte bisher fast mehr für Andre, und in endlosen Geschäften, geathmet; mir selber nicht angehört. Ich segnete die Krankheit, weil sie mich zur Erkenntniß meines beneidenswerthen Looses auf Erden gebracht hatte. Länger denn ein Jahr dauerte aber unbehagliche Entkräftung nach, bis mein trefflicher Aesculap und Freund Dr. Schmutziger mich ins nassauische Schlangenbad verwies*). In der That, wie eine Schlange ihre Haut in Dornen, streift' ich meine Noth in den heilsamen Schlammbädern ab, und ging ich aus ihnen, ein neuer Mensch, hervor, erquickt an Geist und Herz durch Verkehr mit liebenswürdigen Männern und Frauen, welche mit nur um die Heilquelle versammelt gewesen waren.

Genesen kehrt' ich in die Schweiz heim. Von den schönen Tagen im Schlangenbad, in Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg u. s. w. will ich nicht erzählen; nicht von unverdienter Huld und schmeichelhaften Ueberraschungen, während der Heimreise. Kleinodien der Erinnerung können den Besitzer nur im Stillen beglücken, aber nicht ohne Selbstbeschämung zur Schau gestellt werden. Doch als ich wieder in die fromme Blumenhalde einzog, ward mir, als sey ich, aus einem glänzenden Scheinleben, in die weit schönere Wirklichkeit zurückgekommen. Wie ein guter Paladin legt' ich Lorbeer- und Eichenlaub-Kränze, Gedichte und Diplome zu Nanny's Füßen.

„Kömmt man aus Deutschland in die Schweiz," sagt' ich zu meinem Orell, bald nach der Heimkunft**): so tritt man, aus der Belletristerei, in die Politik. Das ist eine ganz andre Welt hier; aber für-

*) Joh. Heinrich Schmutziger, geb. 24. März 1776, starb am Schlagfluß 9. August 1830. Als Arzt in der Schweiz berühmt und gesucht, war er Gründer des Sanitätswesens und vieler gemeinnützigen Einrichtungen im Aargau; immer arm; und immer reich für Andre.

**) In einem Briefe vom 22. August 1828.

wahr eine bessere, trotz dem, daß man meine Wenigkeit dort beweihrauchte und hier indessen beteufelsdreckte. Ich war der Ehre von beiden Seiten nicht werth." —

„Wir Alle lernen nun immermehr einsehn, daß die Schweiz von 1828 durchaus nicht die Schweiz von 1798 ist, und nie wieder werden kann. Leider, oder vielleicht glücklicherweise, fängt die Masse der Nation an, heller zu schaun, als viele ihrer Regenten in blöder Rathsherrn-Politik. Und, nimm mir's nicht übel, wenn ich mir ganz heimlich etwas darauf zu gut thue, seit dem Jahre 1804, als Alles zu verstummen und aller Gewinn aus den Schrecken der Revolution schien mit Füßen getreten zu werden, daß ich, Anfangs fast allein, damals die heilige Sache eidsgenössischen Gemeinsinns, der Oeffentlichkeit, der Denkfreiheit fest und aufrecht zu halten gestrebt habe, was man auch dagegen, und wie man gegen mich, eifern mochte. Nun kann ich schweigen; denn Andre reden, und stärker, denn ich!" u. s. w.

Ich will auch noch einen, den herbesten und spätesten meiner Unfälle nicht verschweigen. Es war im Jahre 1840, als vom Frühling bis zum Herbst das bösartigste Nervenfieber mein Haus in ein Lazareth verwandelte. Fünf der Söhne lagen schwer danieder; dann auch die treue Mutter, ihre zärtliche Pflegerin. Das frohe, laute Leben der Blumenhalde war verstummt. Keine Fremde, keine Freunde und Freundinnen wurden in die Zimmer der Leidenden eingelassen, um Verpestung zu verhüten. Nur ich und meine junge Tochter Cölestine blieben von dem grausenhaften Uebel verschont. Ich zitterte nicht selten vor der möglichen Trennung von Einigen, oder Allen. Und nicht immer ließ sich da ein tröstender Unglaube herbeivernünfteln. Doch ein Blick auf Gott und Ewigkeit: und Muth und Heiterſinn blieb stark in mir, mit dem ich auch die theuren Meinigen erheitern half.

Aber der Todesengel ging diesmal gar gnädig an uns vorüber, und das Leben blühte uns Allen unendlich schöner und köstlicher, denn je zuvor.

Ich bin hier der Zeitfolge um zehn Jahre vorangeschritten; deswegen kehr' ich, um eben so viel, in der Erzählung zurück.

Lebens-Sabbath.

Es ist
Der Weg zur wahren Größe, die den Schein
Und eiteln Glanz verschmähend, keinen Ruhm
Des ernsten Strebens würdig hält, als den
Der Tugend, den der Menschheit Ausdruck spendet.
Vorwärts, auf dieser edeln Bahn, o Freund,
Und nie zurückgeschaut!

Heinr. v. Ampringen.

1. Ein Blick ins häusliche Leben.

Es kam das Jahr 1830. Es führte mich an die Schwelle der Sechsziger! Ich konnte mir's selber kaum glauben, nun schon bejahrter Mann heißen zu sollen, ich, der kaum erst leben gelernt hatte; konnte kaum glauben, den Tagen nahe zu stehn, von denen man sagt: „sie gefallen uns nicht!“ und die mir doch besser gefielen, denn die frühern; den Tagen nahe zu stehn, welche des beginnenden Alters Schwächen und Gebrechen mit sich führen sollen, während ich mich doch ganz Jüngling fühlte. Ich gerieth sogar ein wenig in Versuchung, irgend einen Irrthum in der Rechnung zu argwohnen. Aber der Taufschein zeigte mir hartnäckig die alten Zahlen. So mußt' ich mich denn allerdings darein ergeben, den Sabbath meines Lebens zu beginnen. Die Landleute in der Schweiz pflegten ehmals, mit dem sechszigsten Jahre, vom Militzdienst frei zu seyn und sich, zum Zeichen ihrer Ehrwürdigkeit, den grauen Bart lang wachsen zu lassen. So hatt' ich längst beschlossen, mit Vollendung dieses Stufenjahrs, mich aller Stellen und Aemter im Dienst des Staats zu entschlagen; allenfalls noch Sitz in der Versammlung der Gesetzgeber zu behalten, wo auch Greise mit ihren Erfahrungen sich nicht ganz am unangemessenen Ort befinden. Uebrigens, wenn ich mir das Jahrzehend der halbbewußten Kindheit, und ein Drittheil der Zeit abrechnete, die dem Schlaf überlassen gewesen, hatt' ich doch erst, meines Wissens, ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren durchlebt.

Nanny, frischen und fröhlichen Sinnes, wie vor fünfundzwanzig Jahren, mahnte lächelnd an den fünfundzwanzigsten Februartag, an die nahe Feier unsrer Silberhochzeit, und wir sahn doch noch keine sonderliche Silberspur in unserm Haar. Wie die Poeten es mit den vier Weltaltern halten, sollte man's auch mit den Jubelhochzeiten thun; die erste, zwar jubelreiche; aber nicht jubelnd genannte, sollte eigentlich golden heißen; die zweite silbern; die dritte ehern oder irden, denn sie liegt in der Nachbarschaft der Grabschollen. Doch jubelnd, im Kreise unsrer Kinder, feierten wir, wie eine ächt-goldene, die silberne; dann vier Wochen später eben so meinen Eintritt ins sechszigste Jahr. Jene ward zwar nicht, wie das erste Mal, durch ein Lied von Hebel verschönt; dieser aber durch ein Geschenk verherrlicht, welches mir von meiner Geburtsstadt Magdeburg zukam, von der ich mich kaum noch gekannt meynte. Sie sandte mir, in Begleitung einer Zuschrift ihres gemeinnützigen, verdienstvollen Oberbürgermeisters Franke, das Diplom ihres Ehrenbürgerrechts. Anfangs stand ich vor der überraschenden Gabe mit angenehmer Bestürzung; dann mit Thränen. Es war der schönste Kranz, welchen die Vaterstadt auf das Leben eines entfernten Sohnes niederlegen konnte, den sie wieder unter ihre eingebornen Kinder zurücknehmen wollte. Wär' ich jemals ein menschenfeindlicher Timon gewesen, dieser Tag würde mich wieder zum Menschenfreund gemacht haben. Es wäre aber undankbar, davon zu schweigen, daß auch fünf andre Gemeinden, in vier Schweizerstaaten, mich mit ihrem Bürgerrecht*), eben so mehrere wissenschaftliche, oder gemeinnützige, Gesellschaften mit Aufnahme in ihre Vereine, beehrt hatten**).

---

*) In den Kantonen Graubünden (Malans); Aargau (zu Ueken und Aarau); Basellaud (Lausen) und zu Beromünster, im Kanton Luzern. Im letztern konnte mir verfassungsmäßig nicht zugleich das Recht eines Staatsbürgers gegeben werden, weil ich evangelischen Glaubens, nicht Katholik war. — Diesem könnt' ich noch beifügen, daß mich später auch in Amerika lebende Schweizer und Schotten (1837) in der von ihnen am Verbindungspunkt der beiden großen Eisenbahnen neuerbauten Stadt Highland, County Madison, im Staate Illinois, einheimisch machten, indem sie mir, in einer nach mir genannten Straße, Hausplatz, Garten und Land, durch förmliche Schenkungsurkunde zuerkannten.

**) Unter den Gesellschaften des Auslandes beehrten mich mit Diplomen die Wetterauische Gesellschaft für gesammte Naturkunde; die kaiserl. russ. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau; die Sachsen-Gothaische Gesellschaft für Forst- und Jagdkunde; die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau; die kameralistisch-ökonomische Societät in Erlangen; der Gewerbsverein zu Annaberg

Ich konnte mich wohl, beim Anbeginn des Greisenthums, einen glückseligen Mann nennen, und, als Vater von zwölf Söhnen, denen eine Tochter gefolgt war, wie den Söhnen des Patriarchen Jakob, die schöne Dina, mich im Scherz dem Stammvater Israels vergleichen lassen*). Enkel und Enkelinnen tanzten damals, wie heut noch, um mich; und die liebende Stammmutter Aller war ihnen, an muntrer Lebhaftigkeit, gleich. Sah ich auch schon Einige derselben in andre Wohnungen des göttlichen Vaterhauses vorangegangen, war deshalb doch die Kette der Liebe unter uns nicht zerrissen. Es schmiegten sich die Zurückgebliebnen nur um so inniger an einander, indem sie den Heimgegangnen mit Inbrunst nachschauten. Es ward Sitte meines Hauses, der Verstorbnen zu gedenken, als lebten sie noch in unsrer Mitte; Sitte, ihre kleinen Abenteuer, naiven Einfälle und edeln Charakterzüge zu erzählen, und jedes Denkwürdige von ihnen, wie von den Lebenden, in einer etwas eigenthümlichen oder sonderbaren Familienchronik aufzuzeichnen, um es vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Ich nenne sie „sonderbar", weil sie von den Kindern selbst, in Gestalt und Form einer Art Zeitung, genannt „der Blumenhaldner", geschrieben wurde, die uns an winterlichen Sonntagsabenden belustigte, und den entfernt wohnenden regelmäßig gesandt ward, damit auch sie von den kleinen Begebnissen der Familie in Kenntniß erhalten würden. Diese häusliche Spielerei, und darum erwähn' ich ihrer, bewährte

---

im Erzgebirg; die Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste, eben so die des Museums zu Frankfurt am Main; endlich auch der Verein des großen kölnischen Faschings-Volksfestes. Schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre hatte mich die damals in Frankfurt an der Oder bestandne königl. Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede gewählt. — Ich erwähne hier nicht sechs oder sieben inländischer wissenschaftlicher, oder gemeinnütziger Gesellschaften; sondern bekenne nur, und nicht ohne Beschämung, daß ich mich dieser Auszeichnungen allzu wenig, durch thätiges Mitwirken, werth gemacht habe. Das enge Maß der Zeit erweiterte sich nicht mit dem Zuwachs der Pflichten und Geschäfte.

*) Vier derselben standen im J. 1842 in Amt und Beruf; der Erstgeborne, Theodor, als Arzt und Professor der Naturgeschichte an der Kantonsschule zu Aarau; der andre, Emil, als Pfarrer und Mitglied des Erziehungsrathes zu Liestal, in Liestal, im K. Baselland; der dritte, Alexander, als Stahl- und Kupferstecher zu Aarau; der vierte, Julius, als Rechtsgelehrter, Mitglied des Landraths und Kriminalgerichts in Basellandschaft; ein fünfter, Eugen, widmet sich der Arzneiwissenschaft auf der Hochschule zu Berlin. Drei Söhne, Achilles, Alfred, Olivier, leben noch unter dem väterlichen Dache, so wie die jüngstgeborne Tochter, Célestine.

sich, unbeabsichtigt, auch als treffliches Erziehungsmittel. Die entfernterwohnenden wurden durch Vergegenwärtigung ihrer Heimath, enger zu dieser angezogen; und die jungen Mitarbeiter dabei auf ihr eignes Leben und Weben achtsamer. Denn jeder findet darin die Geschichte seiner Vergangenheit, mit ernsten und schalkhaften Bemerkungen kommentirt, und sieht, wie manchen Vorfällen, die an sich selbst sehr unerheblich schienen, eine Reihe schwerer Folgen nachhinken kann.

Man hat über Erziehungskunst ganze Bibliotheken geschrieben; und keine Kunst in der Welt ist doch einfacher. Wie jede Pflanze, jedes Thier, entfaltet sich auch der Mensch von selbst zu dem, was er nach eigenthümlichen Anlagen und Gaben werden kann. Wer mehr, oder Anderes aus ihm bilden will, als wozu die Natur Form und Stoff gab, wird nicht Bildung, sondern Verbildung und Verkrüppelung bewirken. Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, daß zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfs hemmt, oder irrt. Nachahmungstrieb, Gedächtniß, dann Einbildungskraft werden im Kinde am ersten thätig. Darum neigt es sich gern hin, das zu seyn, was die Umgebungen beispielweis lehren. Verdorbne Kinder sind durch Verdorbenheit, oder Verkehrtheit, oder Fahrlässigkeit der Eltern, oder Erzieher, zuerst verderbt worden.

Kinder sind ohne Sünde, ohne Tugend. Man nennt sie mit Recht unschuldig. Die sogenannte Erbsünde der Theologen ist nichts, anders, als die Thiernatur des menschlichen Leibes. Diese muß, wie bei allen zähmbaren Geschöpfen, zuerst gezähmt werden. Dann erst wendet sich das Auge des Erziehers dem geistigen Wesen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchschaun, sind Unwahrheit und Verstellung, als die schwersten Vergehn der ersten Kindheit, zu rügen. Niemandem erlaubt' ich, in meinem Hause, den Kindern, auch nur im Scherz, Lüge zu sagen; mithin auch kein abergläubiges Geschwätz. Unwahrhaftes Gesinde ward sogleich entfernt; eben so Umgang mit jugendlichen Altersgenossen, deren sittliche Reinheit im mindesten zweideutig schien.

Den Knaben vor allen Dingen Selbstständigkeit im Wechsel künftiger Schicksale zu geben, wurden sie früh abgehärtet, an Arbeit und Entbehrung gewöhnt; zwar reinlich, aber fast ärmlich, gekleidet; und Nachts auf Spreukissen gelagert, bis sie das Vaterhaus verließen. Vom zehnten Jahr an, schickt' ich sie auf sommerliche Fußreisen; erst paarweis, dann einzeln; Habersack auf dem Rücken, mit kärglichem Reisegeld; erst in benachbarte Städte, zu Freunden; dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletscher, ihre botanischen, oryktognostischen und entomologischen Sammlungen zu bereichern. Das übte

sie sich, wochenlang sich selbst überlassen, unter Fremden, für sich zu handeln und zu sorgen, wo niemand für sie handelte und sorgte.

Jedem, wer er will, stand Wahl des künftigen Berufs frei. Wählte er einen wissenschaftlichen, mußte er zugleich, als Lehrling in die Werkstatt eines Handwerkers, oder Künstlers treten; und nicht die Buchschule eher, denn als eingeschriebner Gesell seines Gewerbes beziehn. So blieb allen der „Dünkel junger Herrn" fremd; jeder Stand ehrenwerth. Und, nach dem Ende der akademischen Studien, fühlten sie den vollen Werth dieser schlichten Erziehung auf ihren Reisen durch Nord- und Süddeutschland, Dänemark oder Frankreich, Schottland und England.

Ungeachtet vortrefflicher Schulanstalten in Aarau, zog ich, für die Söhne, häuslichen Unterricht vor, damit sie nicht manche Verirrung, manche Sünde der Jugend früher kennen lernten, als sie stark genug wären, dieselben, ohne fremde Mahnung, aus eignem Triebe zu scheuen. Bei unwandelbarer Hausordnung, Winters und Sommers gleich, wurden ihnen gezogene Thätigkeit allmälig Bedürfniß, dann Lust. Vom Vater empfingen sie ihren wissenschaftlichen Unterricht in den meisten Fächern; ihr vielen leitete er sie an, Autodidakten zu werden. Dafür standen ihnen im Hause, neben einer ausgewählten Büchersammlung, Naturalienkabinet, physikalischer Apparat, musikalische Instrumente u. s. w. zu Gebot. Ich erübrigte täglich für sie, neben andern Geschäften, noch drei bis fünf Stunden, theils ihre Tagesarbeiten einzeln mit Sorgfalt zu prüfen; theils geordnete Vorträge über das zu halten, was sie durch eignen Fleiß nicht erstreben konnten. Doch in Allem, im Studium der Klassiker, wie der Geschichte der Nationen, der Erd- wie der Naturkunde, bezielt' ich, als Höchstes, sie das Menschlich-Edle vom Gemeinen, Wesen vom Schein, Ewiges vom Vergänglichen, unterscheiden zu lassen.

Eben dieses Letzte wurde ihre erste Weihe zum Religiösen. Freilich nicht einen Katechismus, nicht Gebete lernten sie auswendig; wohl aber, aus eignem Herzen dankend und bittend, zum unsichtbaren Gott reden. Solch kindliches Beten und Beichten vor dem Allwissenden, nicht todtes Wortwerk, führt zur wahren Jesusjüngerschaft. Man hielt sie nicht eher zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes an, bis sie, in einem Alter von sechszehn bis achtzehn Jahren, Verstandesreife genug besaßen, um in den besondern Wahrheiten des Christenthums Unterweisung zu erhalten und zur Theilnahme am Gedächtnißmahl Jesu vorbereitet zu werden; bis sie, aus der Geschichte der Menschheit, Ursprung, Werth und Loos aller Religionen im Allgemeinen erfahren hatten. Ein würdiger Geistlicher ihrer Vaterstadt, dessen nicht geringes Verdienst seltner Tiefblick in das Jugend-

gemäßlich ist, vollendete, was ich begonnen*). Nichts trägt in der christlichen Welt so sehr zum Verfall des Christenthums bei, als das herrschende Herkommen, Kindern schon höhere Religionsideen in einem Alter mittheilen zu lassen, in welchem nur ihr Gedächtniß, nicht ihr Verstand, Fähigkeit hat, sie aufzunehmen; und in welchem ihnen eine feierliche, rührende Handlung zur Hohen bürgerlichen Sitte und Uebung herabgewürdigt wird, die man, Anstandes und Brauches willen, mechanisch mitzumachen hat.

Die erwachsenen Söhne sind nun ihrer Eltern Freude geworden, wenn Gegenwunsch ihnen durchs Leben folgt. Religiösen Sinnes, anspruchlos, genügsamig und vielthätig, dienen sie dem Vaterlande, der Menschheit, der Wissenschaft und Kunst. Wie sie ihre Berufsbahnen frei nach eigner Neigung wählten, eben so auch die liebenswürdigen Gefährtinnen ihrer Tage, und darum glücklich. Im eignen Hause setzten sie die einerzogene Weise des Vaterhauses fort, in welchem sich ihre Zukunft bereitete, die nun ihre Gegenwart ist. Die Uebrigen, welche noch unter dem Dache ihrer Heimath wohnen, sind holdverheißende Blüthen, deren Frucht aber dem Vater kaum erlaubt seyn wird zu schauen.

Und auch diese Blätter, welche Euch, Ihr Lieben, zunächst angehören, sollen zu Euern Herzen die Worte des Vaterherzens tragen; und dann noch, wenn es nicht mehr schlägt.

---

8. Ein Ausflug in die Normandie.

Das Jahr 1830, das mich, bei seinem Eintritt, gar freudlich und festlich angelächelt hatte, glich einem Tage mit prächtigem Sonnenaufgang, mit schwülen Mittagsstunden, aber in schwarzer Gewitternacht endend. Eh' ich davon erzähle, will ich zuvor einer Vergnügungsreise gedenken, welche mir merkwürdige Eindrücke hinterließ.

Ein auf seinen Pflanzungen in Cuba wohnender Schweizer hatte seinen Sohn, Kind einer schönen Negerin, in eine Erziehungsanstalt nach Unterseen am Thuner-See geschickt, mir aber die Geldzahlungen für ihn anvertraut. Als er nach einigen Jahren den jungen Knaben zurückforderte, entnahm ich ihn der Anstalt, und begleitete ihn auf des Vaters Bitte selber gen Havre, um die Einschiffung nach der westindischen Insel zu sichern. Angekommen in Paris, überraschte mich angenehm die Erscheinung meines ältesten Sohnes, den ich noch in den Spitälern von Lyon vermuthete. Es war ihm daran gelegen

*) Sein Name ist Jak. Friedrich Pfleger. Dankbar nennen ihn meine Söhne mit mir.

gewesen, nachdem er die Hochschule Münchens und Berlins verlassen, und im Vaterlande schon einige Jahre praktischer Arzt gewesen, noch unter dem berühmten Dupuytren, die Fortschritte Frankreichs in der Wundarzneikunst zu beobachten*).

Auf einer Morgenwanderung durch das Labyrinth der Straßen, trat ich in den Garten der Tuilerien. Jählings stand eine alte Vergangenheit in unverblichnen Farben vor meinen Augen. Ich glaubte noch dieselben Bäume, dieselbe Bank zu begrüßen, auf welcher ich vor mehr denn drei Jahrzehnden, in der Schwermuth des Heimwehs nach den Schweizerbergen, Pläne für die Zukunft geschaffen hatte; glaubte noch den theuern Schlaberndorf und Oelsner aufsuchen zu müssen, deren Asche doch längst das Grab deckte. Ich warf mich auf die Bank hin, träumte mir keine Plane mehr; sondern ließ nur einen Blick über das lange, wunderbare Gespinnst der Erlebnisse seit jenen Tagen, hingleiten. Das hatte meine Hand nicht gesponnen und gewoben; eine unsichtbare, gewaltigere! Nicht Maler, nicht Schulmeister in einem glarnischen Bergdorfe, war ich also jetzt. Im Wogendrang der Erscheinungen fortgeflutet, wo mir nichts, als der Wille über mein inneres Selbst blieb, und ohne mein Zuthun in ein weites Feld des Schaffens geschleudert, mußt' ich Kräfte da versuchen, die ich vorher in mir nicht erkannt hatte. Es überwältigte mich, unter solchen Erinnerungen ein Gefühl beklommener Demuth vor dem ewigen Ordner der Weltverhältnisse; ein Gefühl von Bangigkeit, ob ich genug gethan habe? — Dieser Augenblick im Tuilerien-Garten, im grellsten Gegensatz zu dem frühern, ward mir so feierlich, wie jener. Selten mag dieser Garten wohl Zeuge ähnlicher Gemüthsbewegungen gewesen seyn.

Kunst und Pracht der Weltstadt aber verschwand zum Nichts, beim Anblick der erschütternden Majestät des Weltmeers, welches in Havre sich vor mir aus einanderrollte. Sey es, daß ich im Hafen die Matrosen, am dünnen Seilwerk der Schiffe, durch die Luft wandeln sah, wie Spinnen an Fäden; oder in der Ferne Segel sah, wie Geister des Oceans, über der uferlosen Einöde des Gewässer schleichen; oder, wie geregeltes Uhrwerk, den Gang der Ebbe und wieder heranbrüllenden Flut; oder im abendlichen Dunkel den sich selbst phosphorisch beleuchtenden Wellentanz; oder in der Nacht, unter Geißeln der Blitze,

*) Kaum zwei Monate später hatte er das Glück, unter Oberaufsicht dieses ausgezeichneten Mannes und zu dessen Zufriedenheit, im Hotel Dieu vorzugsweis die ärztliche Behandlung der im Barrikadenkampf verwundeten Schweizer übernehmen zu können.

das aufflammende Meer, wenn es sich heulend himmelan bäumte, als wollt' es die Wolken-Vulkane verlöschen — ich war ganz Begeisterung, Entzücken, Gebet! — Mein Landsmann und Freund Wanner, einer der angesehensten Handelsherren der Seestadt, und der Schiffskapitän Eduard Corbière*), weideten sich nicht wenig an meiner immer von neuem auflodernden Lust. Nur die lautlose Einsamkeit der Hochalpen, mit ihren Blumenfluren neben bleichen, von Gewölken umschwommenen Eisbergen, Felstrümmern und Abgründen, kann mit der Majestät jener Erscheinungen verglichen werden. Und der Mensch vor diesem erhabenen Schauspiele, dort, wie hier? — der Hirt des Gebirgs und der Schiffer des Oceans, beachten es kaum; gehn gleichgültig inmitten der Wunder, nur ihrem Futter nach, wie Seemöve und Gemsthier!

Es war mir nicht ganz leicht geworden, den kleinen Mulatten, zur Ueberfahrt nach Westindien, endlich auf einem amerikanischen Schiffe zu verdingen. Man fand nähere Gemeinschaft mit ihm anstößig. Als ich eines Abends den Knaben, im Hotel des Indes, mit mir an die Wirthstafel genommen, stand ein amerikanischer Kapitän im Begriff, voll Abscheu's den Tisch zu verlassen, hätt' ihn nicht seine verständigere Gattin leise von der Albernheit abgehalten. Der stolze Ekel ennetmeerischer Republikaner vor farbigen Mitmenschen ist bekannt. Europäern dünkt das Vorurtheil mit Recht lächerlich, oder empörend. Aber doch ist ihnen, bei all ihrer vermeynten Lossagung von Vorurtheilen, der Unterschied zwischen adlichem und unadlichem Geblüt; oder der Glaube an Selbstentehrung durch sogenannte Mißheirathen u. dgl. m. weder lächerlich noch empörend. Ragen sie wohl einen Zoll höher aus dem mittelalterischen Meynungssumpf hervor, als jener Amerikaner? Fürwahr, unsre Amerikaner und Europäer, stolz auf Bildung, Wissenschaft, Kunst und Christenthum, scheinen mir mit ihrer gleisnerischen Gesittung ohne Sittlichkeit, ihren kriegskünstlerischen Völkerzerfleischungen, ihren völkerrechtsmörderischen Staatsmaximen, noch immer nicht um Vieles weiser und selbst christlicher zu seyn, als vor zwei- bis dreitausend Jahren die feine Welt des heidnischen Athens und Roms!

Nach gelungener Einschiffung des jungen Westindiers, trieb ich mich noch manchen Tag, und jeder ward ein Festtag, längs den Gestaden des Meers in Havre, in Fecamp und Dieppe umher, und trat erst wieder

*) Er ist in Deutschland durch seine sogenannten „Seeromane" und deren treue Schilderung des Lebens und der Sitten auf dem Meere, nicht ganz unbekannt. Im ersten der von ihm erschienenen Romane „Le Negrier" spielte er noch, in der an mich gerichteten Zuschrift, auf meine damalige Begeisterung an.

in das prosaische Weltleben zurück, als ich dem alterthümlichen Rouen entgegen reisete. Im Vorplatz des Eilwagens befand sich neben mir, mit seiner Gemahlin, ein Mann von Bildung und Gewandtheit; Gesandter einiger kleinen Fürsten Deutschlands an Karls X. Hofe; vertraut mit den Zuständen dieses Hofes, der nicht an das neunzehnte Jahrhundert glaubte; und eben so vertraut mit den Zuständen der „großen Nation", die weder Freiheit noch Knechtschaft ertragen kann*). Er wahrsagte mir mit Bestimmtheit die Wiedererwählung jener Männer in die Deputirtenkammer, welche dem Monarchen erklärt hatten, daß sein Mißtrauen gegen das Volk in diesem einen Gegenklang des Mißtrauens wachgerufen habe; wahrsagte sogar nahen Ausbruch des in Millionen gährenden Zorns.

Von jeher erlaubt' ich mir, bei Wetterpropheten und bei deren politischen Kollegen, ein wenig ungläubig zu seyn. Doch die Juliuswoche mit ihren Donnerschlägen belehrte mich des Bessern vom Seherblick meines angenehmen diplomatischen Reisegefährten. Es ist merkwürdig, daß man von unten deutlicher nach oben sieht, als oben, vom Thron herab, nach unten! Karl X, wie einst sein Namensvorfahr, Karl IX, von herrschsüchtigen oder glaubensstolzen Priestern und ruhmlosen Söhnen ruhmreicher Ahnen umringt, sah Frankreich nicht mehr in Frankreich, sondern nur in seiner Camarilla; und das Murren des gesammten Volks verklang in den Vorzimmern und Sälen seines Palastes zum fernen dumpfen Tosen eines lärmerischen Pöbels, der zur alten Zucht zurückgepeitscht werden müsse. Er schleudert ein böser Stunde den sechsfachen Blitz seiner Ordonnanzen durch die gährende Masse. Eine Flamme aber fuhr von ihr auf und zerschmetterte den Thron der Bourbonen zum andern Mal.

---

3. Rückblick in die restaurirten Uebel der Politik.

Der Schlag erdröhnte weit durch den Welttheil. Seit anderthalb Jahrzehnden hatte, wie in Frankreich, in andern Ländern die Selbstsucht geistlichen und weltlichen Kastenthums eine Fülle des Zündstoffes zusammengehäuft. Zwar, als Europa, nach Napoleons Verbannung ins Elend von St. Helena, zum ersten Mal wieder frei hatte aufathmen können, war ein schöner Augenblick gekommen; der Augenblick freudigen Hoffens eines der Menschheit würdigen Zeitalters. Könige hatten für Völkerglück

---

*) Man nannte mir nachher seinen Namen; Fabricius, glaub' ich, hieß er. Falls er dieser Zeilen ansichtig wird, mögen sie ihm die angenehmen Stunden danken, die er einem unbekannten Reisegenossen dankte, nach welchem er sich damals bei diesem selber so gütig erkundigte.

einen „heiligen Bund“ geschlossen. Dankbar wurden Zusagen gegeben, das unermeßliche Opfer von Blut und Gold der Nationen für Thron und Vaterland, mit freisinnigern Stiftungen, und erweiterten Rechten der Bürger, zu vergelten.

Doch die Gelübde, einst in Tagen der Noth, oder im Wonnerausch der Erlösung, gethan, empfingen unvermuthet neudiplomatische Auslegungen, und die Verheißungen gingen zögernd, kärglich, oder gar nicht, ihrer Erfüllung entgegen. Man bangte vor dem wachgewordnen Selbstgefühl der Nationen, und bemühte sich, zur Beruhigung der Staaten, jenes Selbstgefühl allgemach wieder einzuschläfern. Die warnende Orakelstimme des Schicksals war selbst von gerühmten Staatsmännern nicht verstanden worden. Ihre Politik sprach wohl von staatsbürgerlicher Gleichheit der Pflichten, aber auch von Wiedergeburt mittelalterischer Privilegien und Hochherrlichkeiten bevorrechteter Stände; von napoleonischer Centralisirungskunst, neben Flor materieller Interessen. Leisen Schrittes kehrten Gespenst und Gespinnst aus den alten Gräbern voriger Zeiten zurück. Die Aristokratie ermahnte zum Schmieden einer starken „Adelskette“; die Hierokratie an Errichtung sicherer Glaubensbollwerke und an Wiederbevölkerung der Klöster. Jesuiten, vom heiligen Vater in die Welt zurückgerufen, siedelten sich unvermerkt von Land zu Land an. Wunder, zur Pflege des Aberglaubens, wurden gefeiert oder geduldet. Ein Bauer, Martin Michel, ein Prinz von Hohenlohe, wetteiferten wunderthätig, Kranke in hundert Meilen weiter Ferne mit Gebet zu heilen. Die Pfennige der heil. Philomele wurden gangbare Glaubensmünze. Bücher-Censoren prägten dienstbeflissen Wahrheit zum Irrthum, und Irrthum zur Wahrheit. Mysticismus ward Modeton in der Philosophie; frömmelnde Romantik, in der Poesie; pietistisches Sektirerthum, im großen Haufen der Bildungsärmern.

Auch in der Schweiz wurde der Spielraum freiern Strebens zum Bessern in allen Kantonen, von Jahr zu Jahr enger beschränkt. Schon hab' ich der mißlungenen Schöpfung eines Bundesvertrags von 1815, und der aristokratischen Staatsformen, mit demokratischer Vergoldung, früher erwähnt. Loyola's Jünger erschienen im Wallis, dann zu Freiburg im Uechtland; erst in Demuth, dann mit Pomp, als bewährte Schildwachten der Altäre und Rathsherrnstühle. Vorrechte und Maximen von Familien- und Priesterherrschaft ertrotzten neue Gültigkeit. Selbst ehmalige Freiheitshelden der Revolutionszeit, durch Ehr- und Habsucht bekehrt, thaten Buße und wurden streitsame Schildknappen des alten und neuen Patrizier- und Mönchthums. Extreme, weiß man ja, berühren sich ohnehin leicht. Ist die rothe Jakobinermütze einmal, vom

Alter, schwarz, und das schwarze Jesuitenbaret, vom Alter, roth geworden, sehn sie einander, zum Verblenden, ähnlich.

Wie allenthalben, so geschah auch im Aargau. Dieser Aargau ist ein winziges Pünktchen auf dem Erdenrund. Es ist kaum der Mühe werth, zu sagen, welchen Schlamm der über Europa gegangene trübe Strom einer restaurirenden Politik auch hier absetzte; oder, wie ich und manch Andrer von Muth und hellem Sinn, sich, vergeblich ihm entgegen, abmühete, als könnten Ameisen das Meer eindämmen. Aber dieser kleine Freistaat war doch meine Heimath, der ich zunächst dienen sollte; ich saß doch in den Reihen seiner Gesetzgeber! Darum darf ich mir erlauben, ein Paar Worte darüber zu verlieren, wenn es auch nur, wie ein französischer Witzkopf sagen würde, die Geschichte eines Orkans in einem Glase Wassers betrifft. Mit wenigen vereint, half ich treulich gegen Anmaßungen der besoldeten „Landesväter", oder „Landesherrn", wie sie sich gern betitelt hörten, Opposition bilden. Wir kämpften gegen einschleichendes Gönnerschaftswesen und Nepotismus; gegen unrepublikanische Titel- und Ordenssucht; gegen ungleiche Vertheilung öffentlicher Lasten; gegen ungleiche Vertheilung öffentlicher Lasten; gegen ungemessene Forderungen der römischen Curie und vieles Andre, heut nicht mehr des Nennens werth.

„Es sieht mir in der Welt aus", sagt' ich damals zu Ittner*): „als wolle das zehnte Jahrhundert schlechterdings wieder zum Durchbruch kommen. Der Kampf ist groß. Auf Schlachtfeldern wird jetzt nicht soviel entschieden, als mit Feder und Dinte. Ist aber Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder ans Blut kommen. — Wir wollen jedoch, dem Himmel und der Erde zum Trotz, gutes Muthes bleiben in secula seculorum."

Ich blieb wirklich gutes Muthes. Gleich den Stimmen Anderer, fanden auch meine Worte im Schweizervolke noch Wiederklang; sei es, wenn ich in Versammlungen der helvetischen Gesellschaft öffentlich sprach; oder in Blättern des Schweizerboten gesunden Menschenverstand predigte. Man machte mir dafür freilich von Seiten derer, die sich Conservative nannten, weil sie für sich das Bessere, für Andre das Schlechtere konserviren wollten, allseitigen Krieg. Weil mich aber freundliche Schmeicheleí so wenig, als Schimpf und Spott in Ueberzeugungen ändern, noch weniger zum Knecht der Tagesmeynung machen konnten: erachteten „Bürgermeister und Kleiner Rath des Standes Aargau", mir ihre Ungnade bemerkbar zu äußern. Als ich einst im großen Rathe, Namens einer Commission, über die Staatsrechnung Bericht erstattete, und, neben

*) Schreiben vom 16. Jänner 1819.

andern Verwaltungsmängeln, auch den Mangel weiser Sparsamkeit zu rügen hatte, wandten sie die weise Sparsamkeit sogleich in Verminderung meines geringen Gehalts und desjenigen einiger weniger andern Beamten an. Ich fand zwar nicht ihre Gründe dafür, aber die Sache selbst sehr löblich; und erbot mich sogar, dem Staate unentgeldlich zu dienen, wenn die Regierungsglieder, auch nur den vierten Theil ihrer Besoldungen, dem Bedürfniß des Landes zum Opfer bringen wollten. Vermuthlich schien ihnen solche Großmuth etwas übertrieben. Sie änderten den Sinn und ließen jedem, so auch mir, den ungeschmälerten kleinen Geschmack.

Nachher unterwarfen sie meinen Lichtträger, den „Schweizerboten", gar gestrenger Censur, die mit unbarmherziger Federwillkür zuweilen ganze Seiten strich. Ich ließ die Censurlücken offen. Das leere Papier ward für das Volk belehrender, als das mit Worten gefüllte; und kein Gesetz untersagte dem Buchhändler, weißes Druckpapier in Umlauf zu setzen.

Endlich erschien für die mir zürnenden Machthaber ein besserer Anlaß, den Verlust ihrer Huld zu äußern. Ein, mit hoher Censurbewilligung, vom Schweizerboten aufgenommener Artikel des vorzüglichen Rechtsgelehrten Casimir Pfyffer von Luzern, über Zustände im Kanton Schwyz, hatte Neugier, oder Wißbegier der Regierung dieses kleinen Kantons nach dem Namen des Einsenders erregt. Sie wandte sich also mit Anfrage deshalb an den kleinen Rath des Aargau's, der dienstgefällig, ohne Zeitverlust, das Bezirksgericht außerordentlicher Weise versammeln ließ, mich zur Nennung des Namens anzuhalten. Das Gericht trat nicht ein, weil durchaus keine Anklage, nur eine bloße Anfrage, vorhanden war. Die Regierung aber, ohne Appellation zu ergreifen, übergab dem Appellationsgerichte den gleichen Auftrag. Und diese höchste Justizbehörde des Landes, gefügiger denn eines ihrer Untergerichte, schlechterdings ohne Kenntniß der schon vorangegangenen Verhandlung; ohne mich nur auch vorzubescheiden; mit Uebergehung aller Formen; mit Verletzung des Gesetzes, auf dem die Behörde selbst beruhete, verurtheilte mich, ohne Anrufung eines Gesetzes für solchen Fall, den Namen des Einsenders zu nennen; aber hinwieder verfällte sie, seltsam genug, die Regenten in Zahlung der gerichtlichen Kosten. So stand es mit damaliger Justizpflege! Gehorsam dem Spruch, nannte ich den Namen, welchen ohnehin schon jedermann wußte. Ich legte aber sämmtliche Stellen, die mir von der Regierung anvertraut waren, nach solcher Regierungsthat, nieder. Ich schämte mich, einer ihrer Beamten zu seyn *). Vielleicht wär' ihr wil-

*) Es geschah im Sommer des Jahrs 1829. Ich berühre diese Kleinigkeit, nur um den Zustand der Schweiz (in andern Kantonen ward es mitunter noch übler getrieben), in jener Zeit zu schildern; und keineswegs

kommener gewesen, ich hätte auch meinen Sitz im großen Rath oder, der Schweizerbote hätte seinen Wanderstab verlassen. Auf diese Art ward mein Vorsatz, mich im sechszigsten Jahre ämterfrei zu machen, früher vollstreckt, als ich bestimmt hatte.

Wachsendes Verderben durch stolzes Herrenthum in den meisten Schweizerrepubliken, und Furchtlosigkeit alles Gegenstrebens von rechtschaffenen Männern in fast sämmtlichen Kantonen, reizte zu immer allgemeinerm Mißmuth. Der unwillige Volksgeist fing allmälig an, hie und da sogar in die gesetzgebenden Versammlungen einzuwirken. Ehe noch der Pariserwelt die Nähe ihrer blutigen Juliuswoche ahnen konnte, regte sich in der Schweiz schon ernster Wille, dem eingerissenen Unwesen Schranken zu baun. Die großen Räthe im Tessin und Waatlande, in Luzern und Zürich waren (1829) die ersten, welche Hand an Verbesserung ihrer Staatseinrichtungen legten; doch schüchtern und mit mächtigem Widerstand ihrer Regenten.

---

4. Eine Scene im Rathssaal.

Nachdem aber im folgenden Jahr Frankreich, voll gerechten Zorns, das Joch zertrümmert hatte, welches ihm, von den Händen der alten Adelschaft und des hohen Priesterthums, bereitet war; und als die gewaltige Erschütterung des ganzen europäischen Abendlandes einen Riß in den heiligen Bund gesprengt hatte, ward auch der Ruf nach freiern Zuständen in den gewerbs- und bildungsreichern Kantonen der Eidsgenossenschaft stärker. Sie sind, mit Land und Volk, der größere Theil der Schweiz. Die kleinen Hirtenländer im Innern des Alpengebirgs, arm, kaum mit denjenigen öffentlichen Anstalten versehn, die einem Staatswesen unentbehrlich sind; nur einfachen Bräuchen ihrer Vorfahren folgend, blieben, unter der Hut ihrer weltlichen und geistlichen Obern, unbewegt.

Längs dem Jura, vom Bodensee bis zu den Ufern des Leman, erscholl das Losungswort: „Verfassungsreform!“ Man forderte Trennung der höchsten Staatsgewalten und Controle derselben; Nichtlebenslänglichkeit der Aemter; Verantwortlichkeit der Regierungsbehörden; Abschaffung erblicher Vorrechte; staatsbürgerliche Rechtsgleichheit; Freiheit der Presse,

---

aus Groll gegen Personen. Daher nenn' ich keine Namen derselben. Mit den über diese lächerliche Geschichte zwischen der Regierung und mir gewechselten Briefen macht' ich späterhin meinem Freunde, dem nachmaligen Obergerichtspräsidenten K. R. Tanner, von Aarau (auch durch seine kleinen Dichtungen in der deutschen Literatur nicht unbekannt), ein Geschenk.

des Handels und Gewerbes. Es wandten sich größere und kleinere Volksversammlungen deshalb, in ehrerbietigen Zuschriften, an ihre Landesobrigkeiten.

So geschah auch im Aargau, wo man immer noch der vernichteten Mediationsakte, wie eines geliebten Todten gedachte, dessen Fehler man über seinem Grabe vergessen hat. Die Regierung beachtete Bitten und Warnungen der Bürger nicht. Durch schmeichelnde Amtsberichte der Angestellten, oder durch persönliche Eigenliebe getäuscht, beredeten sie sich gern, Alles sey ohnmächtiges Getriebe ehrgeiziger Stellensucher, demagogischer Wühler und politischer Schwindelköpfe. Zufällig war im Aargau das Jahr 1830 aber auch der Zeitpunkt, in welchem das Volk, verfassungsgemäß, einmal wieder nach zwölf Jahren, Abgeordnete in den großen Rath der Gesetzgeber wählen sollte. Diese Wahlen wurden nun vom Volk verweigert; wiederholte Aufforderungen des kleinen Rathes nicht mehr gehört. Sein Sträuben gegen den Wunsch des Volks vermehrte den Ungestüm desselben. Man pflanzte zum Zeichen der Lossagung vom bisherigen Grundgesetz, Freiheitsbäume. In den Umgegenden der Klöster, den Bezirken längs dem Reußstrom, rüstete man sogar bewaffneten Widerstand. Die Regierung, vorher zu furchtlos, nun zu furchtsam, versammelte eilends den großen Rath und schlug vor, eine durchs Volk zu wählende konstituirende Versammlung, d. i. einen Verfassungsrath, aufzustellen.

Im Rathssaal herrschte, bei Verlesung des Dekretsentwurfs, statt sonstigen Geräusches, ängstliche Stille. Kein Redner dafür oder dawider erhob sich. Einer blickte verlegen den Andern an; oder starrte stumm auf das Blatt des gedruckten Entwurfs, als wollt' er darin seine eigne Zukunft lesen. Das peinliche, anhaltende Schweigen zu enden, nahm ich endlich das Wort; dankte dem kleinen Rathe für Geneigtheit, zur Erfüllung des allgemeinen Wunsches, Einleitung treffen zu wollen; aber verhehlte nicht, daß der Hauptgedanke des Entwurfs meine Erwartungen überschreite. Denn in der That schien gefährlich, bei schon aufgeregter Stimmung des Landes, das Reformwerk, statt dem gesetzgebenden Rathe, einer aus dem Volke hervorgerufenen eignen Behörde zu übergeben *). Doch der Regierungsantrag war leider kein Geheimniß mehr; und Widerspruch dagegen wäre zu spät nun gewesen. — Nach mir ermannten sich Andre; sie sprachen gleich mir. Die Regierung erntete Beifall. Es

*) In andern Kantonen hatte man das Reformgeschäft weislich den gesetzgebenden Räthen anvertraut, bis das Beispiel des Aargau's, auch die Aufstellung von Verfassungsräthen überall nach sich zog.

ward, wie üblich, eine Kommission ernannt zur nähern Prüfung des entworfenen Beschlusses, und dieser sogleich in zahllosen Exemplaren unter die Menge der Neugierigen vertheilt, welche vor dem Rathhause, aus allen Landesgegenden zusammengeströmt waren. Die frohe Botschaft klang durch Städte und Dörfer, von Zufriedenheit und Jubel der Einen, von schweren Befürchtungen Andrer begleitet. Nirgends aber weiter Störung der öffentlichen Ordnung.

Als aber jene Kommission ihren Bericht erstattete, als sie den Dekretsentwurf dahin abzuändern vorschlug, daß dem großen Rathe die Arbeit des Verfassungsrathes zur Prüfung und Verbesserung vorgelegt werden müsse, erschrack ich. Im Volke herrschte schon die Zuversicht: der erste im Lande verbreitete Entwurf habe seine volle Gültigkeit. Umschaffung desselben mußte jetzt die Wirkung betrogner Erwartungen, größere Bearwohnung der obern Behörden, zur Folge haben, vielleicht Unruhen, Widersetzlichkeiten, Anarchie. Ich sprach diese Besorgnisse offen aus; und warnte und beschwor die Versammlung davon abzustehn.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen brach die Mehrheit des gesammten Rathes im ungebundensten Zorn wider mich aus. Ein Redner erhob sich um den andern, nicht zum Widerlegen, sondern seinem Eifer barsch und barsch den Zügel schießen zu lassen. Man überströmte mich mit Vorwürfen, Spottreden, selbst entehrenden Verdächtigungen. Ich hieß Aufwiegler. Nie im Leben hatt' ich bisher dergleichen unmittelbar persönlichen Schimpf erlitten; und nie vorher war in dieser Behörde der Anstand in solchem Grade verletzt worden. Ich hörte mit aller Gelassenheit die Beleidigungen an; vertheidigte ruhig dann noch einmal meine Ansicht, und als die Mehrheit dennoch den gefährlichen Antrag der Kommission zum gesetzlichen Beschluß machte, gab ich nur meine einfache Verwahrung vor möglichen bösen Folgen desselben, zu Protokoll. Etwa zwanzig bis dreißig Mitglieder schlossen sich dieser Verwahrung an.

Seit dem ward ich durch ein seltsames Spiel oft ganz geringfügiger Zufälle, wie von einem unsichtbaren Netz umstrickt, und machtlos in einen Strom von Ereignissen hineingerissen, die ich weder vermuthen, noch wünschen, noch hemmen konnte. Ein achtungswerther Rechtsgelehrter, Mitglied der Versammlung *), ersuchte mich, bald nach meiner Erklärung, ihn für einige Augenblicke zu traulicher Besprechung in die Gartenanlagen zu begleiten, welche das Gebäude des Raths umringen. Kaum verließ ich mit ihm den Sitzungssaal, entstand Verdacht, ich entschlage mich absichtlich fernerer Theilnahme an allen Verhandlungen. Die,

*) Herr Doktor Bertschinger in Lenzburg.

welche meiner Verwahrung beigetreten waren, verließen ebenfalls den Saal. Wegen so entsprungener unvollständiger Zahl der Anwesenden mußte die Sitzung aufgehoben werden. Dies Mißverständniß bestärkte den sehr ungegründeten, ich möchte sagen, den albernsten Argwohn wider mich.

Kaum acht Tage später aber erfolgte ein beinah allgemeiner Aufstand des Volks gegen das Werk des gesetzgebenden Rathes. Der bewaffnete Landsturm fast von allen Landesbezirken zog, mit strenger Mannszucht, ohne Widerstand, gegen Aarau und in die Stadt ein. Keine Person, kein Eigenthum ward durch ihn verletzt; er forderte nur den Widerruf jenes Beschlusses *). Der große Rath, neu versammelt, widerrief erschrocken; die gesetzliche Ordnung stellte sich wieder her; aber nicht mehr das Vertrauen auf Regierung und gesetzgebenden Rath.

Obwohl ich fürwahr nicht früher, als jeder Andre, den Ausbruch einer Insurrektion vernommen hatte; die verschiednen Anführer derselben nicht einmal kannte, noch weniger in Verkehr mit ihnen gewesen: galt ich dennoch fortan in den Augen der gegnerischen Partei, wie Urheber und geheimer Lenker aller gewaltsamen Bewegungen. „Er hat," hieß es: „um Alles gewußt! er hat den Sturm daher schon drohend vorher verkündet; nun ihn rachsüchtig losgelassen!" Dies Geschrei schuf mir hinwieder im Volke sehr unverlangte Bedeutsamkeit. Ich wurde zum Mitgliede des Verfassungsrathes, dann von diesem selbst zu dessen Vizepräsidenten, der Anführer aber des Landsturms **), zum Präsidenten erwählt. Und diese Auszeichnung, man wußte nicht, wie unlieb sie mir war, drückte jeder wider mich ausgestreuten Lüge ein falsches Siegel von Wahrheit auf.

Allerdings, hatt' ich, ohn' Unterlaß, für Recht und Würde des Volks, wider dessen scharfsinnige, oder schlaufinnige Uebervortheiler, und für menschlich-edlere Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft wider diejenigen gerungen, welche sie zum Fußschemel ihrer Ichheit wollten. Aber was ich gethan, war nur vermittelst Belehrung und Aufhellung des Volksgeistes und auf Wegen versucht worden, die kein Gesetz verboten hatte; nie durch Aufforderung zu Meutereien, oder durch Theilnahme daran. Ein geistig freies Volk wird von selbst endlich zum bürgerlich-freien. Zu verworfenen Mitteln greift nur, wer verworfene Absichten nährt, oder blinde Verzweiflung.

Politischer, wie religiöser, Fanatismus kennt jedoch keine Duldung.

*) Es geschah jener Aufstand am 6. Dezember 1830.

**) Herr Heinrich Fischer, Gastwirth in Meerenschwand, ein schlichter, sehr redlicher Republikaner, nicht ohne Bildung, durch keinerlei Ehrgeiz, wie die Folge zeigte, sondern durch Volksliebe zu seiner Rolle im allgemeinen Aufstand getrieben.

Der Wahnsinn träumt sich, es besser zu verstehn, als Gott; und will zu dessen Ehre das vernichten, was durch die Natur eine Nothwendigkeit ist. Ich ertrug es schweigend, bald ärgerlich, bald lachend, wenn der Parteigroll seine Geschosse gegen mich abdrückte. In Poesie und Prosa, in Parabeln und Fabeln ward ich, fortan, als höllischer Heros, als Abgottsschlange, zur Schau gestellt. Von der Kanzel herab mit geistlicher Zornruthe gezüchtigt. Man drohte mir in anonymen Briefen Meuchelmord; schickte mir nebst Schmachversen, ein seidenes Fähnlein mit helvetischen Revolutionsfarben; und ein im Tageslärmen völlig verrückt gewordner Mensch unschlich sogar meine Wohnung, mit dem Vorsatz, das Gebäude in Brand zu stecken *). Zuweilen, ich läugn' es nicht, stand ich entrüstet ob so vieler Bestialität; zuweilen voll Schmerzes, mich noch verkannt zu wissen, den man so lange gekannt; und den, der in seinem Lebenslauf jede Schandthat verabscheut hatte, nun einer jeden fähig zu halten. Doch dergleichen Aufwallungen waren schnell gedämpft. Nichts leichter, als denen verzeihn, die von Leidenschaft übereilt, oder vom augenblicklichen Schein betrogen, an uns irre geworden sind. Ich erhob keine Klage; stellte keine Nachforschungen an, und vertraute fest: die Zeit, deren aufgewühlter Strom mich mit Unflath besudelte, werde, wenn er einst klarer flösse, mich wiederum rein waschen.

---

5. Neue Dornen.

Auch sogar noch von Basel her mußt' ich, in derselben Zeit, eine Zielscheibe des Parteiflurchs werden. Der Reformstreit hatte dort Stadt und Land geschieden, und, was in keinem andern Kanton geschehn war, einen Bürgerkrieg entflammt. Städte und Gemeinden des Landes hatten vollständige Rechtsgleichheit aller Bürger der Republik begehrt, die Hauptstadt sie aber verweigert. Ich war, man wird mir's wohl glauben, daran sehr unschuldig, wenn mir allenfalls nicht Ueberzeugungen und allgemeine Wahrheiten zur Sünde gerechnet werden sollen, die ich bekannte, wie jeder Andre die seinigen. Mein Verbrechen lag eigentlich darin, daß ich

*) Der Unglückliche gestand es selber ein, nachdem er in die Wohnung des Obersten Georg Hunziker zu Aarau eingedrungen und in dem Augenblick ergriffen war, da er diesen, als einen freisinnigen Mann, mit gezücktem Messer ermorden wollte; denselben Mann, der nebst dem Major Karl Herose, Gründer der vorzüglichen Gewerbschule von Aarau gewesen, und dazu das wahrhaft fürstliche Geschenk von mehr denn 100,000 Schweizerfranken gegeben hatte. Der Wahnsinnige wurde ins Irrenhaus nach Königsfelden gebracht.

achtbaren Männern der Landschaft, von Zeit zu Zeit, Spalten des „Schweizerboten“ zur bescheidnen Vertheidigung ihrer Person, oder ihrer Sache einräumte, weil die öffentlichen Blätter, oder besondern Flugschriften der Stadt Basel, mit aller Freiheit, Klagen und Beschuldigungen gegen die Anmaßungen des Landvolks durch die ganze Schweiz in Fülle ausstreuten. Ich hielt es für Pflicht, Unterdrückten, die ohne Mittel waren*), ihre Rechtfertigung vor den Eidsgenossen zu führen, nicht das zu versagen, was ich für Freiheit der Meynung gewähren konnte.

Nun entstand alsbald Geschrei, ich sei der Stadt Basel erbitterter Feind. Meine vormaligen Freunde daselbst verwandelten ihre Liebe in Haß. An mich gerichtete Briefe wurden ohne Scheu erbrochen**). In Zeitungs-Pasquillen und Karrikaturbildern, gab man mich auf den Gassen Basels dem Hohngelächter Preis. Oeffentlich, und es wird gesagt, selbst in der Versammlung des dortigen großen Raths, ward ich, als das Mitglied eines von Frankreich besoldeten geheimen Ausschusses bezeichnet***), welcher in der Schweiz die politischen Umwälzungsarbeiten zu leiten habe. Das Alles jedoch hinderte keineswegs die Regierung, oder die Häupter derselben, sich dann an mich zu wenden, wann es um Abwendung wirklicher oder scheinbarer Gefahr ihrer Stadt zu thun war. So großes Vertrauen und ein so edles, bewahrte man mir doch noch! Eines Nachts mußt' ich das Bett verlassen, um ein Mitglied des Basler Rathes anzuhören †), welches mich beschwor, das Anrücken eines Landsturms aus mehreren Kantonen, durch mein Machtwort, abzuwehren. Anfangs hört' ich seine Rede mit Erstaunen, dann mit Lachen. Es gelang nur mühsam, ihn durch wiederholte Versicherungen zu beruhigen, der gefürchtete Landsturm werde gar nicht erscheinen. Ich hatte damals gut prophezeien, weil ich, gleich Kartenschlägern, Zigeunern und Traumdeutern, von Freund und Feind allweg befragt und unterrichtet wurde.

Denn wirklich hatten, ein Paar Tage vorher, mich einige für Volks-

*) Der jetzige Kanton Basellandschaft besaß damals noch keine eignen Zeitungen und Buchdruckereien, wie gegenwärtig.

**) Ich vergalt mit einem Scherz. Als mir ein Brief von Troxler, zu der Zeit Professor an der Hochschule zu Basel, erbrochen und mit dem großen Polizeisiegel wieder geschlossen, zugekommen war, beantwortete ich den sehr unschuldigen Inhalt desselben eben so unschuldig in den Blättern des „Schweizerboten“ öffentlich, um der Polizei die Mühe des Erbrechens und Wiederversiegelns zu ersparen.

***) Dessen übrige Mitglieder der edle Paul Usteri, Emanuel Fellenberg, Casimir Pfyffer, und der Philosoph Troxler seyn sollten. Ich befand mich wenigstens in ganz ehrenwerther Gesellschaft.

†) Herrn Gedeon Burkhard (am 14. Jänner 1831.)

freiheit begeisterte, junge Männer, vom Vorhaben solches Heerzuges in Kenntniß gesetzt und darüber berathen. Ich kannte Keinen dieser Frager; außer demjenigen, der sie bei mir eingeführt hatte. Der Landsturm sollte aus den Kantonen Thurgau, Appenzell, Zürich und Aargau hervorgehn. Klüglich verbarg ich den Widerwillen gegen solch ein verderbenschwangres Unternehmen, versuchte aber, mit Benutzung sokratischer Methode, sie davon abwendig zu machen; erkundigte mich, bevor ich ein Urtheil fällen könne, nach den vorhandnen Mitteln zum Zweck: ob das aufgebotne Volk auch eben so beharrlich, als zahlreich seyn, und bei übler Witterung des Winters, fern von der Heimath, im Schnee, Regen und Frost, bei Krankheiten, Mangel und andern Mühsalen, lange genug in Belagerung einer befestigten Stadt, ausdauern werde? Woher für die buntbewaffnete Menge Proviant, Zeltgeräthe, Munition, Belagerungsgeschütz bezogen werden sollten? Ob erfahrne Offiziere die untergeordneten Haufen leiten würden? Ob für Aerzte, Wundärzte, Feldapotheken u. s. w. Sorge getragen sei? — Ich empfing Antworten, welche die Verlegenheit nicht verhehlten. Und dies und Andres endlich, in kühler Berathung wohl erwogen, standen die jungen Männer vom unbesonnenen Wagniß ab.

Wenige Wochen später ward ich abermals, von Basel aus, mit einer neuen Sendung beehrt *). Man wollte vernehmen, wie die abtrünnige Landschaft wohl auf glimpfliche Weise an die Stadt zurückzubringen sey? ob ich dazu Hand bieten könne? Eine wahre Doktorfrage! Denn schon war leider Bürgerblut vergossen; schon die Kluft zu weit auseinandergerissen, um leicht und schnell wieder ausgefüllt zu werden. Doch meint' ich, bis die Zeit selbst das Ausfüllungsgeschäft vollenden werde, ließe sich wohl eine Nothbrücke schlagen. Ich rieth an, bei gesonderter Haushaltung von Stadt und Landschaft, einstweilen Gleichförmigkeit des Gerichts- und Polizeiwesens, und Ungetrenntheit des Staatsvermögens unter gemeinschaftlicher Oberaufsicht, beizubehalten; eben so auch, durch Zusammentritt von Männern gemäßigter Denkart beider Landestheile, allgemeine Angelegenheiten des Kantons und der Eidsgenossenschaft zu behandeln. So würde man, hofft' ich, wenigstens für allmälige Beruhigung und Aussöhnung der Gemüther, Frist gewinnen. Der Vorschlag schien nicht unzweckmäßig; ward in Basel aber, wie ich nachher vernahm, dem Ueberbringer übel verdankt; während einer der einflußreichsten Männer der Landschaft sich dem Gedanken nicht abhold zeigte.

*) Am 30. Jänner 1831. Der Abgeordnete war Herr Oberst Braun von Basel, dem, statt schriftlichen Kreditivs, mein Freund Köchlin, Fabrikherr zu Lörrach, beigeordnet war.

Der Starrsinn der Stadt aber, welcher nachher ähnliche Vermittlung der Eidsgenossenschaft von sich wies, und lieber Bürgerkrieg fortsetzte, brachte zuletzt gänzliche Scheidung des Kantons in zwei ungleiche Hälften herbei*).

6. Im Verfassungsrath.

Unterdessen ging auch zu Aarau die konstituirende Versammlung daran, den in zahlreicher Kommission vollendeten Entwurf eines neuen Staatsgrundgesetzes zu behandeln**). Es war, wie man leicht denken kann, eine etwas buntfarbige Versammlung; in Aufwallung des Volks, unter Eingeistungen der Parteiinteressen, erwählt. Da saß ein sonderbares Gemenge von Insurgenten und grollenden Regierungsgliedern, vor mir; Männer aller politischen Farben und aller Abstufungen geistiger Bildung. Man las in den Mienen eines Jeden die Entschlossenheit, auf dieser Arena, für seine eigne Meynung mit aller Kraft den letzten Kampf durchzufechten. Es war der Kampf schlauer Aristokraten, stürmischer Radikalen, oder gemäßigter Liberalen; steifer Praktiker und jugendlicher Theoretiker; rohen Priesterhasses und frommer Dummgläubigkeit (Bigotterie); spießbürgerlichen Ortsgeistes und großartiger Gemeinnützigkeit; ein Kampf, klug und thöricht, gewandt und unbeholfen, geführt. Meine sehr bescheidnen Erwartungen vom Ausgang der Berathungen sanken bald tiefer herab.

Schon in der ersten Sitzung erhob sich wortreicher Zwist über die Frage, ob die Staatsverfassung eine Gewissensfreiheit gewährleisten dürfe, und was man unter Gewissensfreiheit verstehe? Oder ob man das katholische und evangelische Glaubensbekenntniß, als Staatsreligion, proklamiren solle? — „Wir dürfen bei uns nicht, ohne Gefahr, allen Sekten Thor und Thür öffnen!“ meynten die Einen. — „Der Staat hat aber kein Recht, auch keine Macht, die heiligsten Ueberzeugungen, die Gott selbst frei läßt, in eine Nationalkirche einzukerkern, und sich ein Volk von Heuchlern zu schaffen!“ entgegneten die Andern. — „In Religionssachen zu große Liberalität würde aber einer christlichen Staatseinrichtung übel anstehn!“ widersprach man von dritter Seite. — „Staatsreligion ist nicht mehr Christusreligion, sondern Zwangsreligion des Stärkern!“ sagt' ich: „Will man katholisches und evangelisches, zweierlei Christen-

*) Zufällig mußt' ich auch noch zu diesem harten, doch nothwendigen Beschluß der Eidsgenossenschaft im Jahr 1833, Namens des Standes Aargau, als Gesandter an der Tagsatzung zu Zürich mitwirken; einem Beschlusse, den ich vergebens gehofft hatte, auf friedlichem Wege verhütet zu sehn.

**) Den 21. Februar 1831.

thum; warum nicht auch andre Christenthümer gestatten? Entziehe man wenigstens dem Fanatismus Macht und Recht, Andersgläubige straflos zu mißhandeln. Wer sich wider Gesetz und Sitte vergeht, der falle dem Gericht anheim! Aber Niemand soll wegen religiösen Glaubens und Meynens verfolgt werden können!" — Der letzte Satz, den auch schon Andre vor mir empfohlen hatten, ward endlich von einer großen Mehrheit angenommen; aber folgenden Tages, nach erneutem Wortgefecht, schon wieder verworfen.

In einer nachherigen Sitzung, als ich den Vorsitz führte, gerieth man auf einen noch seltsamern Beschluß, kraft dessen Jeder, der nicht „geborner Schweizer" wäre, von Bekleidung eines Staatsamtes ausgeschlossen seyn solle. Vergebens sprachen die Einsichtsvollern gegen das Unbedingte dieses Grundsatzes, welchem man sogar rückwirkende Kraft ertheilen zu wollen geneigt schien. Wohl 20,000 bis 30,000 Einwohner des, kaum seit drei Jahrzehnden der Schweiz einverleibten, Frickthals waren so wenig geborne Schweizer, als ich, den diese Versammlung doch selber zu einem ihrer Vorsteher ernannt hatte. Als Betheiligter beobachtete ich billig Schweigen. Nachdem ich aber die entscheidende Abstimmung veranstaltet *), die Ausschließung jedes nicht als Schweizer Gebornen von Staatsämtern proklamirt, und die Sitzung aufgehoben hatte, erklärt' ich dieser Behörde meinen Austritt von ihrer Mitte. Ich gab freilich damit den Schein gereizter Empfindlichkeit; ergriff aber mit Freuden den Anlaß, mich dem gehässigen Parteihader zu entziehn, und durch diesen etwas auffallenden Schritt vielleicht den Verfassungsrath zu bewegen, die große Aufgabe mit angemeßnerer Umsicht zu lösen. In der That ward in folgender Sitzung der Beschluß wieder gestrichen. Ich aber, meiner Erklärung treu, erschien nicht wieder in der Versammlung, ungeachtet einer schmeichelhaft dringenden Einladung dazu.

Von da an nahmen die Verhandlungen wirklich würdigern Gang. Das Verfassungswerk empfing, durch Einfluß erfahrner Staatsmänner und einsichtsvoller Bürger, eine Gestaltung, die es den bessern in der Eidsgenossenschaft gleichstellte. Auch ward es, als es dem Volke zur Annahme vorgelegt worden, von der großen Mehrheit desselben, mit Beifall zum Staatsgrundgesetz erhoben. Man schritt dann in Wahlversammlungen zur Wiederbesetzung der öffentlichen Behörden und Aemter, mit Männern des öffentlichen Vertrauens. Auch ich wurde noch einmal in die höchste Landesbehörde, d. i. als Mitglied des großen Raths, berufen.

*) Zur Charakterisirung dieser konstituirenden Versammlung dient: daß 67 Mitglieder dem Artikel unbedingt beipflichteten; aber 57 ihn verwarfen, und 41 ihre Verwahrung dagegen zu Protokoll gaben.

Schon lag nun aber das sechszigste Lebensjahr hinter mir. Des früh gefaßten Vorsatzes eingedenk, entsagt' ich der Annahme jeder andern Amtsstelle. Den Sitz in der gesetzgebenden Versammlung ließ ich mir gefallen, und allenfalls Aufträge des Staats, deren Vollziehung von kurzer Dauer war. Einst im siebenzigsten Jahre wollt' ich auch diesem Valet sagen, wenn ich's nicht früher schon dem Erdenleben sagen müßte. Ich fürchtete mich vor dem „Sichüberleben!“ Selbst im großen Rath führt' ich seitdem seltner das Wort; gewöhnlich nur in wichtigern Fällen. Denn es fehlte nicht mehr, wie sonst, an guter Zahl selbstständiger, kenntnißvoller Abgeordneten. Auch die Herausgabe des Schweizerboten überließ ich von nun an den Händen Andrer, welche mit Einsicht, Vaterlandsliebe und Muth, zugleich eine Stellung verbanden, von der sie Bedürfniß und Getriebe der Gegenwart umfassender und klarer überschaun konnten, als ich in meiner freiwillig erkornen Vereinsamung, der ich mich oft schon entgegengesehnt hatte.

Es war mir Anfangs wundersam in der stillen Blumenhalde zu Muthe, nicht mehr täglicher Zeuge vom Schauspiel jener leidenschaftlichen Rasereien zu seyn, zu welchen verkehrte Religiosität, politischer Fanatismus, und Ehrsucht und Rachgier entflammten. So mag ungefähr dem zu Muthe seyn, der nach widerwärtiger Seefahrt, unter den Füßen wiederum festen Boden des Hafens fühlt; noch nicht an sein Glück glaubt; sich sammeln und besinnen muß, wie sich in den neuen Umgebungen gehaben, denen er entwöhnt ist.

---

7. Heilige Sabbathstage.

Für die Zeit des beginnenden Alters lag mir noch eine Arbeit vor, welcher ich mich seit zwanzig und dreißig Jahren nachgesehnt, nie angewagt hatte. Schon im Jahre 1814 hatt' ich an Ittner geschrieben: „Längst schlepp' ich mich mit dem Vorhaben, meine Ansicht der Natur und Welt mir selber deutlicher darzustellen, und dabei vielleicht den Schleier der Isis ein wenig zu lüften. Das heißt: ich möchte einen umfangenden Blick, so weit er Sterblichen vergönnt ist, in das göttliche All hinauswerfen, wie ich ihn oft in den heiligsten Stunden gethan habe; schauen den Verband aller Geister, vom bewegenden Wesen im Sonnenstäubchen, bis zum Alles in sich Bewegenden; vom Verkehr des Belebten mit dem Allbelebenden; und wie Irdisches und Göttliches Eins; Uebel nirgends, Zeit und Ewigkeit, Gleichartiges sind. Ich möchte das Ringen der Kräfte zum Schaffen der Dinge schaun; vom Werden des Krystalls bis zur Verwandtschaft der Sternenfamilien. Aber —— wäre doch nur

das Leben hienieden nicht so flüchtig; der Gedanke nicht so gewaltig ellsam; und die Hand nicht so träge, so lahm, die ihn beim Flügel haschen und auf das Papier heften soll!"

Genug, ich fing an, in das beschauliche Leben zum letzten Mal einzukehren, und die große Lebensfrage, als betagter Mann, zu wiederholen, welche die Wißbegier des Knaben gereizt, den fantasievollen Jüngling abwechselnd in gottselige Schwärmereien, oder gottlose Zweifel getrieben, und den Mann ins wilde, zerstreuende Weltgewühl hinausgejagt hatte. Ich ordnete nach und nach, und sichtete die Menge vieljähriger Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen, um das Ergebniß derselben zusammenzurechnen; um über das Räthsel des Daseyns und Soseyns ins Reine zu kommen; um meinen Kindern die innere Welt ihres Vaters, ihnen und meinen Freunden die esoterische Religion des Greises zur Schau bieten. Auch, dacht' ich, könne vielleicht vom Innenlicht meiner Ueberzeugung, eine freundliche, beruhigende Helligkeit in die Nacht des Wissens und Glaubens derer hinüberschimmern, vor denen Irdisches und Ueberirdisches, noch als trostloses Geheimniß, steht. Die Anzahl derselben ist in unserm Zeitalter dort nicht klein, wo man eben beginnt, sich den zähen, klebrigen Begriffsschlingen zivilisirter Barbarei zu entziehn. Einen heimlichen, fressenden Gemüthsschaden heilen zu können, ist ja auch eine schöne Geistesthat. Eben deswegen wollt' ich mich befleißen, wie schwierig es auch werden mußte, in solche Darstellung die möglichste Deutlichkeit einzutragen; daher die dunkle Gelehrtensprache zu vermeiden, aber streng das einmal gewählte Wortzeichen, für das Bezeichnete beizubehalten, um Begriffsverwirrungen zu verhüten und Denkenden jedes Standes verständlich zu seyn.

Während dieses Arbeitens schmeichelte ich mich mit der Hoffnung, man werde mir nicht das Gelüst zutrauen, unter Philosophen heutiger Tage, ein Plätzchen einnehmen zu wollen; oder zu hundert vergangenen und vergessenen Systemen, ein hundert und erstes beizufügen. Ein Gelüst der Art käme auf jeden Fall für den Greis zu spät, der eher des baldigen Todtenkranzes, als einer Lorbeerkrone bedarf, die allenfalls ein gutmüthiger Journalist aus Druckpapier schnitzeln möchte. Und wenn mich Philosophen von Profession nicht ganz schulgerecht finden, oder Theologen nicht genug dogmen- und chatechismusgerecht: so mögen die Einen vor meinen Irrthümern, die Andern vor meinen Ketzereien warnen. Ich bitte bloß, mich nicht zu verdammen, lieber menschenfreundlich bemitleiden zu wollen, wenn das die Ehre ihres Systems oder symbolischen Buchs erlaubt.

Denn selbst ein sechstausendjähriges Nachdenken des menschlichen Ge-

schlechts über den Urgrund seiner Vorhandenheit und Bestimmung, hat sie noch immer nicht das Ziel erreicht; und wird es wohl, nach frischen sechstausend Jahren, wenn ihm auch näher stehend, noch nicht erreicht haben. Ich aber zeichnete nur nieder, was in mir, als Vernunftwahrheit, oder als vielbefriedigender Vernunftglaube, besteht. Wie in der Sinnenwelt die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge herrscht, und selbst ein Baum nicht vermag, aus seinen Zweigen einander vollkommen gleiche Blätter zu treiben: so herrscht und soll herrschen im Geistesgebiet die unendlichste Mannigfaltigkeit der Ansichten und Vorstellungen. Das ist ewiges Gottesgesetz, zu dessen Erfüllung nicht nur Ungleichheit der Geistesgaben, Ungleichheit ihrer Reife, durch Erfahrung und Uebung: sondern auch Ungleichheit der vom Schicksal angewiesenen Standpunkte und Umstände, mit allmächtiger Stärke zwingt. Wer in Schule, Staat und Kirche, Gleichheit des Glaubens und Meynens gebietet, der gebietet auch wohl, mit ähnlicher Wahnseligkeit, Meereswellen Bewegungslosigkeit im Orkan. Und wer den, der andre Ueberzeugungen trägt, als er, verhöhnt oder verdammt: verhöhnt und verdammt nicht den Menschen, sondern, ohne daß er es weiß, Gottes Werk und Gesetz, und Gott selbst.

Je tiefer ich in das Reich des Wißbaren vorschritt, um so weiter zogen sich dessen Gränzen nach allen Seiten von einander. Ich begegnete im Endlichen dem Unendlichen; in der Zeit dem Ewigen. Vielen wächst, mit der Zahl ihrer Jahre, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Dinge an, die sonst ihr jugendliches Gemüth wunderbar aufregten. Und, je älter ich geworden bin, je mehr erfüllt mich das schon viel Betrachtete, mit immer tieferm Erstaunen. Lag auch einmal ein Geheimniß vor mir aufgeschlossen, stieg mir aus dessen enthülltem Boden jedesmal ein zweites, entgegen. Mögen, wegen dieser Worte, diejenigen nicht zürnen, welche im Alter nur noch für ihren Nutznießungstheil an Schätzen der Außenwelt offnen Sinn behalten haben, während ein Schlaftrunk ungeprüften Glaubens sie, wegen des unsichtbaren Höhern, schon vollkommen beruhigt hat.

So ward das Darstellen meiner „Welt- und Gottanschauung", welches der zweite Theil gegenwärtiger Selbstschau enthält, meine Lieblingsbeschäftigung vom sechszigsten bis zum siebenzigsten Jahre. Und dies Insichgehn des Geistes, zur Erkennung seines Wesens und Lebens, führte mir wahrhaft heilige Stunden der Erbauung und Erhebung des Gemüthes zu. Gleichzeitig entwarf ich auch diese Entwicklungsgeschichte meines Geistes. Sie kann, zur Betrachtung des göttlichen Alls, im folgenden Theil, als Einleitung, gelten, und gegenwärtiges Kapitel dafür, wenn man will, als „Vorbericht an den geneigten Leser."

8. Die Taubstummen.

Indessen führt' ich, während jener zehn Sabbaths-Jahre, doch nichts weniger, denn ein kontemplatives Leben. Ich gehörte ja noch der Welt an, wie sie mir. Auch schmückte ich gern den Herbst des irdischen Daseyns so schön aus, als ich's vermochte. Da gab es für mich Familienfeste und Familienfreuden in Fülle; Ausflüge in die Alpenwelt, oder in Nachbarländer; Schauspiele in Menge auf der politischen Bühne unsers zankfüchtigen Jahrhunderts; oder Taglöhnergeschäfte bei gemeinnützigen Unternehmungen u. dgl. m. Doch von dem Allem hier kein Wort. Nur von Einigem, was in meinem Alter besondre Anziehungskraft übte, sey noch erlaubt zu plaudern.

Bei vielen Wanderungen durch Schweizerthäler hatte mich jedesmal der Anblick jener Glücklosen schmerzhaft erschüttert, die ohne Gehör und Sprache, oft in eckelhafter Mißgestalt, durch die Welt schleichen, Kretinen genannt. Auch im Aargau fehlte es nicht daran. Auf meinen Antrag veranstaltete, schon im Jahre 1816, die Gesellschaft für vaterländische Kultur eine Zählung derselben im Aargau; aber den eingegangenen Berichten mangelte noch wünschbare Vollständigkeit. Zwanzig Jahre später kam ich auf diesen Gegenstand noch einmal zurück *), da auch der Aelteste meiner Söhne sich ihm, als Naturbeobachter und obrigkeitlicher Bezirksarzt, mit Aufmerksamkeit zuwandte **). Durch ihn angeregt, und nach seinem Entwurf, gelang eine zweite, vom Sanitätsrath angeordnete Zählung.

Das schreckliche Ergebniß war, daß, in einer Bevölkerung von kaum 200,000 Einwohnern, 960 Taubstumme beiderlei Geschlechts lebten, von denen 440 durch vollendeten Kretinismus, oder durch ihr Alter, jeder Bildungsfähigkeit beraubt; daneben noch 520 Andre übrig waren, für Unterricht empfänglich. Und für diese insgesammt gab es keine Schule, keine Kirche, keinen nützlichen Beruf; keine Liebe auf Erden, als die schmerzensreiche des elterlichen Mitleidens; keinen Christus; kein Ahnen Gottes; kein Hoffen von einer Ewigkeit. Der Staat hatte diese armen Waisen der Natur vergessen. Ich glaubte an Möglichkeit, daß, nach Gründung einer Taubstummenanstalt in Aarau, durch Mildthätigkeit des Volks und des Staats, ähnliche Stiftungen in sämmtlichen Bezirken des Landes entstehn könnten.

---

*) Im Jahr 1835.

**) Seine, zur Erhaltung des Doktorgrades der Medizin und Chirurgie, an der Universität Berlin (1827) verfaßte Inaugural-Dissertation: „De Janis“ behandelte schon die Kopfbildung solcher Mißgeburten anatomisch.

Kaum hatt' ich in vorerwähnter Gesellschaft diesen Gedanken ausgesprochen, ward er mit Theilnahme ergriffen. Schon im folgenden Jahre*) ward, auf ihre Kosten, ein Institut für 10 — 20 der Unbeglückten, bei Aarau eröffnet, und, erst nach Beweisablegung von den erfreulichen Leistungen der gehörlosen Kinder, dem ganzen Lande zur Unterstützung empfohlen. Die eingesammelte Liebessteuer, aus welcher, zur Fortdauer der Stiftung, ein zinstragendes Kapital geschaffen werden sollte, betrug aber kaum 10,000 — 12,000 Franken. Auch hier bewährte sich die bekannte, niederschlagende Erfahrung, daß im Allgemeinen wohlhäbliche und reichere Häuser zu großartiger Wohlthätigkeit die ärmsten; hinwieder die Aermern und Minderbemittelten, verhältnißmäßig die Freigebigsten und Reichsten zu seyn pflegen.

Jede Taubstummenanstalt ist ein ehrwürdiges Monument der Menschlichkeit. Aber tausend solcher Stiftungen sind nicht genügend für das Bedürfniß im europäischen Welttheil**). Wird nicht endlich auch für jene Waisenkinder der Natur ein Heiland erscheinen, der Offenbarung eines Erlösungsmittels von solchem Elend bringt, wie es der unvergeßliche Jenner in England, wider Blatternpest, brachte? Kaiserliche und königliche Akademien der Wissenschaften freilich haben für wichtigere Dinge Preisaufgaben zu stellen, als für eine Kleinigkeit, dergleichen die Entdeckung und Ableitung jener Giftquellen wäre, aus welchen in Europa bei 200,000 Menschen ihr lebenslängliches Verderben schöpfen***).

Was ich auf Reisen über Entstehn kretinischer Verzerrung der menschlichen Gestalt, oder ihrer Sinneswerkzeuge, wahrgenommen, und was mir der gelehrte Naturforscher in Turin, Ritter Vasalli-Eandi, aus den Gebirgen Savoyens schon vor vielen Jahren bestätigt hatte, beschränkt sich auf folgende Thatsachen: Taubstummheit und Kretinismus sind durchgehends, in sämmtlichen Welttheilen, mehr in bergigen, als ebnen Gegenden herrschend; mehr in tiefern Theilen der Thalgelände, als in höhern (zumal wenn diese 3000 — 4000 Fuß über

*) Im Jahre 1836.

**) In der preußischen Monarchie befanden sich (laut Zählung von 1834) 10,162 Taubstumme; in Frankreich hatte man deren (im Jahre 1832) eine Anzahl von 28,000, und in Allem für sie nur 30 Lehranstalten. In der Schweiz, wo bisher 8 — 10 Taubstummen-Institute gewesen sind, kannte man die Zahl der Unglücklichen noch nicht.

***) Doch im Jahre 1840 fing in der Schweiz die allgemeine Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft, in Verbindung mit der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, an, dieser großen Aufgabe endlich ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; und der Vorort Bern forderte, zur Beihülfe, selbst die Regierungen gesammter Eidsgenossenschaft auf.

dem Meere gelegen sind); mehr an der schattenreichern Thalseite, wo trägere Verdünstung stattfindet, als an der sonnigern, (an nördlichen Berghängen sind daher auch die Jahrringe vom Holz der Waldbäume poröser; die Thierhäute, nach Zeugniß der Gerber, schwammigter; selbst Fleisch und Muskeln der Menschen lockrer und gedunsner); ferner, neben diesem allen, auf feuchtem, vom Wasser durchsickerten, Boden der Umgegend mehr, als auf trocknem, quellenarmem Erdgrunde. Eben dort pflegt auch das Trinkwasser ungesunder für die zu seyn, welche schon scrophulöse Anlagen besitzen. Sämmtliche, oder auch einzelne, Brunnen und Quellen mit jener Plage beladnen Ortschaften, empfangen ihr Wasser gewöhnlich aus mehr oder minder entfernten Höhen, von denen es unter der Dammerden-Schicht, oft darin faulend, versessen, mit schädlichen Extractivstoffen geschwängert, zusammengeronnen ist, ohne von einem filtrirenden Gebirgslager gereinigt zu seyn. Dergleichen Wasser fehlt aber in höhern Thalschaften, theils weil es dort, wenn auch noch unter der Bodenfläche niederfließend, von seinem Ursprung her, kürzere Strecken zu durchrinnen, theils auch, wegen stärkern Falls, schnellern Lauf hat. Selbst das Sonnenlicht übt unzweideutig seine chemische Einwirkung auf die Gewässer; denn Flußwasser ist in der Regel weicher; Quellwasser härter.

Als mitwirkende Ursache des Naturübels mag allerdings auch Wohnung und Lebensweise der Menschen in solchen Umgebungen gelten. Unsläthige, dumpf-feuchte, selten gelüftete Behausungen, neben selten wechselnden Nahrungsmitteln und neben üblichem Branntewein-Genuß, sind häufiger Heimathen des Unheils, als wohlbesonnete Gebäude, in denen größere Reinlichkeit der Bewohner, neben größerer Mannigfaltigkeit ihrer Speisen, gefunden wird.

---

9. Vorwehen neuen Sturms.

Während ich mit thätiger Lust zur Stiftung und Pflege einer Lehr- und Erziehungsanstalt für taubstumme Knaben Hand bot*) — meine Nanny übernahm dabei freiwillig Oberaufsicht des Haushalts, — sah ich mit ziemlicher Deutlichkeit neue Wetterwolken am politischen Horizont der Schweiz aufsteigen. Sie nahmen diesmal ihren Zug von Süden her. Es ging mir mit meiner Politik jetzt ungefähr, wie mit meiner Meteorologie. Ich trieb beide noch nebenher; mehr aus alter Gewohnheit, als mit Zuversicht. Weil ich, seit dreißig oder vierzig Jahren, täglich dreimal den Stand des Barometers, Thermometers, Hygro-

*) Als Präsident von der Direktion der Anstalt.

meters, Wolkenzugs u. s. w. aufzeichnete, hatt' ich's glücklich dahin gebracht, zum Behuf eines Spaziergangs, eines häuslichen Waschfestes, oder einer kleinen Reise, zuweilen die Witterung der folgenden Paar Tage richtig zu errathen. Denn ich wußte nun, was man freilich auch ohne tägliches Beobachten der Instrumente wissen kann, daß, auf gutes Wetter, regelmäßig schlechtes einkehrt.

Ungefähr eben so hatte sich der politische Himmel schön aufgeklärt, als die helle Juliussonne des Jahrs 1830 durch das graue Gewölk hervorgebrochen war. Doch als erfahrner Meteorolog, glaubt' ich keineswegs an lange Dauer des blauen Himmels; aber auch nichts weniger, als daß der Föhnwind, in Italien Sirocco geheißen, uns Unwetter aus dem Gedünste der pontinischen Sümpfe herüberführen könnte. Ich hielt diese für längst ausgetrocknet.

Von Rom aus verbreiteten sich aber, und nicht über die Schweiz allein, sondern über einen großen Theil Europens, hierarchische Miasmen, welche das gesunde Leben der Staaten angriffen, die Bestandtheile derselben schieden, und in innern feindseligen Streit gegen einander versetzten. Unter allen Streiten und tausend Kriegen, von denen die Weltgeschichte zu erzählen weiß, war mir von jeher der Kampf ehrgieriger Herrschsucht, Habsucht und erblichen Kasten-Hochmuths gegen sittliche und bürgerliche Freiheit und geistige Veredlung der Nationen, das heißt: der Kampf gemeinthierischer Gelüste gegen das Heiligste unter dem Himmel, am widerwärtigsten. Es ist dies der Krieg, über welchen schon das früheste Alterthum wehklagte, wenn es der Nachwelt vom Streit der drachenfüßigen Kinder der Erde gegen die Gottheiten des Olymps, oder der abgefallenen Engel, gegen den Thron Jehova's, erzählte.

Von Gregor VII. bis Pius VII. folgten die Statthalter Christi, unverwandten Blicks, nur einem Ziel: Eroberung kirchlicher Oberherrlichkeit über Thronen und Nationen für die „ewige Roma." Sie nannten es freilich nicht Arbeit für die ewige Roma, sondern, für Sicherheit und Ausbreitung des seligmachenden Glaubens. In jüngster Zeit, während der Restaurationsjahre, waren dazu, in aller Stille, von den Pyrenäen bis Ungarn, von Britannien bis zu den Alpen, Rüstungen betrieben worden. Aber als vortheilhaftester Punkt, in der Mitte des Welttheils, von wo aus die römische Staatsklugheit künftige Operationen der streitenden Kirche vielleicht am bequemsten fortsetzen konnte, erschien ihr die Schweiz, zwischen Deutschland und Frankreich. Schon standen die Jünger Loyola's, als Vorkämpfer, in Wallis und Freiburg, festen Fußes; dann in Schwyz, dem neuern Sitz der päpstlichen Nuntiatur. In der Schweiz boten ein lockrer Bund von einem

Viertelhundert kleiner Republiken, mit ihren Eifersüchteleien; hier ein buntes Getümmel politischer Parteien; hier beinah ein halbes Dutzend kleiner Bisthümer, unmittelbar dem heil. Vater untergeben; hier mehr denn ein Hundert von Klöstern, Vortheil verheißendes Spiel an.

Bald genug zeigte sich auch bei allen politischen Bewegungen, der Clerus werkthätig: so schon bei Errichtung des Bundesvertrags von 1815*); so bei damaliger Aufstellung aristokratischer Staatsformen der Kantone; so bei Wiederzerstörung derselben im Jahr 1830. Wie in Spanien, Frankreich, Belgien, Rheinpreußen, Polen, Ungarn u. s. w. fing man auch in der Schweiz an, erst leise, dann lauter und kecker, die Rechte der Staaten, den Rechten der Kirchenhoheit gegenüber, in Zweifel zu stellen; dann sie kühn wegzuläugnen. Flugschriften und Zeitungen mußten zu Gunsten des Ultramontanismus sprechen; dann mußten sie Männer, welche den Römereien abhold waren, verdächtigen; dann Regierungen, dann Gesetze, endlich sogar die protestantische Bevölkerung. Man flüsterte erst Glaubenshaß ein; dann Muth zum Glaubenskrieg, unter Vorwand, daß die heilige, römischkatholische Religion in Gefahr schwebe. Man stiftete in Dörfern die berüchtigten „katholischen Vereine“; zuerst in Umgegenden von Klöstern und Stiften; dann entfernter, und in mehrern Kantonen der nördlichen Schweiz; bis sie, unter Leitung geheimer Obern, zu einem Netz zusammengestrickt wurden. Abteien und Laien spendeten zu den Glaubensfehden Geld.

Mehrere eidsgenössische Regierungen, durch dergleichen feindselige Geberdungen aufmerksamer, und, für die unveräußerlichen Rechte des Staats, besorgter geworden, hatten sich endlich im Jahr 1834 zu Baden im Aargau, in einer Konferenz, für Sicherstellung altbestandener Staatsbefugnisse, vereint; so wie zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit dem römischen Hof über Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums, einiger Priesterseminarien u. dgl. m. Aber ehe man noch Unterhandlungen mit dem heil. Stuhl hatte eröffnen können, schleuderte der heil. Vater schon seinen Bannstrahl gegen jene Badner-Artikel. Wie kraftlos immerhin dieser Strahl verblitzte, erfrischte er doch den Muth aller Kämpfer für päpstliche Machtvollkommenheit, und zwang er den vaterländischgesinnten und gebildetern Theil der Weltgeistlichen zu verstummen.

Das Zunehmen priesterlicher Wühlerei bewog, da und hier, nach und nach Regierungen ernster einzuschreiten. Doch begnügten sie sich nur mit gesetzlicher Bestrafung allzufrecher Widerspenstigkeit einzelner

*) Der Nuntiatur gelang es, in demselben die Aufnahme des zwölften Artikels zu bewirken, welcher neben den Kantonen auch den Klöstern, durch den Bund, Gewährleistung gibt.

Pfarrgeistlichen; oder mit Handhabung hoheitlichen Oberaufsichtsrechts über das Vermögen der Klöster, welches zum Theil für nicht ganz fromme, zum Theil für staatsgefährliche, Zwecke verwendet wurde. Auch die Regierung vom Aargau ordnete Kommissarien in die sechs Klöster ihres Landes ab, um vom beweglichen und unbeweglichen Gut derselben ein vollständiges Verzeichniß aufzunehmen. Und auch ich ward dazu*) neben zwei katholischen Amtsgenossen, für die uralte Benediktinerabtei Muri, für das Kloster der Benediktinerinnen in Hermetschwyl und der Cisterzienserinnen zu Gnadenthal ernannt.

10. Klosterbesuch.

Unter den, wenn auch nicht großen und glänzenden, doch mannigfachen Gaben, mit denen mich die gütige Natur, bei der Geburt, zum Angebinde, beschenkt hatte, war die edle Gabe des kaufmännischen Einmaleins die allerwinzigste geblieben. Und doch würde mir, bei meinen gar verschiedenartigen Beschäftigungen, keine besser zu statten gekommen seyn. Ich sträubte mich daher, mit gerechter Furcht, gegen Annahme der mir zugedachten Sendung in die Klöster, wo mich langweilige Kapital- und Zinsrechnungen, oder Musterungen und Abschätzungen von Ländereien, Waldungen, Gebäuden, Viehstand, Bibliotheken, Kirchenparamenten u. dgl. erwarteten. Wie schon öfter, blieb auch diesmal mein Sträuben dagegen umsonst; ich mußte gehn. Heimlich verhieß meinem leidenden Gehorsam eine kleine Neugier den Trost, das Leben frommer Cönobiten eine Zeitlang in der Nähe zu sehn, wie sie in ihren Zellen, mit schwermüthiger Weltentsagung, Gott und Wissenschaften ihre Stunden opferten. Wenn ich auch eben nicht mehr stark an jene Poesie des Klosterlebens glaubte, die weiland mich, als Jüngling, begeistern konnte, hoffte ich doch, vielleicht einem oder dem andern gelehrten Abälard zu begegnen, der dort den Selbstqualen und Eitelkeiten der Welt entronnen sey; oder vielleicht einer Heloise, die, als Braut Gottes, im Kampf wider schmerzlich-süße Erinnerungen, langsam dahinstirbt.

Der Aufenthalt in den Klöstern dauerte mehrere Monate. Die Erscheinung von drei Regierungskommissarien war für die hochwürdigen Väter ohne Zweifel nicht die angenehmste; und konnte in ihnen den frommen Groll gegen weltliche Obrigkeit nicht sehr mildern. Indessen verbargen sie, mit gefälliger Höflichkeit und weltkluger Gewandtheit, den Unwillen, welchen man bei unwillkommenen Besuchen empfindet, die man nicht wohl ablehnen kann. Außerhalb den geweihten Mauern

*) Im Frühjahr 1833.

aber hatten die Abgeordneten der Regierung mehr denn einmal Gelegenheit zu erfahren, wie man innerhalb den Mauern gesinnt sey. Einer der Mönche von Muri predigte in der Pfarrkirche des Ortes eines Sonntags ganz unverhohlen und naiv seine Trauer über die Leiden der Kirche unter dem Druck feindseliger Gesetze und gottloser Regenten. Zwar ward der hochwürdige Mann freundlich gewarnt, sich nicht auf heiliger Stätte dem Zorne des Herzens zu überlassen. Doch vielleicht auf minder heiligen Stätten ward's minder genau genommen. Und eines Nachts ward sogar, den Mauern der Abtei gegenüber, der Oberst Fetzer, mein würdiger und lieber Amtsgenoß, vom dienstbaren Pöbel, in effigie aufgehenkt.

Sonderbar genug hatt' ich das Glück, mich des Vertrauens mehrerer Klostergeistlichen, in höherm Grade zu erfreun, als meine beiden katholischen Kollegen. „Werden Sie nicht stolz darauf," sagte der hellsichtige und gemüthliche Fetzer lachend: „Ein Priester hier zu Lande erwartet, kraft seiner geistlichen Weihe, von uns Laien eine Art unterwürfiger Verehrung, die er von einem bloßen Ketzer nicht fordern darf, wie Sie sind, der am Ende von der unsichtbaren Hoheit des Priesterthums so wenig Begriff hat, wie ein Türke, oder Fetisch-Anbeter. Der Geweihte steht daher zu Ihnen, wenn er in Ihnen die heidnischen Tugenden eines ehrlichen Mannes erkennt, weit unbefangner da, als zu uns Andern; besonders wenn er bei uns gar einen Anflug heidnischer Aufklärung wittert."

Je länger ich Walten und Wesen der Cönobiten und Cönobitinnen beobachtete, um so mehr mußte ich meine frühern, etwas schwärmerischen Vorstellungen davon belächeln. Ich sah wohl, die dem Himmel Gewidmeten hatten Alles in der Welt zurückgelassen, nur nicht sich selbst, sammt den Lüsten und Begierden, und Gemüthsgewöhnungen, welche ein engeres geselliges Beisammenwohnen oft nichts weniger, als erträglich machen. Die Alten und Betagten, im Joch vieljähriger Gewohnheit ersteift, lebten im einförmigen Tagwerk klösterlicher Uebungen und gedankenleerer Werkfrömmigkeit, ihr stilles, starres Pflanzenleben. Die Jüngern aber bekümmerten sich, neben den Erquickungen, welche auch den frömmsten Seelen allenfalls Küche und Keller bieten, mehr um die Welt, als wohl, nach der Regel des heil. Benedikt und St. Bernhard, hätte seyn sollen.

Gelehrsamkeit fand ich in der Abtei Muri wenig, kaum oft nothdürftigste Schulbildung; dagegen eine große Bibliothek, vielleicht mehr zur Schau, denn zum Gebrauch. Ich fand einen Reichthum von beinah drei Millionen Franken; aber mit unglaublicher Fahrlässigkeit und Unkunde verwaltet. Es waren Schätze in wahrhaftig todter Hand,

mit denen nichts für Wissenschaft und Kunst geleistet ward; nichts für wohlthätige, gemeinnützige Unternehmungen; nichts auch nur für Beförderung des Wohlstandes in der nächsten Umgegend. Vielmehr entdeckte man in dieser, wie nirgends im schönen Aargau, nur zuviel Wahrzeichen träger Armuth, roher Sitten und dummgläubiger Unwissenheit. Fast täglich begegnet' ich, am Eingang der Abtei, einem Haufen arbeitsfähiger Männer, junger und alter Weiber, zerlumpt, unreinlich, versammelt, um in mitgebrachten Geschirren ihren Antheil ekelhafter Suppe zu empfahn, die, aus Abfällen der ungleichartigsten Speisen, vom Tisch der geistlichen Herren und der Dienerschaft, zusammengerührt worden.

Doch gern denk' ich auch an ein Paar würdige Männer zurück, die durch menschenfreundlichen Sinn und klare Verständigkeit, meine Achtung und Zuneigung an sich zogen. Einer derselben war der Jüngste der Konventualen der Abtei Muri, Pater Adalbert, der die Verrichtungen eines Statthalters versah. Er schien manchmal selber zu fühlen, daß das Klosterthum dem Leben und Streben des Jahrhunderts immer mehr absterbe. Ich erinnerte ihn an die Verdienste der ehmaligen Benediktinerabtei St. Maur. „Warum machen Sie nicht," sagt' ich eines Tages zu ihm: „Ihre Abtei Muri den heutigen Interessen des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich? Gründen Sie z. B. ein polytechnisches Institut, großartig ausgeführt, für die gesammte katholische Schweiz und die angränzenden Länder. Rufen Sie dazu die berühmtesten Lehrer Deutschlands, Frankreichs und Italiens um jeden Preis her. Sie sind reich genug; haben Raums genug in Sälen und Zimmern des pallastähnlichen Neugebäudes, welches öd' und leer steht. Den größten Theil des Aufwandes würden Ihnen Kostgelder der Studierenden, und höherer Ertrag der Güter ersetzen; wie denn auch der edelherzige Fellenberg, für Aehnliches, fürstlichen Aufwand trieb, ohne dabei zu verarmen. So würde Muri, unbeschadet Ihrer Ordenspflichten, zur ersten Zierde des Ordens, zum Kleinod des Aargau's, erhoben werden."

Wir besprachen dies umständlicher. Pater Adalbert schien von der Idee ergriffen. Er versuchte sie dem bejahrten Abt Ambrosius beliebt zu machen; brachte mir aber, mit Achselzucken, dessen abweisende Antwort zurück. Ich hatte kaum eine bessere erwartet.

Ein andrer Geistlicher, welcher mir besondere Verehrung einflößte, war, des Cisterzienser-Ordens, aus der Abtei Wettingen, als Pater Beichtiger beim Frauenkloster Gnadenthal. Dieser würdige Mann, von ausgezeichneter Vorliebe und wissenschaftlicher Bildung für Landwirthschaft, hatte das verarmte Kloster, durch weise Oekonomie, vor Auflösung bewahrt. Wegen solcher Verarmung war auch noch die Aufnahme von

Novizen einstweilen untersagt worden. Aber ein Frauenzimmer aus der Stadt Zug hatte sich jetzt zur Aufnahme gemeldet; und die Vorsteherin, oder „Frau Mutter", setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, als sie mich um Verwendung bei der Regierung ansprach. Einwendungen, daß man zuvor die Regierung vom Vermögensstand des Klosters unterrichten müsse, wurden nicht angehört. Die nach der heiligen Einsamkeit Sehnsuchtsvolle ließ mich bitten, sie selbst anzuhören. Ich mußte wohl gewähren.

Die Novize, ein Mädchen in schöner Blüte des Lebens, erschien erröthend und erblassend am Sprachgitter Mit gesenkten Blicken, schüchtern und stammelnd, trug sie ihren Wunsch vor. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir eingab, der frommen Jungfrau, in meiner Antwort, etwas von jenen nichtssagenden Artigkeiten einzuflechten, die man sonst, ohne alle Sünde, im Weltleben wohl einem jungen Frauenzimmer zu spenden pflegt. „Ich muß es fast beklagen," sagt' ich: „daß Sie mich zu einem so grausamen Dienst wählen; daß Sie mich zum Fürbitter machen wollen, damit so viel Anmuth auf immer in einer finstern Zelle verschwinde. Warum sehnen Sie sich schon so früh nach einer klösterlichen Einsamkeit, deren Schattenseite Sie gewiß jetzt nicht ganz würdigen können; und wünschen einer Welt auf ewig gute Nacht zu sagen, — einer Welt, in der Sie auch noch so neu sind, und in welcher Ihrentwillen vielleicht hoffnungslos ein der Liebe werthes, treues Herz brechen muß?"

Indem ich so sprach, erblaßte die junge Novize; ihre Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft; ihre Finger klammerten sich in das Gitterwerk ein; dann brach sie in Thränen des innigsten Seelenschmerzes aus. Ich erschrack; winkte die Konventualinnen aus dem Hintergrunde des Saals herbei, das arme Mädchen zu unterstützen und wegzuführen. Ich aber hütete mich wohl, das Verlangen der hübschen Weltentsagerin noch länger in vollem Ernst zu nehmen. Vier Jahre später*), da ich abermals Mitglied der eidsgenössischen Tagsatzung in Luzern war, erkundigte ich mich, als mir, während eines Spaziergangs mit dem Gesandten und Landammann von Zug, die Novize zufällig in Erinnerung kam, bei ihm nach ihrem Loose. „Ei, die eine Nonne?" rief er: „Sie ist glücklich vermählt, und glückliche Mutter!"

11. Eine Folge des Besuchs.

Hätte nicht die später geschehene Aufhebung der aargauischen Klöster so großes, beinah möcht' ich sagen, erkünsteltes Aufsehen erregt, würd' ich kaum von dem Allen hier erzählt haben. So fahr' ich fort, und füge

*) Im Jahr 1837.

noch einen kleinen Nachtrag bei, der wenigstens, hätte er auch kein anderes Interesse, mich selbst bezeichnet, wie ich zu jenen Klöstern stand.

Der Oberst Fetzer, im großen Rathe, wie ich, statteten der höchsten Landesbehörde Bericht über unsre Verrichtungen ab. Dies gab Anlaß zu allerlei gehäßigen Gerüchten über uns Beide; Gerüchten, die von unsern Gegnern, mit christlicher Liebe, immer finsterer ausgeschmückt, vergrößert und verbreitet wurden, wie es wohl in der Welt zu geschehen pflegt. Bald, oder vielleicht zuerst, gelangten sie zu den Ohren der Kloster-Vorsteher. Der Pater Statthalter Adalbert in Muri schrieb mir darüber einen langen, freundschaftlichen Brief*). Er klagte, als hätten wir, wie die Sage gehe, auf die Klosterherren „geschimpft"; die religiösen Institute verdächtigt; und er bemühte sich, diese, besonders Muri, zu rechtfertigen. Hier meine Antwort**), welche vielleicht über manche Einzelheiten, die erst später Bedeutsamkeit empfangen, einiges Licht werfen:

„Der Brief, hochwürdiger Herr, den ich gestern Mittag erhielt, das Vertrauen, mit dem Sie ihn schrieben, freute mich. Ein Beweis dessen, sey diese schnelle, offene und vertrauliche Erwiederung."

„Meines Wissens hat Herr Fetzer nicht, wie Ihnen das Gerücht sagte, auf Ihr Gotteshaus „geschimpft". Umgekehrt, als im großen Rathe das Wort auf seine in Muri erlittene Mißhandlung kam, benahm er sich mit Würde und Edelmuth. Wenn, wie Sie sagen, das Gerücht späterhin Aehnliches von mir sagte, hat es, wie schon oft, meine Denkart verkannt. Selbst wenn ich beschimpft ward, hörte niemand mich wieder schelten. Warum also sollte ich mich über Ihr Gotteshaus mit Rohheit äußern, wo ich einige der würdigsten Religiosen wirklich hochachte? Daß ich, wider Willen zu Muri, wie im Exil lebte, fern von Familie, Freunden, Wissenschaften, unter unbehaglichen Geschäften, und im Wirthshause, werden Sie nicht auf Ihr Gotteshaus beziehn wollen."

„Wenn ich im großen Rathe über meinen Aufenthalt in Muri sprach, so geschah es pflichtmäßig, mit reiner Wahrheitsliebe, über die Armuth, Bettelei, Unwissenheit, den Wankelmuth, die Rohheit in

---

*) Von Muri, 13. Dez. 1834. Der würdige Mann (nach dem Tode des Abtes Ambrosius zu dessen Nachfolger erwählt) lebt noch. Ich habe daher kein Recht, sein mir allein bestimmtes Schreiben, ohne seine Erlaubniß, zu veröffentlichen.

**) Von Aarau, 15. Dez. 1834. Ich schalte sie hier, vom Anfang bis zum Ende, wortgetreu ein. Das Original mag wohl noch in den Händen des hochwürdigen Empfängers vorhanden seyn und für die Treue der Mittheilung zeugen können, deren Inhalt, von ihm, leider! ohne alle Beachtung geblieben ist.

vielen dortigen Dörfern, und besonders in der Umgegend des Klosters. Ich gab Beweise; ich sprach mit gerechtem Unwillen über Handlungen, die Sie selbst, in Ihrem Briefe, „grobe, verbrecherische Auftritte“ hießen; mit Unwillen von den Verirrungen und Lärmereien aufgehetzter, fanatisirter Versammlungen; mit Unwillen von dem Mangel an Thätigkeit, welche der Herr Bezirksamtmann dabei zu Tage legte, den ich persönlich hochachte, aber den ich tadle, weil er nicht, als Vollziehungs-Beamteter, Mannhaftigkeit genug besaß, mit Nachdruck einzuschreiten, wie ich von achtbaren Männern weiß, und wie man im großen Rathe dafür zeugen wollte.“

„Ich glaube Ihnen wörtlich, mein hochwürdiger Freund, daß Ihres Wissens, vom Kloster aus, nichts geschah, solche Unordnungen anzuregen, oder zu begünstigen. Ich glaube es, daß es von andern Geistlichen und Weltlichen geschehn seyn mag. Aber, was that das Kloster, vermittelst seiner Autorität, seines Einflusses, zur Verhütung der Unfugen? Sprach es laut und öffentlich seine Mißbilligung aus? Stand es entschieden da, auf Seiten des Gesetzes und der hohen Landesobrigkeit? — Ein Blick, ein Wort, im Gotteshaus gegeben, kann eben so leicht das Verderblichste durch Unbedachtsamkeit wirken, als anderseits Verderbliches verhüten. — Erinnern Sie sich, wie inständig und im Interesse Ihrer ehrwürdigen Stiftung, ich sie einst bat, auf einige dortige Geistliche einzuwirken, nicht Kanzel, nicht Beichtstuhl und Hausbesuch zu mißbrauchen? Sie selbst damals vermutheten von einigen Pfarren dergleichen gefahrbringende Unvorsichtigkeiten! Ich wiederhole diese Bitte heute noch, mit derselben Innigkeit. Noch läßt sich Vieles redressiren. Folgen Sie dem Rathe eines Freundes; dem Rathe, welcher mit Religion, Vernunft und Lebensklugheit im Einklang steht.“

„Nun zu etwas Anderm, den Beitrag der Klöster (an den Staat) betreffend, von dem Sie mir schrieben. Ich sehe eben, durch Vergleichung des Budgets, er ist von 20,000 auf 25,000 Fr. im Vorschlag von der Regierung erhöht. Ich kenne den Grund dazu noch nicht. Nachdem ich die Oekonomie der Klöster Muri, Hermetschwyl und Gnadenthal kennen gelernt habe, ist's im letztern allein, wo die beste Verwaltung und Ordnung besteht. Sie fehlt in Hermetschwyl. Hier ist kein Mann von Einsicht an der Spitze der Haushaltung; die Frauen können nicht außer den Klostermauern selbstthätig seyn *). Muri, wie ich schon die Ehre hatte,

*) Dem Benediktinerinnen-Kloster Hermetschwyl war sogar von seinen Besitzungen, z. B. ein beträchtlicher, in ältern und neuen Urbarien angegebner, Wald gänzlich von der Hand gekommen, niemand weiß wann und wohin? Ich suchte ihn mit den Klosterknechten überall vergebens in der Wirklichkeit.

Ihnen mündlich zu sagen, könnte seine Einnahmen, bei centralisirter, wohlgeregelter Verwaltung *), außerordentlich erhöhen; wirklich reicher seyn, als es ist. Den Beweis dafür zu leisten, ist nicht schwer. Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen."

„Ob diesmal im großen Rathe, in Betreff des Budgets, etwas gethan werden könne nach ihrem Wunsche, weiß ich nicht. Ich zweifle fast ebenfalls **). Aber erlauben Sie mir, nach meiner innigsten Ueberzeugung, einen gewiß wohlgemeynten Rath. Sie kennen ihn schon."

„In der heutigen, vielbewegten Zeit haben die Klöster ihre alte, feste Basis verloren, auf der sie einst sicher, wie auf Felsen standen. Wem es Ernst ist, sie im Sturm zu retten, der muß ihnen eine frische Unterlage geben, die selbst dem Geiste des Zeitalters ehrwürdig seyn und bleiben muß. Diese frische Unterlage aber ist eben die, welche es in den ältesten Zeiten war, da die Klöster gegründet wurden: Veredlung und Kultur der Menschheit, durch Religiosität und Wissenschaft. Wie herrlich leuchtete einst in beiden der Orden St. Benedikts den Andern vor! — Die bloße, mechanische Observanz der Ordensregel reicht dazu nicht aus; am wenigsten im heutigen Europa. Glauben Sie es mir!" —

„Es thut mir leid, daß Sie mir so spät schreiben. Vielleicht wäre schon im großen Rath Anderes im Thun gewesen. Er tritt aber im Februar wegen des Schulgesetzes zusammen. Ich beschwöre Sie, bewirken Sie in Ihrem Konvent, daß das Gotteshaus sich bis dahin erkläre, nach einem großartigen Plane, eine Gewerbschule für die ganze Schweiz errichten zu wollen. Berufen Sie ausgezeichnete Professoren der Chemie, Physik, Mechanik, der Geschichte, Geographie, französischen und englischen Sprache. Mit einem Aufwand, von 16,000 Fr. jährlich, könnte Alles bestritten werden. An Raum für Wohnung der Lehrer und Zöglinge fehlt es Ihnen nicht. Die Viktualien werden dem Kloster durch die Kostgelder besser bezahlt werden, als jetzt. Ihr Entschluß wird in der Schweiz und Deutschland angenehme Sensation erregen. Ihr Muri wird

*) Zum Verständniß dieser Stelle mag dienen, daß die Verwaltung der Einkünfte unter mehrere Konventualen vertheilt war, welche, meistens Söhne wenig bemittelter Landleute, selten hinlängliche administrative Kenntnisse erwerben konnten und dennoch, jeder einzeln einige 100,000 Fr. in Verwaltung hatte, worüber sie dem Abte jährlich einmal auf einem Paar Bogen Papier Generalrechnung ablegten, von der sie nachher weiter nichts vernahmen. Eben so hatte der Abt selbst einen beträchtlichen Theil der Einkünfte unmittelbar unter sich, worüber er niemandem Rechenschaft gab.

**) Wirklich, als das Budget zur Sprache kam, und Vorschläge zur weitern Erhöhung der Klosterbeiträge zu den Staatsbedürfnissen gemacht wurden, gelang es mir, mit Beistimmung meines Kollegen Fetzer, den großen Rath zu einem mäßigern Ansatz zu bewegen.

Andern wieder, als Muster, gelten müssen. Der katholische Aargau wird Sie segnen, weil Sie wahren Segen ins Land bringen. Dann werden die Stimmen im großen Rathe sich auf andere Weise erheben."

„Ich ende. Mein Brief ist lang geworden. Ich wollte Ihnen beweisen, daß mir Ihre Achtung nicht gleichgültig ist. Ich sprach daher mit Ihnen Herz gegen Herz. Wollte Gott, mein Rath fände Gehör!"

„Leben Sie wohl. Vertrauen Sie meiner persönlichen Hochachtung für Sie; und — wenn Sie wollen — meiner vielseitigen Erfahrung und Kenntniß einer Welt, die Sie, aus Ihrer Zelle, nothwendig, nicht in allen ihren Verhältnissen sehn. Empfehlen Sie mich dem gnädigen Herrn, meinem lieben hochwürdigen Pater Küchenmeister und Herrn Pater Präceptor."

„Immerdar mit Freundschaft und Verehrung Ihr ergebenster Diener" u. s. w.

Es war mein letztes Wort an und für die Klöster; es ist aber keiner Antwort gewürdigt worden.

---

12. Frommer Aufruhr.

Während übliche Ehrfurcht oder Politik der Regierenden in mehrern katholischen Demokratien, und gewohnte Milde oder Sorglosigkeit in paritätischen Kantonen, die leise wachsenden Anmaßungen des ultramontanen Klerus übersah, oder begünstigte: reizte endlich bald jede kleine Beschränkung solcher Anmaßungen, den Zorn der römischen Vorkämpfer auf. Die Beurtheilung priesterlicher Amtsmißbräuche vor dem weltlichen Richterstuhl, oder die Einführung besserer Verwaltung des Klostergutes, von Staatswegen, hieß Religionsverfolgung. Den Lenkern der katholischen Vereine schien es weit genug gediehn, um einmal, zur Einschüchterung der weltlichen Landesobrigkeiten, auch die irdische Stärke geistlicher Gewalt zu versuchen. Also wurde die Kette der durch die Kantone Luzern, Aargau, Solothurn und Bern gezogenen katholischen Vereine zur Thätigkeit aufgerüttelt. Kanzeln, Beichtstühle, Pamphlete, Zeitungen, Volksversammlungen fachten mit allen Kräften die Glut der Glaubenswuth an. Sie schlug wirklich in Flammen des Aufruhrs auf; erst in Pruntrut des Kantons Bern, bald darauf in den Umgebungen des Klosters Muri im Aargau. Doch eine rasch ausgeführte, militärische Besetzung der aufgewiegelten Ortschaften dort und hier, stellte binnen wenigen Tagen die gestörte Ordnung wieder her. Es war im Jahr 1835.

Dieser unerwartete Ausgang der glaubenseifrigen Meutereien, und die versöhnliche Großmuth der Regierungen, konnte aber die Verführer und Verführten weder entmuthigen, noch beschämen. Der wohlwollende Geist des Evangeliums hatte seine Macht bei denen verloren, die dessen

Verkündiger zu seyn vorgaben. Man rüstete nur heimlicher und emsiger zur Ausführung besser berechneter Entwürfe, in vortheilhafterm Augenblick.

Dieser bot sich von selbst, nach einer kurzen Frist von fünf Jahren, dar, weil dann die Kantone Solothurn, Aargau und Luzern, belehrt durch zehnjährige Erfahrung, Verbesserung ihrer Staatsgrundgesetze zu bewerkstelligen hatten. Dann konnten die Interessen des römischen Klerus, auf gesetzlichem Wege, durch Stimmen des Volks über die Staatsverfassungsrevision gültig gemacht werden. Einleitend dazu erschienen Wünsche, Bitten und Vorschläge zur Vernichtung des Aufsichts- und Schirmherrlichkeitsrechts weltlicher Hoheit in Kirchensachen; somit auch Vernichtung des Plazet-Regiums der Regierungen; statt dessen Gründung unabhängiger Jurisdiktion der Nuntiatur, und unabhängiger Stellung der Klöster im Staate; Uebergabe der Leitung und Aufsicht vom öffentlichen Unterricht an die Priesterschaft; kurz Aufstellung eines Kirchenstaats zum Schutz der heiligen Religion, mit demokratischen Rechten des Volks *).

Je näher in jeder der erwähnten kleinen Republiken der Tag der Entscheidung rückte, um so kühneres und vielartigeres Streben geistlicher und weltlicher Parteiführer zur Eroberung des Ziels; häufige Zusammenkünfte Verbündeter inner und außer den Klöstern; öffentliche Volksversammlungen mit frommen begeisterten Sprechern; Geldspenden; Werbungen zur Verstärkung „katholischer Vereine"; Einschärfung der Pflicht eines leidenden Gehorsams gegen die alleinseligmachende Kirche und freudiger Aufopferung von Gut und Blut in Vertheidigung derselben. Denn es sey, hieß es: allein Frage noch, ob man römisch-katholisch bleiben, oder ob man lutherisch, reformirt, ketzerisch werden, in ewige Verdammung übergehn wolle? Die Heiligen des Himmels würden Beistand leisten; wer unterliege, könne sich der Siegespalmen der Märtyrer erfreun! Man trug kein Bedenken, Alles für Alles, ins Spiel zu wagen, auf Gefahr hin, Glaubens- und Bürgerkrieg anzuzünden; Spaltung oder Untergang der Eidsgenossenschaft zu sehn.

Allein das frevelhafte Kunststück, auf zerstörten Grundvesten bürgerlicher Ordnung den Thron römischer Kirchen-Allmacht zu baun, mißlang. Eine große Mehrheit des Volks im Kanton Solothurn erklärte sich für das verbesserte Grundgesetz, welches, neben den Rechten des Staats,

*) Diese und andere Forderungen wurden nachmals im Kanton Luzern wirklich erfüllt. Da aber das souveräne Recht des Volks vornehmlich in der Wahl seiner Stellvertreter und Obrigkeiten bestand; die Wahlen aber größtentheils durch die Eingebung des Klerus im Volke geleitet wurden, waren Gesetzgebung und Regierung dem Einfluß des Priesterthums übergeben.

die bisher bestandnen Rechte der Kirche gewährleistete. Eben so genehmigte die Mehrheit sämmtlicher Staatsbürger, katholischer, wie protestantischer, im Aargau ihre revidirte Staatsverfassung. Nur eine Minderheit der Bevölkerung verwarf sie, und zwar derjenigen Bevölkerung, welche meistens in der Umgebung der Abteien und Klöster, längs der Reuß und Limmat, wohnte. Hier stieß man nun ins Horn des Aufruhrs. Es galt Empörung gegen den souveränen Willen der Mehrheit. Umsonst mahnten dort noch die Verständigern, inmitten fanatisirter Landleute, vom Verbrechen ab; umsonst verwarf das katholische Frickthal die Einladungen zur Theilnahme am Aufstand der Klostergegenden. Nichts schreckte mehr vom Aeußersten zurück. Die Bauern bewaffneten sich; Geld, Wein und Branntewein, niemand wußte von wannen? stärkte und steigerte den Religionseifer; der Landsturm gegen Aarau ward gebildet. Einige Häuptlinge der katholischen Vereine, einige Advokaten und ein Kapuziner erschienen, als Anführer. In den Klöstern fanden geheime Konferenzen und Berathungen statt, während die Zellenbewohner nach Außen sehr behutsam, mit weltlicher Klugheit, eine offene Theilnahme mieden.

Die Regierung sandte Kommissarien, theils den Gesetzen Gehorsam zu schaffen, theils die bekanntern Rädelsführer zu verhaften, theils die Klostergeistlichen zu vermögen, den wachsenden Sturm durch ihr mächtiges Wort zu beschwören. Allein die letztern verweigerten ihr Wort, als Gottgeweihte, die allen Welthändeln fremd sind. Die Abgeordneten der Regierung und deren pflichttreue Beamten wurden hingegen blutig vom Pöbel mißhandelt, und in Gefangenschaft geschleppt. Der Landsturm brach auf. In scheinbarer Unparteisamkeit und Ruhe, doch nicht ohne Bangigkeit, sahen Mönche und Nonnen, in der Stille ihrer geheiligten Mauern, dem lärmerischen Getümmel zu; aber ihre bedienstete Laien und Knechte wurden überall erblickt und im Gewühl überall voran. Da, im dringendsten Augenblick der Gefahr, versammelte ein Wink der Regierung die Bataillone wohlgeübter Milizen, welche unter Anführung des eidsgenössischen Obersten Frei-Herose, durch Nacht und Tag, im rauhen Winterwetter, gen Villmergen flogen, ein Dorf, welches zweimal schon durch Schlachten in frühern Glaubenskriegen der Schweizer unselige Berühmtheit erworben hatte. Hier stand die Vorhut des Landsturms. Sie wurde nach kurzem, doch nicht unblutigem, Gefecht, zersprengt *); der Aufstand in zwei Tagen gestillt. Die erschrocknen Anführer desselben entflohn zuerst, und überließen die Abbüßung ihrer Sünde den armen, getäuschten Landleuten.

*) Den 11. Jänner 1841.

Unwille und Trauer herrschten im ganzen Lande. Schon bei der ersten Schilderhebung der nämlichen Gegenden ruhte der schwerste Verdacht auf der geheimen Wirksamkeit jener Klöster. Nun im Zeitraum von fünf Jahren daselbst der zweite Aufruhr; abermals zu gleichem Zweck, und abermals mit gleicher, scheinbarer Unparteisamkeit der Gottgeweihten, die ihren Dazwischenschritt zur Stillung des Unfuges verweigerten; viele andre Thatsachen vernichteten jeden Zweifel an ihrer Mitschuld. Durch ihre Mönchspfarrer und befreundeten Weltpriester, durch ihre Zinsleute und Anhänger, war der erste Stoß zur Empörung gegeben worden. Wie hätte auch der unwissende Landmann Begehren in kirchlichen Dingen wider den Staat stellen können, von denen jener selbst nichts verstand? — Viele in den lärmenden Haufen des Volks handelten vielleicht aus frommer Ueberzeugung; Viele aber aus Lust an liederlichem, wildem Getümmel, bei dem es nicht an Wein und Branntewein, und nicht an Hoffnung auf Beutemachen fehlte; Viele noch gesellten sich, aus Furcht vor diesen Lärmern und Schwärmern, ihnen bei, die ihre und ihrer Familien Sicherheit bedrohten. Gewiß auch waren wohl viele der Klostergeistlichen an dem frevelvollen Unternehmen schuldlos. Nicht einzelne Mönche oder Nonnen, sondern die Korporationen mit ihrem unverhehlten feindseligen Geiste standen gegen den Staat in offnem Kriege. Ihr Verband unter einander, und mit den übrigen Klöstern, mit der päpstlichen Nuntiatur, mit dem heiligen Stuhl, machte sie zur vornehmsten Schutz- und Trutzwaffe Roms gegen die Ansprüche jeder weltlichen Obrigkeit. Ihr Fortbestand ward, im Aargau, mit friedlicher Entwickelung des Staatslebens unvereinbar. Die Gewährleistung ihrer Stellung, durch den Bundesvertrag, mußte auch Gewährleistung fortdauernder Feindseligkeiten und Zerrüttungen des Staates werden. Sie hatten Krieg begehrt und begonnen, und die Wirkungen kriegsrechtlicher Nothwehr zu tragen.

Der große Rath entschied sich für Aufhebung der meuterischen Klöster *), und, nach Abzug der Kriegskosten, die das verführte Volk nicht tragen sollte, für Ertheilung lebenslänglicher, anständiger Jahrgehalte der entlassenen Religiosen, aus dem Klostervermögen, so wie Verwendung desselben zum Behuf der Kirchen, Schulen und Armenanstalten sämmtlicher katholischen Gemeinden im Lande.

Dieser Beschluß hat bekanntlich nicht nur in der Schweiz, sondern sogar hin und wieder in Nachbarländern eine Welle Zeitungs- und selbst einiges diplomatisches Geräusch, fast über Gebühr, veranlaßt. Hier ist der Ort nicht, darüber umständlicher zu werden, vielleicht bin

*) Den 13. Jänner 1841.

ich's schon zu sehr geworden. Doch glaubt' ich, meine Ansicht darüber nicht verschweigen zu sollen. Ich hatte den Geist nahe genug kennen gelernt, der in den Klosterzellen waltete und von ihnen über ein glaubenskräftiges, aber bildungsloses Volk ausfloß. Ich stimmte nicht nur für den Aufhebungsbeschluß, den ein tugendhafter Mann, ein Katholik*), zuerst zur Sprache brachte, sondern ergriff auch, zu dessen Vertheidigung in der gesetzgebenden Versammlung, selbst das Wort.

Es war dies zugleich aber das letzte Wort von mir, und für immer, in dieser Versammlung. Eingedenk des Gelübdes, welches ich im sechszigsten Jahr gethan, mich, beim Antritt des siebenten Jahrzehends, der letzten öffentlichen Geschäfte zu entschlagen, erfüllt' ich's. Und obwohl mehrere Wahlkreise mich wieder in den großen Rath zurückforderten; und obwohl man mir die Ehre erwies, nicht an mein Alter glauben zu wollen, ja, mir den Vorwurf der Bequemlichkeitsliebe zu machen: ich hielt mein Gelübde.

---

13. Der Greis.

Denn der erste Lenztag des Jahres 1841 hatte, geschmückt mit zarten Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), meinen kleinen Lieblingen unter Flora's Kindern, mich schon in das einundsiebenzigste Jahr eingeführt. Mir war an diesem Tage wahrhaft, als ständ' ich auf einer Bergeshöh, an deren Fuße vor mir das Meer der Ewigkeit höher rausche, während hinter mir noch das Erdeleben mit seinen Einöden und Blumengefilden, Sonnen- und Gewitter-Tagen, grün, wild und schön, ausgespannt liege.

Wenn ich ehmals von Freudenlosigkeit des hohen Alters las oder hörte, wandelte mich stille Bangigkeit an. Jetzt erstaunt' ich, daß das Greisenthum soviel Anmuth und Genuß darbiete. Jeder Zeitraum des Menschenlebens prangt mit eigenthümlichen Reizen, von denen schwer zu entscheiden ist, welcher der wünschenswürdigere sey? — Cicero's alter Cato hat vollkommen recht, zu sagen: „Wer in sich selber nicht zum Seligleben Kraft gewonnen, dem wird jedes Alter beschwerdenreich. Wer aber aus dem eignen Innern das Beste schöpft, dem tritt nichts, als ein wirkliches Uebel, entgegen; auch das späte Alter nicht, das jeder erreichen möchte, aber mancher, wenn er's erreicht hat, grämlich beklagt"**). — Selbst minder weise, als dieser Cato, war der Psalmensänger, der da

---

*) Der Seminardirektor Augustin Keller. Ich nenne gern den vorzüglichen Mann, den ich ehre.

**) Cicero de Senectute, 2.

seufzte: „Unser Leben währet siebenzig, wenn es hoch kömmt, achtzig Jahr; und wenn es köstlich gewesen, ist es Müh und Arbeit gewesen!“*) Ich weiß es wohl, daß in dies Klagelied Tausende einstimmen, deren einzige Welt die Außenwelt, mit ihren Goldschätzen, Behaglichkeiten und Weihrauchwolken, ist; oder die, wie Frau von Genlis sagt, ihr siebenzigstes Jahr in der vollkommnen Ueberzeugung antreten, daß sie nur dazu geschaffen seyen, sich anzukleiden, zu frühstücken, Mittag- und Abendbrod zu essen, Piquet zu spielen und zu schlafen.

Allerdings seh' ich vor, daß das pflanzenhafte Leben meiner Glieder, heut noch frisch und rege, wie von jeher, bald niederwelken muß; daß, mit entweichender Nerven-Erregbarkeit, nothwendig die Kraft der Innen- und Außensinne entschwinden wird. Ich werde dann nicht mehr, wie heut, tändeln, scherzen, schaffen, wirken, meinen Musen opfern können. Was liegt daran? Je mehr sich die Welt vor mir verdunkelt und verliert, um so weniger fühl' ich ihren Verlust; um so heller tagt mir der beginnende Morgen einer andern Welt.

So tret' ich, froh in Gott, und überall in ihm, und mit ihm, zum Lebenswinter ein, jenseits dessen mich kein Frühling mehr auf diesem Erd-Sterne erwartet. Freund „Hain“, im dünnen Schleier weniger Monden oder Jahre verhüllt, lächelt mir entgegen. Noch aber will ich mich der Gegenwart freun, umringt von den Meinigen; von Nanny, deren Jugendschöne in Seelenschöne übergeblüht ist; von Kindern, deren Keines meiner Lieb' und Sorge unwürdig stand. Das Abendroth meines Daseyns auf Erden leuchtet mich an; und die Welt schwimmt mir im rosenfarbnen Licht darin, und schöner, als einst in der Morgenröthe des Lebens.

Mögen Andre mit Heimweh auf das verlorene Paradies ihrer Kindheit zurückblicken. Mir fehlte dies Paradies! Ich irrte, als Waise, ungeliebt und verlassen umher; nicht ungeliebt und verlassen von Gott. Ich danke seinen Fügungen, die mich lehrten, ein Paradies in meinem Innern baun. — Den Jüngling schon lachte die Außenwelt schöner an. Sie war aber nicht schöner geworden; er sah sie nur lieblicher durch das Prisma jugendlicher Gefühle und Fantasie; in jener magischen Strahlenbrechung, welche Alles mit siebenfarbigen Gloriolen umsäumt, bald Riesengestalten verkrüppelt, bald Zwerge zur Gigantengröße ausstreckt, je nachdem Laune, oder Zufall, das trügerische Glas halten. Aber auch der Jüngling blieb sich des holden Truges bewußt.

Er ward Mann. Das Leben lagerte heller sich vor ihm aus; doch nicht das Leben, er selbst, war in sich heller geworden, so daß er

*) Psalm 90, 10.

schärfer den Schein vom Wesen abgränzen konnte. Von da an wohlgemuth, rastlos und beharrlich wirkte er für die Herrschaft des Göttlichen auf Erden, wie und soviel er vermochte, um einst sein Ruhestündchen rechtmäßig verdient zu haben. Und war's zuletzt auch wenig; doch war sein Wille groß gewesen. Er genoß das Süße und Bittre des Irdischen, wie es ihm das Schicksal zuwarf, und dankbar für beides, ohne sich lange um Vergängliches zu grämen; gewöhnt, im Bewußtseyn und Lieben des Ewigen, zu leben.

Nun ist der Feierabend da, und willkommen! Ich bereue nicht, gelebt zu haben. — Mögen Andre, in ihrem Herbste, die eingesammelten Ernten überschaun und zählen. Ich kann dies nicht. Ich streute die Saat aus; wohin sie der Wind entführte, weiß ich nicht. Mein war nur die Güte des Wollens; über das Gedeihn der Arbeit verfügte die Hand Gottes, das Schicksal. Auch manches taube Korn habe ich gestreut. Ich klage darum weder mich, noch den Himmel an.

Mögen Andre sich eines mehr, oder minder mühsam erworbnen Reichthums, oder Ranges, oder Ruhms freun. Ich gönne ihnen diese Freude und bedaure ihre Mühen. Fortunens Huld hat mir keine goldne Schätze gespendet. Aber genügsam mit dem, was eigner Fleiß mir erworben, Sparsamkeit mir bewahrt hat, freu' ich mich jener edeln Unabhängigkeit, der ich von jeher nachstrebte, und in welcher ich, aus dem Wenigen, auch zuweilen noch Unbeglücktern Hülfe zu reichen im Stande war. — — Rang? Ich trachtete nur nach dem der bessern Sterblichen. Nur einmal, in jugendlichem Aufstreben, sonst niemals im ganzen Lauf des Lebens, hab' ich um Ehrenstellen geworben; wohl deren eben so viele abgelehnt, als übernommen; und diese nur, sobald ich, wo Tüchtigere fehlten, als Nothnagel dienen, oder nützlich wirken konnte. — — Ruhm? Schriftstellerische Celebrität? Seifenblasen! Ich kannte wohl Höheres.

---

14. Schluß.

Eigentlich sollt' ich dies letzte Kapitelchen Nachschrift, oder Geschichte dieser Geschichte, nennen. Das Ganze war vor Jahr und Tag vollendet, lag wohlversiegelt und aufbewahrt unter Schloß und Riegel, und sollte von den Meinigen, die mich überleben würden, nach ihrem Gutdünken seine Bestimmung empfangen. Da führte ein Umstand, an sich zu unerheblich, um hier erzählt zu seyn, eine Art Nöthigung herbei, daß der Verfasser der „Stunden der Andacht" seinen seit dreißig Jahren verschwiegnen Namen nicht ferner, ohne Nachtheil eines dritten, verbergen sollte. Von Magdeburg aus ward er dann zuerst öffent-

lich bekannt*). Und so war auch nichts mehr daran gelegen, mit eigner Hand das Siegel von dieser „Selbstschau“ zu lösen, die vielleicht mancher Familie willkommen erscheint, ihren bisher unbekannten Hausfreund näher zu kennen. Mögen sie ihn denn kennen; auch auf die Gefahr hin, ihm nun vielleicht weniger hold zu bleiben, wenn sie gewahren, er sey — ein Mensch gewesen, noch keiner der Heiligen Gottes. Und ich, es wolle mir's niemand verargen, habe nebenbei wohl gar die heimliche, schalkhafte Freude, gleichsam aus dem Grabe hervor, zu horchen, wie hassende und liebende Bekannte, einst über dem Grabe Gericht halten. Ich halte ihnen kein Gegengericht mehr.

Indem ich selber das Ganze, nach jener Zwischenzeit, wieder las, fügt' ich, da und hie, manche Einzelheit und Späteres bei; und bemerkte jetzt erst, was auch Jeder bemerken wird, daß ich mehr eine Mosaik von einzelnen Ergebnissen, als einen zusammenhängenden Lebenslauf dargestellt hatte. Weil aber meine Aufgabe „Der Mensch und das Schicksal“ war, fand ich's gebührlich, nur das auszuheben, was von Außendingen am tiefsten in das Gemüth eingewirkt hatte, oder, rückwirkend, aus diesem, gegen die wandelhaften Umgebungen Werthung, Wort und That geworden war.

So end' ich dies Schicksalsgemälde, und vielleicht am besten mit den Worten, die ich darüber einem meiner Freunde geschrieben habe**), der am Schlusse vieler seiner Briefe mich an ein solches Gemälde ungefähr, wie Cato im Römersenat an Karthago, regelmäßig zu mahnen pflegte: „Zwar hatt' ich nicht im Sinn,“ sagt' ich zu ihm: „Ihr Caeterum censeo u. s. w. früher, als nach meinem Tode, erfüllen zu lassen. Nun aber will ich, da ein Siegel gebrochen ist, auch das andre brechen, und mich — wie es beliebt — exkommuniziren oder kanonisiren, oder, es wäre das Beste, bald vergessen lassen.“

„Das Bild ist wirklich vollendet. Ich versuchte es, mich so treu, wie möglich, zu konterfeien; weiß nun aber doch nicht, ob ich damit zufrieden seyn soll? Die Stimmungen ändern. Auch ist's ein gar zu langweiliges Ding, Pinsel in der Hand, sich immer und immer im Spiegel zu be-

*) Einem meiner lieben Jugendfreunde, einem mehr, denn achtzigjährigen, blinden Greise, Behrendsen, in Magdeburg, der sich viel mit den Stunden der Andacht beschäftigte, auch gern den Namen des Verfassers erfahren hätte, wollt' ich vor seinem Tode den kleinen Wunsch erfüllen, und ihm nicht länger verhehlen, was schon nicht mehr zu verhehlen war, daß ich, den er längst in Verdacht hatte, daß ich, sein Freund, Verfasser sey. Mein Brief kam zu spät. Der Theure war kein Sterblicher mehr.

**) Herrn Regierungsrath Fetscherin in Bern; am 7. Febr. 1842.

schaun. Man sieht sich zuletzt selber nicht mehr deutlich. Oefters war ich auf dem Sprung, die ganze Arbeit zu zerreißen. Es kostete Ueberwindung, sie fortzusetzen. Doch mußte sie gethan seyn. Zuweilen las ich Abends meiner Nanny und den Kindern aus diesen Selbstbekenntnissen vor, seit ich aus diesen kein Geheimniß mehr machen wollte. Mögen die in der Nähe, und in der Ferne, ihren Vater ganz erkennen, ehe sie seine Asche ins Grab legen."

„Lieb wäre mir, ich hätte einen ehrlichen, kaltblütigen Feind, der allfällige Irrthümer der Erzählung, oder Fehler aufzählen würde, die mir im Leben anhingen. Ohne Zweifel bin ich, wie jeder Adamssohn, ein Sünder; doch bin ich mir durchaus weder absichtlicher, noch schwerer Sünden bewußt; noch schäm' ich mich solcher Verirrungen, die zu unbedeutend sind, um genannt zu werden. Die aber, derentwillen ich von streitbaren Politikern und Theologen nur zu viel gescholten und verketzert worden bin, halt' ich für keine. Ich gehöre mithin eigentlich zur Klasse der „verstockten Sünder." — Gern möcht' ich wohl besser gewesen seyn, als ich war; bin jedoch sehr zufrieden, nicht schlechter gewesen zu seyn. Nur eine „Unterlassungssünde" gesteh' ich noch ein: ich habe auf Erden des Guten zu wenig gethan."

„Während ich mit der Selbstschau beschäftigt war, gerieth ich über zweierlei Dinge manchmal in nicht geringe Verwunderung. Es kam mir nämlich zuweilen vor, als wäre das Vergangne und Erzählte gar nicht geschehn. In die freundlichen, stillen Verhältnisse der Gegenwart hineingewöhnt, fand ich's beinah selbst unglaublich, einen so bunten, unruhigen Traum des Lebens durchgelebt zu haben. Und doch sprechen Tagebücher, Briefe und noch lebende Zeugen! Eben so hat es mich ungemein überrascht, von Jünglingstagen her, Liebe und Wohlwollen so vieler würdigen und ausgezeichneten Personen genossen zu haben, die, ungeachtet sie sich ihres entschiednen höhern Werthes bewußt seyn mußten, dennoch treue Freunde blieben. Ich gesteh' Ihnen, das hätte mich in Versuchung führen können, etwas stolz zu werden, wenn mich nicht daneben das Gefühl hinlänglich gedemüthigt hätte, neben solchen Männern und Frauen ziemlich klein und verdienstlos zu stehn."

„Doch nun genug der Herzensergießungen Ihres geschwätzigen Alten! — „Lebet wohl, und zürnet nicht!" pflegt der Schweizer beim Abschied zu sagen."

Inhalt des ersten Theils.

Kindheit.

		Seite
1.	Vorwort	7
2.	Ein verwaistes Kind	9
3.	Des Knaben Erwachen in sich	14
4.	Fromme Schwärmerei und Unglaube	20
5.	Selbsterlösung	24

Wanderjahre.

1.	Der Ausflug	28
2.	Der Theaterdichter	32
3.	Universitätsleben	36
4.	Die alte Qual	39
5.	Besuch in der Heimath	43
6.	Der Doktor legens	47
7.	Eintritt in die Schweiz	51
8.	Enttäuschungen	55
9.	Ein Winker in Zürich und Bern	59
10.	In Paris	63
11.	Der unterbrochene Wanderplan	67
12.	Das Seminar in Reichenau	73
13.	Reformator und Republikaner	77
14.	Der Sturm droht	81
15.	Ein Geächteter	85

Revolutionsjahre.

1.	Ins Exil	88
2.	Diplomatische Laufbahn	93
3.	Noth der Ausgewanderten	96
4.	Eine andre Laufbahn	99
5.	Sendung nach Unterwalden	104
6.	Ein Paar Kriegsscenen	110
7.	Ein neues Prokonsulat	114
8.	Eitle Mühen	118
9.	Hülfe in der Noth	123
10.	Ein Paar politische Ansichten	127
11.	Der Zug in die italienische Schweiz	131
12.	Frühere Vorgänge	135
13.	Noth von jeder Seite	138

Seite

14. Faktionenkampf im italienischen Styl 142
15. Französische Goldmacherkunst 147
16. Gemüthliche Stimmungen 150
17. Rückkehr aus der italienischen Schweiz 153
18. Sturmtage in Basel 157
19. Freuden der Ruhe 161
20. Rückkehr ins Privatleben 165
21. Eine Unterredung 168
22. Beginnender Gemüthsfrieden 172
23. Alamontade 177

Des Mannes Jahre.

1. Einsamkeit und Liebe 181
2. Neuer Sturm 184
3. Der Forstmann 188
4. Vermählung und Hausglück 192
5. Der Volkslehrer 196
6. Die Stunden der Andacht 201
7. Eine Freimaurerloge 208
8. Gesellschaft für vaterländische Kultur 212
9. Die Restaurationszeit in Europa 215
10. Drei Reisen durch Baiern 219
11. Die Blumenhalde 225
12. Einige Fremden-Besuche 230
13. Schriftstellerisches Streben 234
14. Macht der Verleumdung 241
15. Die Freuden des Unglücks 245

Lebens-Sabbath.

1. Ein Blick ins häusliche Leben 250
2. Ein Ausflug in die Normandie 255
3. Rückblick in die restaurirten Uebel der Politik 258
4. Eine Scene im Rathssaal 262
5. Neue Dornen 266
6. Im Verfassungsrath 269
7. Heilige Sabbathstage 271
8. Die Taubstummen 274
9. Das wehen neuen Sturms 276
10. Klosterbesuch 279
11. Eine Folge des Besuchs 282
12. Frommer Aufruhr 286
13. Der Greis 290
14. Schluß 292

Eine

Selbstschau.

Von

Heinrich Zschokke.

Zweiter Theil:

Welt- und Gottanschauung.

Dritte, unveränderte wohlfeilere Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Herrn Verfassers.

Aarau, 1843.
Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

I. Kenntniß und Erkenntniß.

1. Durch Zweifel zum Erforschen des Wahren.

„Die holdeste der Feen unterm Himmel ist die Täuschung, diese reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derselben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naschen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.“ So seufzt' ich einst, von Zweifeln in meinem Innersten zerrissen, als Jüngling; so noch, als reifender Mann. Und ich habe im Lauf des Lebens diesen Seufzer im Stillen aus der Brust manches Andern vernommen. Ich beklage die Heimlichkranken, wie ich einst mich selbst beklagt habe. Spät sind meine Wunden geheilt worden; vielleicht sind die von Andern nicht unheilbarer. Ich will versuchen, den Gang meiner Genesung zu zeichnen; vielleicht wird er zum ihrigen. Zuvor will ich aber meine Narben aufdecken. Will aussprechen, wie mir einst Leben und Welt, Gott und Ewigkeit erschienen *). Ich dachte und sprach:

„Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im schönen Traumreich. Man lebt sich, vom ersten Schlummer an der mütterlichen Brust hinweg, durch die Spiele der Kindheit, so allmälig, leise und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken stößt: Warum denn das so und nicht anders sey? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch hat sich das ganze Weltall ins Daseyn hineingebaut? Könnte nicht ebensowohl gar nichts seyn? Und warum ist Etwas, warum Alles da?“

„Ja, Fragen dieser Art werden den meisten Menschen sogar grundalbern scheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt ist doch nun einmal vorhanden, und wir sind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es so geschaffen und, nach unserm Ermessen, sehr weise eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der festgetretenen Landstraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Gesellschaft aller Zeit-

*) Das im ersten und zweiten Abschnitt Folgende gab ich, als Bruchstück, schon 1832 in der Zeitschrift „Prometheus, für Licht und Recht.“ Hier theil' ich nur Auszug vom Wesentlichen dessen mit, was dort in Briefform eingekleidet war.

genossen, gilt Jedem die gewohnte Ansicht zuletzt für Naturgang; und die Uebereinstimmung andrer ehrlicher Leute mit uns, für Bürgschaft des Wahren."

„Wir schwimmen mit Allem, was sich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andre; finden des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unser Daseyn zu veranmuthigen, oder hungerlos zu fristen. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verstandenen Schauspiels fällt."

„Jeder tröstet sich, wie er's vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verstorbenen aus dem Jenseits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Lust am Daseyn erleichtert denen, welche Unsterblichkeit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinandergesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaischen Büchern, aus Koran und Zendavesta. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien ꝛc. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaubwürdiger geworden, je älter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Ketzerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen."

„Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen, vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundvesten."

„So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherun-

gen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jeddo, in Rom oder Lassa, als Ketzereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtheit unsrer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verknörpelten?“

„Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt seyn müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläugnung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sie nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne diesen aus allen Fugen zu stoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, sei das Herrlichste von ihm gewesen, sondern das Sterben selber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als sie selbst, machte.“

„Aber, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menschengeschlecht nicht erst seit gestern.“

„Mag die Sage vom Sündenfall des ersten Paares doch immerhin aus Gesängen vorsündflutlicher Weltalter in die ägyptischen Tempel herübergeklungen seyn, oder, andern Quellen entflossen, sich zuletzt unter dem Griffel des israelitischen Gesetzgebers versteinert haben; — mag Hiobs Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längst vor Salomon und Moses, oder erst unter den Thränenweiden Babylons, gehört worden seyn: stets wohnet darin Hinweisung, daß der Mensch, beim ersten Instich-Erwachen, voller Entsetzen über den Widerspruch seines innern Gesetzes mit dem Gesetz der Natur oder des Schicksals, die Frage über den Ursprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtausend wieder nachseufzte.“

„Und, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecherische Schlauheit sich der Umarmungen des Glücks freut? Warum ward dem Menschenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiste des Menschen der ewige Durst nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß? Warum allen Völkern auf Erden das sehnsüchtige Ringen nach Anerkennung ihrer Menschenwürde, ihres Ur-Rechtes, wenn die Nationen zuletzt doch immer unter den Füßen des Ehrgeizes und Eigennutzes einzelner Gewalthaber zertreten werden sollen?“

„Wahrlich, unter allen Geschöpfen ragt der Sterbliche, als das unseligste, hervor. Der Fels, wie die Pflanze, stehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferse der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber sie sind dafür jammerlos. Das Thier empfindet, neben der Lust, wohl auch den Schmerz des Daseyns; aber es lebt doch nur im Punkt der Gegenwart, ohne Leiden um Vergangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der Mensch wird von dem, was nicht mehr ist, und von dem, was noch nicht ist, zugleich und noch mit dem gepeinigt, was eben der Augenblick außerdem Böses bescheert. Wiegen die Freudengenüsse des Lebens wohl alle Bitterkeiten desselben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, wie es war, zweimal hintereinander leben?“

„Die Vernunft ist am Ende die ärmlichste Trösterin, und unser Bewußtseyn eine matte Leuchte. Es ist dies schon oft gesagt worden! Das Leben des Menschen ist durchaus nichts, als Uebergang von einer Geburtsnacht zu einer Todesnacht. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtseyns zwischen beiden? Daß er die Finsterniß hinter sich erblicke, aus der er kam, und die Finsterniß vor sich, in die er wieder verschwinden wird? — Lieber volles Licht, oder ewige Nacht!“

„Es ist wahr, ich kann beim Fackelschein der Vernunft auch die Dinge anstaunen, die sich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich staune es an, dies Räthselreich der sogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereignisse und Gestalten, für deren Menge, Arten, Größen und Zahlen, uns Namen und Maße fehlen. — Aber die Bewunderung so vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: Was ist dies All? Warum ist es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden ist? Warum ist nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas seyn? Von wannen stammt das Weltall, welches ich zwischen der Nacht der Geburt und des Todes sehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?“

„Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es gibt Menschen, sie sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich. Mir ist süß, was ihnen bitter. Woran liegt's? Anders die Sinne, anders die Welt! Was ist denn nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, wie sie für mich zu seyn scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ord-

nung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was außer meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich ein ganz Anderes sey, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidoskop Blumenblättchen, Splittern und Flittern, vorworren für sich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Gestalten entgegentreten?"

„Die allgemeinen Gesetze des Denkens zum Bau der Erkenntnisse durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind in allen Menschen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewisse Art der Uebereinstimmung. Jene Gesetze bleiben so unwandelbar dieselben, wie in der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honigzellen, der Ameisenlöwe seine Fallgruben, der Biber sein Wasserhaus baut. Was aber wird, bei der Naturnothwendigkeit unserer Erkenntnißgesetze, aus dem Stolz unserer Willensfreiheit? Denn ich will, *je nachdem ich denken muß*. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrbaren Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersstufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit sich fortflutenden Schicksale?"

„Fragen, wie diese, haben Tausenden unsers Geschlechts, und nicht den unedelsten, herbe Trostlosigkeit gebracht. Tausende mögen im stummen Verzagen aus der Welt gegangen seyn. Tausende flüchteten sich, verzweifelnd, um sich selber zu vergessen, in gemeines, wildes Lustleben, in wüste Zerstreuung; oder in die Klosterstille und Klosterstrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbstdenken verpönt. Der *Weg des Unglaubens* führt endlich wieder zur blinden Dummglaubigkeit; aber der *Weg des Zweifels* entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit." — — —

So sprach ich einst.

Doch eben in jenen Zweifeln, welche die Hoheit des menschlichen Wesens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich heut dessen Würde. Im erhabenen Zorn des Geistes über die eigne Ohnmacht inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geistes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menschlicher Kunst. Ohne Verdienst, ohne Schuld wegen seines Daseyns, steht unser Geist, wenn kein Gott, doch einem Göttlichen gleich, auf dem Marchstein des Seyns und Nichtseyns, und richtet die nur gerechte, nicht vermessene, Frage an das Ur alles Wesens und Seyns: „*Wer bist Du? Wer bin ich?*" — Des Menschen Daseyn allein schon gab Vollmacht zu solcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Wesen kann diese Frage ins Weltall

hineinrufen. Der Mensch nur kann es; er soll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!“ — Habet Ihr auch schon drinnen gehorcht? Saget nicht: „Nacht und Finsterniß ringsum!“ Würdet Ihr von Finsterniß wissen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?

Zwar nie wird ein sterblicher Oedipus das Alles lösende Wort zum Schlüssel des alten Welträthsels finden; und der Jahrtausende Scharfsinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurkundet die Göttlichkeit des Forschergeschäftes. Der Weg zum Wissen des Wissenswürdigsten ist Bahn der Asymptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weise müßte ja im Entsetzen und Grausen vergehen, könnt' er je das Ende dieser Bahn schauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls ist wahrhaft hohespriesterliches Geschäft; Aufschauen in das Allerheiligste der ewigen Stiftshütte zu dem, der da ist, war und seyn wird.

Das Verzweifeln an aller Gewißheit unserer Kenntnisse ist der erste Schritt zur Gewißheit. Nur soll die Verzweiflung uns nicht lähmen, sondern reizen und vorwärts jagen, das Aeußerste zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meersturm Untergang sieht, geht unter, sobald er sich aufgibt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewisse Stufe von Bildung und Kraft des Selbstdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß sie, und zwar im beginnenden Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens selbst führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zustand desselben herbei. Ist aber der Leib, dies Werkzeug des Geistes, vollendet und fest, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zustand für den Geist ein. Des Jugendalters vornehmste Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun besteht meistens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann aber erstarkt, wird er selbst schaffend, und er lebt voller, in der Thätigkeit des Verstandes; lernt durch eigenes Forschen; und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen sich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit statt findet.

Also hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu suchen. Auch ich hatte ihn einst verloren. Es war mir um nichts Andres zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur

im frommen Glauben, zu finden. Am wenigsten hat mich je das verächtliche Gelüst verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wem die Weisheit, als ein Werkzeug der Eitelkeit, dient; wer durch sie einen Namen unter Menschen, oder Ehrenstufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Ischarioth. Er küßt sie, um sie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit, als mir eine Welt erobern.

Es scheint am zweckmäßigsten, daß wir, um uns verständlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welcher die gesammte Menschheit ausging und noch immer ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der Verstand seine Thätigkeit damit an, daß er, im arglosen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne, das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Außendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das in Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet diesen wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoffe nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist leblos. Hingegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose: so erhebt sich das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äußert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andre Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt,

das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge dem er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtseyn der Freiheit, durch welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele widerspricht. Da ist mehr, als nur Seele: — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Bewegkraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges seyn. Nehmen wir sie einstweilen, wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

---

2. Werth des gemeinen Menschenverstandes.

Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim der Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person, übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unsrer Kenntnisse und Erkenntnisse.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandenseyn dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der

Dinge beständig währt. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leibliches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrtausende fort in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, wenn die staubhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts, denn Selbstverblendung wäre: so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein Göttlichgroßes wohnen, die Wirklichkeit aber kaum werth seyn, der Schemen dieser Lüge zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts ergeht über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen; er ist ein Schrei der innern Wahrheit, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswuth der Kirchen, kein Witz des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge im Bewußtseyn der Geister, mit diesem zur schlechthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefste des unendlichen Alls im Höchsten kündet und verklärt.

Immerdar kehrt der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit eingebüßt hatte, fand draußen in den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestempelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, geächtet vom gesunden Menschenverstand.

Man kann freilich einwerfen und fragen: „welche unumstößliche Gewißheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Uebersinnlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehr-

gebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zu Eigenschaft des Stoffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweisen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?"

„Vermittelst unsrer Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, haben wir unsre Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß des Uebersinnlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbareres, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Die Anstrengungen des menschlichen Geistes, das Uebersinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher, am Faden in der Hand des Knaben, ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam."

„Durch welches Mittel sollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beschaffenheit und Daseyn dessen, was wir Leben, Geist, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns selber herausspringen. Bei jedem Versuch des Sprunges stehen wir jedesmal nur wieder in unsrer Gedankenwelt. Unsere Vorstellungen können in sich vernunftgemäß, das ist nothwendig, wahr und richtig seyn. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als sich selber, in uns; nicht aber auch die Wirklichkeit des Gedachten außerhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre außer der Gedankenwelt nichts vorhanden? Wäre Alles, selbst das sogenannte Sinnliche, nur Vorstellung, nichts weiter? Das wäre Empörung des Geistes wider sein eignes Bewußtseyn und wahrhaftes Todtschlagen des gesunden Menschenverstandes.

---

3. Gewahrungen und Wahrnehmungen.

Es ist durchaus nöthig, daß wir, um Mißverständnissen auszuweichen, mit bestimmten Worten, bestimmte Begriffe paaren.

„Reinsinnlich ist das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber man wird dahin auch zählen müssen, nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Lustgenuß kennen, sondern ebensowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. s. w. Denn alles dieses wird unter dem Namen Empfindung, in der allgemeinen Bedeutung des Wortes begriffen; alles dies ist in uns Aeußerung der Seele, und wird wie bei Menschen auch mehr oder minder bei beseelten Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äußern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung, in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist nur das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtseyn gelangen, werden sie in demselben Gewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtseyn.

Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Daseyn der Dinge gewinnen wir vermittelst der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt, und nur noch das geistige Bewußtseyn bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer eignen Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Daseyn der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sey.

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten, durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Daseyn sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Daseyn der in der Sphäre unsers Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrne. Man würde wohl weniger am Daseyn Gottes ge-

zweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Vorhandenseyn begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

---

4. Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehrern andern stattfindet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlsweises Unterscheiden vom Inhalt der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewußtes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen, erfordert; seye es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher und später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere haben Gedächtniß; oft treueres, als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie gewahren. Ihr Vergleichen ist ein gefühlsweises Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungsstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigne Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtseyn Erregten; nicht aber des Erregenden.

---

5. Seele und Geist, Empfinden und Denken.

Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, woran wir, vermittelst der Sinne allein, Wahrnehmung der Vorhandenheit erhalten,

so ergibt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stoffisch gegeben worden ist. Wir empfangen durch Empfindung nicht mehr, als das Thier: bloß Kunde vom Daseyn des Körperlichen; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder der Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Andres vorhanden im All der Dinge, als das, was wir durch die Sinne vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, insofern wir glauben, dies Alles mit unsern Sinnen zu schauen, die doch nichts, als das Stoffische und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu seyn scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Helligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen kein seelischer Sinn Kunde vom Daseyn des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Daseyn aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsre Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist, und in dessen Bewußtseyn das Gewahrte zum Gewußten wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Er weiß sich selber daseyend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß von sich, und von Anderm, und von dem er sich unterscheidet. Er ist sich also des Mannigfaltigen von Vorstellungen bewußt, die kein seelischer Sinn gewahrt, aber die er daseyend kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit seines Selbstes auflöset und dadurch in sich begreift.

---

6. Sinnliche und nichtsinnliche Vorstellungen.

Das Denkende denkt sich; das Empfindende empfindet sich. Die Thatsache des Bewußtseyns und des Empfindens steht über allem

Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geist, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt (3.), ohne darum auszusprechen, ob beide einerlei, oder wesenhaft Ungleiches sind, oder was sie in und an sich seyn mögen? Aber wir unterscheiden die reinen Vorstellungen, das Gedankliche im Bewußtseyn, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterschied sinnlicher und übersinnlicher, oder, nicht sinnlicher, Kenntnisse keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtsinnlichen Kenntnissen gehört das gesammte Wissen vom Daseyn dessen, was seelisch ungewahrbar, unempfindbar, unfühlbar ist. Dies Wissen kann aber in uns geworden seyn, entweder durch Selbstthätigkeit des Geistes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Außendingen abgezogene Vorstellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen sind; oder durch inneres Wahrnehmen dessen, was allem Vorstellen, Begreifen und Urtheilen selber vorangeht, und worin jene Selbstthätigkeit des Geistes, wie inner bleibenden Schranken, wird und sich bewegt, — was ich Denkensgesetz des Geistes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen dessen, was in uns ein Gewußtes ist, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgesetzen Gefolgertes und Erschlossenes, noch das Denkgesetz selber zu seyn, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige ist weder sinnlich gewahrbar, sondern vielmehr Gegensatz von allem Sinnlichen; noch ist es ein von der Außenwelt abgezogener Begriff, weil diese nichts zu einem Begriff liefern kann, was sie nirgends, als Merkmal, an sich trägt; noch ist es das Gesetz des Denkens und Erkennens selbst, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorstellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken und Vorstellungen, also auch alle Wahrnehmungen (3.), oder Erregtheiten des Bewußtseyns, an sich selbst nichtsinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) sind, steht uns doch zu, von sinnlichen Vorstellungen zu sprechen, nämlich wenn wir diejenigen so nennen wollen, welche etwas durch seelische Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegensatz könnten wir Vorstellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorstellungen nennen, oder nichtsinnliche, oder übersinnliche.

Aber zur Sache. Es ist überall kein Wissen von irgend einem Etwas

möglich, ohne Kunde vom Daseyn desselben in Empfindung und Bewußtseyn. Das Wissen vom Daseyenden ist also das Daseyende im Wissen selbst. Beide sind, wenn auch nach Beziehungen unterscheidbar, in sich selbst eins und dasselbe, schlechthin untrennbar. Es ist kein Wissen ohne Daseyn, kein Daseyn in uns ohne Wissen davon. Die Wahrnehmung (3.) ist die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgenommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine ist nicht ohne das Andre möglich, weil beide eins und dasselbe sind.

Die Einheit des Daseyns und Wissens ist das Urgewisse; aller andern Gewißheiten Urgrund; das sich schlechthin durch sich selbst Verstehende, was keines Beweises fähig ist, aber auch keines Beweises bedarf. Wer sein Daseyn beweisen wollte durch sein Wissen desselben, würde wieder sein Wissen durch das Daseyn desselben erweisen müssen; also eins durchs andre, oder das Gleiche mit sich selber.

Wahrnehmung, oder Wissen des Daseyenden, ist eine Erregtheit des Selbstbewußtseyns. Und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgestellte in der Vorstellung, ist wieder nichts anderes, als die Wahrnehmung oder Vorstellung selbst, nach der innern Weise ihres Seyns (3.), und durch diese von andern Wahrnehmungen und Vorstellungen verschieden. Das Empfundene, oder das was ich empfinde, ist die Empfindung selbst, ihre Seynsweise, nämlich ihr So- und nicht Andersseyn, wodurch sie sich von übrigen unterscheidet.

Eine Empfindung kann täuschen, nicht aber über ihr Daseyn, sondern nur über ihre Veranlassung. Eine Vorstellung kann falsch seyn; aber nicht ihr Daseyn ist falsch. Denn auch die irrige Vorstellung ist vorhanden in mir, und zwar als solche. Das Täuschende dort, das Irrige hier, liegt also, weil unmöglich im Daseyn-Wissen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgends anders, denn erst in der Erkenntniß des Vorhandenen.

---

7. Erkenntniß.

Erkenntniß ist das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Gesetzthum des Geistes; das Einschauen in den Verband der Dinge, wodurch sie unter sich geeinet sind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Daseyn der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daseyns, in der Einerleiheit des Wissens und Seyns. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erst vermittelst Einung des

mannigfaltigen Gekannten im geistigen Gesetzthum; in Wiedervermählung des getrennt bestehenden innern Wissens und äußern Seyns.

Kenntniß und Erkenntniß sind scharf zu unterscheiden. Selbst die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterschied. Kenntniß ergibt sich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verschiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtseyns; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geistes, das Gekannte seinem Gesetzthum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt sich an der Thatsache; Erkenntniß fordert zu ihr die Ursache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes ist; also die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt sie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber erkennt es nicht. Die Sinne finden nur, der Geist aber durch Selbstthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daseyenden durch Gewahrung und Wahrnehmung, also in der Einerleiheit des Seyns und Wissens, die Gewißheit wohnt: so kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies veranlaßt mich, einen Blick auf das Werden unsrer Erkenntnisse zu werfen.

---

8. Wesen und Seyn des Geistes. Das Wissende und Gewußte.

Der Geist weiß sich wirksam in allerlei Vorstellungen. Wirken heißt Daseyendes ändern. Er, das Daseyende, ändert also sich, wird von sich ein Andres. Er denkt. Das Gedankliche ist sein Andersseyn. Wir kennen das Daseyn unsrer Gedanken thatsächlich, urgewiß; so gewiß, als der Geist sich selbst weiß. In jedem Gedanken für sich ist abermals Einheit des Seyns und Wissens, aber ein andres Seyn, als dasjenige des Geistes. Denn im Gedanklichen ist das Wissende selbst ein Gewußtes geworden.

Indem der Geist, wirkend in sich, ein Andersseyn wird, weiß er sein Ur- oder erstes Seyn verschieden vom andern Seyn. In letzterm weiß sich das Gewußte nicht selber, sondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, sondern sie werden gedacht. Sie sind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geist aber weiß sich, in seiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechsel seines Andersseyns, oder seiner Gedanken.

Weil der Geist sich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechsel seines Gedanklichen, als das Bedingende aller Vorstellungen in ihm

weiß: so hat das Gedankliche kein Daseyn und Bestehen für sich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das bloß Gedankliche ein Wesenloses, hingegen das beharrliche Eine, welches unabhängig von allem Wechsel des Gedachten für sich, als Erstes, oder Urheitliches, besteht: ein Wesen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Seyn, denn es ist vorhanden; aber es ist nicht das Insichselbst-Bestehende des Geistes; dieser weset. Der Geist hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß sich als denselben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Andersseyn des Wesenden oder Wissenden, so ist das (gedankliche) Seyn das Andersseyn des Wesens. — Dies der wichtige Unterschied des Wesens und Seyns.

In Urheitlichkeit wesend, ist der Geist ein Sichwissen, im Gedanklichen, oder Andersseyn, ein Vonsichwissen. Denn ohne alle Vorstellungen wüßte der Geist nicht von sich; aber ohne Sichwissen, ohne Urbewußtseyn des eignen Selbstes, wäre kein Hervorgehn von Vorstellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Vonsichwissen, welches nur ein (durch Vorstellungen) vermitteltes Sichwissen ist, wird der Geist sein Gewußtes, wird er Gegenstand (Objekt) seines Wissens, ohne dabei den Eigenstand (das Subjektive) seiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenständlich gewordene Geist aber ist nur das Andersseyn (gleichsam gedankliches Abbild) des Eigenständlichen (Subjekt), und ein Sich-Erscheinen seines Selbst.

Indem der Geist sein Gedankliches, als etwas Unselbstständiges, Wesenloses oder Unsachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechselndes kennt, weiß er sich hingegen urheitlich, als das in sich selbst Bestehende, Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Andersseyns.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche, in seiner wesenlosen Gedankenwelt, weset, ist die Insichbedingung, das Gesetzthum seiner Wesenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig seyn, nicht anders gedanklich werden, als inner seiner Wesensartung, oder inner seinem Selbstgesetz. Er kann nicht außer sich wesen; kann sich nicht entwesen.

Das aus der Einheit und Ursachlichkeit seines Wesens Gewordene ist, obschon sein Andersseyn, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken sind nicht getrennt vom Denkenden, sondern im Geiste selber vorhanden. Es besteht überall kein Seyn für sich, ohne im Wesen.

So ist des Geistes Urheitlichkeit und hinwieder sein Andersseyn,

wenn auch ihm unterscheidbar, doch wesenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als einer beharrenden Einheit, nicht Zweiheit bestehen. Daher löst sich das Mannigfaltige, wie es von seiner Einheit auseinander trat, auch wieder in seine Einheit auf, und zwar in der Einheit des Seyns, welche das Gleichartige ist von der Einheit des Wesens Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen ist dem geistigen Gesetzthum ein Unvereinbares, ihm Widersprechendes. Es wird vom Geist, als Falsches und ihm Feindliches, abgestoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann.

---

9 Vernunft. Gesetzthum geistiger Wirkensweise. Verstand.

Das gedanklich gewordene Gesetzthum des Geistes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Gesetzthum besteht aber, als Wesen des Geistes, und bevor es sich, in Gedanklichkeit, zur Vernunft erschließt, unabhängig vom eignen Gedachtwerden. Daher sagen wir, die Vernunft entfalte sich spät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den wesenden Geist absprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verschiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgesetz, bald Sittengesetz (theoretische, praktische) heißen: sie ist immerdar eine und dieselbe Vernunft; immerdar die gewußte, in sich gleiche Wirkungsweise des Geistes, um das All der Dinge in die eigne Wissens-Einheit aufzunehmen und zu umfassen.

Denn was und wie unser Geist in seiner Unmittelbarkeit weset und wirkt: fordert er auch vom Seyn dessen, was er nicht ist. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichsam sein eignes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen sich selber wieder erblicken; will in seinem Selbst das All: damit nirgends Zweiheit und Zwiespalt wohne, sondern daß sich die Gesammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöse.

Wie er, wesend (oder wirkend in beharrlicher Einheit), zu einem Andersseyn aus sich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: so ist im-geistigen Seyn, oder in der Vernunft, dieselbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen sich entfaltet. Wie die wesende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche ist, aus welcher das Wesenlose, das Seyende, erwirkt wird: so ist die Vernunft-Einheit eben so wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgert wird, weil es in demselben enthalten ist.

So wird das, was des Geistes Wesensnothwendigkeit, was seine Werkensweise ist, in der Vernunft ein Gesetz für die Seyns-

weise des Gedanklichen, und Alles wird diesem Gesetze gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beschaffenheit nach (ob wesend oder seyend), als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterschieden und verbunden. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie nach diesem Gesetz sind, ist ihr Verhältniß zu demselben und mithin auch ihr Verhältniß unter sich. Denn sie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Gesetzthum des Geistes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß unterschieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge: eben so nothwendig werden sie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter sich, oder, was dasselbe sagt, mit dem Gesetzthum des Geistes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Ursach, das Mannigfaltige zur Einheit. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie sind, nicht in so fern sie sich von einander unterscheiden, sondern in so fern sie unter einander, folglich im Gesetz des Geistes, verknüpft werden können, ist ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit sind mithin die allgemeinsten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorien genannt), in welchen sich die Geistesthätigkeit bewegt, die Gesammtheit alles Seyns zu unterscheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge entsteht durch ihre Unterscheidung von einander; Erkenntniß derselben hingegen, durch Wiederauflösung des Verschiedenen in seine Einheit.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnothwendigkeit (das Gesetzthum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben: wollen wir den wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der That nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unsers Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Beziehung auf seine Unmittelbarkeit, das andere Mal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen). So sind auch die sogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorstellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derselbe Geist, wie er sich in verschiedenen Beziehungen darstellt und bezeichnet.

---

10. Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar und urheitlich; als Quell seiner Begriffe und Vorstellungen und Thätigkeitsbestimmungen.

In ihm wohnt ein Urwissen, das allem andern Wissen vorangeht; nicht erst ein Erworbenes, sondern Eins und dasselbe mit dem Geistes-wesen ist. Erst im Sich-Aeußerlich-Werden (oder als Gedankliches) wird es ein Unterscheidbares, zu Ur-Ideen sich Spaltendes. Diese Ur-Ideen sind nichts von der Welt in uns Hereingespiegeltes. Wir suchen es auch vergebens in der Welt auf, wie das Unbedingte (Absolute), also Göttliche, Unendliche, Ewige, Wahre, Heilige, Schöne u. s. w. Aber allerdings wohl werden im Geist diese Ur-Ideen durch Einwirkungen von außen (6.) angeregt zum Hervortreten. Nach ihnen wird der Geist, gegen die Außenwelt, und zwar laut Nothwendigkeit seiner Wirksamkeitsweise (der Erkenntnißgesetze) thätig, (oder Verstand) zum Begreifen, Urtheilen und Wollen. Ich möchte solche Gesetze seines Thätigwerdens gleichsam Organe des Geistes zum Behandeln der Außendinge nennen.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar; alles Uebrige weiß er mittelbar, durch Wahrnehmungen. Er unterscheidet sich selbst als das Wirkende, Denkende, von seinen Wirkungen, den Gedanken; sich, als das Sachlichwesende von den an sich wesenlosen Vorstellungen, sich, als die Einheit seiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; sich; als das Bedingende seiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das gesammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß: Wesen und Seyn, Wirkendes und Bewirktes, worin sich Alles scheidet und vereint. Und damit entbinden sich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beschaffenheit (Wesen oder Seyn) und Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gekannten zu einander selbst an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beschaffenheit des Mannigfaltigen zur wesensnothwendigen Einheit im Geiste, wird der Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gekannten mit dem Gesetzthum unsers Wesens, und vollendet erst die Erkenntniß.

Indem aber die Verhältniß- oder Grundbegriffe von Beschaffenheit (Qualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar seyn und sich gegenseitig umfassen können, fallen sie, wie die Urbegriffe selber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zusammen.

Scheidet der Verstand abermals, was da weset und ist, nach jenen Grundbegriffen: so gewinnt er Stammbegriffe für die Gesammtheit der Vorstellungen. Diese Stammbegriffe sind, in Bezug auf

Wesen:	Zahl	Allheit (Einheit) Ganzes	Beschaffenheit	Ursach (Sachliches) Grund	Vereinbarkeit	Nothwendigkeit (Unbedingtes)
und						
Seyn:						Daseyn.

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abspieglungen nur wieder des Wesenden und Seyenden) gegensätzlich aus einander: so erhalten wir folgende neue Begriffsreihe, und zwar als

	(bedingend)		(bedingt)
Zahl:	Allheit	—	Einzelnheit
	(Einheit)		(Vielheit)
	Ganzes	—	Theil
	(Maß, Form)		(Inhalt)
Beschaffenheit:	Ursach	—	Wirkung
	(Wesen)		(Seyn)
	Grund	—	Folge
Vereinbarkeit:	Nothwendigkeit	—	Möglichkeit
	(Unbedingtes)	—	(Bedingtes)
	Wahrheit	—	Falschheit.

Verwandelt der Verstand die drei Verhältniß- und Grundbegriffe in Sätze, so werden sie zu den drei bekannten Urgrundsätzen des Denkens.

Aus dem Zahlbegriff wird der Satz der Einheitlichkeit, oder des Nichtunterscheidbaren. Denn was nicht von einander unterschieden werden kann, oder das in sich Gleiche, ist Einheit.

Aus dem Beschaffenheitsbegriff wird der Satz des zureichenden Grundes. Denn Alles steht nach seiner Beschaffenheit entweder als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als dessen Folge, beruht, ist mit ihm eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der Satz des innern Widerspruchs. Denn was sich in sich selber widerspricht, ist mit dem Gesetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich besagt jeder dieser Urgrundsätze, die nur nach verschiedenen Beziehungen verschieden gestaltet sind, zuletzt eins und dasselbe; so wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und diese (Wesen und Seyn) das unzertrennliche Eine in sich sind, wenn gleich gedanklicherweise unterscheidbar. Man könnte jene obersten Grundsätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geistigen Gesetzthums nennen. Denn sie sind es.

11. Urtheile. Schlüsse.

Sämmtliche Geschäfte des Verstandes, im Allgemeinsten genommen, sind fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorstellungen; ein Auseinandergehen in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben, dem Geiste desselben, Gewahrungen des Einzelnen und Mannigfaltigen der Außenwelt, und der erregte Verstand verschmelzt sogleich die einzelnen Vorstellungen in eine, die sie alle umfaßt und in sich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich sind diese Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verschieden von den Gesammtgewahrungen einer gedankenlosen Thierseele. Denn auch diese empfängt durch die Sinne, wie sie sich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenstandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale desselben. Du selber, trittst du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirst unwillkürlich erst das Ganze mit seinen Umrissen ins Auge fassen, bevor du die Aufmerksamkeit dem Besondern darin zuwendest. Diese Gesammteindrücke in der seelischen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seelischen zum Geistigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verstande wieder durch das in ihnen Zusammenstimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde ist schon jeder Begriff für sich einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verschiedenen Dingen der Einheit im Wissen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfassenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen ist Streben des Geistes, das Mannigfaltige der Vorstellungen mit seinem Wesen und Gesetzthum auszugleichen, d. i. in dessen Einheit aufzulösen. In diesem Gesetzthum, den Dingen gegenüber und sie erfassend, wird jedes ausgesprochene Urtheil zu einer gefolgerten Satzung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile sind eigentlich also sätzlich (kategorisch); sie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, bestimmt oder unbestimmt seyn.

Da jeder solcher richtenden Sätze aber ein Werk der Erkenntniß ist von der Einheit im Mannigfaltigen: so ergibt sich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund-

und Stammbegriffe gibt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verschiedenen zum Einen, und des Unverschiedenen in ihnen bestimmt.

So kann man also die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß unterscheiden in allgemeine und besondre, oder vollständige und unvollständige nach dem Beschaffenheitsverhältniß in bestimmte (kategorische, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgesprochen oder gesetzt wird) und unbestimmte, die Grund oder Folge muthmaßend voraussetzen (hypothetische); oder zwischen zwei unvereinbaren Gegensätzen, die zwischen einem Entweder und einem Oder schwanken (disjunktive).

Streng genommen ist in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigste, dem zufolge ein Satz unbedingt (apodiktisch, Nothwendigkeit aussprechend) oder bedingt (problematisch, die Möglichkeit andeutend) dasteht, und bejahend oder verneinend (Daseyn oder Nichtseyn) erklärt. Denn immerdar ist im allgemeinen und besondern, oder im vollständigen und unvollständigen Urtheil, das Beurtheilte für sich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben so sind die bestimmten (kategorischen) Urtheile für sich selbst Unbedingtes (Apodiktisches) aussprechend; die unbestimmten hingegen, mögen sie in voraussetzender (hypothetischer) oder gegensätzlicher (disjunktiver) Form erscheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewisses (Problematisches).

Vergleicht der Verstand den Inhalt eines Satzes mit dem Inhalt eines allgemeinen, der ihn, als zu seinem Begriffsgebiet gehörig, umfaßt, und findet sich im Besondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: so schließt sich das in beiden Unterscheidbare zusammen, und der Schluß ist die Einheit des Allgemeinen und Besondern. Jeder Schluß wird also vom Verstande auf dieselbe Weise gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlußsatz ist auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder versteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schlusse, den wir machen, nach dem Beschaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargestellt werden: so erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategorische, hypothetische und disjunktive), oder vielmehr nur zwei Schlußarten geben könne, nämlich je nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des allgemeinen oder Vordersatzes, mit welchem das Besondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlußart, Grund und Folge sich zuletzt einheitlich auflösen, ist jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlußart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundsätze alles Denkens ebenfalls nur Ab-

wandlungen der Form eines und desselben Ursatzes (Seyn und Wesen sind untrennliches Eins) heißen können.

In der That spiegeln sich sämmtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundsätzen des Denkens, und mit diesen in den drei genannten Schlußarten, nicht undeutlich wieder.

In der bestimmten oder sätzlichen (kategorischen) Schlußart, worin ausgesprochen wird, daß das, was der Gattung zukömmt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art sey, offenbart sich der Satz der Einheitlichkeit oder des Nichtunterscheidbaren.

Die voraussetzende (hypothetische) Schlußart, welche zeigt, daß auch die Folge gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des zureichenden Grundes zurück.

Die gegensätzliche (disjunktive) Schlußart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausschließenden Vorstellungen eine gilt, die andre nicht statt finden kann, gibt nur in andrer Gestalt den Satz des Widerspruchs zur Schau.

Es ist mir nicht darum zu thun, eine Logik zu schreiben. Kehren wir lieber, nach diesem Abstecher, zum verlassenen Wege zurück.

---

12. Mittelbare und unmittelbare Erfahrung.

Einerseits nun weiß sich der Geist wesend, das ist wirkend, denkend, mithin als Ursach seiner Thatsachen (der Vorstellungen), als Quell seines Andersseyns (des Gedanklichen). Er ist das Bewußtseyn und Daseyn; ein wissendes Seyn und ein seyendes Wissen. Er hat also, unabhängig von allen Sinnesgewahrungen, (denn mit welchem der Sinne könnte der Geist geschaut werden?) ein reines Wahrnehmen der eignen Vorhandenheit. Diese Kunde des Selbstseyns steht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben so zweifellos ist anderseits die Kunde vom Daseyn eines Etwas außer ihm, das er nicht selbst ist und welches erst auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf sagen: er wisse nicht, was die Dinge außer ihm an und für sich seyn mögen: aber er kann das Daseyn derselben überhaupt nicht hinwegläugnen, oder für ungewiß halten.

Wir haben also zweierlei Quellen der Kenntniß des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Uebersinnlichen, und die seelische Gewahrung des Sinnlichen. Beide in höchster Allgemeinheit enthalten für uns das Urgewisse. Wollet ihr das Daseyn des Gedanklichen im Bewußtseyn, das Daseyn der Sinnen-

welt in der Empfindung aufheben: so läugnet ihr Bewußtseyn und Empfindung; so läugnet ihr eure gesammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könnter. — Indem ihr aber den urgewissen Grund des geistigen Vonsich-Wissens und des seelischen Gewahrens einer Sinnenwelt gestattet: verleihet ihr dem Geist einen *festen Punkt*, auf welchem fußend, er, ein *Archimedes höherer Art*, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der sinnlichen, wie der nicht sinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das *Unterscheiden* derselben von einander. Dies ist nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im Gedächtniß). Nur durch *Gedächtnißhülfe* bewerkstelligt sich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem *Begriff* derselben; die Vergesellung mehrerer Begriffe zu einem *Urtheil* und eine Verknüpfung der Urtheile zur *Erfahrung*. — Dies Alles ist freilich an sich selbst eine Verfahrungsweise des Verstandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier sogar hat vermittelst des Gedächtnisses und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich künftig die Umgrenzungen und ihre Verschiedenheit von der *menschlichen* Erfahrung zeigen werde.

Hier soll nicht Rede von dieser seyn. Sondern ich will an die Thatsache erinnern, daß nicht nur das sinnlich Gewahrte in unserm Gedächtniß verharrt, sondern auch des Geistes reine Wahrnehmung *von sich*. *Der Geist erfährt also sich selbst*; ohnedem hätte er kein Wissen *von sich*; er wäre nur das Selbstbewußtseyn im Punkt ewiger (das ist vergangenheits- und zukunftsloser) Gegenwart.

Diesem zufolge mag uns wohl erlaubt seyn, gleichwie wir eine doppelte *Kenntnißweise* des Vorhandenen haben, auch von einer *doppelten Erfahrungsweise* zu reden; nämlich von einer *mittelbaren* und *unmittelbaren Erfahrung*.

Mittelbare Erfahrung ist durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seellischen im Geiste vorhanden. *Unmittelbare Erfahrung*; unabhängig von Sinneserregungen, ist im Geiste ein überssinnliches *Vonsichwissen*.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts, als das *Thatsächlich-Gekannte* begriffen ist: so liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unserer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: *alle menschliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung*.

Wenn also in der Erfahrung des Thatsächlich-Vorhandenen, das

ist in der Kenntniß oder Daseynskunde (Einheit des Wissens und Seyns) von den Dingen, die unanfechtbarste Gewißheit derselben ruht: so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntniß wohnen.

Und wer läugnet es? Nicht die Thatsachen des Bewußtseyns, nicht die Thatsachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten; wohl aber die Versuche des Verstandes, das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatsache zu einer Ursache zu erheben.

So breitet sich denn zwischen der sinnlichen und nichtsinnlichen Daseynskunde, jener unsichere Strom der menschlichen Erkenntniß, wie zwischen zwei festen Ufern aus. Hier also ist der alte Wogenkampf des Irrthums und der Wahrheit; hier liegen die unermeßlichen Schätze unsers Meynens, Wissens und Glaubens; hier das Beste, Schönste und Höchste, was im unendlichen All des Seyns unsre Bewunderung, unser Erstaunen, unser Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daseynskunde der Dinge, ja selbst das Daseyn derselben, bedeutungslos und sonder mindesten Werth für uns stehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewißheit unsers Geistes in ihr möglich, ja, dann wäre das vernunftlose Thier unserer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unsers Glaubens und Meynens köstlicher, als die fruchtlose Urgewißheit des Daseyns von wechselnden, in sich zusammenhangslosen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

---

13. Wahrheit. Gewißheit. Zweifel.

Nur noch Einiges über den Begriff, welchen ich mit den so eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit", „Gewißheit" u. s. w. verknüpfe.

Wahrheit ist die dem Geiste gewordene Einheit des Wissens und Seyns, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Gesetzthum des Wissenden in seinem Gewußten. Bloße Kenntniß, oder Daseynskunde des Thatsächlich-Vorhandenen, enthält Wahrheit; ist aber auch zugleich Urgewißheit (6). Stammt das Thatsächlich-Gekannte aus der mittelbaren Erfahrung, ist sie also durch sinnliche Gewahrung ins Bewußtseyn gegeben: so nennen wir die Uebereinstimmung des empfundenen Seyns mit dem Gesetzthum des Wissens, Sinneswahrheit (in den Schulen auch positive, objektive, empyrische u. s. w. geheißen). Stammt hingegen das Thatsächlich-Gekannte, oder der Gegenstand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.),

aus reiner Wahrnehmung seines Selbstes, seines Gesetzthums und der Thätigkeitsweise des Verstandes; so nennen wir die Uebereinstimmung des Gesetzthums mit dem rein gedanklichen Seyn der Vorstellungen, reine Vernunftwahrheit (von den Schulen gewöhnlich als formale, logische, subjektive, transscendentale u. s. w. bezeichnet). Es versteht sich von selbst, daß wenn wir das Daseyn von etwas Sinnlich-Gewahrbarem behaupten und beweisen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweisen müssen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorstellungen, die schweigenden Sinne nicht Lügen strafen können. Eben hierin steht den Sinnen die entscheidende Stimme über Gewißheit zu; aber weiter kann und darf ihr Ansehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eignes Gebiet hinaus. Sie liefern zur Erkenntniß nur Thatsachen der Erscheinungswelt. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen gibt der Geist, mit der Kenntniß des Thatsächlichen seines Selbstes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

Jede Wahrheit ist immer zugleich Gewißheit; und ganz richtig sagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache sey wahr und gewiß.“ Inzwischen findet doch ein Unterschied in der Bedeutung dieser Worte statt, der wenigstens eben so groß ist, als Unterschied des Wissens und des Gewußten.

Die Gewißheit spricht, bei der Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen des Erkennenden, den Stand des Wissenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgesetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenständlichen, die Wahrheit aus dem Gegenständlichen des Geistes hervor. Die Sache ist wahr, und der Geist ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit ist für uns eine verneinungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewisse Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens abstehn.

Ungewißheit dagegen ist noch keine Unwahrheit, sondern nur Unentschiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenstandes. Sie gestattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwischen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortsetzung des Erkenntnißgeschäftes. Er stirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieser nicht etwa eine geistige Selbstbetäubung,

eine verzweiflungsvolle Verzichtleistung auf alle Hoffnung ist, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Daseyn die mittelbare Erfahrung schweigt, stützt sich nur auf Wahrscheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der sogenannte nothwendige Vernunftglaube des Weltweisen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Daseyn Gottes. Er aber suchte die Gewißheit der Erkenntniß davon in einer Gegend, wo, sie zu finden, mir grausen würde.

---

14. Ursprung der Ungewißheit.

Wenn unser Geist, aus der Urgewißheit seines Selbstes, gegen die Gesammtheit der Außendinge hervortritt, und so lange er bei der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, gleichsam in der Nähe seines unwandelbar-gleichen Gesetzthums verweilt, ist er sich, in Anwendung desselben, der Sicherheit und Richtigkeit seines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinsten Vernunftwahrheiten; daher die sichern Grundlagen der mathematischen Wissenschaften; oder die gleichförmige Unterscheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdischen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erworbenen, allgemeinsten und einfachsten Erfahrungen bieten so ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Mensch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Wasser verwechselt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher sagt niemand von sich: ich vermuthe, daß ich denke; ich glaube, daß ich empfinde; sondern jeder spricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, außer mir, auch andre mir ähnliche empfindende und denkende Wesen sind.

Je mehr sich aber der Geist, vom Allgemeinen seiner innern Gesetzgebung und äußern Erfahrung, entfernt zu besondern Einzelheiten; je mehr sich ihm, in fortgesetzter Thätigkeit, die Vorstellungen und Begriffe zersplittern in mannigfaltigern Gegensätzen; je tiefer er in das Besondre der ihn umringenden Erscheinungen eindringt: um so unsichrer wird er in Anwendung seiner Gesetze, weil er die Gegenstände in ihrer Menge unter einander verwechselte, die er vorher unterschieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorstellungen zusammenknüpfte, die er unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen kennen gelernt hatte. Dann steht er im Irrgarten des

Wahns, des zwistigen Meynens, der abweichenden Glaubensarten, der persönlichen (subjektiven) Gewißheiten, die mit den Umständen ändern.

Die Erkenntniß eines Gegenstandes ist nicht wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft trüglich, sondern wegen der Unzulänglichkeit unsrer Kenntniß vom Seyn und Daseyn des Gegenstandes. Und das Sinnenzeugniß ist nicht darum unzuverlässig, daß die Empfindung sich selbst belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts Andres, als ihr eignes Daseyn und So-Seyn, nichts von Ursache und Wirkung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. s. w. (welches schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist). Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Außenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrne, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich dasselbe ist. Wenn aber ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenstand selbst einstimmig war: so fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Last, sondern er liegt in der Weise des Erkennens, beim Mangel vielseitiger Erfahrung oder Kunde der Thatsachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beständig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für schnellfliegend halten, welcher sein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtigt hat.

Unsre Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist, besonders aber in deren einzelnen Erscheinungen, noch sehr mangelhaft; mithin auch unsre Erkenntniß dieser Einzelheiten, oder ihrer ursachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtschaft unter einander sehr unzuverlässig. Jede neue Erfahrung ändert daher unsre Ansichten. Hingegen die Kenntniß vom Daseyn der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit, ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

15. Wirken. Wirkung. Wirklichkeit. Wesen. Seyn.

Frage aber ist: Ob das Erkannte, das wir nicht sehen, auch wirklich und sachlich, wie wir es uns vorstellen, außer uns da sey, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der sogenannten **Wirklichkeit der Dinge** habe?

Ich antworte: **Alles ist wirklich, dessen Daseyn wir kennen.** Daher gilt das Wort „wirklich“ in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch sonst „gewiß“ heißt; denn in der Daseynskunde ist Urgewißheit (6.). Man spricht: die Sache ist wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Wirken heißt **ändern**, d. i. ein Andres, als das Bestehende, ins Seyn rufen. Indem der Geist wirkt, ruft er aus sich ein Andres, denn sein Unmittelbares, ins Seyn. Er wird sich selber ein Andres; **er wird sich in sich selber gegensätzlich.** Er tritt gleichsam in sich auseinander, als ein **Sichwissen** und **Vonsich- oder Andermwissen.** Er wird, im **Eigenstand** seiner Urheit, ein **Gegenstand** seines Wissens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wissenden.

Das **Gewußte**, oder Gedachte, ist aber nicht der Geist selber in seiner **Urheit**, oder Unmittelbarkeit, sondern ein **Andres**; ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte; nicht die **Ur-Sache**, sondern die **That-Sache.** Der Geist weiß sich, als Ursache seines Gedanklichen; und den Gedanken, als von ihm bedingtes und abhängiges Verursachtes. So ist er in sich, als Ursache und Wirkung, als erstes Seyn und zweites Seyn auseinander getreten. Und Beides ist, wenn gleich ihm selber **unterscheidbar**, doch in sich **wesenhaft untrennlich**, eins und dasselbe.

Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewußtes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwissendes Wissen, — in sich selbst Widersprechendes. Also ist **jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursache.** Ohne Wirkung wäre die Ursache keine Ursache; erst durch jene ist diese in sich vollendet. Das **Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens.** Es ist damit nichts Andres ausgesprochen, als: **die Wirkung ist in ihrer Ursache, nicht außer derselben;** der Gedanke ist im Geiste, nicht außer demselben, sondern **wesenhaft eins und dasselbe mit ihm;** von ihm untrennbar; wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung außer ihrer Ursache, und unabhängig von ihr bestehn kann: so umfaßt die **Wirklichkeit** oder die Vor-

handenheit der Dinge, sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose (8.). Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnst des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und obgleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Außenwelt den Sinnen gibt. Sie sind daher wirkliche Hirngespinnste, wirkliche Dichtungen.

Für uns zerfällt also das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Wesendes und Wesenloses (8.). Das Wesende allein ist das Insich- und Fürsichbestehende, oder Selbstständige; ist vom Daseyn des Wesenlosen unabhängig, weil dieses erst sein andres und zweites Seyn ist, und nicht ohne ein Bewirkendes, oder vor demselben, möglich wäre. Mithin ist das Wesende auch allein das Sachliche (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Wesenlose aber etwas Unsachliches. So hat der Geist eine sachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das sich wissende Ur-Sachliche seines Gedanklichen ist. Keiner unsrer Gedanken aber besteht in sich, für sich und durch sich selber; keiner derselben ist sich seiner bewußt, sondern wird gewußt; er ist Wesenloses, Unsachliches.

Den Unterschied des Sachlich- und Unsachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterscheidende Benennungen, weil der Unterschied in sich nothwendig, wie das Denken selber ist.

Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Daseyn. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Der Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden; er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Gesetzthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm, als sein zweites Seyn, geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit oder Sachlichkeit ward.

Zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes

und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharrt, das weset auch nicht selbstständig und sachlich. Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, ist das Gepräge, worin wir das Bewirkte erkennen. Das Wesende hingegen ist in seiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in sich ein Ununterscheidbares, bleibt, und nur in sein Andersseyn und Gegensatz ein Mannigfaltiges schafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht außer ihrer Ursache (der Gedanke nicht außerhalb, sondern im Geiste, eins mit ihm, wenn auch unterscheidbar von seiner Urheit) besteht, und eben das Bewirkte erst die Erfüllung des Wirkenden ist, so wohnt das Vergängliche im Unvergänglichen; so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in seiner Einheit; alles Seyn ist im Wesen.

---

16. Gleichartiges, Gleiches, Ungleiches.

Das Gegensätzliche des, was da weset, obwohl es nicht außer dem Wesenden seyn kann, ist nicht mit ihm das Gleiche, sonst wär' es nicht ein Gegensatz, oder von ihm unterscheidbar.

Aber das Gegensätzliche ist auch nicht das schlechthin ihm Ungleiche, dem Wesen Widersprechende, weil es sonst mit ihm das Unvereinbare sein würde, Zwiespalt der Einheit. Ein Ur- und Sachliches kann nicht mit sich selber unzusammenhängende Wirkungen gewähren, sonst wären sie nicht seine Erfüllung. Ein Wesen kann nicht anders erscheinen, nicht anders seyn, als es weset.

So ist das zweite Seyn des Wesenden (das Gedankliche) nicht das Gleiche von seiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zusammenhangslose von ihm, sondern sein Gleichartiges. Jede Wirkung ist also ein gleichartiges Seyn ihrer Ursache; alles Bewirkte gleichsam das Abbild des Wirkenden, dessen Gegensatz und Andersseyn es ist.

So spiegelt dein wesender Geist sein urheitliches Selbst in deiner Gedanklichkeit ab; aber als And'res und Aenderliches, in wesenloser Mannigfaltigkeit, davon er in seiner Unmittelbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerstreitende und nicht das Getrennte, sondern das wesenhaft Gegensätzliche ist. So sind die Dinge dieser Welt ein Wiederschein des Unbedingten; das Endliche ist der Wiederschein des Un-

endlichen. Das Mannigfaltige wird in seiner Einheit, das Wandelbare in seiner Unwandelbarkeit, getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derselben Ursache (das ist durch Kenntniß der Wirkung) erkennen (7.) wir deren Gegensatz, die Ursache selber. So empfängt der menschliche Geist im Vonsichwissen, in diesem Abbilde seines wesenden Wissens, übersinnliche Wahrnehmung seines Selbstes. Und wie Ursache und Wirkung in sich untrennbar Eins sind, so fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich-Wissen des Geistes zuletzt in Eins zusammen, wird Urgewißheit (6.) seines Selbstes.

Was irgend also uns im Weltall erscheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der seelischen Sinne in unser Bewußtseyn tritt, ist das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen; ist das in der Einheit des Wesenden ihm Gegensätzlichgewordene, sein andres Seyn (8.)

Wenn im Wirken dessen, was da weset, dieses sich selber gegensätzlich wird, wenn, möcht' ich sagen, das Gleiche sich in sich selber abstößt zu einem Andersseyn und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, sondern vielmehr, als solches, erst erfüllt (15.). Beiderlei besteht untrennbar; jedoch in seiner Gegensätzlichkeit unterscheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegensatz des Wirkenden, nicht das Beharrende seyn kann, wird es das stets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche sich, in jeder seiner Wirkungen, wieder ein neues Gegensätzliches wird. So erschließt sich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Besondere, aus dem Besondern das Einzelne. Es erwächst jene endlose Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche unter sich entferntere oder nähere Gegensätze bilden; Vielheit der Gedanken, welche sich aus dem allgemeinsten Satze in das Einzelnste auseinander zweigen, und aus dem Umfassendsten der Begriffe in die zartesten besondern Vorstellungen zerfallen.

Ich spreche mit menschlicher Zunge, vom Schaffen des Unsichtbaren, und ich zittre, daß man mich mißdeuten könnte. Denn das ist ja das große Uebel, daß unser Geist mehr weiß, als er auszusprechen vermag. Alles spaltet sich im Gegensätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erscheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegensatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit schwankend. Es entstehen, wie im Denken Verwechselungen von Begriffen, so, im Beobachten nach außen, Verwechselungen der Erscheinungen.

17. Das sich Gegensätzlichwerden. Das sich darin Verwandte.

Das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in derselben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeschiedenheit des Gegensätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche seyn; denn das Bewirkte und Wandelbare ist der Gegensatz des Beharrlichen. So entsteht eine umgekehrte Weise des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegensätzliche zieht sich einander wieder zur Einheit an, in der es sich verwandt ist. Das Einzelne tritt in die besondere Einheit zurück, der es entsprang, das Besondere in das umfassende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unser Geist, in seiner Wesenheit, in der Ur-Einheit seiner Wirkungen, strebt mit gleicher Gewalt, Alles in diese Einheit aufzulösen, wie er anderseits strebt, aus dem Insichgleichen in das Unterscheidbare des Gegensätzlichen auseinander zu treten. Alles Denken besteht nur im Scheiden und Wiedervereinigen des Gedanklichen; im Setzen und Zersetzen; im Sondern und Begreifen; im Auflösen und Schließen; im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen seiner Einheit.

---

18. Welt und Natur.

Der Geist weiß sich nicht in weltloser Einsamkeit. Er anerkennt das Daseyn andrer Geister. Er kennt urgewiß und thatsächlich Vieles, das er selber nicht ist, außer sich. Dies Draußen kündet sich ihm in Sinnesgewahrungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen sind keine Gedanken. Der Geist, als das Denkende, unterscheidet sich selbst von dem, was im menschlichen Leibe das Empfindende ist und wir mit dem Worte „Seele“ (1.) bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtseyn Vorstellungen derselben. Näher betrachtet, entdeckt der Geist, daß die Empfindungen offenbar einem Gesetz unterworfen sind, welches mit dem Geistes-Gesetzthum nichts gemein hat; ja demselben sogar vielmals widerspricht. Der Christusjünger Paulus deutete schon diesen Widerspruch an: „Ich habe ein doppeltes Gesetz in meinen Gliedern!“ Im Geiste aber ist Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seelische, als ein Draußen, welches in ihm erst Gewußtes oder Gedachtes wird.

Rechte niemand mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geistige und Seelische streng zu scheiden, wie ein schlechthin Geschiedenes und Ge-

trenntes. Ich fahre noch gern fort, einstweilen die Sprache des gemeinen Menschenverstandes, eben unsrer Verständigung willen, zu führen, und um die Vermischung und Verwirrung gewisser Vorstellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieser Unterschied fallen, und sich Geist und Seele, selbst Körper und Leben, Alles in das untrennbare und unterscheidbare Eins auflösen.

Also, auch das im seelischen Empfinden Erregte ist, im strengern Verstande, außer dem Geiste, der in sich allein das wesende Wissen ist, und nur vom Empfundenen weiß, insofern es im Licht des Bewußtseyns, als Vorgestelltes, aufsteigt. Erst dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewußtes verwandelt sind, werden sie seinem Gesetzthum unterthan; nicht aber sie selber, sondern nur die Vorstellungen ihrer. Empfindungen selber lassen sich vom Geiste weder rufen, noch verbannen; sie gehorchen einem ganz andern Zepter. Darum ist das Unterscheiden von Geist und Seele wohl erlaubt.

Inzwischen tragen auch Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenseyns, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an sich. Sie deuten dem Geiste damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, dessen Gegensätzliches sie sind.

Alle Empfindungen sind Erregtes im Seelischen, wie es Vorstellungen im Geistigen sind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen und Gefühle ist aber nicht der Geist; er kennt sich mit Gewißheit, es nicht zu seyn. Nothwendig besteht also, wie das seelisch Erregte, auch das Erregende außer ihm. Die Wirkungen von außen, in den seelischen Sinnen, welche durchaus anders, als unsre Geisteswirkungen (die Gedanken), dastehen, wollen wir, um sie von diesem zu unterscheiden, Erscheinungen nennen, und die Gesammtheit der Erscheinungen, Welt.

Die Welt ist eine Mannigfaltigkeit wechselnder Wirkungen außer uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verstand, nach seinem Gesetzthum, muß nothwendig in dem außer uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht selber ist. Wir nennen dieses Ursachliche der Welt, die Natur.

Die Natur ist also das beharrliche Wesen der Dinge außer-uns; die Welt mithin das wesenlose Anderssein und Abbild, oder das Gleichartige (16.), der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtseyn der Sterblichen stehen. So nahm sie von jeher, so nimmt sie der Verstand der Menschheit. Da Natur und Welt nicht sachlich und an sich selbst, sondern nur als Gewußtes, im Wissen des Geistes wohnen, sind sie, wie alle Vorstellungen, seinem Gesetzthum unter-

worfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Ursach, denkbar und verstehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geist unter sich dasselbe Verhältniß, wie der Geist und das weite Reich seiner Gedanken. Die Welt ist nur die Erfüllung der Natur (15.); die Natur in Allem wesend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unsrer Gedanken ein Erscheinen des Geistes aus sich nennen kann, so könnte man gewissermaßen auch die Erscheinungen draußen Gedanken der Natur nennen.

---

19. Warum Wesendes unbegreifbar und doch gekannt?

Natur und Geist sind also beide Ur- und Sachliches, oder wesendes; Welt und Gedanklichkeit aber sind beide nur Wirkung, Andersseyn von jenen, in sich wandelbar und wesenlos, d. i. seyend (8.)

Ich sehe gar wohl ein, daß diese Vorstellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit sinnlichen Anschauens befangen ist. Es muß ihm verkehrt scheinen, das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, für allein sachlich und wesenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatsächlich mit allen fünf Sinnen ertasten und erfassen, für so wesenlos gelten zu lassen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatsächliche ist ja eben darum, weil es thatsächlich ist, nicht das Ursachliche; jenes ist das Vergängliche, dieses das Bleibende. Unsre Vorstellungen sind das Thatsächliche im Geiste; und das in unserm Sinn Empfundene ist im Seelischen nur Erregtes, oder Thatsächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohlklangs und Mißklangs, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dunkeln ist nicht außer den Sinnen, sondern in ihnen das Erregte! Was wirkend außer der Seele beharrt, selbst wenn die Empfindungen verschwunden sind, ist das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, sobald dies Andre abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andre, dies Wirkende, dies Erregende, weset; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seelische, welches Empfindungen und Gefühle in sich hervorbringt, weset oder wirket ebenfalls; nicht das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothen, Süßen, Bittern u. s. w), weset. Wenn wir nun das in der Seele Empfundene außerhalb derselben vorhanden glauben: so ist dies ein verzeihlicher Gesichtsbetrug des Verstandes.

Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben ver-

wohnt, wollen wir Alles gern sinnlich ergreifen. Wir wissen nicht, unter welcher Gestalt und Farbe, oder in welcher Weise und Bewegung wir uns ein übersinnliches Wesen, den Geist, die Natur, die Gottheit u. s. w., vorstellen sollen? Wir können uns von dem, was da wesst, kein sinnliches Bild schaffen; nicht einmal den Begriff machen.

Dies ist allerdings richtig. Ein Wesen, als solches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zusammenfassung des Mannigfaltigen zu seiner Einheit ist, in welcher und zu welcher jenes verwandt steht. Das Wesen aber ist selber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; ist selber das alle seine Wirkungen in sich begreifende Ursachliche (8.). Der Geist hat also eigentlich nur ein Kennen vom Daseyn des Wesenden, aber kein Begreifen und Erkennen (7.) desselben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur ursachlichen Einheit ist. Darum begreift der menschliche Geist sich, als Wesendes, selber nicht, weil er selber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten ist. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß sein Daseyn. Das Nichtbegreifenkönnen des Wesenden liegt nicht sowohl am Uebersinnlichen desselben, als an seinem einheitlichen, in sich nicht unterscheidbaren Bestehen. Auch Vorstellungen, insofern sie einzeln und ganz einfach sind, können nicht begriffen werden. Eben so sind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für sich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was roth, was sauer, was Klang in sich sey? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseynskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rühren gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Weg ein, als auf andre Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und, mit den Flügeln der Einbildungskraft, das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Daseyn des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber wesst, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens eine

sinnliche Vorstellung; aber eine nichtsinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemanden bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör Erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke, sey das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sey wesenlos, d. i. nicht wirkend.

Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Andersseyn, des Geistes, und die Gesammtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (18.): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, da sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich ausprägt, als was beide urheitlich wesen: so ist die Täuschung im alltäglichen Leben so gefahrvoll nicht, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem in unsern Sinnen Empfundenen entspricht nothwendig ein Gegensätzliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches außer den Sinnen weset, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseyend offenbart.

---

20. Die Wirkung ist nicht außer, sondern inner ihrer Ursach.

Dies führt mich zu einer andern Bemerkung.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Bestehen für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist nie im Ernst damit gemeint, daß die Vorstellung selber, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas außer ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andre Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewordener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung (11.).

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein anderes Wesen, oder auf

andre Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist selbst zur bloßen Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus sich, oder Wirkung einer Wirkung seyn, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht (15).

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sey es in sich selber, zum Andersseyn, oder auf ein Wesendes außer ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesen allein wirket, das ist, weset sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Seyn, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Andersseyn, als Gegensätzlichgewordenes, als Mannigfaltiges in der Einheit, als Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so scheint eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier wirkt das Wesende im Stoffischen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem, erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Wenn jede Wirkung, möchte man fragen: inner und nicht außer ihrer Ursach ist, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiste, der ihn denkt: wie können die verschiedenen Wesen auf einander wirken, wenn all ihr Wirken sich nicht gegen einander äußert? Und doch wissen wir thatsächlich, durch Erfahrung, den Bestand solcher Wechselwirkungen der Wesen, wodurch sie in gegenseitigem Verkehr und Verband stehen. Wie wüßten wir von einem Daseyn des Draußen, wenn es sich nicht auf unsre Sinne äußerte?

„Siehe," spricht der Zweifler: „da stehen wir wieder vor dem uralten Räthsel, welches schon lange vor uns so zahlreichen Forschern zu schaffen gemacht hat. Auch sie fragten nach dem Zusammenhang des Geistes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Uebersinnlichen mit dem Irdischen,

und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthsels fordre ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung: keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andre erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde fragen, welcher Gott hat sie uns offenbart? Sage mir niemand mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeistung in uns haben und erkennen, denn ich würde, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingeistung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhangs der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Daseyn alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten bloß Reingeistiges und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüte desselben. Andre, weil sie weder das Vorhandenseyn des Uebersinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben so wenig das Daseyn der Sinnenwelt, baueten zwischen beiden fantastische Brücken, um beide zu verbinden."

„Erfahrung und Bewußtseyn sträuben sich gegen die Vernunftkünstelei jener einseitigen Ansichten. Was aber mit der Gesammterfahrung und dem Selbstbewußtseyn in Zwiespalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchstens persönliche (subjektive) Gewißheit seyn, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menschen werden."

Hierüber ein Wort in nachfolgender Betrachtung.

II. Natur und Welt.

21. Das Ich-All.

Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dem Leser vorläufig über das Nöthigste zu verständigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zusammenhang riß, zerriß ich dessen innere Bedeutung. Der Theil wird erst durch sein Ganzes verstehbar. Wie im All des Vorhandenen, so ist in der Wissenschaft von demselben, kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer steht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn sollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitschranken eingezwängt sind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem andern nachfolgen müssen? Von wo ich auch zuerst ausgehen möchte, immer sehe ich mich da schon in einer Mitte der Gesammtheit, in welcher das, was sich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortsetzung dessen ist, was hinter uns liegt.

Von allen Schätzen des Daseyns, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewissesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über den höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt ist in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Daseyn einer Welt außer sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht außer ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eignes Werk, oder nicht. Wollte er sie nicht als seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Uebersinnlichen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Außenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt, mit den äußern Sinnen, zugleich alle Vernunft in sich

auf. Nichts außer ihm hätte Wesen und Daseyn; er wäre das Ich und das All. Er stünde, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Zepter, in seinem ungeheuern Weltmährchen, wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtseyn wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, dringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtseyn, zu Vorstellung umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses Wissen vom Daseyn deß, das in unserm Bewußtseyn steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu diesem vielfachen Gegebenen tritt der Geist dann in seinem Gesetzthum, und nach der Nothwendigkeit desselben verbindet, scheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in sich. Das Ganze und Eine nennen wir die Außenwelt. Unwillkürlich, also nothwendig, nach eben jenem Gesetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in seinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende selbst. Er nennt das in seiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Ursach zum Grunde liegen müsse, als das den Sinnen Gebende und sie Erregende. Wir nennen das Wesen der Dinge außer uns, Natur.

Wir schauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur selbst in ihrer Wesenheit. Obwohl wir die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie ist uns geworden durch die Nothwendigkeit des geistigen Gesetzthums, Alles im Gegensatz von Ursach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich in uns, als die vom eigenen Daseyn unsers denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedankenthums weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatsächlich die wesende Natur mit den äußern Sinnen schauen können: so wäre sie nicht die Natur mehr, sondern wieder eine in uns gewordene

Wirkung. Nur dem Blick des Geistes allein offenbart sich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich verbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält.

Wer die Idee von Ursach und Wirkung gänzlich aus seinem Innern herausreißen will, der will aufhören zu denken und zu erkennen. Denn alles Erkennen beruht im Bestimmen des Verhältnisses vom Mannigfaltigen zur Einheit.

---

22. Wirksamkeits-Sphären der Natur.

Was die Außenwelt in ihrem Schooße trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Gesetzthum des wesenden Wissens, wie von selbst, aus einander; und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinsam für die Sinne tragen, in gewisse gedachte Einheiten. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todten, in sich ruhenden Stoffe von der Bewegung derselben; und von den leblosen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaischen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisteten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten Begriffseinheiten (Stoff, Bewegung, Leben, Seele, Geist) eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung, mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare Ursach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, sie zur Selbsternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was sie fähig macht, Freude

und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, Seele. — So nannte und kannte der Sterbliche also schon längst ein Reich des Uebersinnlichen, eh' er sich dessen bewußt war; und glaubte, in arglofer Selbsttäuschung, das in der Welt um sich her zu gewahren, was er doch nur in der Nothwendigkeit seines geistigen Gesetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß.

Der Verstand (10.) verleiht (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Uebersinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relativ) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf Bewegung und Aenderung aller Dinge, das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deren jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen; wie im Thiere das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen, Gott selbst, mit eben denselben Namen belegen, und ihn als den allgegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Mir aber, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sey gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeinen Erscheinungsarten, also Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirksamkeits-Sphären der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ungefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vonsichwissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er

legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

---

23. Emporstufung derselben.

Ich führe aber zu einer andern Thatsache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Außenwelt die Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit des, was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist bewegbar; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen gewahrbar. Anderseits wird alle Bewegung erst vermittelst des Stoffischen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffische ist's, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensätzlichseyns (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt gleichsam die bewegenden Kräfte, und macht sich dieselben dienstbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu stellen. Jede Pflanze ist für sich, in den mannigfaltigsten Gegensätzen ihres Gegliedes (Organismus), eine Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, so wieder in jeglichem Theil der unter sich neue Gegensätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewissermaßen Träger seiner ihn bewegenden Kraft ist, so ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrschten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben ist so untrennbar (in der Erscheinung) von den bewegenden Kräften, da

Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben selber, dieses immer wiederkehrende Erscheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Andersseyns, offenbart sich abermals als Gegensatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seelischen. Es baut und gliedert, wie das gränzenlose Weltall zur allumfassenden Einheit des gesammten Mannigfaltigen, so jedes einzelne Moos, so jeden Wurm des Staubes zum in sich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Gesammtheit entspricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, starren Nothwendigkeit des eigenen Gesetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daseyns. Im Seelischen hingegen wird das Lebendige zum Selbstgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Lust wacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der sich selber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerstörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So steht das Seelische fühlend im Gegensatz zum Gefühllosen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieses. — Und doch erscheint das Seelische nie für sich allein, nie getrennt vom Leben, sondern eins mit demselben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegensätzlichwerdung; also auch der Untrennbarkeit ihrer Wesenheit, neben der Unterscheidbarkeit in ihrem Andersseyn.

Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatsache der allgemeinen Erfahrung, welche der Beachtung würdig seyn könnte.

Nämlich, es offenbart sich in den Erscheinungen der Natur eine unverkennbare Aufstufung ihres Wesens und Wirkens vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefsten, wie im Höchsten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Besondern. Freilich ist dies sehr menschlich gesprochen, Denn was ist im Unendlichen hoch und niedrig? Aber müssen wir nicht das Unaussprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen andeuten?

Der todte Stoff (die Materie) scheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefste zu seyn. Ueber denselben erheben sich, ihn beherrschend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetischen und Elektrischen, des Galvanischen und Mesmerischen. Der Stoff ist der allgemeine

Träger nicht nur von diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird, so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sachlichkeit (Realität) der Natur (22.) ist in seiner Gränzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber, in ihrer Wesenheit, das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhre milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen und Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den Stoff die denselben bewegende Kraft. Sie bindet und scheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Diese Kraft ist das einfache und allgegenwärtige Abbild des wesenden Wirkens der Natur in und zu deren Andersseyn. Der Stoff ist in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erscheint zeitlicherweise. Wie der Stoff gleichsam Schöpfer des Raumes, oder, besser wohl, Darsteller desselben, so ist die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorstellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erscheint, in deren Stoffverwandlungen, das Leben. Dieses gibt seinen Gebilden ein einheitliches in sich und für sich Bestehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahllosen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der wesenden Natur, abgespiegelt im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer besondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denselben vermählt sind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird dadurch eine besondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht so allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erscheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenlose, von Gestirnen zu Gestirnen. Aber die Lebenskraft scheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo sie Gewächse des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menschen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrscheinlich bekleidet sie gleichermaßen die Außenseiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie beschränkt stände aber auch selbst dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die ge-

sammte Bevölkerung der himmlischen Räume mit jenen Irrsternen, jenen Sonnenfamilien und Milchstraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: so bliebe nichtsdestoweniger der Umfang der Lebenserscheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabner, stellt sich uns der Erscheinungskreis dar, in welchem sich das Seelische offenbart. Es wohnt dieses nur in den Geschlechtern der Thiere und Menschen. Wie klein ist die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geschöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unsers Erdballs sind!

Noch minder ausgedehnt bietet sich das Reich geistiger Wesen dar. Es ist auf unserm Stern nur im menschlichen Geschlecht erkennbar. Dennoch steht es hoch über alle erhöht, als das Edelste. Im Licht des Bewußtseyns, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüstet, umfaßt der Geist durch den Zauber seines Wesens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Also der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, ist Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren sich die höhern Wirksamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seelischen und selbst des Geistigen. Dürfen wir erstaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffische für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenschaften desselben, oder für edlere Blüten und Entwickelungen seiner selbst? Es lag dieser Ansicht ein tiefer Wahrheitsschein zum Grunde, nur faßten sie ihn allzu einseitig auf. Ja, jene Wirksamkeitssphären der Natur sind nur Namen, nur Unterscheidungen, welche der Verstand von den Erscheinungen der Natur auf ihr Wesen überträgt. Sie ist in sich die untrennbare Einheit. Selbst in ihren Erscheinungen verlieren sich bei schärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verschwimmenden und auseinander tretenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff gestaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaser und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thierischen Instinkt.

Wenn wir jene merkwürdige in der Außenwelt thatsächlich gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stoffischen erscheinenden Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpferkraft des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt; dann von da aufsteigend bis zu dem noch wundervollern seelischen Wesen, welches aber noch minder

allgemein verbreitet ist, als das Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung dasteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankenthum das All des Wesenden und Seyenden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubst du, sie sey mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geister schauen wohl in die Tiefe dessen, was unter uns drunten weset, bis hinab zum Stoffischen; — aber wie weit hinauf ist' noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur Eins ist? — Sternkundige wissen aus dem geringen Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuren Weg desselben durch die Himmel zu berechnen; wer berechnet aus der Entfernung des todten Stoffischen bis zum wesenden Wissen der Geister, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchsten, von uns hinweg; des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem sich Alles schließt und Einheit wird? — Welche Wesen-Reihen erheben sich noch zwischen uns und ihm, den die Geister auf Erden Gott nennen; den Gott im All, das All in Gott; das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unaussprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Ich bin; auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin sein, und auch in mir ist Gott.

---

24. Einzelwesen der Eigenganzen.

Durch Uebertragung des Unterscheidbaren in den Erscheinungsweisen der Natur, auf ihr in sich einheitlich Wesendes, bildet der Verstand den Begriff von Wirksamkeitssphären derselben. Eben auf diesem Wege, und in Beschauung der durch ihre Wirkungen sich erfüllenden Natur versteht er erst ihres Wesens Inneres; gleichwie der Geist erst, im Vonsichwissen, sein erfülltes Sichwissen wird und sich kennt.

Aber auf die nämliche Weise verfährt auch der Verstand bei Unterscheidung des Besondern in den begränzten, endlichen Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner

und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthsels fordre ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung: keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andre erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde fragen, welcher Gott hat sie uns offenbart? Sage mir niemand mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeistung in uns haben und erkennen, denn ich würde, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingeistung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhangs der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Daseyn alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten bloß Reingeistiges und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüte desselben. Andre, weil sie weder das Vorhandenseyn des Uebersinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben so wenig das Daseyn der Sinnenwelt, baueten zwischen beiden fantastische Brücken, um beide zu verbinden."

„Erfahrung und Bewußtseyn sträuben sich gegen die Vernunftkünstelei jener einseitigen Ansichten. Was aber mit der Gesammterfahrung und dem Selbstbewußtseyn in Zwiespalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchstens persönliche (subjektive) Gewißheit seyn, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menschen werden."

Hierüber ein Wort in nachfolgender Betrachtung.

II. Natur und Welt.

21. Das Ich-All.

Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dem Leser vorläufig über das Nöthigste zu verständigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zusammenhang riß, zerriß ich dessen innere Bedeutung. Der Theil wird erst durch sein Ganzes verstehbar. Wie im All des Vorhandenen, so ist in der Wissenschaft von demselben, kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer steht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn sollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitschranken eingezwängt sind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem andern nachfolgen müssen? Von wo ich auch zuerst ausgehen möchte, immer sehe ich mich da schon in einer Mitte der Gesammtheit, in welcher das, was sich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortsetzung dessen ist, was hinter uns liegt.

Von allen Schätzen des Daseyns, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewissesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über den höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt ist in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Daseyn einer Welt außer sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht außer ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eignes Werk, oder nicht. Wollte er sie nicht als seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Uebersinnlichen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Außenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt, mit den äußern Sinnen, zugleich alle Vernunft in sich

auf. Nichts außer ihm hätte Wesen und Daseyn; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Zepter, in seinem ungeheuern Weltmährchen, wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtseyn wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, bringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtseyn, zu Vorstellung umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses Wissen vom Daseyn deß, das in unserm Bewußtseyn steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu diesem vielfachen Gegebenen tritt der Geist dann in seinem Gesetzthum, und nach der Nothwendigkeit desselben verbindet, scheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in sich. Das Ganze und Eine nennen wir die Außenwelt. Unwillkürlich, also nothwendig, nach eben jenem Gesetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in seinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende selbst. Er nennt das in seiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Ursach zum Grunde liegen müsse, als das den Sinnen Gebende und sie Erregende. Wir nennen das Wesen der Dinge außer uns, Natur.

Wir schauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur selbst in ihrer Wesenheit. Obwohl wir die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie ist uns geworden durch die Nothwendigkeit des geistigen Gesetzthums, Alles im Gegensatz von Ursach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich in uns, als die vom eigenen Daseyn unsers denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedankenthums weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatsächlich die wesende Natur mit den äußern Sinnen schauen können: so wäre sie nicht die Natur mehr, sondern wieder eine in uns gewordene

Wirkung. Nur dem Blick des Geistes allein offenbart sich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich verbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält.

Wer die Idee von Ursach und Wirkung gänzlich aus seinem Innern herausreißen will, der will aufhören zu denken und zu erkennen. Denn alles Erkennen beruht im Bestimmen des Verhältnisses vom Mannigfaltigen zur Einheit.

---

22. Wirksamkeits-Sphären der Natur.

Was die Außenwelt in ihrem Schoose trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Gesetzthum des wesenden Wissens, wie von selbst, aus einander; und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinsam für die Sinne tragen, in gewisse gedachte Einheiten. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todten, in sich ruhenden Stoffe von der Bewegung derselben; und von den leblosen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaischen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisteten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten Begriffseinheiten (Stoff, Bewegung, Leben, Seele, Geist) eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung, mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare Ursach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, sie zur Selbsternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was sie fähig macht, Freude

und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, Seele. — So nannte und kannte der Sterbliche also schon längst ein Reich des Uebersinnlichen, eh' er sich dessen bewußt war; und glaubte, in arglosser Selbsttäuschung, das in der Welt um sich her zu gewahren, was er doch nur in der Nothwendigkeit seines geistigen Gesetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß.

Der Verstand (10.) verleiht (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Uebersinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relativ) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf Bewegung und Aenderung aller Dinge, das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deren jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen, wie im Thiere das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen, Gott selbst, mit eben denselben Namen belegen, und ihn als den allgegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Mir aber, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sey gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeinen Erscheinungsarten, also Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirksamkeits-Sphären der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ungefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vonsichwissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er

legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

---

23. Emporstufung derselben.

Ich führe aber zu einer andern Thatsache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Außenwelt die Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit des, was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist bewegbar; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen gewahrbar. Anderseits wird alle Bewegung erst vermittelst des Stoffischen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffische ist's, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensätzlichseyns (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt gleichsam die bewegenden Kräfte, und macht sich dieselben dienstbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu stellen. Jede Pflanze ist für sich, in den mannigfaltigsten Gegensätzen ihres Gegliedes (Organismus), eine Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, so wieder in jeglichem Theil der unter sich neue Gegensätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewissermaßen Träger seiner ihn bewegenden Kraft ist, so ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrschten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben ist so untrennbar (in der Erscheinung) von den bewegenden Kräften, da

Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben selber, dieses immer wiederkehrende Erscheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Andersseyns, offenbart sich abermals als Gegensatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seelischen. Es baut und gliedert, wie das gränzenlose Weltall zur allumfassenden Einheit des gesammten Mannigfaltigen, so jedes einzelne Moos, so jeden Wurm des Staubes zum in sich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Gesammtheit entspricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, starren Nothwendigkeit des eigenen Gesetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daseyns. Im Seelischen hingegen wird das Lebendige zum Selbstgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Lust wacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der sich selber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerstörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So steht das Seelische fühlend im Gegensatz zum Gefühllosen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieses. — Und doch erscheint das Seelische nie für sich allein, nie getrennt vom Leben, sondern eins mit demselben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegensätzlichwerdung; also auch der Untrennbarkeit ihrer Wesenheit, neben der Unterscheidbarkeit in ihrem Andersseyn.

Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatsache der allgemeinen Erfahrung, welche der Beachtung würdig seyn könnte.

Nämlich, es offenbart sich in den Erscheinungen der Natur eine unverkennbare Aufstufung ihres Wesens und Wirkens vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefsten, wie im Höchsten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Besondern. Freilich ist dies sehr menschlich gesprochen, Denn was ist im Unendlichen hoch und niedrig? Aber müssen wir nicht das Unaussprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen andeuten?

Der todte Stoff (die Materie) scheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefste zu seyn. Ueber denselben erheben sich, ihn beherrschend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetischen und Elektrischen, des Galvanischen und Mesmerischen. Der Stoff ist der allgemeine

Träger nicht nur von diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird, so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sachlichkeit (Realität) der Natur (22.) ist in seiner Gränzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber, in ihrer Wesenheit, das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhre milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen und Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den Stoff die denselben bewegende Kraft. Sie bindet und scheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Diese Kraft ist das einfache und allgegenwärtige Abbild des wesenden Wirkens der Natur in und zu deren Andersseyn. Der Stoff ist in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erscheint zeitlicherweise. Wie der Stoff gleichsam Schöpfer des Raumes, oder, besser wohl, Darsteller desselben, so ist die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorstellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erscheint, in deren Stoffverwandlungen, das Leben. Dieses gibt seinen Gebilden ein einheitliches in sich und für sich Bestehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahllosen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der wesenden Natur, abgespiegelt im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer besondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denselben vermählt sind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird dadurch eine besondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht so allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erscheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenlose, von Gestirnen zu Gestirnen. Aber die Lebenskraft scheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo sie Gewächse des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menschen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrscheinlich bekleidet sie gleichermaßen die Außenseiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie beschränkt stände aber auch selbst dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die ge-

sammte Bevölkerung der himmlischen Räume mit jenen Irrsternen, jenen Sonnenfamilien und Milchstraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: so bliebe nichtsdestoweniger der Umfang der Lebenserscheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabner, stellt sich uns der Erscheinungskreis dar, in welchem sich das Seelische offenbart. Es wohnt dieses nur in den Geschlechtern der Thiere und Menschen. Wie klein ist die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geschöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unsers Erdballs sind!

Noch minder ausgedehnt bietet sich das Reich geistiger Wesen dar. Es ist auf unserm Stern nur im menschlichen Geschlecht erkennbar. Dennoch steht es hoch über alle erhöht, als das Edelste. Im Licht des Bewußtseyns, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüstet, umfaßt der Geist durch den Zauber seines Wesens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Also der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, ist Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren sich die höhern Wirksamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seelischen und selbst des Geistigen. Dürfen wir erstaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffliche für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenschaften desselben, oder für edlere Blüten und Entwickelungen seiner selbst? Es lag dieser Ansicht ein tiefer Wahrheitsschein zum Grunde, nur faßten sie ihn allzu einseitig auf. Ja, jene Wirksamkeitssphären der Natur sind nur Namen, nur Unterscheidungen, welche der Verstand von den Erscheinungen der Natur auf ihr Wesen überträgt. Sie ist in sich die untrennbare Einheit. Selbst in ihren Erscheinungen verlieren sich bei schärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verschwimmenden und auseinander tretenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff gestaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaser und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thierischen Instinkt.

Wenn wir jene merkwürdige in der Außenwelt thatsächlich gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stofflichen erscheinenden Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpferkraft des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt; dann von da aufsteigend bis zu dem noch wundervollern seelischen Wesen, welches aber noch minder

allgemein verbreitet ist, als das Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung dasteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankenthum das All des Wesenden und Seyenden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubst du, sie sey mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geister schauen wohl in die Tiefe dessen, was unter uns drunten weset, bis hinab zum Stoffischen; — aber wie weit hinauf ist noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur Eins ist? — Sternkundige wissen aus dem geringen Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuren Weg desselben durch die Himmel zu berechnen; wer berechnet aus der Entfernung des todten Stoffischen bis zum wesenden Wissen der Geister, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchsten, von uns hinweg; des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem sich Alles schließt und Einheit wird? — Welche Wesen-Reihen erheben sich noch zwischen uns und ihm, den die Geister auf Erden Gott nennen; den Gott im All, das All in Gott; das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unaussprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Ich bin; auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin sein, und auch in mir ist Gott.

---

24. Einzelwesen der Eigenganzen.

Durch Uebertragung des Unterscheidbaren in den Erscheinungsweisen der Natur, auf ihr in sich einheitlich Wesendes, bildet der Verstand den Begriff von Wirksamkeitssphären derselben. Eben auf diesem Wege, und in Beschauung der durch ihre Wirkungen sich erfüllenden Natur versteht er erst ihres Wesens Inneres; gleichwie der Geist erst, im Vonsichwissen, sein erfülltes Sichwissen wird und sich kennt.

Aber auf die nämliche Weise verfährt auch der Verstand bei Unterscheidung des Besondern in den begränzten, endlichen Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner

Dinge, die jedes als ein Ganzes dastehen, getrennt von den Andern; für sich abgegränzt; in sich vollständig zusammenstimmend. Jedes derselben stellt gewissermaßen in dieser Einzelheit die überall waltende Einheit der Natur dar. Sie wiederholt sich unaufhörlich, wie im Weltganzen, so in jedem, auch im kleinsten Theile desselben. Wir nennen ein solches für sich und in sich bestehendes vollständiges Einzelne ein Eigenganzes (ein Individuum). Jeder Krystall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Mensch bildet sein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieser Eigenganzen die Gesammtheit ihrer verschiedenen Wirksamkeitssphären; wir kennen im Wasser oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebst dem Stoffischen und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere ist zu diesen Wirksamkeitsweisen der Natur auch das seelische Empfinden getreten; und der Mensch indem er alle allgemeinen Artungen der Naturwirksamkeit in seinem Eigenganzen verbunden steht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch dazu das geistige Wissen.

Jedes Eigenganze stellt also durch sich, bis zu einem gewissen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Wesenden. Wie wir nun die Eigenganzen, als solche, im Gebiet sinnlicher Erfahrung, unterscheiden; so erlaubt sich auch der Verstand, das in denselben Wesende von dem in andern Dingen Wesenden, zu unterscheiden, wie ein Besonderes. So sprechen wir von einer Mehrheit der Wesen, oder von Einzelwesen.

Die Mehrheit der Wesen in der Natur ist aber nur eine gedankliche, zum Verstehen, im Verstand geworden. Vor ihm löset sich also selbst die Ureinheit des im Weltall Wesenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in sich ewig gleiche und ununterscheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Wesen der Dinge in seinem Andersseyn (oder gegensätzlich von sich), als Mannigfaltiges, erscheint.

Wenn wir daher verstandlicherweise von verschiedenen Wesen, ja sogar von endlichen Wesen reden (da wir doch nur Aeußerungen der Natur meynen), geschieht es nur uneigentlich; nur durch Uebertragung aus den Erscheinungen; nur beziehungsweise, wie wenn wir von verschiedenen Wirksamkeitssphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersseyns. Dies Andersseyn, dieser Gegensatz ihrer Urheitlichkeit, ist, eben weil ein Wesenloses, auch das Endliche. Sie prägt sich in ihren Wirkungen als das sachlichwirkende

Eine, als das belebende Allselige aus, und ist doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geist immerdar einer und derselbe in seinen verschiedensten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, Erkenntnissen, Entschlüssen und übrigen Wirksamkeitsweisen und Wirkungen ist.

Es bleibt nur ein Ursachliches des Weltalls, nur ein und dasselbe in allen Dingen Wesendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehrern Ursachen und Wesen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbeholfenheit des Verstandes, oder vielmehr der menschlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben so von allerlei Kräften und Vermögen des Geistes; und doch ist der Geist, bei aller Verschiedenheit seiner sogenannten Eigenschaften, eine und dieselbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Es sey mir also, zur bessern Verständigung, gestattet, die Wörter Kraft, Vermögen, Ursachen, Einzelwesen u. s. w., wie auch alle Weltweisen gethan, nur mit dem Unterschiede zu brauchen, daß sie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Uebersinnlichen, zu nehmen sind.

---

25. Das Verwandte der Wirksamkeitsartungen in der Natur.

Die Natur wird sich im Wirken gegensätzlich; sie wird sich Erscheinung, Welt. Das Gegensätzliche ist wie gesagt, das Gleichartige und Verwandte der Wesenheit (16.). Den allgemeinsten Gegensatz, in welchen das Urwesen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegkraft, Leben und Seele genannt. Wir bezeichneten damit die allgemeinen Wirksamkeitssphären der Natur (22.).

In jedem dieser Gegensätze, oder in jeglicher dieser ihrer Sphären wird sich die Natur immerdar von neuem gegensätzlich, wie der Geist in der Allgemeinheit seiner Vorstellungen zu minder allgemeinen, besondern und einzelnen. So ist das gesammte Weltall gleichsam ein fortgesetztes unendliches Zeugen und Ausströmen gegensätzlicher Erscheinungen aus dem Unendlichen. Daher Mannigfaltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und seelischen Artungen.

Weil aber alle Gegensätze sich in derjenigen Einheit die verwandtesten sind, in welcher sie, als das Gleichartige, auseinander traten: so ist das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abstufungen. Und Alles wieder ist zur Ureinheit des wesenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersseyns nach ihrem ewiggleichen Gesetzthum (Wesen). Das Insichgleiche stößt sich entweder in sich selbst ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es sich spaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiste Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegensätze entfernter Verwandte steht in geringerer Anziehung zu einander, oder, wird erst mittelbar durch dazwischen liegende Glieder mit einander verbunden. So sind in der Gedankenwelt des Geistes die allgemeinsten Vorstellungen zu sich enger verwandt, als die einzelnen und besondern, welche erst Folge tieferer Gegensätzlichwerdungen des Denkenden sind. Denn im Geist und in der Natur ist die Weise des Wirkens dieselbe, weil beide Wesen sind, und als Wesende wirken. Die Vorstellungen von „Geschmack“ und „Wahrheit“ sind sich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene sind nicht aus einerlei Grundbegriff stammend. Wasser und Oel sind sich minder verwandt, als Wasser und Salz; denn jene sind sich nur entfernt gleichartig, oder sind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äußern Verwandtschaft der Erscheinungen reden. Unmittelbar verwandt ist das, welches sich in einer und derselben Einheit gegensätzlich ist; wie das Polarische im Magneten, wie Eigenstand und Gegenstand im Begrifflichen; wie das Geschlechtliche im Leben; oder Empfindung und Gefühl im Seelischen. Mittelbar verwandt aber ist, was nur durch Zwischenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Oel und Wasser durch Laugensalz u. s. w. Eben so lassen sich Verwandtschaften in aufsteigender und absteigender Linie unterscheiden, je nachdem die Erscheinungen aus einem allgemeinern Ursachlichen, als Besonderes, und aus diesem wieder als Einzelnes hervorgegangen sind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, diese beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. s. w., oder wie die besondern Vorstellungen und Begriffe aus den allgemeinern.

Wir müssen aber in den Erscheinungen der Natur, wie des Geistes, deren wesende oder ursachliche Einheit wohl unterscheiden von der bloß scheinbaren Einheit, die nur eine Mischung des Erschienenen ist. So bilden Licht und Finsterniß ihren Gegensatz; ihre scheinbare Einheit nennen wir Farbe. In jeder Farbe ist Mischung von Finsterniß und Licht. So kennen wir gemischte Gefühle von Lust und Unlust, gemischte Begierden von Haß und Liebe.

Eben die Verwechselung der scheinbaren Einheit vermischter Wirkungen, mit der unmittelbaren oder wesenden Ursach, ist die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechselung der Wirksamkeitssphären der Natur, wie des Geistes, beim Aufsuchen der Einheiten des sich Gegensätzlichen. So ist z. B. das Nichts ein bloß gedankliches Etwas, nämlich eine Vorstellung, wodurch der Verstand verneint und begränzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des Denkenden ist, also etwas Wesenloses: so kann es kein Sachliches oder Wesendes seyn außer dem Geiste. Wenn man sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, sagt es soviel, als Gott machte aus dem Begränzenden das Unbegränzte, aus dem Wesenlosen das Wesende. Wenn man von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geistes und der Seele spricht, lehrt man den Unsinn: der wesende Geist werde zu einer wesenlosen Vorstellungsart aus ihm; die Ursach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Ursach.

Ich wende mich jedoch zu der Thatsache zurück, daß alle unsre Vorstellungen, so wie alle Naturerscheinungen, ein in der Einheit eines Wesenden Verwandtes sind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endlosigkeit seiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Netz der auf- und absteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtschaften? — Wie begränzt ist unser Gesichtskreis!

Die Verkettung der Verwandtschaften, und wie sie als Gegensätze zu einander wurden; die Anziehung des sich Verwandten zu einander, das Abstoßen des sich Gleichen, so wie die Nichtanziehung oder Unvereinbarkeit des Ungleichen, des sich Widersprechenden, sind Thatsachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Wesenden im Wirken, als ein Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur vereinzelt, fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweiheit in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gespinnste der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sey dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geworden. Auch hier kann es begegnen, daß wir (wie in der Außenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden), den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. „Den Gedanken gab mir Gott ein!“ ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme, ohne Sprache, denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitssphären der Natur, eben so wie sie sich auch (außer ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffliche, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seelische ist ihm vereint und in seinem Geiste zum Gewußten erhoben. Aber das Geistige ist dem Stofflichen nur entfernt und nur mittelbar verwandt (25.). Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwischen beiden inne. Durch diese Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geist, durch seinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus sich, Vorstellungen im Geiste zu erregen.

Was irgend von Außen in uns zur Vorstellung werden soll, ist von stofflicher Beschaffenheit. Das Stofflose ist sinnlich ungewahrbar, unempfindbar. Der Stoff für sich selbst aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er ist. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geschmacks, ist fortgepflanzte Bewegung des Stofflichen zum Stofflichen, so wie der Widerstand der Körper erst durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung ist wieder, ohne Leben des Gewahrenden, unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das Leben, welches aus Stoffen und Kräften (die seiner Einheitsartung die verwandtesten sind) gleichsam sein Wohnhaus baut, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die

seinem Gesetzthum gemäß oder widerstrebend sind, zur Thätigkeit erregt werden. Doch das Leben für sich selber ist empfindungslos, wenn es ohne Seelisches dasteht. Wir kennen das unbeseelte Leben in allen Pflanzen. Sie äußern keine Spur von Lust und Schmerz. So ist das Leben erst der Vermittler zwischen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Wesenden. Was die Gesetze des Lebens erfüllt, oder verletzt, wird im Menschen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weise tritt die Seele, als Mittlerin, zwischen den denkenden Geist und das Leben, denen sie beiden das Verwandte ist. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt sich im Geist, als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorstellungen.

Auf demselben Wege wirkt der Geist gegen die Körperwelt zurück: Selbst der Gedanke, welchen wir äußern wollen, muß erst zum sichtbaren Zeichen, oder zum Ton verkörpert werden, um aus der Verkörperung wieder, durch Leben und Seele, in dem Bewußtseyn eines andern Menschen Gleichartiges von sich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geist und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht also auseinander vorzubilden, wie wir sie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen scheiden. Geist und Seele verbinden sich (im Gemüth) zur Einheit, wie Seele und Leben (im Leiblichen), Leben und bewegter Stoff (im Gewächs), und Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht so langsam zu denken, als sie die Beschreibung darstellen mag.

Die Natur also, in ihrer Wesenheit das beharrende, wechsellose, unendliche Wirken, tritt in ihrem Andersseyn, als Welt, nach ihren Wirksamkeitssphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahllosen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In diesen vielerlei Eigenganzen, deren Gesammtheit das Weltall ist, erscheinen die Artungen ihrer Wirksamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menschen aber alle zugleich. Durch das Seelische, der Natur Höchstes, das in ihr dem menschlichen Geiste Verwandteste, ist dieser mit der Natur verbunden. Da sie, als das Gleiche, wie im beseelten Leibe des Menschen, auch außer demselben, weset: so sind ihre Wirkungen von außen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer selbst zum Innern dieses (menschlichen) Eigenganzen, zuletzt also nur Bewegungen in ihrem eignen Selbst.

Indem sie auf unsern Geist einwirkt, sind es nicht die Gedanken und Vorstellungen desselben an und für sich selber, auf die sie wirkt, sondern dessen Wesenheit ist's, auf welche sie wirkt. Sie erregt zur

Thätigkeit, zum Vorstellen, zum Denken. Nicht sie, sondern der Geist bewirkt in sich Gedanken und Vorstellungen von ihr. Eben so ist er es nicht, wenn er auf das, was außer ihm ist, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: sondern er erregt nur das in jedem Eigenganzen Wesende zur Thätigkeit, und das Wesende wird dann in sich gegensätzlich zur Wirkung. Bei allen unsern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den Erscheinungen zu schaffen (denn diese sind in uns), sondern mit dem Wesen der Dinge selber, d. i mit der Natur. Nur Wesen wirkt auf Wesen (20.). Die Erscheinungen der Natur sind gleichsam nun ihr zum Geiste gesprochenes Wort, worin sie sich ihm offenbart. Die Natur weset als das Unendliche, Wechsellose; ihr Wort (die Erregung) ist Wesenloses, Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das wesende Wissen des Geistes, d. i. dessen Thätigkeit weckend durch ihr Andersseyn, welches ihr endliches Abbild ist, wird die Natur im Wissend-Wesenden dessen Gewußtes; und der Geist wird ihr Bewußtseyn, das sie in sich selber nicht ist.

---

26. Gegenseitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelwesen.

Wie aber sind Einwirkungen von Einem der Einzelwesen auf das Andre möglich, da jede Wirkung in ihrer Ursache verharrt und von derselben untrennlich ist? — Alle Einwirkungen sind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen selbst Möglichkeit haben.

Wirkung ist ein Andersseyn, ein in sich Gegensätzlichwerden des Wesenden.

Das in einem der Eigenganzen Gegensätzliche des Wesenden ist dasselbe auch für das in einem andern Eigenganzen des eben so Wesenden, nach dem Gesetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abstößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit strebt. So steht in zwei verschiedenen Eigenganzen das Gleichartige der nämlichen Wesensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber steht gegen das Gleiche in Abstoßung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit sich.

Somit sind alle Einwirkungen nichts anders, als Erregungen der Wirksamkeit, indem das in sich Gegensätzlichgewordenseyn eines Einzelwesens den Gegensatz im Andern, als Gleichartiges hervorruft. Vielleicht werd' ich deutlicher durch Beispiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polarische in demselben ist die Erscheinung, das Auseinandertreten des in sich Gleichen, oder des (in solcher Artung erscheinenden) Wesenden. Der Nordpol des Magnetes ist in ihm Gegensatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er ist *dasselbe* auch für jeden *andern* Magnet (als Eigenganzes). Sein Nordpol wird daher, im andern, der Gegensatz von dessen Südpol; seine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es ist überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erscheinungsweise, wenn gleich unterscheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzen. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie der Nordpol und Nordpol) stoßen einander ab, weil sie *nicht* das Gleichartige, sondern im Wesenhaften das Gleiche sind, welches in sich nicht höhere Einheit werden kann, als es schon wesenhaft ist, und daher nicht zum Einswerden, sondern zum Auseinandergehen strebt. Jede Wirkung verharrt aber in beiden Eigenganzen *inner ihrer Ursache*. Die verwandten Pole, oder Gegensätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzen (oder einzelnen Magnete), in welchem sie geworden sind. Aber sie rufen sich in *beiden*, als Gegensätzliches der wesenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das *in mir* Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen *Andern* äußere, wird damit nicht wesenhaft von meinem Geiste abgeschieden, also, daß es nicht mehr *in diesem* wäre; mein vom Andern *vernommener* Gedanke ist mir nicht von ihm *genommen* worden, sondern ist etwas *von ihm selber* Gedachtes, ein *Gleichartiges* des meinigen, durch Erregung seiner eignen Selbstthätigkeit.

Es findet daher bei den *Einwirkungen der Eigenganzen* auf einander kein *Geben* von einer Seite, kein *Empfangen* von der andern statt; es verhält sich dabei nicht das eine thätig, das andre leidend, und keines *wird* erst, was es nicht schon aus sich selber *ist*.

Somit ist jede Wirkung, inner ihrer Ursache verharrend, nur Anrufung des Verwandten im Andern; Erregung zum Gegensätzlichwerden des Andern; und zuletzt *alle Wirkung zugleich Einwirkung*. Da nun aber, was wir irgend Einzelwesen, Kräfte, Wirksamkeitssphären u. s. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur *Uebergetragenes* durch den Verstand, und um des Verstehens willen, ist: so fällt in der einigen, in sich untrennbaren Natur, Wirken und Einwirken in Eins und Dasselbe zusammen, *weil das Wesen der Dinge nur in sich selber wirkt*.

Ich schließe nun mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (18.) ist, für unsern Geist, Alles, was er in seiner Un-

mittelbarkeit nicht selber ist; und seine Welt ist in ihm, ein gedankliches Andersseyn des eignen Selbstes. In diese seine innere Welt schließt er auch die ganze Außenwelt ein, denn er ist das Bewußtseyn der wesenden Natur und ihrer Wirkungen (25.). Zu dieser Außenwelt gehört aber nicht nur das, was außer dem menschlichen Leibe waltet, mit dem der Geist ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiednen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da der Geist nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende außer ihm, als das Seyn der Wirkungen, oder der Außenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtseyn, die Vorstellungen davon sind.

Die Außenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch außer ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß, als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehn; daß Bitterkeit und Süßigkeit des Geschmacks und Geruchs erst im Reiz der Nerven empfunden sind; daß die Klänge und Töne nicht außerhalb den Ohren für sich wandeln, sondern erst inner dem Gehör werden, was sie, als Empfindung, sind; daß die Farben Erregtes im Sehsinne sind (wie sie denn auch bei geschlossenen Augen, vermittelst des innern oder Leibeslicht; erscheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das sie schlug, sondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht außer den Sinnen, sondern inner denselben, wird.

Das Erregende, oder das ins menschliche Eigenganze Einwirkende, ist wie in, so außer demselben, wesend; und das Erregte ist nur Andersseyn und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehn wir Geister mit dem Wesen der Dinge außer uns selber um; wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erscheinungen, sondern durch die Erscheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist, und nur in ihrer Mittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht; also als Andersseyn ihrer, als Welt. Im geselligen Gespräch

verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, sondern durch Worte und Gedanken mit dem unsichtbaren, unhörbaren Geist des Redenden.

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Andersseyn ihrer Ursache, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden, die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtseyn ist: so entsteht im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursache, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen außer uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonsich- und Andernwissen unsers Geistes die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend vorhandenen Natur. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Wirkensartungen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen.

---

27. Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens.

Mit welchem Rechte dürfen wir aber die innere Nothwendigkeit, welche unsre Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens, auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seyns oder Wesens von dem machen, was außer uns vorhanden wohnt? Könnte nicht im Wesen der Dinge außer uns ein Zustand möglich seyn, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursache, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unsrer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das außer dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eignes Werden? Indem du also fragst, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn auszudehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß“ u. s. w. des Draußen, während diese Begriffe doch erst aus dem Grunde des Geistes erwachsen sind. So stammt sich dein Zweifel auf das Bodenlose des sich selbst Widersprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Bestimmungen, deren Seyn im Draußen eben das Zweifelhafte seyn soll, auf das Draußen überträgt und anwendet.

Sobald du einerseits das schlechthin Nothwendige und Urgewisse in den Denkgesetzen eingestehen, anderseits das Daseyn von Etwas außer dem Geiste anerkennen mußt: so könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerspruch des Draußen mit dem Gesetz des Erkennens erregt wäre. Aber seit Erfahrung der Sterblichen besteht, gelangte noch keine einzige erwiesene Thatsache von der Außenwelt zu ihr, worin sich eine Ungleichheit des Gesetzthums der Natur und des Geistes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatsache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologischen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht selbst diese wieder auf eine gewisse Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, das ist eine unerwiesene Thatsache durch eine unerwiesene Ursache.

Vielmehr beurkunden zahllose Ereignisse, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weissagungen dessen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinstimmung der Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke sogar im Verhältniß der Planeten-Abstände, auf welche zwischen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längst hingedeutet hatten, ward, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geistes mit der Natur wäre ein gegenseitiges Einwirken beider schlechthin undenkbar. Wir könnten nicht absichtlich gewisse Erscheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eignen Gesetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; sie könnte hinwieder nicht unser Gewußtes seyn, durch ihr Erregen unsers Wissens. Sie also wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unser Gedankliches, sondern auf das in uns denkende Wesen. Wir wirken anderseits auf sie ein, nicht auf ihre Erscheinungen, sondern auf deren Ur- und Sachliches. Der wesende Geist steht also mit dem Wesen in den Erscheinungen im Verkehr. Und eben durch diesen Verkehr offenbaren sich Geist und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als schlechthin Untrennbares, als sich im gegenseitigen Erregen gegenseitig erfüllend und vollendend zu dem, was Beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtseyn der wesenden Natur, kann dies nur seyn, indem das Gesetzthum ihres Wirkens dem Gesetzthum seines Erkennens gleich ist.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesammtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganzen, empfängt

der Geist alle Veränderungen in diesem, nur als Fortsetzungen des Aenderns außerhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht diese, sondern durch sie, sich selber. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Taufendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtwordenen aus.

Wenn wir noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Gesetzthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang, nur Frucht unsrer eignen Denknothwendigkeit, also daß wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst aus uns in das Reich des Erscheinenden hineintrügen, freilich, dann wäre unsre Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm außer uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. Wir würden Götter seyn und außer uns Chaos; oder wohl das wesende Nichts, dies sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (25.), welches wir in uns zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist in der Natur; eben darum ist die Natur in seinem Wissen. Eins mit ihr, sind unsre Erkenntnisse am Ende nur bloße Anerkennungen des Vorhandenen.

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat, im Wandel der Dinge, jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Veränderungen des Erscheinenden erfolgen. Er nennt es die allwaltende Naturnothwendigkeit; und diese ist wieder nichts anders, als das Gesetzthum oder Wesen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit steht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß (10.) zu einander steht, und in Einheit und Ursach zusammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein Wissen eines Gewußten möglich. Ohne Wandellosigkeit des Gesetzthums der Natur, müßte der Geist in ewiger Irre schweben unter dem Zepter des Zufalls oder der Willkür. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie

dieselben seyn; die himmlischen Weltkörper schwärmten in unzuverlässigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erstarren und Töne geschmeckt werden.

Doch statt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Daseyn dessen, was, als ein nothwendiges Wissen, in der geistigen Wesenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Ursach und Wirkung, außer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Draußen auf unsern Geist weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch ist das, was wir Erkenntnißgesetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zusammenhang der Dinge vorzustellen, sondern das Ursachliche und Thatsachliche des Geistes; es ist seine Wesenheit selber. Er selbst ist Ursach und wird sich im Wirken gegensätzlich zur Thatsache in seinen Wirkungen.

Oder möchtest du mich noch fragen: Wie denn das Wirken möglich sey? Wie es zugehe? — Daß du denkst, bedarf, als eine Thatsache keines Beweises, die sich durch ihr Daseyn, als daseyend, ausweiset. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Wesen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beschreibung dessen werden, was in sich, ohne Verschiedenheit, eine schlechthinige Verhältnißlosigkeit ist. Erst durch die Wirkungen, wenn sie da sind, wird zugleich das Unterscheidbare, mithin Beschreibbare.

Im Denken wird sich der Geist ein Andres Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird sich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, sind das Bedingte im Bedingenden ihres Wesens; ein Gleichartiges; ein Gegensatz des Wesens, zu dem dasselbe von sich geworden ist; eine Erfüllung der Ursach, ohne welche die Ursach nicht Ursach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu versinnlichen, ein Insichabstoßen oder Auseinandergehn des Gleichen zu Gleichartigem (16.), und ein gegenseitiges Sichwiederanziehn des Gleichartigen zum Gleichen oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auflösen des Gegensätzlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleichartig geht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununterscheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz

des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich das Wesende in den Einzelnheiten abermals gegensätzlich und so ins Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge, eine grenzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze, die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in dieselbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge, und eins und dasselbe mit ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter sich gegensätzlich stehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn die Verwandtschaft die entfernteste ist, oder das Seyn zugleich Nichtseyn, Nichtwesendes zugleich Wesendes seyn soll. Das Ungleiche kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es ist das Unvereinbare, d. i. sich, als Einheit, Widersprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es schon Einheit ist, kann nicht mehr vereint werden, als es schon ist, und muß daher zum Andersseyn in sich abstoßend wirken, wenn ein Aendern statt finden soll.

Mithin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und des schlechthin Gleichen als drittes Gesetz des Wirkens gelten lassen; doch auch dieses ist schon im Vorigen ausgedrückt, und steht hier nur verneinungsweise gestellt.

Diese Urgesetze der Natur, welche die Welt überall in der menschlichen Erfahrung ausspricht, sind aber, weil der Geist wesenhaft das Gleichartige der Natur ist, auch die Urgesetze des Denkens. Du wirst im Gesetz der Abstoßung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und schlechthin Gleichen den bekannten Satz des Widerspruchs der Uebereinstimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie sich alle Erscheinungen nach dem Erkenntnißgesetz des Zahl- und Beschaffenheitsverhältnisses (10.) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, durch beständige Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell gewesen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerseits lehren uns die fünf Sinne, daß Alles in der Welt Gränzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar sey. So gewiß dieses ist, eben

so gewiß steht anderseits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts gewiß und beharrlich sey, als eben das Aendern selber, und daß in der Begränztheit der Stoffgebilde nichts Unbegränztes sey; als das, was sie umfaßt, der Raum, welcher sie trägt, und welchen, wenn wir auch Alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, sondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von diesen beiden Erfahrungen ist die erstere rein sinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte sagen, eins mit ihr, ist eine übersinnliche, unmittelbar von etwas, das kein Sinn gewahrt. Der Geist erfährt und schaut, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelst der Sinne die wandelbaren Erscheinungen, so auch durch sich unmittelbar selber, also auf nichtsinnliche Weise, das unwandelbar darin Wesende. So ist uns, indem Wesen nur auf Wesen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweise gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt strahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferlosen Räumen der Himmel, das Allgegenwärtige. Die Welt ist der wandelbare Gedanke der Natur, und die stofflichen Gebilde aller Art sind die Wörter, worin sie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menschen. Aber den Gedanken versteht nur der wissende Geist.

III. Stoffgebilde.

28. Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffisches.

Indem die Natur sich äußert, d. i. aus ihrer Urheit hervortritt zu ihrem Andersseyn, erscheint sie, im Gegensatz von ihrem Sachlichwesen (Realen), als Stoffisches des Weltalls; und in ihrem Wirken, als Bewegendes (Aenderndes). Wir wollen uns aber unter Stoffischem (oder Materiellem) nicht schon den verkörperten Stoff vorstellen, sondern das, woraus Körper erst gebildet werden. —

Das Sachlichwesende ist in sich das Unbestimmte, Unendliche. Somit trägt dessen Andersseyn, die Welt, in ihrer Gränzenlosigkeit für uns das Gepräge der Allgegenwart der Natur. In der Allwesenheit derselben, weil sie kein Endliches ist, besteht keine Umgränzung, keine Bedingung, in der sie selber enthalten wäre; keine Lücke; kein der bloßen Gedankenwelt des Geistes erborgtes Nichts; und somit erscheint auch der Stoff, als Erfüllung des Ur-Sachlichen, dem Wesenden Gleichartiges, ohne Umgränzung, ohne Lücke (ohne Nichts), als ein nirgends umfertes Weltall.

Diese Allgegenwart des Stoffischen, des Trägers aller übrigen Erscheinungen der Natur, machte den Sterblichen, auf untern Stufen seiner Entwickelung, oft geneigt, das in seinen Sinnen Erregte für das Erregende selbst zu nehmen; gleichsam das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Götterbild mit dem Gott zu verwechseln; überall nichts für wirklich und sachlich vorhanden zu halten, als was vor den Sinnen stoffisch daliegt und aus mittelbarer Erfahrung (12.) gekannt wird. Leben doch auch noch in unsern Tagen kenntnißreichere Männer, die sich nicht vom Sinnenschein loswinden können und jeden Beweis für die Vorhandenheit eines Wesenden unvollständig finden, dem, zur gedanklichen Gewißheit, Erfahrungen durch die Sinne (zu den subjektiven, die objektiv zureichenden Gründe) abgehn. Sie kennen, oder anerkennen, die höhere, unmittelbare Erfahrung des Geistes nicht, die alle Geister lehret, was keiner der Sinne lehrt und lehren kann.

Daher sollen wir das Alterthum nicht hart tadeln, wenn es sich seine Gottheiten aus einem unendlich zarten Stoff gebaut vorstellte;

oder jene spätern Philosophen, welche die Materie für das Alleinwesenhafte hielten, dem Alles, selbst der menschliche Geist, und der erhabenste seiner Gedanken entblühe.

Das Weltall, das Abbild der allgegenwärtig sachlichwesenden Natur, muß nothwendig, wenn auch die Sinne es verneinen könnten, ein Gränzenloses seyn, weil der Geist sie, als das Unbedingte, Unendliche erkennt, und er das der Natur Gleichartige, ihr Bewußtseyn ist. Er bestätigt nicht die Aussagen der Sinne; sondern umgekehrt, diese müssen zuletzt immer nur bezeugen, was schon sein allgemeines, unabwehrbar-nothwendiges Wissen ist.

---

29. Stoffruhe. Bewegkraft.

Wie das gränzenlose, in sich ruhende, materielle Weltall die unwandelbare Beharrlichkeit des Sachlichwesens der Natur darstellt: erscheint, gegensätzlich von dieser Beharrlichkeit, ihr Wirken oder Aendern (in ihrem Andersseyn), als das Bewegen. Und eben durch dieses steigt, in diesem Andersseyn des Wesenden, aus dem Schoos des Unendlichen, das Endliche; aus dem Gränzenlosen das Begränzte; aus dem Unbedingten das Bedingte; aus dem Beharrlichen das Vergängliche hervor, und doch untrennbar Eins und Dasselbe mit dem Ur- und Sachlichwirkenden.

Die Ruhe des Stofflichen wird durch Bewegung, als durch sein Gegensätzliches, beschränkt, und das Bewegen wieder durch die Stoffruhe. Mit dem Gegensatz selbst ist schon ein Mannigfaltiges in der Erscheinung geworden, das sich gegenseitig zur Unterscheidbarkeit eingränzt. Der Stoff und das Bewegen, wenn auch unterscheidbar, sind dennoch, weil aus gleicher Einheit hervorgegangen, das wesenhaft Untrennbare. Der Stoff ist das Bewegbare; hinwieder das Bewegende, welchem wir, im gemeinen Leben, auch das Wortzeichen der Bewegkraft zu geben pflegen, das Bestoffbare. Wir kennen keinen unbeweglichen Stoff, und keine Bewegung ohne Stoff.

---

30. Raum und Zeit. Endlichkeitsbedingungen.

In beiden wird also die allbedingende, allgegenwärtige oder unbegränzte Natur das Begränzende, oder zur Endlichkeit Bedingende des Endlichen. Die Bedingung zur Endlichwerdung des Stoffes ist der Raum. Eben so wird die ewigwirkende Natur, in ihrem Andersseyn, das Bedingende des Bewegens. Die Bedingung, oder Beschrän-

lung zur Endlichwerdung des Bewegens, ist die Zeit. Der Raum verhält sich mithin zur Allgegenwart, oder Gränzenlosigkeit, wie die Zeit zur Ewigkeit.

Wir können uns daher keinen Stoff ohne Raum, keine Bewegung ohne Zeit vorstellen, weil wir uns kein Bedingtes, als ein Unbedingtes, kein Endliches, als Unendliches, keinen Widerspruch in sich selbst, als möglich vorstellen können. Denken wir Stoff und Bewegung, oder Raum und Zeit hinweg; so denken wir damit alles Endliche hinweg, und es bleibt uns nur das unwandelbar Allgegenwärtige und Ewige, d. i. das Unendliche. Aber dieses Allumfassende können wir uns nicht hinwegdenken, wenn wir alle bewegten Stoffgebilde aus unsrer Vorstellung verschwinden lassen, weil der Geist sich nicht selber hinwegdenken, sich nicht selbst als wissend-wesendes Nichtseyn wissen kann, und weil das Gleichartige seines Gesetzthums, dasjenige der Natur ist (25.).

Der Raum ist also nicht das Allgegenwärtig-Sachliche; sondern ein das Stoffische Begränzendes, die Bedingung, wodurch das Einzelne endlich wird; ist gleichsam der Rahmen des Stoffischen, wodurch dasselbe das in der Vorstellung Unterscheidbare wird. Eben so ist die Zeit nicht das Ewige selbst; sondern das im Ewigen Bedingte, Endliche, wodurch alles Aendern und Bewegen für uns Unterscheidbares wird. Beide, Raum und Zeit, sind mit den Erscheinungen selbst gegeben, d. h. die Gränze nothwendig zugleich mit dem Begränzten, weil dieses, ohne jene, nicht erscheinen könnte. Auch das Thier unterscheidet Räumliches und Zeitliches durch die Sinne, als Mannigfaltiges, nach dessen Begränzungen.

Wir empfinden mit den Sinnen weder den Raum, noch die Zeit an sich, sondern nur den Stoff und die Bewegung in beiden, d. i. das Bedingte in seiner Bedingung zur Endlichkeit. Deshalb aber sind Raum und Zeit auch nicht bloß von den Erscheinungen abgezogene Begriffe (wenn gleich sie rein gedanklich, wie Begriffe, vorgestellt werden können). Sie sind keineswegs von Merkmalen und Verhältnissen der Dinge genommen, sie in sich fassende Einheitsvorstellungen; denn alle Merkmale und Verhältnisse der Dinge sind selbst, erst durch ihre Unterscheidbarkeit, also durch ihre Endlichkeit (d. i. durch Raum und Zeit) möglich. Eben so wenig ist Raum und Zeit eine bloße Form des Seelischen, für sinnliche Anschauung; denn auch das Uebersinnliche, sobald es Gedachtes wird, ist damit ein Begränztes, Unterscheidbares, Zeitweises geworden.

Im alltäglichen Sprachgebrauch nimmt man den Stoffraum, und den Zeitraum, gewissermaßen, wie Behälter vom Inhalt des Stoffi-

schen, oder der Veränderungen und Bewegungen. Und in der That sind alle Dinge behalten inner ihrer Bedingung. Oft wird auch das, was die Umgränzung (die Bedingung zur Endlichkeit) erfüllt, selbst Raum genannt, und man spricht von den „Gränzen des Raums“, wo man von den Gränzen des Inhalts sprechen sollte. Doch diese Ausdrücke zu erläutern gehört hier eben so wenig her, als der reine Raumbegriff des Mathematikers, der dabei von allem Inhalt absieht; oder als der leere Raum des Physikers, der, in Bezug auf eine oder andre Stoffart, von ihr rein ist. Ein unbedingt leerer Raum wäre ein Begränztes ohne Gränze.

---

31. Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge.

Die sachliche Allgegenwart der Natur stellt sich uns, in ihrem Erscheinen, als das Außer- und Nebeneinander des Stoffischen dar, welches man das Ausgedehnte im Raum nennt. Dieses ist wieder nichts anders, als das in seiner Bedingung Bedingte und Endliche. Nähe und Ferne im Räumlichen sind nur beziehungsweise Verhältnisse des Unterscheidbaren im Allvorhandnen. Wäre in diesem nichts unterscheidbar, also nichts begränzt: so würde keine Nähe, keine Ferne bestimmbar seyn.

Wie das Nebeneinander des Stoffischen die Erfüllung der ursachlichen Allgegenwart der Natur ist, so wird das Nacheinander der Bewegungen und Veränderungen, d. i. die Zeitfolge der Dinge, die Erfüllung des Ewigen. Das Räumliche tritt von seiner Höhe (oder Tiefe) gegensätzlich in seiner Länge und Breite aus einander; das Zeitliche aus seiner Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft. Gleiche Raumgrößen haben gleichviel Stoff, weil des Raums nicht mehr, als des Stoffs, der Gränze nicht mehr, als des Begränzten seyn kann.

---

32. Warum das auf Erscheinungen der Natur angewandte Vernunftgesetz das Ansehn eines Naturgesetzes trägt?

Eh' ich mir aber erlaube, einen Schritt weiter zu gehn, und von der Verkörperung des Stoffischen zu reden, scheint es mir nicht unnöthig, noch einmal daran zu erinnern, warum die auf Naturerscheinungen angewandten Vernunftgesetze das Ansehn von Naturgesetzen haben können (27.), denen sich alle Erfahrung zu unterwerfen hat, und zwar in dem Grade, daß, beim Widerspruch zwischen dem Gesetz und der Erfahrung, nicht das Gesetz, sondern die Erfahrung, als Irrthum, verworfen werden müsse?

Wenn die Naturforscher nicht geradehin mit gewissen Theologen gemeine Sachen gegen den Werth der Vernunft in Erfahrungs- und Glaubensangelegenheiten machen wollen, werden sie ihr wohl ein Plätzchen bei ihren Schmelztiegeln und galvanischen, oder elektrochemischen Apparaten einräumen, und nicht die Erfahrung hoch über alle Gesetze der Erkenntniß erhöhen. Und wenn sie am Ende auch die Gleichartigkeit des Geistes und der Natur, beide als Wesendes, oder daß der Geist, in seinem Wissen, das Bewußtseyn der Natur sey, nicht gelten, oder etwa dahin gestellt seyn lassen wollten: so werden sie doch eingestehen müssen, daß sie, ohne Vorhandenheit der Erkenntnißgesetze des Geistes, gar keine Erfahrungen machen könnten. Sie werden nicht läugnen, nicht einmal zweifeln, daß sie vermittelst ihrer Sinnesempfindungen von äußern, oder stofflichen Gegenständen, überall nichts gewahren, als deren Ausdehnung, Form, Farbe, und deren auf einander folgenden, gewöhnlichen, oder ungewöhnlichen Veränderungen. Selbst was sie darin Wirkung und Ursprung nennen, ist Sache und Zugabe des Geistes, Folgerung aus dem Gesetz des Erkennens, dem die in Gedankliches verwandelten Naturerscheinungen nothwendig unterworfen bleiben. Ohne solches Gesetz würde ein Lavoisier, ein Berzelius, so wenig, als ein vernunftloses Thier, Versuche anzustellen, im Stande seyn.

Allerdings gehören zur Erkenntniß der Natur sinnlich gegebene Erscheinungen. Ohne Kunde vom Daseyenden oder Bewirkten ist kein Wissen von demselben möglich. Das Mangelhafte der Erkenntniß von Thatsachen gewährt mangelhafte Erkenntniß von Ur-Sachen. Da diese aber zu jenen vom Gesetzthum des menschlichen Geistes gefordert werden, behelfen wir uns im Nothfall auch wohl mit Voraussetzungen von Ursachen, oder Verhältnissen, (Hypothesen), um, für einstweiligen Bedarf, den Zusammenhang der Dinge zu erklären.

Alle Voraussetzungen zur Erklärung von Naturerscheinungen umspannen eine gewisse Summe von Erfahrungen und stützen sich auf dieselben. Sie haben darin einige Aehnlichkeit mit bloß abgezogenen Begriffen. Die Voraussetzung, so wie der abgezogene Begriff, kann bald zu weit, bald zu eng seyn, und steht oder fällt mit neuen Erfahrungen und neuen Merkmalen, die übereinstimmend, oder widersprechend sind. Die eigentlichen, allgemeinen Naturgesetze, obgleich sie das im Daseyn Erscheinende ebenfalls erklären, stehn von aller Erfahrung so unabhängig, wie das Gesetzthum des Denkens unabhängig vom Wechsel der Vorstellungen.

Freilich gelangen wir, durch Vorstellungen, erst zum Wahrnehmen des Denkgesetzes; und durch Erfahrung zur Vorstellung der allgemeinen

Naturgesetze. Aber Erfahrungen können so wenig die Richtigkeit und Wahrheit der Naturgesetze, als Vorstellungen an sich, die Richtigkeit der Denkgesetze beweisen. Vielmehr wird die Richtigkeit der Erfahrung und aller Erkenntnißurtheile erst durch Uebereinstimmung mit der Vernunft (9.) und dem mit ihr gleichartigen, allgemeinen Naturgesetz, dargethan, die das Unwandelbare im Wandelbaren sind.

Das unabwehrbare Wissen vom Wesenden ist die Idee. Aber Erscheinungen in der Sinnenwelt, oder Vorstellungen von denselben, sind keine Ideen (wie Unendlichkeit, Helligkeit, Zweckmäßigkeit ꝛc.), sondern nur Erfüllung der Idee (des Urgewissen) durch das Bedingte und Endliche in den Erscheinungen und Vorstellungen. Die Idee ist das Abbild des Geistigen im Vonsichwissen, also Gleichartiges vom wesenden Wissen, daher das Allgemeine, Nothwendigte, Unbedingte, und alles Wechselnde, Besondre, Zufällige, gesetzgeberisch, bestimmend.

---

33. Der Urstoff. Grundstoffe.

Ich habe den Stoff, oder die Materie, als Erscheinung der sachlich wesenden Natur bezeichnet. Er wird aber im Wirken oder Aendern der Natur wieder in sich gegensätzlich (16.), und damit das Mannigfaltige in seinen Artungen. — Das allgemeinste erste Andersseyn der Natursachlichkeit, gleichsam der erste Ausgang derselben von sich in Erscheinung, ihr reinstes Abbild, wird mit dem Namen Urstoff bezeichnet.

Der Urstoff, als reinstes Abbild der wesenden Sachlichkeit, also noch nicht in sich abermals zu neuen Gegensätzen aus einander getreten, ist (wie im Geiste die Vorstellung seines Bewußtseyns) das in sich Ununterscheidbare, nur vom Wesen selber (gedanklich) unterscheidbar. Er ist also, als Wiederspieglung des Allgegenwärtigsachlichen der Natur, als Erscheinung desselben, das überall und unbegränzt Vorhandne. Im Wesen der Natur ist kein Ort; weil Ort ein Endliches, Begränztes, mithin nur im Mannigfaltigen der Erscheinungen ist. Sie weset allgegenwärtig: so denn ist auch der Urstoff das, Alles im Weltall, Erfüllende. Es ist kein Ort ohne ihn, weil durch ihn das Oertliche, Endliche, Räumliche, im Nebeneinanderseyn, erst möglich wird, wenn er, in der Zeugung und Verkettung des Gegensätzlichen, das mannigfaltig Unterscheidbare geworden ist. Könnte durch die Erfahrung der Sinnenwelt ein schlechthin stoffleerer Raum (eine Gränze ohne Begränztes) nachgewiesen werden: so wäre nicht das Naturgesetz, sondern die Erfahrung, im Fehler und müßte von vorn herein, als Unmögliches, verworfen werden.

Als Erscheinung ist der Urstoff das Aenderbare, Begränzbare (29.); aber wird erst, in seinen fernern Gegensätzlichwerdungen, das Räumliche, Endliche, Unterscheidbare und Empfindbare. Die ersten Gegensätze, in welche der Urstoff in sich aus einander tritt, nennen wir Grundstoffe.

Die Chemie nennt alle, bis jetzt von ihr unzerlegten, Stoffe oder Bestandtheile des Körperlichen, Grundstoffe. Allein diese bisherige Unzerlegbarkeit ist weniger ein Beweis für die Aechtheit eines Grundstoffes, denn vielmehr ein Beweis für Beschränktheit menschlicher Kunst und Erfahrung.

In ihrer Urheit ist die Natur für uns wohl das Denkbare, aber nicht sinnlich Empfindbare. Eben so ist es für uns ihr unmittelbar erstes Andersseyn, der Urstoff. Er ist das All erfüllende, in allen Artungen der Stoffe und Körper nur ein in sich änderbares Vorhandne. Die Grundstoffe, in denen er sich zuerst gegensätzlich, ein Verschiednes von sich wird, tragen unter sich, und mit ihm, das Gepräge des Gleichartigen, mithin als Kennzeichen: daß sie im Weltall die verbreitetsten in den meisten Stoffgebilden Vorhandnen, unter sich die verwandtesten und den Sinnen unempfindbarsten sind.

Empfindbar werden alle Stoffe erst in ihrer Verkörperung, oder Verdichtung; und diese erhalten sie erst durch ihre Vereintheit mit den Bewegkräften. Wer aber scheidet das Bewegende von dem Bewegbaren? Wer scheidet wieder, in den verschiednen Artungen des Stoffischen, die verschiednen Artungen des Bewegenden? Wir können weder den Stoff allein und an sich, ohne die mit ihm verbundene Bewegkraft, noch diese für sich allein, frei vom Stoffischen, empfinden. Wie arm steht noch unsre Erfahrung da! Wer darf sagen, ob jener unsichtbare, sogenannte Aether, welcher, in scheinbarer, unendlicher Ruhe, den in ihm bewegten Milliarden Weltkörpern kaum erkennbaren Widerstand leistet, — ob er, sag' ich, unter den Stoffartungen eine der höchsten sey, aus welcher das Verdichtbarere stufenweis hervortritt und endlich zu einzelnen, dichtern Gebilden zusammenrinnt, welche wir Sterne, Sonnen, Erden, Monde, Kometen zu nennen pflgen? Oder wer scheidet, wer ordnet, jene ungewahrbaren Stoffe, welche der bewegenden Kraft des Lichts, der Wärme, des Magnetischen, Elektrischen, Galvanischen u. s. w. zur Grundlage diente; in welchen sich die Bewegung des Lichts, der Wärme u. s. w. von Atom zu Atom, gegenseitig erregend, fortpflanzt; jene Stoffe, die für unsre Kunstwerkzeuge bisher unmeßbar, unwägbar, unsperrbar geblieben sind?

---

34. Die Urkraft. Grundkräfte.

In der Natur ist, ihr Sachlichwesendes und Wirkendes, untrennbare Einheit. Urstoff und Urkraft können wir uns gedanklich wohl unterscheidbar machen; aber wesenhaft sind sie untrennbar Eins. Wirken ist Aendern (15.); entweder Auseinanderweichen des Gleichen in Gleichartiges, oder Rückkehr des Gegensätzlichgewordnen, Gleichartigen, zur Einheit, aus der es hervorgetreten ist: Abstoßung und Anziehung. Wir gelangen also auf dem Wege der Chemie, durch das Scheiden der Stoffartungen, unmöglich zur Kenntniß des Urstoffs, sondern umgekehrt zu größerer Mannigfaltigkeit der Stoffartungen. Einst zählte man der sogenannten Elemente nur vier; jetzt zählt man deren über ein halbes Hundert. Es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder in mehr denn hundert zersplittern kann. Die Einheit, in welcher alle Stoffartungen ununterscheidbar sich das Gleiche werden, und aus welcher sie, in fortgesetzt neuen Auseinandertretungen, als das Mannigfaltige, hervortreten, wollen wir Urstoff nennen; und eben so die Einheit, in welche alle verschiedene Artungen der Bewegkräfte wieder, als ein sich Gleiches, zusammenfallen, Urkraft heißen. Nicht die Pole des Elekters, des Magneten u. s. w., nicht diese aus demselben gewordnen Gegensätze und Gleichartigkeiten sind das Elektrische und Magnetische, sondern deren Einheit. Licht, Wärme, Elektrisches, Galvanisches, Gase, Metalloïden und Metalle beweisen sich schon durch ihre Mannigfaltigkeit, als Stoffartungen, aus denen Verkörpertes (oder den Sinnen Gewahrbares) zusammengesetzt ist; als aus einer Einheit entsprungenes Gegensätzliches, das in seine Einheit zurückgeführt werden könnte.

Die Erscheinungen in der Welt, sind, als Wirkungen, in ihrer Ursach, d. i. in der Natur, und erregen im Wesen des Geistes (daß er sich gegensätzlich wird), Gleichartiges, d. i. Vorstellungen davon. Das Wesen der Natur ist also untrennbar von ihren Wirkungen; ihre Wirkungen sind untrennbar von ihrem Ur- und Sachlichen. In der Erscheinung haben wir ihr Erstes, sich Gleichartiges, darin Gewordenes, Urkraft geheißen. Die Ewigwirkende tritt in derselben aber wieder gegensätzlich aus einander zu neuen Artungen ihrer selbst, die wir Grundkräfte nennen wollen. — Immer und immer müssen wir uns daran erinnern, daß die Wirkungen nicht außer ihrer Ursach, die Erscheinungen folglich nicht außer ihrem Wesen sind (20.), daß mithin das Sachlich-Wirkende der Natur, in allen Stoffen und allen Kräften immerdar wieder gegensätzlich wird, und damit eine Reihe von Artungen der Stoffe und Kräfte entsteht, die vom Gleichartigen zum Gleichartigen, in auf- und

absteigender Linie, übergeht, und die Unendlichkeit der Natur in ihren Wirkungen abspiegelt.

Die Aufhebung alles Gegensatzes, oder Erscheinens, wäre Aufhebung alles Wirkens der Natur, d. i. ihres Wesens. Dies, ungedenkbar, ist das unendliche Wirken ein unendliches, d. i. ewiges und allgegenwärtiges, Erscheinen der Natur, als Welt.

Der allgemeinste Ausdruck für das Erscheinen des Wirkens und Aenderns in der Sinnenwelt ist das Wort Bewegung. Ohne Bewegen ist kein Aendern, sondern beharrliches Insichgleichseyn; allgegenwärtige, ewige Ruhe.

So wenig wir bis jetzt in der Naturkunde aber die reinen noch unverdichteten Grundstoffe kennen: so wenig vermögen wir auch mit Gewißheit die Grundkräfte, als solche, nachzuweisen. Wir nennen zwar ihrer viele. Wir bezeichnen sie, als das Ursachliche von den Veränderungen der Körper. Alle sind bewegend; alle durch Bewegung einwirkend (26.), alle werden durch Bewegung (durch Stoßen, Reiben, Schlagen u. s. w.) erregt und zur Thätigkeit in sich erweckt; in allen offenbart sich ein Mehr- oder Minder-Verwandtschaftliches zu einander; aber wer erkennt ihre Ur-Einheit? Wer wagt ihren Stammbaum in allen Verzweigungen zu zeichnen? Wer hat Sicherheit, wenn die Chemie eine neue Artung des Stoffischen ausgeschieden zu haben meynt, daß diese nicht bloß eine bisher unbeachtete Vereinigung des nämlichen Stoffes mit andersartigen Bewegkräften ist? Oder wer verbürgt, wenn der Physiker, eine neue Artung der wirkenden Kräfte aufgefunden zu haben sich freut, daß er nicht mit der altbekannten spielt, die in eine andre Gattung des Stoffischen verlarvt, ihn täuscht?

---

35. Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper.

Alles Bewegen oder Aendern der Stoffe kann in dreifacher Beziehung gedacht werden:

Als Aendern der Bewegkraft in ihr selber, durch Abstoßung des Gleichen zum Andersseyn, d. i. zum Gegensätzlichinsichwerden. Wir nennen diesen Zustand der Erregtheit, Spannung; und Gegensätzlichkeit im Erregtseyn, Polarität.

Aendern der Bewegkraft durch Vereinung des Gleichartigen und Verwandten. Wir nennen, in der Wissenschaft, diese Erscheinung bald Anziehung (Attraktion), bald Wahlverwandtschaft u. s. w.

Aendern der Bewegkraft im Raume, oder Ortsveränderung. Diese letztere ist das, was wir im gemeinen Leben gewöhnlich und eigentlich durch „Bewegung“ bezeichnen, und, mit den beiden andern Arten des Aenderns, fast immer gewahrbar, verbunden finden.

Da allen Stoffgebilden irgend eine der vielartigen Kräfte inwohnt, in welche die Urkraft auseinander gegangen ist, wird dadurch fort und fort das Insichruhn und Beharren des Stoffischen aufgehoben und hinwieder die Macht der bewegenden Gewalten durch Stoffruhe gezügelt. Wäre dem Auge des Sterblichen höhere Schärfe eigen, so würde er, ich zweifle nicht, in den starren Massen des Marmors, des Erzes und Diamanten selber, deren Bestandtheile in immerwährender Bewegung erblicken, wie es die Wellen des Meers und des Luftkreises, wie der Flug der Welten durch die Himmel, und das Gähren und Verwittern der festesten Körper, sinnlich gewahren lassen.

Das in sich Gleiche tritt in sich auseinander zu Gegensätzlichem; stößt sich ab (wie das Magnetische in Nord- und Südpol); eben so stößt sich das Gleiche in dem Gegensätzlichgewordnen von einander ab (wie Südpol den Südpol, Nordpol den Nordpol); eben so einet sich das einander schlechthin Ungleiche, weil Unverwandte, nicht. Das Erscheinen dieses Auseinandergehns im Stoffischen nennen wir Verflüchtigung, Verdünnung. — Nur das aus einer Einheit gewordne Gegensätzliche ist sich in ihr verwandt, und tritt, in Anziehung zu einander, wieder in sie zurück (wie ungleichnamige Pole); eben so verbindet sich mehr oder minder Gleichartiges und Verwandtes mit einander; selbst einander schlechthin Ungleiches durch Zwischentritt von Gleichartigem und Verwandtem. Dadurch entsteht Verdichtung, den Sinnen empfindbare Verkörperung der an sich ungewahrbaren Grundstoffe. Sie erscheinen erst dann, als Stoffgebilde, oder Körper.

So mannigfaltig die Artungen der Stoffe und Kräfte aus ihren Grundstoffen und Grundkräften hervorgehn, und so mannigfaltig die Arten ihrer gegenseitigen Verwandtschaften und Beschränkungen sind: eben so mannigfaltig erscheinen die Artungen und Eigenthümlichkeiten der stoffischen Gebilde. Eben das aber ist die Majestät und Herrlichkeit der Natur, daß sie in der Höhe ihres Wesens, als ein Abglanz Gottes, das Unendliche und Eine, dasteht; und hinwieder nicht minder erstaunenswürdig und unergründlich, als ihr Anderselbst, für uns Erscheinung wird, wo sie aus ihrer Urheit, im Spiel zahllos verschlungener Wirkungen, hervortritt; wo das Endliche wieder ein neues Unendliches, und das Vergängliche ein andres Unvergängliches wird. Der schärfste unsrer Sinne ist zu stumpf, und die Macht der verwegensten Fantasie zu

arm, uns das Bild des Kleinsten und des Größten im Raum vorzustellen. Aber was die Natur gebiert, das vermag auch der wissende Geist zu denken; er der höher, als die sinnlich gewahrende Seele steht. Möge er jedoch gedanklich die Theilbarkeit des feinsten Sonnenstäubchens verfolgen, oder die ewig zurückweichenden Gränzen des Weltalls suchen, worin die größten Sonnen wieder, wie Stäubchen, umherirren: überall begegnet er der Unendlichkeit.

Aber wir müssen, um uns zu verständigen, einen Namen für das einzelnste Bestandtheilchen des unempfindbaren Urstoffs selbst suchen, und nennen es, wie die ältern Denker, Atom. (Mag man es auch Monade, Molecule u. s. w. heißen; der Name ist todtes Zeichen.

---

36. Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft.

Das einzelne Atom des Urstoffs ist in sich die Einung des Urverwandten von Stoff- und Kraftartung; und indem es dadurch die meiste Anziehung zu sich selber erhält, wird es ein eignes Ganzes (ein Individuum) für sich. Diese innere Anziehung zum Werden eines Eigenganzen wird, als Zusammenhaftung (Cohäsion), von der Anhaftung (Adhäsion), oder Anziehung des sich, in verschiednen Eigenganzen, Verwandten, wissenschaftlich zwar unterschieden; aber jene innere, wie diese äußere Anziehung sind eins und dasselbe an sich. Vermittelst der letztern bilden sich Atome zu größern Eigenganzen. Das sichtbare Staubkorn ist schon ein Atomenreich; eine Vergesellung mannigfaltiger Stoffe und Bewegkräfte.

So weit in einem Eigenganzen sich die Sphäre der Anziehung zu einem andern erstreckt, eben so weit reicht auch die Abstoßung. Es ist damit nichts anders gesagt, als jede begränzte Bewegkraft ist sich in ihrer Thätigkeit selbst gleich. Denn Abstoßung ist nur deren erste Anziehung, deren zweite Bewegungsweise (35.); beide bilden den Spannungskreis einer Kraft.

Setzen wir folglich ein Atom, als ein eigenganzes Kleinstes, so setzen wir damit zugleich den kleinsten Spannungskreis. Der Verein vieler Atome (zu einer Körpermasse) ist gleichsam eine kleine Welt mehr oder minder verwandter Stoffe und Kräfte, die alle inner dem eignen Spannungskreis zu sich und andern wirken; während zugleich ihre Gesammtheit eben so einheitlich sich gegen Anderes in derjenigen Eigenthümlichkeit äußert, welche, aus Verbindung verschiedener Wirksamkeitsartungen, hervorgehn muß.

Alle Veränderungen, alle Ausscheidungen, welche die Chemie in den Körpern veranlaßt, bringt sie nur wieder durch Verdrängung von Stoff- und Kraft-Arten, vermittelst Einführung anderer, durch Wärme, Kälte, Licht, Dunkelheit, Tropfbares, Gasiges u. s. w. hervor. Sie ändert die Erscheinungen, indem sie nur andre Mischungen, selbst in Darstellung scheinbar einfacher Stoffgebilde, gewinnt. Die Kunst des Menschen ist endlich; die Wirkungsweise der Natur unendlich. Aber auch das tastende Versuchen der Kunst, selbst ihre Verirrungen, sind lehrreich. Es gibt in der Wissenschaft keine verlornen Schritte. Durch Thatsachen allein werden die Vorstellungen vom Ursachlichen bewährt, oder entwerthet.

---

37. Hochstoff und Niederstoff. Hochpol und Niederpol.

Im geistigen Wirken, oder im Gedanklichen, ist jederzeit das Allgemeine, Allumfassende der höher gelegene Quell der darin auseinandertretenden Vorstellungen. So möcht' ich auch die dem Urstoff und der Urkraft näher gelegnen allgemeiner verbreiteten, stoffischen Gebilde, als die höhern, und die ihnen gegensätzlich entferntern, minderverbreiteten, in größerer Vereinzelung gefundenen, als die niedern betrachten. Ich möchte, zur Erleichterung im Ausdruck, dafür neue Namen erfinden; sie in Hochstoffisches und Niederstoffisches unterscheiden; eben so im polarischen Auseinandertreten der Einheit zu gegensätzlichen, gleichartigen Wirkensweisen (wie z. B. in Plus- und Minus-Elektrizität, d. i. + E und — E, Silber- und Kupferpol des Galvanischen, Nord- und Südpol des Magneten u. s. w.), den Hochpol vom Niederpole unterscheiden.

Hochstoffische Atome (wie Lichtstoff, Elektrstoff und andre Träger allgemein im Weltall verbreiteter Kräfte) sind Minderverdichtbares, der Urheitlichkeit der Natur Benachbarteres, und wenn ich so sagen darf, Darstellung der ersten Bewegungsweise (35), nämlich Auseinander-Weichen des in sich Gleichen; daher in vorherrschender Abstoßung in sich; — während die niederstoffischen Atome, Darstellung der zweiten Bewegungsweise, der Anziehung des sich Verwandten (daher größern Verdichtbarkeit) sind. Darum können wir uns auch das Hochstoffische, als das Urflüssige vorstellen, worin alle Weltkörper schweben; sich ihr Licht, ihre Anziehung und Abstoßung, von unaussprechlichen Fernen aussenden; während das Niederstoffische, als das Verdichtbarere, nur das Luftförmige, Tropfbarflüssige und Feste zeigt, und uns mehr durch Erscheinung des gegenseitigen Anziehens beschäftigt, weil es eben vermöge desselben die größte Mannigfaltigkeit der einzelnen Stoffgebilde

zeugt. So offenbart die Natur, wie im Besondern, wiederum im ganzen Weltall, den allgemeinsten Gegensatz, in welchem ihr Sachlichwirken auseinander geht.

Doch mit großer Schüchternheit nur wag' ich's, auf die Zusammenreihung des Stoffischen in jenem Auseinanderweichen desselben hinzudeuten. Noch sind unsre Erfahrungen zu gering und zu schwankend.

Wenn wir den himmlischen Aether, der Alles umfaßt und durchdringt, das Urflüssigste, Undichteste, Gestaltloseste im Hochstoffischen das nennen dürfen, welches die Allbewegende Urkraft, in Anziehung und Abstoßung der Atome, wie der Weltkörper trägt, in welchem diese, als einzelne niederstoffische Funken schimmern: so ist der Licht-Stoff vielleicht das erstgeborne Kind des Aethers, der in schwerelosen, undichten Trägern, als Elektrisches, Elektrochemisches, Elektromagnetisches, Galvanisches u. s. w. auseinanderartet.

Diese gleichartigern, aber tiefer abwärts stehenden Stoffe, mögen die gasigen seyn, welche, in ihrer größern oder geringern Ausdehnsamkeit, beharren, und unter welchen wieder das Wasserstoffgas vielleicht, wie ein Hochpol zum niederpolischen Sauerstoffgas, steht. Das Dichtere, schon sperr- und wägbar gewordne, tritt in neue Gegensätze auseinander, oder in neue Verbindungen, zum Halbgasigen, zusammen, und in das Reich des Niederstoffischen ein, z. B. des Tropfbaren, Metallartigen und Metallischen.

Aber alles Körperliche, von dem wir Bewohner des Erdballs umringt sind, finden wir nur, als Gemische und Gemenge des Gewahrbaren und Ungewahrbaren, des Hoch- und Niederstoffischen. Daher die Verschiedenartigkeit ihrer sogenannten Eigenschaften, d. i. ihres verschiedenen Einwirkens auf unser Gewahren und Empfinden; daher ihre ungleiche Dichtheit, ihre allgemeine Porosität, ihre Geschmeidigkeit, Sprödigkeit (Elastizität) u. s. w.

---

38. Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften, Leiter und Nichtleiter.

In der gegenseitigen, mittelbaren oder unmittelbaren, größern oder geringern, oder fehlenden Verwandtschaft der verschiednen Stoff- und Kraft-Artungen, werden also Atome verkörpert; dann in den Sinnen der Menschen und Thiere empfindbar. Erst in ihrer Verkörperung werden die Atomenmassen unter sich, durch ihre Gränzen (oder Gestalten und Formen), unterscheidbar, und geben mit ihrer Begränzung die Empfindung des endlichen Ausgedehnten, und die Vorstellung des Raums,

oder der Räume (30), im allgegenwärtigen All. Aber sowohl durch die im Spiel der bewegenden Kräfte entstehenden Veränderungen der Stoffmassen an sich selber, als durch die Ortsveränderungen derselben im Raum, wird uns die Regsamkeit jener Kräfte gewahrbar, und, in ihrem Bewegen der Stoffe, die Vorstellung der Zeit kund (30.), oder des Endlichen im Ewigen. Das Verhältniß der Zeitgröße einer Bewegung, zur Raumgröße, die vom Bewegten zurückgelegt wird, belehrt den Sinn von der Geschwindigkeit der Bewegung und läßt auf den Grad der Erregtheit der zu oder wider einander thätigen Kraftartungen und auf die größere oder geringere Menge ihrer Atomenvereine schließen.

In keinem Atom kann die Bewegkraft geringer seyn, als hinreichend ist, den Stoff mit sich zum Eigenganzen zu bilden; jedoch auch nicht größer, als erforderlich ist, um seinerseits von der Stoffruhe beschränkt werden zu können. Im Gleichgewicht beider ist die Thätigkeit beider gebunden (latent). Das Gleichgewicht wird gestört durch Erregung der Bewegkraft. Aber diese Erregung weckt zugleich den Gegensatz der Stoffruhe (29.), so daß jene durch diese wieder gemindert wird, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Stoff und Kraft jedes Eigenganzen hat also einen bestimmten (bedingten) Grad der Erregbarkeit. Durch die allmälige Abnahme der Erregtheit kann die stufenweise Beschränkung der Kraftthätigkeit, vermittelst der Stoffruhe ermessen werden. Darauf begründet sich die Gleichförmigkeit der von der Erfahrung bezeugten Gesetze der Bewegung, wie sie der Scharfsinn der Galiläi's, Keppler's, Newton's ꝛc. erspähte.

Ein Atom wirkt erregend auf ein gleichartiges anderes ein (26), indem es in diesem die Kraft zur polarischen Spannung, zum Insichgegensätzlichwerden hervorruft. Das Erregen selbst ist ein Werden in der Zeit; ein Beginnen, welches nicht zugleich schon das Enden ist. So findet, bei fortdauernder Erregung, fortdauernde Erregtheit (oder fortgesetzte Verpflanzung der Bewegung) von einem Atom in das Andre, statt; und, bei anhaltender Erregung, steigende Erregtheit der Kraft.

Je gleichartiger (ihrer Beschaffenheit [10.] nach) die auf einander einwirkenden Atome in Stoff- und Kraftartung, sind, um so gleichartiger und schneller ist in denselben die Fortpflanzung der Erregungen. Sie sind gute Leiter der Kräfte, sagt man. Umgekehrt: je ungleichartiger jene sind, um so ungleicher sind diese in Stärke und Schnelligkeit. Die Bewegung des Sternenlichts durch die ätherischen Räume setzt sich daher schneller und stärker, als im Dunstkreis des Erdballs fort, und die Schall- und Stoßbewegung in dichtern Stoffen geschwinder und weiter fort, als in undichtern und ungleichartigern.

Aber auch nach dem Zahlenverhältniß (10.), kann die Erregung und deren Fortpflanzungsweise von Atom zu Atom verschieden seyn. Denn die vereinten gleichartigen Kräfte von einer Mehrheit der Atome wirken nothwendig mächtiger auf die Minderheit ein; und bei entgegengesetztem Verhältniß umgekehrt. Eben dadurch wird die Wirksamkeits- oder Spannungssphäre großer Eigenganzen ausgedehnter, als der kleinern.

Was sich in Zahl schlechthin ungleich, oder in Beschaffenheit schlechthin unverwandt ist, unterbricht die Fortpflanzung der Erregung, oder hemmt die Bewegung und Thätigkeit der Kraft; wird zum Nichtleiter (isolirt).

---

39. Urformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urheitliche Richtungen des Bewegens.

Weil in jedem Atom, oder Eigenganzen, die Kraft mit dem Stoffe im Gleichmaße steht; und die Kraft wiederum sich selber, in Anziehung und Abstoßung, gleich ist (38.): so kann auch keine von beiden innern Bewegungsweisen größer oder kleiner, als die andre seyn. Es ist im Grunde abermals damit nichts anders gesagt, als: jedes Atom und jedes Eigenganze bildet in sich und zu Anderm eine eigne Spannungssphäre, also, daß deren abstoßende Gewalt nicht weiter, als deren anziehende, sich im Erregen fortpflanzen kann.

Die ursprüngliche Bewegung des Anziehens und Abstoßens wäre in ihrer Richtung, von Atom zu Atom, gradlinig, allseitig strahlend, wenn sie nicht durch fremdes Einwirken von dieser Richtung abgelenkt würde. Aber sie wird auch, schon durch die Beschaffenheit der Gegensätze, in welche die erregte Kraft auseinandertritt, von der graden Linie zur gekrümmten Richtung gelenkt, indem die gegensätzlichen Gleichartigkeiten (die ungleichnamigen Pole) wieder nach der Einheit zurückstreben, aus der sie sich geschieden hatten. Somit gestaltet sich jedes Stoffgebild ei- oder kreis- oder kugelförmig, wenn nicht störende Einwirkung hemmend eintritt; das heißt, wenn nicht die ihr Gebilde schaffende Kraft von Nichtleitern (vom Unverwandten) im Raum umgeben ist. Auch begegnen unserm Blicke alle (auf solche Art entstandnen) Körper in diesen Ur-Formen; Nebelbläschen, wie Sonnen, Planeten und andre Himmelskörper; thierische und pflanzische Samen, wie Wolken und andre Flüssigkeiten.

Indem jede erweckte Kraft, in gleichmäßiger Abstoßung und Anziehung, in ihr selber ringförmig wirkt (zwar gradlinig, allseitig, strahlend in der Abstoßung, aber in der gegenseitigen Anziehung der

auseinandergetretnen Pole, wieder in gebogner Richtung; eben so durch die gleichweise Wirksamkeit der Abstoßung und Anziehung): so wird jedes Atom und jedes größere Eigenganze, bei erregter Kraft zu dessen Ortsveränderung, sich um sich selber bewegen, sobald es zu andern minder verwandtschaftlich, also ohne vorwaltende Anziehung, d. i. ohne Schwere ist. — So wird das Rollen der Weltkörper um ihre eigne Achse, wie die Drehung des Räderthierchens, und des Dunstkügelchens, oder auch der Langkreis naturnothwendig, welcher der um einen Magnetstab gestreute Eisenstaub, durch fortgepflanzte Erregung seiner Kraft in den Stäubchen, dem Auge zeigt.

Stellen wir uns anderseits zwei Atome, oder Weltkörper, in gleicher Macht der Abstoßung und Anziehung zu einander, vor, also, daß kein drittes in ihre Spannungssphäre störend eingreift: so muß ihre Bewegung ein beiderseitiger Kreislauf um einander werden, weil sie sich, bei gleichmäßiger Abstoßung, weder einander nähern, noch, bei gleichmäßiger Anziehung, einander entfliehn können. Die sogenannte Zieh- und Fliehkraft der Weltkörper (unter dem Namen der Centripetal- und Centrifugal- oder Tangentialkraft bekannt) ist mithin eine und dieselbe, in ihrer gegensätzlichen Bewegungsweise.

Die vereinte Wirksamkeit mehrerer gleichartigen Atome in einem Eigenganzen ist, wie gesagt, mächtiger, als die einer vereinigten Minderheit derselben. Mit der verschiednen Größe der Spannungssphären also erfolgt ein stärkeres oder schwächeres Einwirken in größern oder geringern Fernen. Nichts aber wirkt ins Ferne unmittelbar, mit Ueberspringung der Zwischenglieder, sondern durch Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen; durch Erweckung des Gegensätzlichen und Vereinigung der ungleichnamigen Pole von Atom zu Atom. Das Weltall ist eine unendliche Verkettung der Gegensätzlichwerdungen von bestofften Kräften.

Alle Bewegung nimmt, verhältnißmäßig mit der Entfernung vom Quell der Erregungen, ab, weil von Atom zu Atom die Stoffruhe eines jeden die Bewegung mehr beschränkt, oder schwächt (29.). Newton drückte in den sogenannten Gesetzen der Schwere (oder der Weltenbewegung) das Verhältniß der einander fortgesetzt beschränkenden Ruhe und Bewegung zu den Entfernungen, in Zahlen aus.

Die gleichartigen Atome und Eigenganzen können, sammt ihren Spannungssphären, durch Gewalt eines größern Kräftevereins, räumlich beschränkter, oder zusammengedrängt werden, indem durch den Druck die ungleichartigen Atome zwischen ihnen entweichen müssen. In diesem Fall werden die verwandtschaftlichern Kräfte (weniger unter sich ge-

trennt), in engerm Verein, stärker wirken (im Verhältniß der verminderten Ausdehnung einen vermehrten Grad der Gewalt empfangen). So stehn die Planeten, als niederstoffische Eigenganze, schwer (oder in Anziehung) zu sich selbst, und zur Sonne; aber unschwer zum Himmelsäther (in dieser Hinsicht isolirt). Sie sind mit ihren Spannungssphären so weit in die Spannungssphäre der Sonne hineingezogen, bis sich die, ich möchte sagen, elastische Gegenwirkung ihrer Spannungssphären an Stärke einander gleich wird. In wechselseitiger Erregung sind dadurch die Verhältnisse ihrer Abstände, Massen, Dichtheiten und Umlaufszeiten bestimmt.

Ein gleiches Verhältniß findet zwischen den Trabanten zu ihren Planeten statt. Erde und Mond, beide zugleich das Abgestoßene und Angezogene, beide aber inner der Wirksamkeitssphäre der Sonne, bewegen sich, als die kleinern Massen, um diese; wie hinwieder der Mond, als die kleinere Masse und, mit seinem Spannungskreise bis auf einen von ihm möglichen Punkt der Annäherung, inner der Spannungssphäre des Erdballs, diesen umschwebt. Daß sich der Mond nicht, gleich der Erde, um sich selber wälzt, sondern ihr nur eine seiner Halbkugeln zuwendet, scheint zu bezeugen, daß die abgewandte Seite ärmer an den der Erde verwandten Niederstoffen, oder leichter (schwereloser) sey.

So schwankt Alles im nirgends umuferten Weltall ewiglich zwischen Bewegung und Ruhe, Trennung und Wiederkehr, Flucht und Verbindung. Das ist das allgemeine Leben und Weben der Natur; jedes in eigner Selbstheit dastehend, ein Atom oder eine Sonne, und doch immer nur Theil einer größern Selbstheit; Eins das Andre in gegensätzlicher Erregung bethätigend; Alles mit Allem, im wunderbaren Verkehr, aufs engste verschlungen.

Wie dünkt sich der Sterbliche so selbstherrlich waltend in der Natur; und doch ist seine vergängliche Gestalt mit ihr zerflossen! Täglich im Dunstkreis seines Erdballs theilweis verdunstend, wird er täglich von den Gasen und ungewahrbaren Hochstoffen derselben, wie ein dünnes Gewebe, durchströmt. Der Kranke fühlt des Mondes geheimen Einfluß; und der Mensch in Grönland und der Mensch in Sudan, wird ein anderer, durch den Winkel, welchen der Sonnenstrahl mit der Oberfläche seines Wohnplatzes bildet. Wie klein steht er da und verloren, wo, was er bis in den äußersten gestirnten Fernen des Himmels erblickt, selber nur ein geringes Bruchstück des Gränzenlosen ist! — Wie ohnmächtig in der Mitte eines ihm fremden Wirkens, wo, was den Thautropfen des Halms zu seinen Füßen formt, auch Weltkörper ballet und sie strahlend durch die ätherischen Nächte entführt! — Und doch, wie groß und herrlich zugleich steht er im Licht seines wissenden Wesens da;

er, ein Genosse des Größten und Allerherrlichsten, untrennbar von ihm, unvergänglich mit ihm! — Wen durchschauert nicht, in diesem Bewußtseyn, der Gedanke des ewigen Seyns mit Wollust!

---

40. Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftartungen.

Aber ich fühle, daß ich einen Augenblick lang meinen eigentlichen Vorsatz aus dem Gesicht verloren, und, während ich nur meine Ansicht vom Reich des Uebersinnlichen zur Schau stellen wollte, mich in Andeutungen der von äußern Erscheinungen abgezogenen Begriffe verlor.

Ich wiederhole nur: bei der Jugendlichkeit unsrer Forschungen und Erfahrungen über die Mannigfaltigkeit der bewegenden Kräfte und ihrer Verwandtschaften zu sich und den verschiedenen Stoffartungen, ist es unmöglich ihre Sippschaften zu bezeichnen. Ohne Zweifel sind noch viele Artungen der bewegenden Urkraft vorhanden, die wir nicht kennen, und die erst von künftigen Jahrhunderten bestimmt werden werden. Seit wie lange kennen wir die Allverbreitung und Macht des Elektrischen, des Galvanischen u. s. w.? Wodurch wirkt der Mond Aenderungen im Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen? Was sind jene ungewahrbaren, feindseligen Miasmen, welche in Formen der Cholera, oder der Influenza, bald, von Osten nach Westen, langsam die Länder durchschleichen, bald binnen wenigen Wochen einen Welttheil durchfliegen? Was zieht den Zugvogel tausend Meilen weit von seinem Nest hinweg, und leitet seine Richtung? — Noch nicht einmal entwirrt ist, ob nicht manche der sogenannten Grundkräfte durchaus die gleichen seyn mögen, nur in andersartige Stoffe verlarvt; oder ob nicht manche Erscheinung, die wir, als das Erscheinen einer besondern Grundkraft, nehmen, vereinte Wirkung mehrerer sey? Auch dürfen wir nicht vergessen, was Stoffe und Kräfte im Wissen des Geistes, und was sie im Empfinden der Seele sind? Beiden geben sie sich anders dar; und doch wie im gewahrenden Sinn, so in der gewußten Vorstellung, als Gleichartiges (nicht als das Gleiche) der Empfindung und Vorstellung.

Der Stoff, als Erscheinen der Sachwesenheit der Natur, ist das Bewegbare, Ausgedehnte und Gestaltbare im Raum. So ist hinwieder die Bewegkraft als das Erscheinen des Insichänderns, oder Wirkens der Natur, das Bewegende, Verdichtende und Bildende oder Gestaltende der Stoffe.

Das Bewegende ist in der Wirksamkeit aller sogenannten Naturkräfte vorhanden; ist die Grundlage aller ihrer besondern Artungen;

weil alles Aendern in Stoffen nicht ohne Bewegung derselben möglich ist. Darum nannt' ich das Bewegende die Urkraft.

---

41. Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten.

Die Urkraft geht (ich erlaube mir schüchterne Folgerungen), in der Erscheinung, von sich aus einander, als Verdichtendes und Entdichtendes der Materie, oder als Licht und als Wärme, die das Gegensätzliche oder Gleichartige des Lichts ist.

Als Stammkraft der übrigen Grundkräfte sind Licht und Wärme überall Verbreitetes, in Allem Wirkendes zum Verdichten und Entdichten. Durch die unendlichen Fernen der Himmel, von Stern zu Stern, das Licht; den Erdball im höhern Grad durchdringend die Wärme.

Als Gleichartiges sind sie einander in der Urkraft das Nächstverwandte; einander unmittelbar zur Einigung anziehend. Wärme weckt Licht, Licht weckt Wärme; als Erscheinung beide gemischt, wärmen und leuchten sie im Feuer; aber, aufgelöst in urheitlicher Einheit, sind sie das ungewahrbare Urbewegende.

Als Gegensätzliches oder Polarisches, worin die Urkraft auseinander geht, verhält sich die Wärme zum Licht, wie Hochpol zum Niederpol. Die Wärme in ihrer Erregtheit ist das in sich Abstoßende, Entdichtende. Sie löset und verflüchtigt das Starre und Flüssige. — Das Licht hinwieder ist das Verdichtende, den Zusammenhalt der Atome Steigernde. Es scheidet aus dem Flüssigen das Feste, und verbindet dies. In ihm erst erhärten sich der Pflanzen und Thiere Keime, die vorher im wärmereichern Schoos der Erde, oder der thierischen Mütter, locker oder dotterartig ruhten. Die Planeten, je weiter sie sich vom Quell ihrer Beleuchtung entfernen, haben um so mindere Dichtheit. Merkur ist daher drittehalbmal so dicht, als die Erde; während Mars schon ein halbmal, Jupiter fünfmal, Saturn zehnmal weniger dicht ist, als der von uns bewohnte Weltkörper; und jener Uranus, der von der Sonne ein 361 Mal schwächeres Licht empfängt, als wir, wie sehr muß er an Dichtheit dem Erdball nachstehn! — Erst als, nach der mosaischen Sage, Jehova das Licht ins Chaos hereingerufen hatte, bildete sich das Feste und schied dieses sich vom Flüssigen aus. So mögen die Weltkörper im ätherischen Raum durch Licht ausgeschiedenes, Verdichtetes seyn. Wird nicht auch der Kern der Kometen selbst in der Sonnennähe dichter?

Die Wärme, welche alles den Sinnen gewahrbare Körperliche wie-

der zum Ungewahrbaren verflüchtigt, gleichwie umgekehrt das Licht das, was allen Sinnen unkennbar dasteht, erst zum sichtbaren, körperlichen Gegenstand macht — die Wärme, sag' ich, hat, als Hochpol, die nächste Verwandtschaft zu den verdichtbarern Niederstoffen. Mit ihnen ist sie am innigsten verbunden. Sie wohnt besonders, so viel wir wissen, dem Irdischen bei; ist eins mit dem Erdball, und hat wahrscheinlich im Kern desselben, mit der größern Dichtheit der Stoffe, auch den größern Grad ihrer Stärke. Gegen die obere Fläche des Erdballs nimmt sie, wie sie dem Licht und dem Hochstoffischern naht, ab. —

Das Licht hingegen, als Niederpol, legt sich dem Hochpol des Stoffes, als dem Verwandtern, also dem Undichtern und Unverdichtbarern an. Es ist mit dem unermeßlichen Himmelsäther, seinem Leiter, verbunden. Es wendet sich hingegen vom Niederstoffischen ab; es wird von dichtern Körpern zurückgeworfen und abprallend. Gleichwie Kohlenstoff am stärksten der Wärme widerstrebt, so Stickstoff dem Lichte. Hingegen ist unter den Gasarten, als der Ausdehnbarkeit am fähigsten, das Stickstoffgas, ein Liebling der Wärmekraft, und in der athmosphärischen Luftmischung der vorherrschende Theil; Kohlenstoff (als das verdichtbarste), Sauerstoff (als das schwerste Gas), mit dem Lichte in meister Gemeinschaft.

Indem sich Wärme und Licht, als Entdichtendes und Verdichtendes, gegensätzlich beschränken, bilden sie Unterscheidbares; begründen sie ein Gleichgewicht des Dichtern und Undichtern, damit sich das Weltall, möcht' ich sagen, nicht gänzlich verflüchtige, aber auch nicht in allgemeiner Verdichtung erstarre. Von der Wärme im Niederstoffischen angezogen, eilt das Licht aus seiner Aetherregion, um die verwandte Braut zu suchen. Diese aber von ihm geweckt, scheint das Erstarrte und Feste vergasen zu wollen, um dem Bräutigam eine neue Heimath in der ihrigen zu bereiten. Die Vermählung beider wird im Irdischen zur Flamme. In ihr will die Wärme, mit dem Liebling, in den Himmel zurücksteigen; in ihr senkt sich das Licht, verdichtend, und darin gebunden, in die irdische Heimath der Geliebten. Der Sauerstoff ist beider Bettung, um in Flammengestalt sichtbar zu werden. Stickstoff scheidet sie beide. Zur bloßen Lichterscheinung ist der Sauerstoff nicht nothwendig (man denke an das Phosphoresziren der Würmer u. s. w.), zur bloßen Wärmeerscheinung nicht der Stickstoff.

42. Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte.

Licht, wie Wärme, werden jedes abermals in sich gegensätzlich: jenes zu Licht und Finsterniß, dieses zu Wärme und Kälte. Finsterniß und Kälte sind nicht bloße Verneinungen der Helligkeit und Hitze, so wenig als — E und — M nur Verneinungen des + E und + M sind; sondern wirkende Kräfte, Gleichartiges von jenen. Auch die Finsterniß des himmlischen Aethers ist lichtisch; auch die Kälte ist der Wärme, im Wirken gleichartig, wenn auch gegensätzlich.

Im Gegensatz zur Wärme, als dem entdichtenden Hochpol, nannt' ich das Licht den Niederpol, oder den verdichtenden. Im Auseinandertreten des Lichtes zu Helligkeit und Finsterniß ist Helligkeit der Niederpol der Finsterniß, denn auch diese entdichtet. Im Schoos der Finsterniß entwickelt sich bei organischen Körpern, durch innere Zersetzung, Auflösung der Eigenganzen, Fäulniß. Pflanzen werden locker und wässerig; Menschen und Thiere schwammig, bleich, gedunsen. Wärme und Finsterniß paaren sich gern; jene verbreitet sich in dieser leichter, als in der Helligkeit. Die Hitze nimmt an Verbreitung in gleichem Grade ab, als die Flamme des mit ihr verbundenen Lichtes zunimmt; Kohlenglut sendet mehr Wärmestrahlen aus, als flackernder Brand.

Es gibt auch verschiedene Lichtgattungen, je nachdem sich das Licht mit verschiedenen Stoffgattungen vereint. Wollaston und Frauenhofer machten auf die verschiedenen hellern oder dunklern Linien aufmerksam, die sich beharrlich in dem durch den Tubus gefallenen Lichtstreif des Sonnenlichtes, des elektrischen, des Lampen-, des Siriuslichtes u. s. w. darstellten. Noch kennen wir von dem anders-artig mit Stoffen verbundenen Licht nicht alle Abweichungen. Der Erdball selbst hat verschiedene eigenthümliche Lichtartungen, wie das galvanische, elektrische, phosphorische Leuchten. In Doppelsternen unterscheidet sich der bläuliche Trabant von der weißen Centralsonne.

Kälte, der gleichartige Gegensatz der Wärme, bildet von dieser den Niederpol. Kälte verdichtet, dem Lichte ähnlich. In ihr erstarren die losern Gebilde; ersteifen und verzwergen die lebenden Geschöpfe. Sie wehret der Auflösung und Fäulniß, gleich dem Licht und der ihm verwandten Kohle. Flüssigkeiten, mit Kälte gesättigt, gestalten sich zu Krystallen, indem die gleichartigen Atome sich ruhig nach ihrer Urform anziehn und diese in einem größern Eigenganzen darstellen. — Licht und Kälte, beide in der Richtung ihrer Wirksamkeitsweisen einander ähnlich, wirken mit einander verbunden mächtiger. Das Gefrorne saugt, gleich der Kohle, die Lichtstrahlen begierig ein; aber strömt sie auch in der

Finsterniß, zu der das Licht verwandter ist, in derselben verbreitend, stärker aus. Die lange Polarnacht mildert die Kälte, und die Schneefelder und Eismassen Grönlands und Spitzbergens, mit ihren Lichtentlassungen, mildern die Finsterniß, wie in gemäßigten Zonen, bei trübem Himmel, mehr Wärme, bei hellem Winterwetter, mehr Kälte wird.

Ich bediene mich zwar der üblichen Redeweisen; aber erinnere doch im Vorbeigehn daran, daß die Empfindung dessen, was wir Licht, Helligkeit, Wärme u. s. w. nennen, nicht die Bewegkräfte selbst, sondern das im Seelischen von ihnen Erregte sind (26.). Das lichtische Wirken der Natur ist außer uns, das bewirkte Licht ist in uns; das Hellsehn, das Sehen, wird erst in uns geweckt; gleichwie das Saure, Süße und Bittere des Geschmacks nicht außer uns, sondern in uns Gewordenes ist, und der Ton nicht außerhalb des Ohrs, als Ton selbstständig, durch die Luft schwimmt, sondern, als fortgepflanzte Artung der Bewegtheit von Stoffen, die seelischen Werkzeuge erreichend, im Gehör zu der Empfindung sich gestaltet, die wir Ton, Klang, Schall u. s. w. zu nennen pflegen.

---

43. Elekter, Magnet, Galvan u. s w.

Ich habe schon zuviel von Einzelheiten gesprochen, die nicht hieher, sondern in das Gebiet der Physik und Chemie gehören. Ich wag' es auch nicht meine Ansichten, ohne Ahnungen, vom Verhalten der übrigen Grundkräfte zu einander hier mitzutheilen. Noch sind unsre Erfahrungen zu beschränkt, in sich zusammenhanglos und theilweis. Nur soviel scheint schon jetzt nicht undeutlich, aus dem bisher Erfahrnen, hervorzugehn, daß das Magnetische, als Verdichtendes, das Elektrische, als Entdichtendes, einander wie Niederpol und Hochpol gegenüberstehn, die beide in sich wieder gegensätzlich (durch Erregung) werden können.

Welche veränderte Ansichten über die ewige Selbstthätigkeit der Natur gewannen wir schon, seit uns die weitverbreitete Macht des Elekters klarer zur Anschauung kam! Ist diese Kraft nicht eine Tochter der Wärme, oder sie selbst in andersartige Atome verlarvt? Und der Magnet nicht ein Kind des Lichts, oder das Licht selber, in andersartige Stoffe gekleidet? Wärme erregt das Elektrische; Licht regt das Magnetische zur Erscheinung auf. Und welch ein neuer Schlüssel zu den alten Naturräthseln ward uns im Elektrochemismus und Elektromagnetismus gegeben und in der Kunde des Galvans, welches Erden und Alkalien, durch Entziehung des Sauerstoffs, vermetallt; todten und lebenden Körpern regelmäßige Bewegungen ertheilt! Wenn Lichtflamme, oder Quecksil er, im erregten Galvan, sich binnen $3^{23}/_{24}$ Minuten mit leise

anschwellendem und abnehmendem Zucken regelmäßig zusammenzieht und ausdehnt, am stärksten Nachts, am schwächsten Tags; und binnen 24 Stunden diese Zuckungen 365 Mal vollbringt: mahnt dies nicht gleichnißartig an die tägliche und jährliche Erdbewegung, an die zeitweisen Pulsschläge der Menschen, an die täglichen periodischen Abweichungen der Magnetnadel? Sind vielleicht Erdbeben Wirkung erregten Erdgalvans; oder Ebbe und Flut, mit ihm in Verbindung, durch Einwirkung des Mondes?

Das große Reich des Vorhandenen ist eine unendliche Verkettung des Wirkens und der Wirkungen in allgemeinen und besondern Gegensätzlichkeiten. Jedes in Erscheinung tretende Wirken ruft seinen Gegensatz hervor. Indem das Eine, welches hervortritt, sein Verwandtes im Andern fordert, erregt dieses das Dritte, das Dritte ruft dem Vierten u. s. w.

Ich glaube, unsre ganze Philosophie, die gesammten Grundwahrheiten unsrer Erkenntniß der Natur, ließen sich ziemlich leicht auf ein einzelnes Blättchen zusammenschreiben. Aber zur folgerechten Entfaltung der aus denselben fort und fort hervorquellenden Gegensätze, und zur Auffindung von deren Einklang mit dem Reiche der endlichen Dinge, können noch mehr, denn sechs Jahrtausende, ihre Folianten schaffen.

IV. Lebensgebilde.

44. Belebung der Stoffe und Kräfte.

Wenn der ganze Machtkreis der Natur, mit der Schöpfung der Materie und der sie bewegenden Kräfte, abgeschlossen wäre, würde die Schöpferin nichts anders, als das sich selbst gebärende und verheerende Chaos sehn; das weite Weltall ein ewig zerrissenes, umhergetriebnes Todtes. Die stummen, starren Massen der Himmelskörper jagten planlos durch die unendlichen Wüsten des Aethers, sich zermalmend und herstellend. Der Erdball lagerte sich, als ungeheure Einöde von Felsen und Abgründen, aus, mit dazwischen stürzenden Meeren, Wettern, Lichterscheinungen, aufquellenden und zusammensinkenden Gebirgen, Schlamm- und Flammen-Vulkanen.

Aber die Natur steht, in höherer Wirksamkeitssphäre waltend, vor uns da; wunderbar ordnend, bindend, Alles mit Leben erfüllend. Sie in ihrer Wesenheit ist selbst die Belebende. In der Unendlichkeit ihrer endlichen Stoffgebilde (die ewig zwischen Ruhe und Bewegung schwanken, ewig in einander übergehn, vergehn und werden), beharrt sie wandellos, die Gleiche, die in sich Widerspruchlose, als sachlich wirkende Einheit (23.). Weil sie, sich selbst erfüllend, nichts anders in den Erscheinungen offenbaren kann, als ihr eignes Selbst: kann sie dem Blick des Geistes auch ihr Wesen nicht anders entschleiern, denn als schöpferisch ordnende Macht, welche, selber die höchste Einheit, im Kleinsten und Größten, wiederum, als Einheit weset, wirkt; Stoffe und Kräfte im Ebenmaß paart, daß eins durch das andre besteht, und jedes Erschaffne ein in sich vollendetes Ganze wird. Im Grashalm, wie in der Ceder, baut sie, aus mancherlei Gattungen von Stoffen und bewegenden Kräften, eine Kleinwelt zusammen, in der sie endlicherweise mit ihren Wirksamkeitssphären uns anleuchtet, und stufenweis, in einer Reihe von Gegensätzlichwerdungen, uns sogar ihren Schöpfungsgang abspiegelt.

Diese Innenbewegung in jedem Eigenganzen, und darin die Mannigfaltigkeit der Stoffe und Kräfte einheitlich zu verbinden, zu ordnen, zu einem Ganzen zu gliedern, in welchem die vollkommenste Uebereinstimmung aller Theile zur Erhaltung des Ganzen, und des Ganzen

zu seinen Einzelheiten, herrscht, ist das Wirken der wesenden Natureinheit, ist das Belebende.

Wie die Natur, von ihrer geheimnißvollen Urheit, in den tiefern Wirksamkeitssphären, erscheinend ausgeht, und, von Gegensätzen zu Gegensätzen, sich zu zahllosen Artungen des Seyns (18.) entfaltet und eine Welt gestaltet: so erschließt sie sich auch, als die wesende Einheit, zu zahllos verschiedenen Einheitsartungen in Lebensgebilden, oder Gewächsen. Und indem jede Artung, nach dem eigenthümlichen Gesetzthum derselben, Stoffe und Kräfte wältigt, um sich versammelt, Flüssiges mit Starrem zu einem Bau verbindet, worin Bewegung mit Ruhe, das Mannigfachste mit Ebenmaß, verknüpft wird; alle einzelne Theile, wie eben so viele Werkzeuge, als wohlgeordnetes Geglieder (Organismus) zur Entfaltung und Fortpflanzung dieser besondern Darstellung der Natureinheit beisammen stehn: spiegelt sich in jeder solchen Kleinwelt, wie eine Sonne im Thautropfen, der Schöpfungsprozeß endlicherweise ab. Wir betrachten bewundernd die Entwickelung und Vollendung des Werks, seine Regelmäßigkeit und Harmonie. Wir glauben, in diesem aus sich hervorgegangnen Gebilde, ein freies, sinnreiches Schaffen, bestimmte Absichten, einander entsprechende Mittel und Zwecke der Natur zu erkennen. Aber sie ist, an sich, ohne Freiheit und Wahl; sie wirkt und schafft nach innerer Wesensnothwendigkeit; ohne Absicht; ohne sich selber zu wissen. In ihr ist Alles zugleich Mittel und Zweck für einander. Sie hat in der Einheit und Unendlichkeit ihres wesenden Selbstes keinen Zweck, außer ihr. Jene ihre innere Wesensnothwendigkeit, unwandelbar, wie sie selber, deutet, wie das Gesetzthum unsers Geistes (8. 9.), auf eine höhere Gesetzgebung, und einen höhern Schöpfer, zurück.

45. Das Urleben.

Es wäre überall kein Leben erscheinbar, ohne Vorhandenheit von Kräften und Stoffen; keine Einheit ohne Vereinbares; keine Form, ohne Inhalt. Wie die bewegbare Materie gleichsam die Trägerin der Bewegkraft ist: so sind beide hinwieder die Träger des Lebens, nothwendige Bedingungen von dessen Wirksamkeitsweise. Die Bewegkraft steht, als Vermittlerin zwischen dem Stoff und Leben; ist diesem letztern zunächst verwandt; so sehr ihm gleichartig, daß sie nicht selten, in der Erscheinung, mit Leben verwechselt werden kann, oder daß das Leben nur, wie eine Höhersteigerung der Urkraft (34.), vor die Sinne tritt. Denn auch diese Urkraft, in ihren verschiednen Abartungen, vereinet Stoffe;

schafft aus ihnen regelmäßige Gebilde, und wird in ihren Formen bewundernswürdig. Die Verkrystallungen der Erden, Erze und Salze, die winterlichen Eisblumen des Fensters, die Formen des Nebelbläschens, wie der himmlischen Weltkörper, tragen das Gepräge der in sich abgeschlossenen Einheit und des reinsten Ebenmaßes. Ist die Bewegung der Säfte in den Pflanzen, oder der Kreislauf des Blutes in thierischen Adern, größern Erstaunens werth, als der Umlauf wässriger Flüssigkeiten durch die Kanäle des Erdballs? als das Aufsteigen verdünsteter Meeresflächen in die Wolken, mit denen sie fortziehn, in Thau und Regen niedersinken, rinnende Gebirgsquellen, Bäche und Ströme werden, und ins Meer zurückfließen, dem sie entstammen?

Oder wer verkennt die große Weltalls-Einheit im Aufblick zum Himmel und seinen Gestirnen, unter denen unser Erdball nur, als einer der kleinern Weltkörper schwimmt? Auch hier ist wunderhaftes Bewegen und Leben des Ganzen in sich selbst, so weit der Gesichtskreis der schärfsten Fernröhre es im Unermeßlichen der Aetherräume wahrnehmen läßt. Es gibt keine Fixsterne, die in Ruhe, ohne Ortsveränderung, verharren. All diese Zahllosen sind wandelnde Sonnen; wahrscheinlich, wie unsre Sonne von einer Planetenschaar umringt, und jeder Planet (oder unsrer Erde gleichartige Weltkörper) von andern Wesen bewohnt. Zwar bleiben diese dunkeln Planetenfamilien, welche sich harmonisch um ihre Sonnen bewegen, wegen ihrer ungeheuern Entfernung dem menschlichen Auge unentdeckbar; aber wir kennen Sonnen, die um eine andre Sonne im Kreise fliegen. Wir kennen ihrer schon Tausende. Man nennt sie Doppelsterne *). Und diese Tausende, und weit zahlreichere Einzelsonnen, umfliegen wieder, in streng geregelten Bahnen, in unermeßlichen Weiten von einander irgend eine größere Centralsonne; und wiederum Tausende von Centralsonnen eine unbekannte Sonne, die, im Mittelpunkt Aller, durch die Unendlichkeit dahinschwebt. Wo ist ein Aufhören? Unter ihnen Allen ist auch unsre Sonne, um sich selbst rollend, eine andre umkreisend, die wir nicht kennen, weil die Entfernungen unermeßbar werden. Denn der

*) Im Gestirn des großen Bär's ist (der Stern ξ) ein Doppelstern, oder eine Doppelsonne, deren eine einen 5mal größern Durchmesser hat, als unsre Sonne, und die andre einen 3½ mal größern. Die kleinere umfliegt, angezogen von der größern, diese in einer Kreisbahn, die 80mal ausgedehnter ist, als der Halbmesser der Erdbahn um unsre Sonne, binnen 60 Jahren einmal. Beide sind 7½ Millionen Sonnenweiten (zu 20 Millionen geogr. Meilen eine Sonnenweite) von uns entfernt, so daß das Licht derselben (obgleich die Schnelligkeit des Lichts 40,000 Meilen in einer Sekunde beträgt) ungefähr 118 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

nächste Fixstern, den wir wegen seiner merklichern Fortbewegung, als solchen erkennen, oder mit bloßen Augen kaum unterscheiden (der Stern 61 im Bilde des Schwans), ist ungefähr 815,400,000,000 geographische Meilen von unsrer Sonne entfernt. Diese aber fliegt in ihrer Richtung jetzt noch einem kleinen Stern im Sternbilde des Herkules entgegen. Jene Licht- oder Milchstraße des Himmels ist ein Ocean von Sonnen-Familien, die darin eine Ur-Sonne umkreisen mögen. Vielleicht gehört auch unsre Sonne zu diesen Familien, aber sie liegt noch weit außerhalb aller derselben, vielleicht eine der letztern und kleinern. Und doch ist ihre Masse 800mal größer, als die Masse sämmtlicher 10 Planeten und deren 10 Monde, von denen sie kreisförmig umflogen, durch die Himmel begleitet wird.

Noch ist, wie all unser Wissen, auch die Sternenkunde, Stückwerk. Und selbst dies Stückwerk schon lehrt in den allgemeinen Bewegungen des Weltbau's, eine scharfgezeichnete Ordnung, eine Zusammengliederung der Theile zum geheimnißreichen Ganzen, eine Einheit in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit, daß das All der Welten vor uns wie Lebendiges schwebt; daß wir kaum anstehn mögen, die gesteigerte Urkraft für Urleben, und das Allbewegende zugleich für das Allbelebende zu nehmen. Dennoch unterscheiden wir, was an sich ein Untrennbares ist, der größern Bestimmtheit willen, Lebloses vom Belebten.

Wir nennen den Stein, auch wenn er bewegt wird, den Bach, wenn er rinnt, die Wolke, welche am Himmel vorüberschwebt, leblos, wie den Feilstaub, der in regelmäßigen Kreisen sich unter dem Zug der magnetischen Pole zusammengliedert. Dies Leblose kann durch Anhaftung äußerer Materien, oder durch Mengung mit Anderm, im Umfang vermehrt werden. Aber das Leben der Pflanzen und Thiere schafft sein Gebäu von innen heraus nach außen, indem es die ihm verwandten Stoffe und Bewegkräfte sich aneignet, verwandelt und so ein Wachsthum seines Gebildes bewirkt. Der Krystall entspringt unter dem Einfluß polarisch bewegender Kräfte in wahlverwandten Stoffen; er bleibt, der er ist, ohne Wachsthum, ohne aus sich selber neue Krystalle hervorbringen zu können. Pflanzen aber und Thiere setzen sich in ihrer Art fort, und wiederholen in Zeugungen das Erscheinen ihres Gleichartigen. Wir gewahren, so weit unsre blöden Sinne durch das All der Dinge reichen mögen, überall Bewegbares und Bewegendes verbreitet. Doch das Belebende, eine erhabnere Macht, ist minder für uns allgemein erkennbar. Wir Sterbliche erblicken seine Wunder nur auf der Oberfläche unsers Erdsterns ausgebreitet. Aber ist dieser kleine Nebenstern, einer der kleinern unter Mil-

tionen, die einzige Bühne, auf welcher die allgegenwärtige Natur ihre Herrlichkeit zur Schau auslagert? Und wie unermeßlich groß und mannigfaltig ist doch schon das Reich des Lebendigen auf Erden!

Die Natur, die wesende Einheit ihres Selbstes, wird, als solche, in ihrem ersten und allgemeinsten Andersseyn von sich, zur Erscheinung des Urlebens, zur endlichen Einheit im Mannigfaltigen der Stoffe und Kräfte. Und die allgemeinsten Merkmale des belebenden Ur's für uns sind: Zusammengliederung von Stoffen und Kräften zu einem, aus sich, von einem vorhergehenden, in sich vollendeten Einheitsgebilde; sich selbst in seiner Art und Gattung, als Gleichartiges, fortzeugend. So offenbart sich das Leben, in der Auseinanderfaltung seines stofflichen Gebildes, räumlich; in der Dauer desselben zeitlich; in der Fortzeugung, als Ewiges.

---

46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde.

Das Urleben ist nicht die wesende Natur selber, sondern ihr Andersseyn und Erscheinen, als wirkende Einheit. Es kann, im Wirken und Aendern des Wesenden, nicht das in sich Gleiche bleiben; sondern tritt wieder in Gegensätzen auseinander, und wieder, aus diesen, in andre über, zu unübersehbaren und unzählbaren Artungen des Belebten; verwandt mit den mannigfachsten Artungen von Kräften und Stoffen; dieselben zu eigenthümlichen Eigenganzen einend. — Wer der Sterblichen überschaut den unendlichen Lebensbaum, wenn auch nur in dämmernden Umrissen; ihn, der, im dunkeln Grund der Natur wurzelnd, den gewaltigen Stamm hervortreibt in die Welt, wo er sich in einen Wald von Aesten spaltet; sich in deren Verzweigungen nach allen Richtungen ausspannt; in Laubwerk verendet, davon jedes Blatt vom andern verschieden ist, und Wipfel und Blüten endlich in höhere Sphären der Natur versenkt!

Zwar die Linne's und Juſſieu's, die Decandolle's, Oken's und Andre, haben die bekannten Gewächse auf Erden, sinnreich nach verschiednen Kennzeichen derselben, in Klassen und Ordnungen, in Familien und Geschlechter, Arten und Unterarten gesondert und zusammengereiht, um der Wissenschaft einen leitenden Faden für das große Labyrinth belebter Geschöpfe zu gewinnen. Allein dieser liegt in der Hand des Naturforschers nur, als dürftiges Nothmittel. Es ist nicht damit der klare Durchblick verliehn, wie das Urleben sich, von Gegensatz zu Gegensatz, in seine Verwandtschaften zerlöset; und in denselben

wieder mit der ganzen Sippschaft der bewegenden Kräfte, und Hoch- und Niederstoffe, nach Zahl und Beschaffenheit derselben, vergattet, in das Vielartigste der Erscheinungsweisen auseinander fließt.

Das Ur des Belebenden, indem es sich zum Pflanzischen und Thierischen, in entgegengesetzter Richtung, scheidet, schließt sich, in einem, wie im Andern, ohne Zweifel, zuerst allgemeinern Grundkräften (34.) und ihnen nächstverwandten, verdichtbarern Grundstoffen (33.) an. Immer werden die ersten Gebilde in beiden höchst einfachen Baues, weich, wässrig, schleimig, geschlechtslos seyn; Bläschen und Schläuche; fadenförmiges Gewebe; erste und unterste Bestandtheile eines vom Leben geschaffenen Geglieders (Organismus), dem unbewaffneten Auge kaum, als Staub und schwimmende Punkte, deutlich, wie der Brand im Getraide (Uredo), wie die Monaden und Essigälchen unter den Thieren. Das Leben hat in jenen noch keine Wurzeln, in diesen noch keine Freßwerkzeuge, Nahrung zu gewinnen. Das Ganze scheint nur Ei und Same zur Selbstfortsetzung seiner Artung zu seyn, bis ein größerer Vorrath des Lebstoffes (wenn ich so sagen darf) aus den übrigen Grundstoffen vorbereitet ist. Dann verspinnen sich die Schläuche in Fäden und Fasern; die Bläschen in Zellen; das Belebende tritt in immer vollkommnern und größern Gestaltungen auseinander; zu Tremellen und Conferven, Flechten, Mooſen, Gräsern u. s. w.; oder von Infusorien, zu Korallen, Seenesseln, Muscheln, Schnecken, Würmern u. s. w bis, in der Pflanze und dem Thiere, für jedes Lebensgeschäft, die verschiedensten Werkzeuge, und für das Thier (als beseeltes Gewächs) zugleich alle Sinnwerkzeuge, vollendet ausgebildet sind.

So erbaut sich jegliche Gattung, in welche das Ur alles Lebens gegensätzlich auseinandergegangen ist (15.), ihr eigenthümliches Gehäuse; und immer, als Darstellung von Einheit mehr oder minder mannigfaltiger Artungen der Stoffe und Kräfte, aus welchen das Weltall besteht. Und einer jeden Gattung des Lebens, von der tiefsten zur höchsten hinauf, liegt das Urleben (45.), mehr oder minder gesteigert, zum Grunde. Es gewältigt und bedingt die Wirksamkeitsweisen der Stoffe und Kräfte zum Behuf seiner Erscheinungsart; und wird hinwieder, in seiner eignen Entwickelung, von jenen begränzt und bedingt. So gestaltet es andre Gebilde in den Meeren und Süßwassern; andre im Schoos der Erde; andre auf deren Flächen, und im Luftkreis. Es baut seine mikroskopischen und seine riesigen Schöpfungen unter dem heißen Tropenhimmel, wie auf den gemäßigten Erdgürteln. Selbst in den unwirthlichen Einöden der Polargegenden wirthet es; selbst auf dem ewigen Eise der höchsten Gletscher gliedert es noch seine Einheits-

gebilde. Jene goldgelben, oder kaminfarbnen Schneegebilde, die der Reisende in den todten Nachbarschaften der Erdachse, oder auf den Firnen der Alpen und Pyrenäen, anstaunt, — sie sind Werke des allwaltenden Urlebens; schlammartiges, faseriges Pflanzenwesen, gleich blasigen Wassergebilden, welches dem scharfbewaffneten Auge mit Körnchen, gleich Sonnenstäubchen, angefüllt, erscheint. Es sind Eier der Infusorien! Und wie der starre Bau am warmen Sonnenstrahl zerfließt, entwickelt sich eine ganze Welt von beseelten Infusorien der Gattung Astasia, Volvox, Gyges, Philodina, Baccilaria u. s. w., welche, darin umherschwärmend, Nahrung und Vermehrung ihrer Geschlechter finden; und durch das Eis, in dessen zarten, dem bloßen Auge unentdeckbaren, Rissen und Spältchen, wie in krystallenen Hallen, wandeln.

---

47. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseyns. — Die Trümmer der Urwelt.

Das Verfahren der Natur in der Entfaltung ihres Seyns aus ihrem Wesen; ihres sich wiederum Gegensätzlichwerdens in einem schon vorhandnen Gegensatz; des Aufstufens ihrer Einheitsschöpfungen von den einfachsten Gebilden zu den zusammengesetztesten und vollkommensten, ist ein allmäliges, weil ein endliches oder zeitliches (30.). So ist auch der menschliche Geist wesend das Beharrliche, Ewige in sich; im Andersseyn von sich aber eine Reihenfolge der Gedanken, von den allgemeinsten zu den einfachsten, von den einfachsten zu den allgemeinsten nach und nach auf- und absteigend.

Die mosaischen Schöpfungstage der Welt mögen Jahrtausenden gleich gelten. Denn in der Endlichkeit der Dinge kann das Bedingte nicht vor der gewordnen Bedingung seyn; und die Bedingung des Einen ist wieder nur ein Bedingtes vom andern. Das Kind ist nicht zugleich mit der Mutter in die Welt getreten; der hohe Eichbaum nicht schon mit voller Größe in der Eichel grünend. Zum Beleben mußte belebbarer Stoff vorhanden seyn, welcher den verschiednen Artungen des Urlebens verwandt, ihr Erscheinen möglich machte. Aber diese Gattungen selber sind es, welche den Vorrath des Lebstoffes (organischer, oder vielmehr organisirbarer Materie) fort und fort vermehren, oder ergänzen, indem sie ihn, durch ihr Einwirken, in seinen Beschaffenheiten ändern, und ihn so, als erweiterten Spielraum ihrer Thätigkeit, für nachfolgende Zeugungen vererben*). Erst allmälig überspinnt

*) Nach Ehrenbergs Angabe, kann sich unter den Infusorien eine ein-

das Urleben den todten Fels, den Sand, den Grund der Erde und der Gewässer mit den einfachsten seiner Schöpfungen. Erst allmälig (weil im Reich der Erscheinungen ein Zeitlichgewordnes), wenn in fortgesetzten Erzeugungen die Fülle des Lebstoffs vergrößert und, wenn ich so sagen darf, veredelter vorhanden ist, kann das belebende Ur, in neue Gegensätze auseinandertretend, sich in mannigfaltiger gegliederten Einheitsgebilden offenbaren, die von Stufen zu Stufen vollendeter, vorangegangenen Lebensschöpfungen verwandt und ähnlich dastehn.

Die Spuren dieses Stufengangs der Natur, in ihren Gegensätzlichwerdungen vom einfachsten Lebensgebilde zum zusammengesetztesten Bau, in welchem es, mit den verschiedensten Gliederungen, die mannigfaltigsten Kraft- und Stoffgattungen zur Einheit bindet, verrathen uns die Trümmer der verwitternden Rinde. Wir erblicken da in den untersten, ältesten Felslagern nur Ueberreste der einfachern Lebensgestaltungen, in den spätern Auflagerungen dann vollkommnere Pflanzen, und Thiere des Meers, wie des trocknen Bodens; von Thieren die grasfressenden zuerst; in den jüngern endlich Ueberbleibsel von Geschöpfen, dergleichen wir zum Theil noch gegenwärtig vorfinden.

Obgleich die Felsenblätter dieser Geschichte von sich allmälig auseinanderlösenden Erscheinungen des Urlebens, vielfach zerrissen, und die Schriftzüge der Urkunde größtentheils verwischt sind: erkennen wir doch darin einen Uebergang der Wirkungen vom Allgemeinen zum Besondern, vom Einfachen zum vollendetsten Gliede, in leichten Umrissen. Der Erdstern mußte, im weiten Aetherreich der Sonnen und Dunkelsterne, vorher verdichtet seyn mit seinen Felsmassen und Meeren, ehe die Natur ihre höhere Wirksamkeitssphäre, als ewige Einheit, in neuen Weisen, offenbaren konnte. Es mußte sich vorher, aus dem Gähren der Elemente, ein Lebstoff abgeschieden haben, um dem Belebenden, als Material, zu dienen. Selbst dies Material mußte sich allmälig, unter den Einwirkungen der uranfänglichen Artungen des Lebens, vervielfältigen, vermannigfachen, veredeln, bevor es höhern Gattungen des Lebens zu reichen Gliederungen taugen konnte. Der Gigantenkampf einander widerstrebender Stoffe und Bewegkräfte mußte erst, wenn auch nur zum Theil

---

zige Baccillarie, oder Vorticelle, binnen vier Tagen um 140 Billionen Geschöpfe ihrer Gattung vermehren, aus deren Panzerdecken zwei Kubikfuß Erde werden. So rührt auch das Verschlammen vieler Seehafen offenbar von der Vermehrung dieser mikroskopischen Thierchen her.

ausgeglichen seyn, ehe das belebende Ur sie zu seinem Dienst bändigen, und sich in ihnen reicher offenbaren konnte. Frage niemand: wozu war, was keines Sterblichen Auge erblicken konnte? Die Natur weset und schafft nicht für den Sterblichen bloß, sondern in und für sich, als ihr Selbstzweck. Sie weset und schafft auf den Gebirgsgipfeln, in den tiefsten Tiefen der Meere und bei den geheimnißvollen Erdachsen, wohin nie der Fuß eines Menschen getreten ist.

Es ist schon mehr, als ein Weltuntergang gewesen! Die Natur zwar ist ewig; aber in ihren Erscheinungen zeitlich, weil endlich, vom Allgemeinen zum Besondern sich entfaltend in jedem Einzelnen ihrer Werke. Jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch hat, vor der eignen Vollendung, eine Kindheit. Auch das Leben des Erdballs, dieses kleinen Einzelkörpers unter den übrigen Sternen, hat eine Kindheit.

Das Tiefste unsers Weltkörpers, so weit wir es durch seine geborstne Rinde kennen, bietet nur den Anblick verdichteter Stoffe, als Grund- und Urgebirg. Nirgends meldet sich darin eine Spur belebt gewesener Dinge. Erst in spätergewordnen, darüber gelagerten Uebergangsgebirgen entdecken wir vereinzelte, wenige Abdrücke, oder Versteinerungen von vorhanden gewesenen Schaalthieren. Doch ihre Arten und Gattungen sind von der Erde verschwunden und nicht mehr in unsern Meeren vorhanden; und gewiß, wie sie, auch mannigfaltige Arten noch viel einfacher gebauter Pflanzen- und Thiergebilde, welche weit früher, als sie, entstanden seyn müssen. Aber diese zerflossen ohne Zweifel, als bloß schleim- und gallertartige, formlose Gewächse, in die übrigen Stoffmassen, spurlos. Dergleichen Erstlingsgestalten des Lebens, oft dem bloßen Auge unmöglich sichtbar, bewahren allenfalls noch, in sich eingeschlossen, Steine des Kieselgeschlechts in kreidigen Gebirgsgebilden, nur unter mehrhundertmaliger, mikroskopischer Vergrößerung erkennbar. Und diese Urpflänzchen und Urthierchen verschwanden unter aufeinanderfolgenden Zerstörungen der Erdoberfläche.

Doch wie viele Weltzerstörungen, und wie lange Verkettungen von Gegensätzen des schaffenden Lebens sind abermals vorübergegangen, ehe jene Rieſenpflanzen erwuchsen, deren Bau und Mannigfaltigkeit wir in den alten Schieferthon- und Steinkohlenlagerungen anstaunen, in denen sie seit undenklichen Weltaltern begraben liegen? Auch sie sind verschwunden, und haben noch nichts, oder wenig, gemein mit Gebilden ihrer Gattung, die heutiges Tages auf Erden grünen. Auch sind nur noch Gewächse der untern Artung, geschlechtslose (Cryptogamen), ohne Blume, ohne Frucht, wie unsre Farrenkräuter, Bärlappen- und Schaftheu- oder Schilfartigen (Lycopodien und Equise-

tacren). Sie scheinen damals noch vorherrschend den Erdball, mit ihren ungeheuern Gliedmaßen, überwuchert zu haben. Die den bärlappenartigen Gewächsen unsrer Tage (den Lycopodiaceen) verwandt scheinenden waren aber nicht niedriges Kraut, sondern 60 bis 70 Fuß hohe, und mehrere Schuh dicke Stämme; und die, unsern schaftheuartigen Pflanzen ähnelnden, sogenannten Calamiten, hatten Stämme von 12 — 15 Schuh Durchmessers. Man sollte schier glauben, in jenen Weltaltern und in den unmittelbar folgenden habe der werdende Erdball nicht nur eine andre Stellung zur Sonne, sondern auch einen andern für uns unathembaren Dunstkreis gehabt, der reicher an kohlenstoffischen, ärmer an sauerstoffischen Gasen war, als gegenwärtig. Nur selten noch traten zwischen jene gigantischen Kräuter einsamenlappige Gewächse (Monocotyledonen).

Neuer Weltuntergang. Eine zweite Reihe neuer Gebirgslager (sekundärer) umwickelte den Erdball. Die schaftheuartigen Riesenkräuter wurden schon kleiner; die baumartigen Lycopodiaceen grünten nicht wieder auf der neuen Erde. Sie wurden allmälig von der überwuchernden Masse zapfentragender Pflanzen, ähnlich unsern Tannen-, Taxus- und Cycadeen-Arten, verdrängt. Zu den einsamenlappigen Gewächsen gesellten sich schon, doch sehr sparsam noch, die höhern Gebilde der Zweisamenlappigen (der Dicotyledonen); und zu den übrigen Thierformen traten schon einzelne seltsam gestaltete Säugethiere.

Auch diese neue Welt ging abermals unter. Es schlug sich eine neue, eine dritte (tertiäre) Reihe von Gebirgslagern nieder, und über ihnen, eins um's andre, erblühete ein vollkommner entfaltetes Leben. Das Reich der Pflanzen zeigt schon mächtiger und herrschender die mit Blumen und Früchten prangenden Gewächse; und mit ihnen nach und nach schon Vögel und Säugethiere, von denen die tiefern Flözgebilde keine Spur aufweisen. Eierlegende Vierfüßler, ungeheure Eidechsen und Schildkröten erscheinen zwar schon in den untern Kreidelagern und im alten Jurakalk; aber Landsäugethiere, jene ungeschlachten riesigen Paläotherien, Megatherien, Anoplotherien u. s. w. erst in den obern, darüber hingeschwemmten Gebirgsablagerungen, auch die Mastodonten, Missuriums, Rhinozerosse, Elephanten u. s. w.

Nach manchen Erdrevolutionen und zahllosen Jahrtausenden, erschien endlich, mit vollendetstem Lebensbau, die menschliche Gestalt. Selten nur wird in den jüngsten Kalk-, Gyps- und Lehmlagern menschliches Gebein versteinert gefunden; und auch dann bleibt noch zweifelhaft, ob diese Einzelnen nicht durch Unglücksfälle späterer Tage, durch

örtliche Erdbeben, Bergstürze u. s. w. ein so ungewöhnliches tiefes Grab gefunden haben mögen.

Die untergegangenen Pflanzen- und Thiergattungen der Urwelt gleichen den heutigen nur wenig; viele derselben sind gegenwärtig nirgends mehr vorhanden. Gährungen der Elemente im Innern des Erdballs zerbrachen mehr denn einmal seine Rinden, daß weite Strecken festgewordnen Landes versanken; dort himmelshohe Gebirgsketten aus dem Abgrund hervorstiegen, und Oceane verdrängten, welche über die unerschüttert gebliebnen Festlande hingeschleudert wurden, Alles verschwemmend.

Die gewaltigste und letzte solcher allgemeinen Sündfluten, oder Ueberstürzungen des großen Oceans, mag nahe vor der Erscheinung des Menschen eingetreten seyn. Oertliche Ueberflutungen von Ländern ereigneten sich auch nach seinem Erscheinen. Jene allgemeine, letzte, scheint von der Nähe des Südpols ausgegangen zu seyn, und ihre Wogen gegen Norden und Nordost über die Länder hingeschlagen zu haben. Ein Blick auf die heutige Form der Welttheile und Inseln spricht gleichsam Zeugniß dafür aus. Woher die südlichen Ausspitzungen Afrika's und Amerika's; die ungeheuren Buchten und Ausspülungen und Zerrissenheiten Süd-Asiens und Süd-Neuhollands? Es sprechen dafür die bis zu einer Höhe von 4000 — 5000 Fuß aufwärts getriebenen Nagelflue- und Sandsteingebilde an der Nordseite der Alpen; die schroffere, durch Anprall der Wellen abgewaschene Südseite dieser Alpen und des Jura, und die milder verflächte Nordseite derselben; — dafür die längs der Nordseite der Alpen hingetriebnen, ungeheuren Felsblöcke des Urgebirgs, welche durch ihre abgeschliffenen, feingekritzten Flächen beurkunden, daß sie vordem, in ihrem ursprünglichen Lager, Nachbarn der Firnen und Gletscher der höchsten Berge waren, von denen sie jetzt weit entfernt ruhn*); — dafür die Ueberreste von Pflanzen und Thieren der wärmern Zonen in den aufgeschwemmten Lagern der nördlichern Erdkugel. Durch des Alles über-

*) Daß die Macht der Gewässer einzelne solcher Felsenstücke (blocs erratiques) im Fortsturz mit sich fortreißen könne, ist nichts Unglaubhaftes. Was sind die größten jener Blöcke im Vergleich der Masse und Wucht eines überwallenden Meers, das an Tiefe hin und wieder die Höhen der höchsten Berge übertrifft? Der Gipfel des Tschahamular im tibetanischen Himalajah hat 26,400 Fuß absoluter Höhe. Aber Kapitän James Roß fand (900 Seemeilen westwärts von St. Helena) das Meer 30,000 Fuß tief, und mußte die Schnur, um sie bis zum Boden des Meers senkrecht zu bewahren, mit 450 Pfund beschweren.

wogenden Weltmeers Rückschlag im äußersten Norden, indem die Gewässer ihr Gleichgewicht herstellten, mögen dort auch wieder ähnliche Felsblöcke südwärts geflutet worden seyn. Ich könnte dieser Muthmaßung noch manches Andre beifügen, und doch sind es nur Vielleichts! — Vielleicht ergossen sich die Meeresmassen über den Erdball damals, als in den Umgebungen des Südpols zuerst jene weiten Länder und Gebirge plötzlich aus den Tiefen der Urwasser hervordrängten; Länder und Gebirge, deren übergletscherte Thäler und hohen Felsenkulmen erst in unsern Tagen vom Auge kühner Seefahrer entdeckt worden sind, und, als sechster Welttheil, geheimnißvoll dastehn. Vielleicht ward die Verdünstung jener Ueberschwemmung des Erdballs, Ursach eines furchtbaren Kältegrades im Dunstkreis besonders der nördlichen Zonen, daß hier eine lange Vergletscherung der Festlande entstand, und Höhen, wie Ebnen mit Eis-Lagern bedeckt wurden, die allmälig erst abschmolzen, bis ein neues Leben des Thier- und Pflanzenthums aufgehn konnte.

Ob noch einzelne, verwaisete Abkömmlinge von jenen riesenhaften Thiergestalten der Urwelt in unbekannten Einöden umherirren mögen, die kein Europäer gesehn, wer kann es sagen? Jener bekannte Mammuth, den im Jahr 1799 ein tunguskischer Fischer im Eise der Lena-Mündung, noch mit Haut und Haar bekleidet, fand; jenes am Willui-Flusse im J. 1771 ausgegrabne Rhinozeros in Fleisch und Haut erhalten, welches Pallas beschrieb, und mancher andre Fund der Art, deuten auf eine noch nicht allzulange Vergangenheit der letzten Weltverwandlung zurück. Am rothen See in den rauhen Wildnissen Oberkanada's soll sich den erschrocknen Indianern noch ein ähnliches Ungeheuer lebendig gezeigt haben, wie J. Long in seinen Reisen berichtet*).

*) In der von E. A. W. Zimmermann herausgegebenen Uebersetzung „von J. Longs Land- und Seereisen" (Hamburg. 1791. S. 119 ff.). Der rothe See, von den Wilden Misqui Sakingan geheißen, hat seinen Namen vom vergossenen Blut jenes fremden Thiers empfangen, welches zwei Chippway-Krieger am Ufer erscheinen sahn und anschossen, worauf es verwundet in den See zurückging und dessen Wellen färbte. Es hatte, der Beschreibung nach, ungewöhnliche Größe, langsamen, schwerfälligen Gang, und ein Fell, wie mit Moos bedeckt. Bei den ersten Schüssen schien es die Kugeln kaum zu empfinden.

48. Zeitweises Fortrücken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen oder thierischen Gehäuses. — Ihre und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken.

Also war einst schon, und verschwand schon auf Erden eine Thier- und Pflanzenwelt, die in ihren Formen verschieden von derjenigen stand, welche sich seit 6000 Jahren über deren Grabe noch heut erhebt. So können auch die Eilande und Festlande von heut mit ihren Schätzen wieder einmal in den Abgrund der Meere verschlungen, und neue Länder aus den Tiefen des Oceans hervorgehoben werden, um Heimathen weit vollendeterer Lebensschöpfungen und Wesengattungen zu seyn. Soll ich vor einem Gedanken schauern, der ich täglich Zeuge bin von der Verjüngung der Welt und dem Wandel ihrer Erscheinungen? — Die Formen nur werden zerbrochen; aber die Natur, in ewiger Wesenheit, wirkt fort durch das All des Seyns ins Ewige; jeder Strahl, jeder Lichtpunkt desselben, anders in Verbindung mit Stoffen und Kräften gesetzt, diesen eine andere Einheits-Bildung ertheilend. Es gibt so viele Formen und Arten des Lebens, als verschiedene Verbindungen der verschiednen Gattungen von Stoffen und Bewegkräften seyn können. Es bleiben gewiß noch Erscheinungen lebendiger und herrlicherer Geschöpfe auf Erden möglich, die zuvor nie in ihrer Art erschienen sind.

Das Urleben mag in allen Sternen anders walten, und sich, in seinen Gegensätzlichwerdungen, zu ganz andern Geschöpfen gestalten. Auf unsrer Erde entwickelte es sich zuerst im Flüssigen; bevölkerte, als Alles Meer war, das Meer; und trat aus dem Wasser in wunderbaren Uebergangsgestalten, auf das trockne Land und in die Luft. Aber Alles ist nach einer und derselben Urform gebildet, und die Mannigfaltigkeiten sind nur Abänderungen, Veredlungen einzelner Gliederungen und Theile, die erst nach und nach durch die geänderten Wechselwirkungen und Verhältnisse der verschiedenen Elemente, entstanden. Daher die Reihe der in einander verschwimmenden Uebergänge der Pflanzen und Thiere vom verfilzten Fädengeflecht des Byssus in Bergwerken und Gruben, bis zur großartigen Magnolie und zur peruanischen Annona mit den ambrosischen Früchten, groß wie Melonen, an ihren ausgebreiteten Aesten; oder vom Aufgußthierchen empor, durch die lange Reihe der Schaalthiere, Fische, Amphibien, Vögel, Vierfüßler, bis zum afrikanischen Affen (Simia droglodytes) und der menschlichen Gestalt.

Wie im Großen und Allgemeinen sich das Leben allmälig vom Einfachsten zu einer Einheit des Mannigfaltigsten, in Stoffen, Kräften und

Gliederungen auffüft, eben so nimmt jede einzelne Lebens-Gattung, indem sie ein einzelnes Eigenganzes zusammengliedert, fortschreitend in der Selbstentwickelung, die ihr verwandten stofflichen Atome, Bewegkräfte, und tiefern Lebensartungen, nur eins ums andre, in Verbindung mit sich, bis zur Vollendung ihres Baues. Die Gliederung des Baus, das Innere und Aeußere vom pflanzischen und thierischen Körper, ist aber nichts, als Werkzeug durchweg. Je einfacher dies Werkzeug, je einfacher ist das Wirken des Lebens nach außen; um so zäher hängt es allen Theilen desselben an; und um so leichter ergänzt es dessen einzelne Verstümmelungen. Je höher geartet das Leben steht, um so gliederreicher stattet es seinen Bau aus; um so größer wirkt es nach außen ein. Die mannigfachsten Stoffe, Kräfte und tiefern Lebensartungen werden dabei dem Gesetzthum der Höhern dienstbar; werden gewählt, herangezogen, verwendet, ausgestoßen, oder gewechselt; eins ums andre zur Thätigkeit erregt; in ihrer eigenthümlichen Wirksamkeitsweise beschränkt und gelenkt.

Indem aber das Leben seine Herrschaft und Hoheit über Stoffe und Kräfte ausübt zur Gestaltung seines Gehäuses, hebt es darum die eigenthümliche Artung und das Gesetzthum seiner Diener nicht auf. Diese wirken, jeder nach seiner Weise, da, wohin sie gestellt sind, und beschränken und bedingen hinwieder die Wirkungen des Lebens, durch die ihrigen. Oft gesellen sich andre, untergeordnete Lebensgattungen zu dem Geglieder der höhern; schaffen selbstständig ihre eigenthümlichen Gebilde aus dem Ueberfluß vom Material der Reichern, indem sie sich, schmarotzend an die Außenseite der Pflanzen und Thiere hängen, oder in deren Innersten einnisten. So wird ein Lebensgebilde der Inhalt vieler andern. Wo ein Lebstoff, schließt sich ein Leben an. Des Menschen Leib selber ist eine kleine Welt von lebendigen Geschöpfen. Sie regen sich und schwelgen im Schleim der Zähne, in seinen Eingeweiden, in seinen Säften und häutigen Zellen.

---

49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt.

Jenes Gesetz alles Wesens und Wirkens: Anziehung und Abstoßung, — ist auch das erste und allgemeinste der allbelebenden Natur, wenn sie ihre sachlichwirkende Einheit, in der Vergänglichkeit der Erscheinungen, auf unzählige Weise ausprägt. Das Urbelebende, in sich zu mancherlei Artungen auseinander getreten, (die dann wiederum in sich, fort und fort als Gleichartiges wesend von einander gehn,) glie-

dert und ordnet, in Anziehung verwandter Stoffe, bewegender Kräfte und Lebensgattungen, das Mannigfache derselben zu Abbildern ihrer eignen Einheitsnothwendigkeit; zu pflanzischen und thierischen Eigenganzen, für deren Menge und Beschaffenheit uns Zahlen und Namen fehlen.

Wachsthum, d. i. Vereinigung von Stoff-, Kraft und Lebensgattungen, Bewahrung und Gliederung derselben zu einem Einheitsgebilde; — so wie Fortsetzungen seiner selbst zu gleichartigen Gebilden, dürfen wir daher wohl, mit Fug, die unmittelbaren Verrichtungen des Lebens nennen. Hingegen alle Leistungen desselben, welche nur vermittelst des Gesetzthums der vom Leben gebundnen und beherrschten Stoff-, Kraft- und (ihm verwandten Lebensgattungen) geschehn können, unterscheiden wir von jenen, als mittelbare Lebensverrichtungen, wie das Geschäft der Nährung, Verdauung, Wiederergänzung, Fortbewegung und Absonderung der Flüssigkeiten.

Das Geschäft der Nahrung ist einfaches Erscheinen der Wahlverwandtschaft einer Lebensartung zu den, ihrem Gesetzthum entsprechenden, übrigen Lebensgattungen, Bewegkräften und Stoffen, welche die Lebensartung sich zum Ausgestalten ihrer Einheitsschöpfung aneignet. Zwar auch todte Stoffgebilde vergrößern sich durch Anhaftung der ihnen verwandten, oder durch Regewerden magnetischer und galvanischer Kräfte. So wächst der Bleibaum aus der Auflösung seines Metalls pflanzenhaft nach allen Seiten empor mit seinen glänzenden krystallischen Blättchen. Aber es geschieht diese Ausdehnung der durch Ansätze der Metallatomen an den äußern Flächen und Spitzen. Das Leben hingegen erweitert sein Gewächs von innen aus, indem es die an sich gezogenen Stoffe zersetzt; die seinem Bedarf untauglichen absondert und ausscheidet; die tauglichen vertheilt, und den verschiednen Gliedern, Werkzeugen und Bestandtheilen seines Gehäuses einverleibt, denen sie Verwandtes sind. Diese Verarbeitung und scheinbare Verwandlung der Materie, gleichsam ihre Veredlung, durch Verähnlichung und Mischung mit frühen vorhandnen, ist das Verdauungsgeschäft des pflanzischen und thierischen Lebens. Jede Artung desselben krystallet seine Fasern, Schläuche, Zellgewebe u. s. w., so wie deren Verhältnisse und Formen, vermittelst Verwendung der verschiednen an sich genommenen bewegenden Kräfte anders; und verähnlicht und mischet, durch eigenthümlichen Chemismus, die Stoffe auf andre Weise. Der Wermuth und die Weinrebe, in gleichem Boden beisammen wurzelnd und Nahrung saugend, in gleicher Luft athmend, bilden ganz verschiedne Säfte in ihrem Innern. Das Fleisch der Säugethiere, Vögel, Fische u. s. w. ist verschieden unter sich und von dem der Pflanzen.

Mit jenem Geschäft der Gewinnung, Verdauung und Vertheilung der Nährstoffe ist das der Wiederergänzung, oder der Heilung verletzter Theile des Geglieders, fast dasselbe; nur höher Gesteigertes. Es ist, wie jenes, eins der allgemeinsten und ersten Geschäfte der, dem Urleben nächsten, Lebensgattungen. Frisch geschnittne Wurzeln, Zweige, Knospen u. s. w. ergänzen sich selber wieder zu vollständigen Lebensgebilden ihrer Art. Trembley kehrte Polypen um, das Innere zum Aeußern; er theilte sie und sie stellten sich wieder her. Bonnet nahm dem Salamander Augen und Füße; das Leben ersetzte sie von neuem, wenn gleich minder vollkommen.

Alle bisher genannten Verrichtungen sind in der Allgemeinheit der Anziehung begründet. Aber untrennbar verbunden damit ist die Abstoßung des dem Gesetzthum des Lebens, nach Zahl und Beschaffenheit, unverwandten, und seiner Wesensartung Widersprechenden. Es offenbart sich dieses Abstoßen sowohl in der Fortbewegung gasiger und tropfbarer Flüssigkeiten im Innern des Lebensgehäuses, als in der Fortschaffung und Absonderung unvereinbarer Materien aus demselben, oder Ausscheidung des Entbehrlichen, durch Verdünstung, Aushauchen, Auswurf u. s. w. Wir wissen, daß die Leiber der Menschen und Thiere, nach einer Reihe von Jahren, nicht mehr aus den nämlichen Stoffen bestehn, aus denen sie einst früher bestanden; daß selbst die Knochen, in ihrem Wachsthum, die ältern Bestandtheile verlieren und mit neuen ersetzt werden. Das Leben bewahrt nur, beim immerwährenden Wechsel des Materials, die von ihm bestimmten Formen des Geglieders, wie im versteinerten Holz der Kieselstoff in die Formen des verschwundenen Pflanzenstoffs an dessen Stelle tritt.

In allen diesen Verrichtungen ist die eigenthümliche Wirksamkeit der Wärme, des Lichts, Elekters, Galvans, Magnets und andrer Bewegkräfte, sowie ihrer Gegensätze, unverkennbar. Allein eben so unverkennbar handeln sie nicht frei; sondern beherrscht und gefesselt durch die Gewalt des Lebens und, nach jenem Gesetzthum, in bestimmter Ordnung wirkend. Sie werden durch das Leben zur Thätigkeit erregt und bedingt, wie sie ihrerseits, einwirkend, auch das Leben erregen und seine Wirksamkeit bedingen.

Erregbarkeit zum Erscheinen, zum in sich Aendern, ist Gemeingut aller Wesensartungen. Es ist auch das Erste und Letzte jeder Lebensäußerung, im Keim, wie in einzelnen Theilen seiner Gliederungen; in diesen aber mehr, oder minder vorhanden, oder gewahrbar. Einen höhern Grad der Erregbarkeit, der von uns sinnlich gewahrt werden kann in allen oder einzelnen Theilen des Lebensgebildes, nennen wir Reizbar-

keit (Irritabilität). In todten Stoffgebilden fehlt sie; oder wir wollten die Elastizität, Schatten und Abbild von ihr, nennen. Wir erblicken sie im Zusammenziehn der thierischen Muskeln, wie in den Fasern vieler Kräuter, Gesträuche und Bäume. Bei warmblütigen Thieren verschwindet sie, als letzte Lebensspur, bald nach der Trennung des Kopfs vom Rumpf aus allen Theilen; bei kaltblütigen später. Eine entherzte Schildkröte regt sich noch Tage lang; die vom Rumpf getrennten Beine der Spinnen, Frösche u. s. w. zucken noch mehrere Stunden nachher.

---

50. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens.

Selbst jene höhern Lebensverrichtungen, welche unsre Bewunderung, oft unser Erstaunen sind; jene Pflanzentriebe, jene Instinkte der Thiere, bieten uns in ihrer Ursprünglichkeit wieder nichts anders dar, als Wechselwirkungen zwischen der Lebensthätigkeit in den Gewächsen, und den erregenden und bewegenden Grundkräften in und außer ihnen. Wenn Tannen, Zedern und Palmen, so wie die niedrigsten Kräuter ihre Wurzeln forschend durch den Erdboden versenden, um festern Anhalt, oder geeignetere Nahrung, zu finden; oder wenn sie ihre Stängel, Zweige, Blätter durstig dem Himmelslicht zuwenden, und, sind sie in Dunkelheit eingeschlossen, ihre jungen Sprossen dem feinsten Spalte, der kleinsten Oeffnung entgegenlenken, durch welche eine Helligkeit dringt: so waltet hier keine freie Wahl, sondern das Alles durchherrschende Gesetz der Natur, Anziehung des Verwandten zum Gleichartigen, wie es im Zusammenstreben der Hoch- und Niederpole des Galvans, Elekters und Magneten u. s. w. waltet. Aber die Natur, in ihrer höhern Wirksamkeitssphäre, sich reicher und großartiger entfaltend, vermannigfaltigt und steigert, im Reich des Lebens, das Schaffen nach ihrem Gesetzthum. Die bewegenden Grundkräfte sind hier, im Innern jedes Einheitsgebildes, der Gewalt derjenigen Macht untergeordnet, die es erbaut hat. Schlingpflanzen, von aufrecht festern Körpern entfernt, schleichen daher diesen nach, um sich an ihnen emporzuranken. Das Geschmeidige und Zartere schließt sich seinem Gegensatz, dem Starren und Stärkern an, gezogen von seinem Bedürfniß. Die Staubkolben männlicher Blüten gießen ihren Samen durch die Lüfte. Es ist nicht der Zufall, welcher ihn, in seinem Umherschweben, den weiblichen Blumen zulenkt, sie zu befruchten; so wenig der Zufall den Blitzfunken der elektrischen Wolke den Metallspitzen,

oder andern leitenden Körpern entgegenführt. — Wenn die von gleichnamigen Polen des Elekters, oder Magnets gesättigten und bewegten Atome einander fliehn, oder die, welche von ungleichnamigen erregt worden sind, zur Vereinung streben: so erkennen wir darin dasselbe Gesetz, welches wir in belebten Geschöpfen, als Abneigung und Anneigung, Antipathie und Sympathie, wahrnehmen. Es gibt Pflanzen, wie Thiere, welche die Nähe anderer meiden, oder im Dunstkreis derselben verkümmern und erkranken müssen.

---

51. Lebenszustände in Gebundenheit, Erstarrung, Winterschlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen.

Die dem Urleben entsprungenen Gattungen (46.) desselben wirken also nicht nur auf die Stoffe und Kräfte ein, welche sie, im Innern ihrer Verkörperung, zur Ausgestaltung derselben, nach Bedürfniß fesseln, oder entlassen, vertheilen und ordnen: sondern auch auf die Lebensartungen, die Stoffe und die Kräfte, welche außer den Gränzen ihres Gebildes, ihnen mehr oder minder verwandt, oder ungleich, vorhanden sind. Jene Wirksamkeitsweise wäre ohne diese nicht möglich. Im Weltall, dem Andersseyn des Wesenden, dem Wiederschein des All-Einen der Natur, besteht jede der einzelnen Erscheinungen, und deren Gesammtheit, durch und für einander, hervorgetreten; durch und für einander bedingt. Darum wirken auch die außerhalb des pflanzischen und thierischen Körpers regen Artungen des Lebens, des Stoffs und der Bewegkraft, auf diesen Körper eben so gewaltreich zurück. Mangel, oder Ueberfluß der Nahrungsstoffe, des Lichtes, der Wärme, der Dunkelheit, der Kälte, der elektrischen, galvanischen, magnetischen Flüssigkeiten, beschränken, oder hemmen, oder erweitern und begünstigen, die Lebensthätigkeit in den Geschöpfen.

Am bemerkbarsten macht sich dieser Einfluß überall bei der verschiednen Beschaffenheit des Bodens, des Wassers und der Luft, welche für Thiere und Pflanzen gleichsam die allgemeinen Behälter der ihnen entsprechenden Lebstoffe und Bewegkräfte sind. Wir kennen die Einwirkungen der Tage und Nächte; die noch größern der Jahreszeiten und Klimate. Nicht nur die Thätigkeit der Lebensgattungen wird in denselben geändert, im Winter begränzt, wo nicht gehemmt; im Frühling neu angeregt; im Sommer und Herbst vollständig: sondern die Gattungen des Lebens selber sammeln sich zur Schöpfung ihrer stoffischen Gebilde nur da, wo Erdreich und Himmelsstrich ihrem Gesetzthum am verwandtesten und zusagendsten sind. Palmen, Banianen und Aloen, die Löwen, Boa-

schlangen und Papageien, ziehn nur zur Licht- und Wärmefülle des Südens; Fichten, und Flechten der mannigfachsten Art, Rennthiere und Eisbären gedeihen nur in der Winterlichkeit von Tagen und Nächten des Nordens.

Die klimatischen Verhältnisse der Länder, nebst den mittlern Graden der Erdwärme, stehn mit den Jahrszeiten in gewisser Aehnlichkeit: die kalten, lichtarmen Polarzonen mit dem Winter; die beiden gemäßigten Erdgürtel mit dem Frühling; die heißen Tropengegenden mit dem Sommer und Herbst. Es muß sich nothwendig eine durch diese Himmelsstriche bedingte Reihenfolge der Pflanzen und Thiere, ihrer Arten und Verartungen, vom Erdgleicher hinweg bis zu den Erdachsen, ergeben. Jede veränderte Stellung der Erdachse zur Sonne würde nothwendig diese Reihenfolge, oder die geographische Vertheilung der Pflanzen und Thiere auf der Oberfläche unsers Planeten stören und verwandeln, wie sie vielleicht einst eine andre war, als jene riesigen Geschöpfe, deren halbähnliche Ebenbilder zum Theil noch zwischen den Wendekreisen erblickt werden, in den mildern Zonen, und selbst in der Nachbarschaft der Polarwelt, gewohnt zu haben scheinen.

Wenn auch schon manche Thier- und Pflanzengattungen in beinah alle Zonen eingebürgert werden können, sind die meisten doch, von der Beschaffenheit ihres heimathlichen Bodens und des mit ihm verbundnen Theils der Atmosphäre, so abhängig, daß sie davon nicht entfernt werden können, ohne endlich zu serben und auszusterben. Sie verlassen den Bezirk ihrer Heimath nicht freiwillig, auch wenn man ihnen einen andern, unter gleichem Breitengrade, von gleicher Temperatur, gleicher Lage in Rücksicht der Winde, des Gebirgs, des Meeres u. s. w. oder gleicher Höhe über dem Meere anweisen möchte. Den Beweis haben dafür mehrere Pflanzen Paraguay's, China's u. s. w. geliefert. Es scheint dies dafür zu zeugen, daß sich auf manchen Strecken des Erdballs besondre Artungen des Lebstoffes, besondre Artungen der bewegenden Kräfte, oder eigenthümliche Vereinigungen derselbe, oder mächtigere Aeußerungen des Erdballs durch sein galvanisch-elektrisch-magnetisches Wirken, u. s. w. bleibend versammelt und gleichsam angehäuft finden. Der Einfluß dieser Zustände, auf die Lebensgattungen, offenbart sich nicht nur auf die Pflanzenwelt, sondern auch auf Menschen und Thiere.

Mit dem Wechsel der Jahrszeiten ändern die Beschaffenheiten des Luftkreises, nicht etwa nur durch Mehrung und Minderung der Wärme, des Lichts, Elekters u. s. w., sondern auch durch Hervortreten und stärkeres Einwirken andrer Artungen der bewegenden Kräfte, und deren verwandelte Verhältnisse in Verbindung mit unerkenn-

baren Artungen der Atome. Davon belehrt uns beim Wechsel der Jahrszeiten, die im gleichen Verhältniß geänderte Lebenswirksamkeit in Pflanzen und Thieren; jene sprossen oder welken; diese wechseln Farbe und Behaarung. Die Sterblichkeit der Menschen ist in bestimmten Zeiten des Jahrs allgemeiner. Noch kennen wir nicht alle Gattungen der Stoffe und der auf sie und die Lebensgattungen einwirkenden Kräfte. Die Physik, als Wissenschaft, wie reich sie uns jetzt schon immerhin ausgestattet erscheint, liegt noch in der Wiege ihrer Kindheit. Wer löset heut schon das Räthsel vom Einfluß entfernter Weltkörper, der Sonne, des Mondes, vielleicht noch andrer, unabhängig von Licht-, Wärme-, Elekterverbindungen und Entbindungen, auf die Verrichtungen des Lebens; ein Einfluß, den tausend Thatsachen unter allen Himmelsstrichen beurkünden? Wer löset das Räthsel der sogenannten Miasmen, der zeitweisen Erscheinungen und Dauern gewisser epidemischer und sporadischer Krankheiten, und ihrer Wanderungen um den Erdkreis? Wer löset das Räthsel der Vorgefühle vieler Thiere von Witterungswechseln, selbst atmosphärischen, feuchten oder trocknen, Zuständen ganzer Sommerzeiten? Wir athmen, wir leben mit Pflanzen und Thieren im Luftmeer; aber seine Bestandtheile sind uns unbekannt, mit Ausnahme der allergewahrbarsten und ausscheidungsfähigsten Gasarten; unbekannt sind uns seine Ebben und Fluten, Bewegungen und Verwandlungen. Jene Erfahrungswissenschaften, welche wir Atmosphärologie und Meteorologie nennen, werden in ihrer bisherigen Dürftigkeit beharren, bis eine Kette oder mehrere Linien von Beobachtungspunkten, mit verglichenen Werkzeugen und einerlei Weisungen ausgestattet, von einem Polarkreise zum andern, alle Zonen durchschneidend, gezogen sind; und eben so wieder mehrere, in verschiednen Breitegraden, um beide Halbkugeln des Weltkörpers; bis wir die gleichzeitigen Erscheinungen des gesammten Luftkreises, von der Meeresfläche bis zu den letzten bewohnten Höhen der Gebirge, kennen; sowohl mit Bezug auf den Stand der Sonne und der übrigen Planeten zum Erdball, als der Erdbeben, vulkanischen Ausbrüche, oder der Ausbreitung, Dauer und Wanderung um sich greifender Seuchen aller Art u. s. w. *).

Aber auch dann werden dem geschärftesten Blick der forschenden Beobachter viele Umstände entrinnen, welche den Schlüssel zur Lösung des anziehendsten Räthsels verheimlichen. Es ist keinem Zweifel unter-

*) Dergleichen könnte, in unsrer Zeit, nur von England ausgeführt werden. Ich gab meinem verewigten Freunde, dem Prof. M. A. Pictet in Genf, auf sein Verlangen, meine Ideen darüber schriftlich. Er wollte sie der Londner Societät der Wissenschaften mittheilen, und starb bald darauf.

worfen, daß Luft- und Erdkreis noch Familien von Atomen und Kräften beherbergen, welche sich bisher so wenig, als Licht- und Wärmestoff fangen, wägen, prüfen ließen; und die in großen Wechselwirkungen auf einander und mit bekanntern Gasen und Naturkräften, nicht geringen Einfluß auf Lebensentwickelungen haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß jede einzelne Stelle, oder Gegend, auf der Erdoberfläche ihre eigenthümliche Häufung und Mischung von Dünsten, Gasen, Atomen, Bewegkräften und Gegensätzen derselben enthalte, deren Verschiedenheit von den übrigen, oder deren Uebergang zu benachbarten, wir nur in rohern Umrissen, nicht in ihren zartern Bestimmungen, zu unterscheiden wissen. Kein Ort auf Erden ist dem andern in seinen Umgebungen, und physischen Verhältnissen, gleich. Geographische Länge und Breite eines jeden; größere oder geringere Erhebung über der Meeresfläche; freie oder von Bergen umfangne Lagen; Sumpf-, Steppen-, Felsen-, Sandboden; stehende, stille oder bewegte, oder unterirdische Gewässer; stärkeres oder schwächeres örtliches Erregtseyn von Elektor, Galvan, Magnet des Weltkörpers selber; andre Thier- und Pflanzenwelt mit deren eigenartigen Verdünstungen; zahllose Einflüsse andrer Art, geben der Beschaffenheit jeglicher Gegend eigenthümliche von andern verschiedne Haltung und Stimmung. Auf gewissen Punkten der Erdoberfläche finden wir die Pest; auf andern die Cholera; in der Verschattung, tieferliegender Gebirgsthäler den Cretinismus, heimisch. Aufenthaltswechsel, oder Luftänderung, kränklicher Menschen wird ihrem Genesen, bald vortheilhaft, oder gefährlich.

Den menschlichen Sinnen sind diese eigenthümlichen Häufungen und Mischungs- und Erregungsverhältnisse von Stoffen und Kräften, auf verschiednen Erdstellen, unempfindbar. Aber nicht auf gleiche Weise sind denselben die Sinne aller Thiere verschlossen. Das Leben des menschlichen Leibes wird vom Einfluß jener mannigfaltigen Zustände nur selten in seinem Wirken geändert. Der Mensch, und nur wenige Thiere und Pflanzen, wie er, gleichsam geharnischt gegen die Einwirkung jener Zustände, können sich daher in fast allen Gegenden des Weltkörpers ansiedeln. Nicht also jede der thierischen und pflanzischen Lebensgattungen. Die Mehrtheil der Pflanzen und Thiere ist an den Genuß örtlicher Naturverhältnisse gefesselt; er wird von ihnen aus der Ferne angezogen; von andern wieder verdrängt.

Doch bei dem bunten Wechsel dieser zartern, irdischen und gasigen Eigenthümlichkeiten der Oerter und Gegenden herrscht unstreitig ein allmäliges Uebergehn von einem zum andern, von den Polen bis zum Erdgleicher; eine Einheit im Mannigfaltigen, welche wir schon an dem stufenweisen Uebergang der Thier- und Pflanzenarten von den

Gebieten des heißen Erdgürtels hinweg bis zu den Zonen der Polarwelt erkennen. Dies, was in seiner geheimen Selbstheit für uns unempfindbar ist, ist es nicht für die Lebensreizbarkeit, oder feinern, oder uns unbekannten, Sinne mancher Thiere. Es dient ihnen zu einer uns unsichtbaren, ihnen aber unverkennbaren Wasser- oder Luftstraße auf ihren Wanderungen. Die irrende Ameise, die weitumherschwärmende Biene, die weitentführte Posttaube, findet ihr entferntes Nest wieder. Die wandernden Schaaren der Fische, wenn sie, in der Laichzeit, die heimathlichen Eismeere gegen südlichere vertauscht haben; die Zugvögel, wenn sie zur Herbstzeit sich von uns ab, wärmern Himmelsgegenden zugewandt haben, kehren zur bestimmten Zeit dahin, ohne Verirrung, zurück, von wannen sie ausgezogen. Die allgemeine Umstimmung der den Erdball durchdringenden und umschwebenden Atome und Bewegkräfte, deren Andersseyn und Anderserregen des Lebens, bei geänderter Stellung unsers Weltkörpers zur Sonne, ist der Zauberzwang, welcher jene Geschöpfe zum Kommen und Abgehn ruft. Nicht bloß bevorstehender Mangel an Nahrung im Winter, nicht dessen Kälte, ruft den Zugvogel in reichere oder mildere Weltgegenden. Gefangengehalten auch in warmen Zimmern, auch bei guter Nahrung, wird er zur Zeit des Auswanderns, ohne Kunde vom Rüsten seiner Geschlechtsgenossen, unruhig, wild umherflatternd, schlaflos und hinwegstrebend. Das ganze Weltall ist in gegenseitigen Erregungen bewegt und ewig ändernd.

Ohne Einwirkung ihm verwandter Kräfte, ruht das Leben in sich selber, ungeweckt, thatlos, gebunden. Es kann Jahre, vielleicht Jahrhunderte lang, Samenkörnern in der Erde beiwohnen, ohne den vorhandnen Keim desselben zu entwickeln. Man hat in kleinen Aushöhlungen des Jurakalks, beim Sprengen tieferer Felslager, leblos scheinende kleine Würmer eingeschlossen gefunden, welche sich am Sonnenlicht wieder zu regen anfingen, doch dann nach wenigen Tagen starben*). Waren sie Reste des urweltlichen Lebens, aus Zeitaltern, da der Fels noch Schlamm gewesen und sie umhüllte? oder Entbindungen aus Insekteneiern, welche durch Steinritzen, mit dem einsickernden Wasser, zur Tiefe jener Kalkablagerungen gelangten? Aber dies in sich gebundene Leben ist kein schlechthiniger Stillstand seiner Thätigkeit. Gehemmt am äußern Erscheinen ist es, die erste und tiefste seiner Verrichtungen vollziehend, in sich selber wirksam, die zarte Gliederung des Keims und seine Vereinung mit demselben zu bewahren.

*) Mein gelehrter Freund Hugi in Solothurn zeigte mir davon vor. Die Würmer (Larven, Verpuppungen) hatten sich in kleinen, sehr ausgeglätteten, luftdicht geschlossenen Kalksteinen, erhalten.

Aehnlich diesem Zustande ist die gewaltsame Zurückdrängung der Lebensmacht aus den äußern, nach den innern Theilen ihrer Behausung, sobald feindselige, ihrem Gesetzthum widerstreitende Kräfte sie überwältigen. Wir sehn Pflanzen und Thiere beim Uebermaß von Licht, Wärme, Elektrer u. s. w. schmachten und verdorren; beim Mangel der geforderten Erregung, erstarren.

Mit Verdichtung der flüssigen Stoffe, in den Außentheilen des Gebildes, flüchtet das geheimnißte Leben ins Innere seiner Schöpfung zurück. Halmen und Blätter fallen im Winter ab von den Gewächsen; Thiere liegen vom Frost betäubt. Man pflegt diese Zustände der äußern Erstarrung, den Winterschlaf der Thiere und Pflanzen zu nennen, wiewohl er kein wahrer Schlaf, sondern nur eine erzwungene Unthätigkeit, oder Gebundenheit, des Lebens, im äußern Geglieder, ist, wie denn auch andre Verhältnisse ähnliche Stillstände, oder Zurückflüchtungen des Lebens, bei Menschen und Thieren bewirken können, Ohnmachten, Katalepsien u. s. w. genannt.

Annähernd ist dem wirklichen Schlafe der Zustand pflanzischer, oder thierischer Embryonen, während ihrer Erregtheit zum Wachsthum, im Samen, in Eiern, im Innern der Mütter; oder jener der Insekten, während ihrer Verpuppung. Gleichsam in sich selber verschlossen, geschirmt vor dem Andrang übermächtiger Bewegkräfte, nur in mäßiger Wechselwirkung mit der Umgebung, arbeitet das Leben da von innen nach außen, zur Vollendung seiner Werkzeuge, mit welchen gerüstet, es in die gewaltigen Wogen und Strömungen des Weltganzen hervortreten und seine Aufgabe lösen kann.

Wachen und Schlaf selbst sind Gegensätzlichwerdungen der Lebensthätigkeit in der Art ihrer Erscheinung. Sie wendet sich im Wachen gegen die Außenwelt, zu verwandten Stoffen und Kräften, für den Bau des Einheitsgebildes, Materialien zu sammeln; oder sich in Zeugung zu vermannigfachen und zu verewigen; im Schlafen hat sie nur inneres Wachsein, bei geringem Verkehr mit dem Draußen; ist zur Verarbeitung der gewonnenen Materialien in Ausgestaltung ihres Werkes geschäftig; wachend mehr zum Erwerb der Stoffe und zur Verwendung der Kräfte; schlafend mehr zum Erwerb der Kräfte und Verbrauch, oder Verwandeln der Stoffe rührig; wachend mehr den höhern Lebensverrichtungen hingegeben, schlafend mehr den untern (49.).

Licht und Wärme, wie sie der Tag bietet, sind im Allgemeinen mehr der höhern Wirksamkeitsweise des Lebens hold, der Bethätigung des Faser- und Muskelreizes, der Befruchtung und Zeugung, der Verdichtung des Gewebes, der Streckung des Wuchses zur Höhe, begleitet von

Ausscheidung des Ueberflusses gasiger und tropfbarer Flüssigkeit aus dem Bau des Geglieders. Denn Licht mäßigt dabei die verflüchtigende Gewalt der Wärme; Wärme die verdichtende des Lichtes (41.)

Dunkelheit und Wärme hinwieder, wenn sie, wie zur Nachtzeit, vorherrschen, begünstigen mehr das Geschäft der niedern Lebensverrichtungen und des innern Wachseyns; Verdünnung, Verdauung, Verähnlichung der Säfte, Ausdehnung der Gefäße, Keimentwickelung und Wiederherstellung, oder Ergänzung des Verletzten. Pflanzen im Schlaf, oder von Dunkelheit und Wärme umfangen, werden schwammiger, wässriger, entfärbter; Thiere gedunsener, schlaffer, weichlichern Baues; während beide am Tage, in Licht und Wärme, schlanker, kerniger, gestärkter und farbenreicher erwachsen. Dunkelheit und Kälte mit einander verbunden, hemmen sich gegenseitig in Erweckung der Lebensregsamkeit (42.).

Obgleich Tages- und Jahreszeiten mit ihrem Mehr oder Minder des Lichts, der Wärme und andrer verwandten Kräfte, die Zustände und Geschäfte des Lebens im Wachen und Schlaf begünstigen: sind Schlaf und Wachen dennoch nichts weniger, als von ihnen allein bedingte Zustände, sondern aus dem Wesen des schaffenden Lebens hervorgegangne Gegensätzlichwerdungen seiner Thätigkeit. Allerdings öffnen viele Pflanzen ihre Blumenkronen, oder die nächtlich zusammengefalteten gefiederten Blättchen (wie Tamarinden, Mimosen u. s. w.), dem wachsenden Tageslicht am Morgen; andre später. Aber sie thun dasselbe auch, und erwachen um dieselbe Zeit, wenn sie, künstlich vom Genuß des Sonnenlichts ausgeschlossen, in tiefster Finsterniß gehalten werden. Wieder andre treten schon am vollen Tage, zu verschiednen Stunden, in den Schlummer zurück. Noch andre wachen, blühn, befruchten sich Nachts, und verschließen sich am Tage, wie Nachtviole, arabischer Jasmin (Nyctanthes sambac), die Nyctagineen u. a. m. Eben so verschlafen mehrere Thiergattungen den Tag, die aber allnächtlich wach, auf Nahrung ausgehn, Nester baun und sich begatten. Nur in den untern Klassen des Pflanzen- und Thierreichs haben wir jene Gegensätze der Thätigkeitsweise, zum innern oder äußern Wachseyn, noch nicht wahrnehmen können.

---

52. Zeugung und Tod.

Anfangs ein Funke, mehrt sich die belebende Macht des stofflichen Einheitsgebildes, mit Menge und Mannigfaltigkeit der Kräfte und Stoffe, welche sie in ihren Bereich aufgenommen und ihrem Gesetz untergeordnet hat. Die Fülle des Lebens mehrt sich bis zum Ueberströmen zu neuen

Gebilden. Je mehr Nahrung, je mehr Zeugungskraft. In Hungerjahren werden weniger Menschen geboren.

Je reicher an Wiederergänzungsvermögen das Leben, und je einfacher sein Bau ist, um so leichter wird seine Fortpflanzung geschehn; selbst durch einzelne Theile seiner Verkörperung (wenn in denselben das Wesentlichste seines Geglieders sich wiederholt findet), wie im Bau der Polypen, in Zweigen, oder Wurzeln, oder Knospen, selbst Blättern vieler Pflanzen. Im Samenkeim (Ei, Fötus) ist die Gesammtheit des Geglieders jeder Gattung vollständig in Anlage, aber nicht ausgebilde.

Das Leben auf seinen untersten Stufen, mit denen auch die vollkommensten Artungen desselben ihr Werk beginnen, hat in der anfänglichen Unfestigkeit, Flüssigkeit oder Weichheit der Stoffe, in denen es schafft, die meiste Hinneigung zur Ausdehnung, zum Wachsthum, zur Ergänzung seiner Gliederungen. Daher wachsen zwei und mehr Keime, in ihrer noch dotterartigen Beschaffenheit, gedrängt, in einander überfließend, leicht zusammen, als Doppelgebilde mit Doppelleben. So sehn wir zuweilen zusammengewachsene Kirschen, Mandeln, Thiere, Menschen.

Hinwieder kann auch einseitige Begünstigung, oder Störung, der einen oder andern Lebensverrichtung, im Ausbilden des Gewächses, einseitiges Entfalten, oder Zurückstehn einzelner Gliederungen, oder auch Entwickelung fremdartiger Lebensgattungen im Gehäuse einer andern, und auf Kosten derselben, d. i. Mißgestaltungen (monströse Bildungen) bewirken, welche sich mit dem Wachsthum des Ganzen verhältnißmäßig ausgestalten. Indem das schaffende Leben, bei dieser irren Richtung seiner Thätigkeit, zumal bei Ausbildung der edlern, innern Werkzeuge, die Mißverhältnisse fortsetzt; pflanzt es dieselben zeugend, als Gleichartiges von sich, im Samengebilde fort. Es hüllt hier den von ihm ausgegangnen Funken in dieselben Stoffarten und Formverhältnisse, welches es selber zum Bau seines Gehäuses anzunehmen gezwungen war. Innere Mißgebilde der Werkzeuge (organische Fehler) können daher in Geschlechterfolgen vererbt werden, besonders wenn, zur Fortzeugung, Geschöpfe auf einander wirken, welche durch Herkunft von gleichem Stamm, durch Gleichheit örtlichen Atmosphären-Tons, und der dadurch bedingten Beschaffenheit der Nahrungsstoffe, mehr oder weniger zu ähnlichen theilweisen Schwächen, oder Mißbildungen, der innern Gliederungen, Hinneigung empfangen haben. Feldfrüchte verarten und vergehn mit der Zeit endlich auf dem Boden, von dessen Pflanzen ihre Saat stammt. Völkerschaften, die in seltener Vermischung mit andern leben, nehmen endlich, unter dem Einfluß vom Klima und Boden ihrer Wohnstätte, eigenthümliche Haltung und Gestaltung des

Körperbau's, sogenannte Nationalphysiognomien, an, wodurch sie sich von Nachbarn unterscheiden. Familien, deren Kinder sich, nur unter sich, und unvermischt mit anderm Geblüt, fortpflanzen, sterben endlich entartend aus. Das leibliche Leben der Familien und Völkerschaften, wie der Thiere und Feldfrüchte, ist nicht das unwandelbar Wesende, sondern nur Erscheinung desselben, und kann sich nur in Mannigfaltigkeit und Wechsel erhalten.

Im zarten, flüssigen, dotterartigen Keim, dem sich irgend eine Artung des Urlebens angeschlossen hat, wickelt diese ihre Einheitsform aus einander, in Aneignung und Verdichtung der Stoffe, mit denen sie sich umkörpert. Ihr gesammtes Schaffen, im Erscheinen, ist ein fortgesetzter Verdichtungsprozeß der von ihr gegliederten Werkzeuge. Sind diese zur angemessenen Festigkeit gelangt, tritt das Urleben zeugend, ändernd in sich, zu erscheinenden Gleichartigkeiten der Gattung aus einander. Es waltet es unvergänglich in neuen Erscheinungen fort, während die frühern einzelnen Lebensgebilde dadurch wieder vergehn, wodurch sie wurden, nämlich durch den Verdichtungsprozeß. — Zuerst erstarren, im anhaltenden Verdichtungsverfahren, die festern Bestandtheile von außen nach dem Innern, welche bisher biegsam und geschmeidig gewesen; die Fasern und Knochen, Stützen und Träger des Flüssigen und Weichen. Mit ihrer Erhärtung verliert die bildende Lebensmacht die vorige Gewalt über sie; das Wachsthum in die Länge endet. Es bleibt nur noch Ausdehnbarkeit des Durchmessers übrig, welche endlich, mit fortdauerndem Verdichten der Stoffe, gleichsam ihre Gränzen findet. Dann bleiben noch die flüssigern weichern Theile des Körpers zum Spielraum der Lebensthätigkeit. Aber indem sie ununterbrochen die Bestandtheile der Fasern und Muskeln, der Zellen, Schläuche und zartesten Geflechte, dichter drängt, in sich verengt, werden den luftförmigen und tropfbaren Flüssigkeiten die Wege des Umlaufs, des Verdünstens und Wiedereinkehrens verrammelt. Das Leben verschließt sich damit selber, in Folge seines unwandelbaren Gesetzthums, allmälig den freien Verkehr mit der Außenwelt. Es zieht sich von den äußern, verhärteten, spröden Theilen seines Werks, immer tiefer in das Innere des Gehäuses zurück; und unfähig auch dieses, nach abgebrochner Verbindung mit dem Draußen, zu erhalten, überläßt es den ganzen Bau wieder dem wilden Spiele der von ihm nun unbeherrschbaren Bewegkräfte. Diese, nicht mehr durch seine Macht bezähmt, oder abgewehrt, zerstören das Werk, welches sie selber einst, im Dienst des Lebens, errichten halfen.

Dies Entweichen des Lebens, von seinem Stoffgebilde, wird der Tod genannt. Nicht die bewegenden Naturkräfte sterben: sie sind das

ewige Andewnde und Bewegende des Weltalls. Nicht die Lebstoffe verschwinden aus der Unendlichkeit des Vorhandnen. Sie, in Staub zerfallen, werden verweht, in Atomen aufgelöst, und, angezogen von andern Artungen des Urlebens, werden Bestandtheile von neuen Hüllen. Was heut auf Erden athmet, ist in die Asche längstvergangner Pflanzen, Thier- und Menschengeschlechter eingekleidet. — Nicht das Belebende stirbt; es ist der Gegensatz des Unbelebten; das Wesende kann sich ja nicht entwesen. Die Natur ist die Fülle des ewigen Lebens in wechselnden Erscheinungen ihres Andersseyns; nämlich der Welt.

---

53. Schlußbemerkung.

Was Pflanzen, Thiere und Menschen gliedert und gestaltet, ist, wie gesagt, eine und dieselbe Naturmacht; ein und dasselbe Urleben; nur in verschiedenen Abstufungen, Artungen und Wirksamkeitsweisen (46.), in welche es gegensätzlich aus einander trat. Pflanzen athmen ein und aus; schlafen, wachen, ernähren sich, zeugen sich fort, wie Thiere und Menschen; nur in andrer Weise. Bloß, als lebendige Geschöpfe genommen, sind Pflanzen in den Boden eingewurzelte Thiere, und Thiere sind wandelnde Pflanzen.

Ich habe bisher das Belebende rein, an und für sich, betrachtet, verbunden mit den Stoffen und Bewegkräften, welche es, zur von ihm beherrschten Einheit, gliedert; nicht verbunden mit Seele, oder Geist. Nur das Leben lebt; nicht Luft oder Felsen, nicht Feuer, oder elektrische, oder magnetische, oder eine andre Bewegkraft. Nur das Leben lebt; nicht die Seele lebt, nicht der menschliche Geist lebt, obgleich man sich des bildlichen Ausdrucks von beiden zuweilen bedient; oder Leben, Seele und Geist mit einander verwechselt; oder Alles für eins und dasselbe hält. Das wesende Seelische, die wesenden Geister schweben hoch über Stoff, über Bewegkraft und Leben.

V. Das Seeliſche.

54. Die Natur in Anſchauung und Gefühl ihres Selbſtes. Das Seeliſche und Allbeſeligende.

Nähern wir uns, in Betrachtung der Natur, einer höhern Sphäre ihrer Herrlichkeit und Macht; in der ſie ſich uns, als die Alles Beſeelende, in ſich Allſelige, verkündet: ſo treten wir aus der Wunderwelt ihrer ins Unendliche auseinandergezweigeten Stoffartungen und mit denſelben vermählten Bewegkräfte, und den daraus in tauſend und tauſend Geſtalten durch das Leben geſchaffnen Abbildern der Natur-Einheit, in ein noch glänzenderes Wunderreich. Da beſteht ſie nicht bloß, als die allgegenwärtig Sachliche (28.), allmächtig Wirkende, ewig Aendernde (29.) und doch in unbedingter Einheit Beharrliche (44.), ſondern ſie offenbart ſich uns in Anſchauung und Gefühl ihres Selbſtes (5.). Sie iſt kein todtes, ſtarres, in der Nothwendigkeit ihres Geſetzthums Hinwirkendes: ſondern die beſeelende Ur-Seele des Alls. Sie gewahrt, ſie empfindet, ſie fühlt ſich ſelbſt.

Aber hervorgetreten aus ihrer weſenden Urheit in ihr Andersſeyn; aus ihrer Unbedingtheit in das Bedingte; aus ihrer Unendlichkeit ins Endliche, erſcheint ſie, als endliches Gewahren; als Beſchränkt-Seliges; als von Unluſt begränzte Luſt. Aber am Seyn erkennen wir das Weſen; im Bewirkten, das Wirkende; im Endlichen das Unendliche. Denn die Wirkungen ſind inner ihrer Urſache (53.), nicht außer derſelben.

55. Die Weltſeele.

Die ihr eignes Selbſt gewahrende und fühlende Natur, aber zum Andersſeyn in ſich gegenſätzlich gewordene, können wir mit den Namen der Urſeele oder Weltſeele bezeichnen; wie wir uns auch erlaubt haben, das allgemeine, erſte Andersſeyn ihres Sachlichweſens, Urſtoffiſches, oder ihres Wirkens, Urkraft, oder ihres Einheitsäußerns, Urleben zu nennen. Und wie ſie in allen Sphären ihrer Wirkſamkeitsartungen wieder vom Allgemeinen zum Beſondern, und in die mannigfaltigſten Einzelheiten gegenſätzlich auseinander tritt: ſo auch, als Weltſeele in das Zahlloſe der Einzel-Seelen, die, wie die Weltſele ſelbſt, nur aus ihrer Weſenheit hervorgegangen, untrennbar eins in ihr ſind.

Doch so wenig wir, von dem gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnisse und Erfahrungen, die Stufenreihe der Stoffe, Bewegkräfte, oder Lebensgattungen überschauen können, wie sie aus dem Allgemeinsten zum einzelnen Höchsten, vom Formlosen zum in sich vollendetsten Gebilde, aufsteigen: eben so wenig ist für uns dasselbe vom Erscheinen des seelischen Wesens in zahllosen seelischen Artungen möglich. Nur soviel lehrt uns die Beobachtung, daß sich die Natur, in dieser ihrer Wirksamkeitssphäre, nicht so weitverbreitet äußert, wie in allen vorher bezeichneten. Nur ein geringer Theil belebter Stoffgebilde ist beseelt; nur Thiere und Menschen auf dem Erdball empfinden und fühlen. Alle andern Schöpfungen stehn und wandeln, gleichsam wie Todtes; ohne sich selber, oder das Uebrige um sich her zu gewahren; ohne Lust, ohne Schmerz.

Und doch scheint diese Naturmacht, wie jede andre, weiter durch das unendliche All ausgegossen zu seyn, als sie sich unserm blöden Blick im Endlichen offenbart. Ist's nicht auch das allgegenwärtige Stoffzeugende? Sind es nicht auch die geheimnißvollen Bewegkräfte, die vorhanden ruhn, wo keiner unsrer Sinne sie entdeckt, bis sie, durch Erregung geweckt, wirkend hervortreten? Ist's nicht ebenso das überall waltende Ur-Leben des Alls? —

Wie das Ur-Leben, wie die Urkraft nur gewahrbar wird, wenn es, mit Stofflichem verbunden, sich darstellt: so kennen wir auch die Weltseele nur, wenn sie, irdisch eingekleidet, uns im Endlichen begegnet. Aber es reden tausend unläugbare Erfahrungen davon, daß das seelische Empfinden und Gewahren bei Thieren und Menschen seine Sphäre oft weit über die äußern Leibes- und Sinnengränzen ausdehnt, wie in Antipathien, sogenannten Ahnungen, schlafwanderischen Zuständen, Nervenkrankheiten u. s. w. bemerkbar wird. Es muß ein Erregen und Erregtwerden der Einzelseelen gegenseitig möglich seyn, vermittelt der das All durchfließenden Weltseele; auch unvermittelt durch Stoffe, Kräfte und Lebensgattungen. Ich sage möglich, weil Thatsachen zeugen. Doch davon künftig.

---

56. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben.

Stoffe sind Träger der Bewegkräfte; diese sind die Trägerinnen des Lebens; das Leben hinwieder ist der Träger des Seelischen. Und gleichförmig, wie sich das Leben zu immer vollkommner gegliederten Gewächsen entfaltet in der Pflanzenwelt: so stuft sich das Seelische, so die Thierwelt, neben der Pflanzenwelt, gleichlaufend, vom Allgemeinsten, Einfachsten, in sich kaum Unterscheidbaren, zum Vollendetsten heran.

Wir erblicken, auf den untersten Stufen des Beseelten, die Weichthiere, Polypen und Korallen, fast ohne Gliederung, geschlechtlos; kleinen, den Augen oft ungewahrbaren Schleimbläschen, oder zu Röhren verlängerten Blasenformen, ähnlich. Sie sind noch ohne Eingeweide, sogar ohne Sinnwerkzeuge, und dennoch beseelte Gewächse; denn sie tummeln sich in reger Bewegung durch einander; weichen einander aus; gewahren sich gegenseitig und flüchten vor Störungen, die in ihrem flüssigen Element verursacht werden. — In Muscheln und Schnecken, schon mit Eingeweiden und Zeugungstheilen versehen, äußert das Seelische größere Empfindlichkeit; schärfere Gewahrung der Dinge. Insekten, vollständiger, als jene, ausgebaut, größtentheils in getrennten Geschlechtern, zeigen endlich auch schon einige äußere Sinnwerkzeuge zum Behuf des sie beseelenden Wesens; mehr noch die Fische; mehr noch die Vögel. Aber das vollständige Gliederwerk, die sämmtlichen Sinnwerkzeuge, wie solche auch der Mensch besitzt, haben, in verschiedner Gestaltung, die Säugthiere empfangen. In ihnen offenbart sich daher das Seelische für uns mit mannigfaltigster Eigenthümlichkeit am hellsten; besonders in den vollkommnern Säugthieren, wie Hunden, Affen, Elephanten, Pferden u. s. w. Wir bemerken im Körperbau derselben besonders eine größere Menge von Nerven, die das eigengeartete Leben vom Gehirn und Rückenmark fast nach allen Gegenden des Leibes, und nach allen äußern Werkzeugen der Sinne, wie vorzügliche Leiter, wie Hauptstraßen seelischer Wirksamkeit, ausspinnt. Aber auch bei den untersten, unvollkommensten thierischen Gattungen ist noch Nervengewebe zu erkennen. Wahrscheinlich ist der ganze, gallertähnliche Bestand dieser Geschöpfe von nervischer Art; seelisch umflossen und durchdrungen.

Um das Leben an und für sich im Wirken und Schaffen rein, ohne irgend eine Einwirkung vom Wesen der Seele, zu beobachten, hab' ich es, in der vorhergehenden Betrachtung (44.) mit seinen Verrichtungen nur in der Pflanzenwelt angeschaut. Eben so mag das Seelische für sich allein, und in seinen Eigenthümlichkeiten, unveredelt durch Einwirkungen (26.) des Geistes, in der Thierwelt am besten erkennbar gemacht werden können. Noch heutiges Tages wird von Vielen Seele und Geist für das Gleiche gehalten, wie beharrlich sich doch ihre Verschiedenheit dem flüchtigsten Blick aufdringt. Man hält das Höchste im Menschen nur für eine vollkommnere Thierseele! Aber das Seelische ist offenbar nur Diener des geistigen Wesens, und kann durch dieses selbst veredelter werden.

Auf ähnliche Weise erscheint auch das pflanzische Leben, wenn es mit dem Empfinden und Gewahren der Seele vereint ist, als ein Ge-

Hohneres, Veredelteres. Und doch bleibt es in seiner Wesenheit unwandelbar nur dasselbe, und wird unter dem Lautwerden der Gefühle stets nach seinem eignen, ewig gleichen Gesetz thätig. Es legt keine seiner mittelbaren, oder unmittelbaren Verrichtungen zum Wachsthum, Gliedern und Fortzeugen, zur Aneignung, Fortbewegung, Absonderung und Wiedererſetzung der Bewegkräfte und Stoffe, ab; Verrichtungen, die man im Allgemeinen, als Wirkungen der Lebenstriebe, zu bezeichnen pflegt.

Hinwieder weicht auch das Seelische nie, wie mächtig es immerhin vom ihm verwandten Leben (oder auch vom menschlichen Geiste), aufgeregt werde, von seinem eigenthümlichen Gesetzthum ab. Denn alle Empfindungen, Gewahrungen und Gefühle, erregt durch das Leben, oder durch Außendinge, sind nicht im Leben, nicht im Fleisch und Blut, nicht in den Außendingen der übrigen Welt; sondern sie sind Erregtes im Wesen der dadurch bethätigten Seele. Diese schwebt gleichsam über dem Leben, als Wächterin und Hüterin desselben; als Warnerin desselben vor Gefahren; und weckt seine Geschäftigkeit durch Aeußerungen der Luſt oder Unluſt. Was die Pflanze nicht gewahren kann, sieht und hört das Thier, dessen Seelisches auf das Belebende, wie dieses auf bewegende Kräfte und Stoffe zurückwirkt, zum Ruhen, oder Ortsverändern, zum Annähern oder Fliehen.

Im All der unendlichen Natur und ihrer Wirksamkeitssphären ist Wesen und Gesetzthum des Seelischen das unmittelbar Verwandte, Gleichartige, Gegensätzliche vom Belebenden. Eben dadurch sind die Wechselwirkungen beider innig, einig, gleichzeitig, oder vielmehr zeitlos. Die allgemeinsten Gesetze der Natur offenbaren sich in ihnen beiden, wie in allen andern (25.). Wenn ein anhaltendes, oder übermächtiges Wirken der Grundkräfte und Stoffe, wogegen sich das Leben nur leidend verhalten kann, diesem in seinen Verrichtungen endlich störend und hemmend wird: so werden hinwieder auch die seelischen Empfindungen durch anhaltende, übermächtige, vom Leben ausgegangne Reize endlich stumpf. Und gleichwie vorzugsweise, einseitige Begünstigung und Pflege einzelner Lebensverrichtungen, diese, oft zum Nachtheil andrer, stärkt und mehrt; oder einzelne Theile des leiblichen Gegliedes unmäßig ausbildet; eben so wird auch die Seele, durch einseitige Erregung und Uebung einzelner ihrer Vermögen, in diesen unverhältnißmäßig erregbar und gemehrt. Jeder Mangel in den Werkzeugen der äußern Sinne, jeder Mangel in Beschaffenheit und Verflechtung der Nerven, wird zum Mangel seelischer Wirksamkeit.

57. Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne.

Ich will, um größere Klarheit in die Darstellung des seelischen Machtkreises zu bringen, ihn hier erst überhaupt andeuten.

Das Seelische in Thieren (wie Menschen) ist, seiner Wesenheit nach, das sich und Anderes, in Empfindung und Gefühl, Gewahrende. Abwärts, wenn ich so sagen darf, wurzelt es durchs Empfinden ins Gebiet des Lebens ein; aufwärts wipfelt sich's im Gefühl zur Region der Geisterwelt empor.

Zum Empfinden wird es unmittelbar vom Leben über dessen Forderungen, aber mittelbar durch das Leben, über die Verhältnisse der Außendinge erweckt. Die unmittelbar vom Leben, und für dasselbe, erregten Empfindungen, werden zu Begierden. Sie sind nichts anders, als die gleichsam mit Empfindung bekleideten Lebenstriebe, die wir, wie in Pflanzen, auch, als eben dieselben, in den Thieren erkennen. Die mittelbar, durch Lebensthätigkeit von Außendingen, erzeugten Empfindungen, werden Gewahrungen genannt, und vermittelst fünf äußerer Sinnwerkzeuge, des Tastens, Schmekkens, Riechens, Sehens und Hörens gegeben.

Alle Empfindung, weil durch Einwirken (26.) des Lebens und seines Bedarfs im Seelischen geworden, ist eine sogenannte körperliche, und nach Maßgabe der Erfüllung oder Verletzung des Lebensgesetzes, eine angenehme, oder unangenehme; ein leibliches Behagen, oder Mißbehagen; ein Kitzel oder Schmerz.

Aber zum Selbstgefühl emporgesteigert, wird das leibliche Empfinden in der Seele ein Andersseyn von sich. Der leiblichen Empfindung des Schmerzes, oder Kitzels, steht hier das Gefühl eines Wohl- und Wehseyns, der Freude und Trauer, gegenüber, ganz verschieden von Leibes-Empfindungen, ja oft ganz unabhängig von diesen. Thiere vergessen in der Stärke ihrer Gefühle selbst die Triebe des Lebens; können unter Körperschmerzen freudig seyn; und, bei leiblichem Wohlbehagen, in Traurigkeit vergehn. Der treue Hund stirbt, Trank und Speise verachtend, am Grabe des Herrn; und die Mutterliebe des weiblichen Affen, wie der Löwin, vergißt den Schmerz empfangener Wunden, beim Wiederfinden der verlornen Jungen. — Obwohl die Wörter Empfindung und Gefühl im gemeinen Sprachgebrauch oft für gleichgeltend, oft in entgegengesetzter Bedeutung genommen werden, will ich sie doch, in der eben vorhin bezeichneten beibehalten; um so lieber,

weil Empfinden der Dinge gleichsam ein „Auffinden derselben“ durch die äußern Sinne, zu sagen scheint.

Auch das, was wir Gefühl nennen, was erst, durch äußere Empfindung und Gewahrung, im Seelischen rege wird; was gleichsam ein Urtheil des Seelischen über das Empfundene ausspricht, tritt seinerseits in fünf innere Sinne aus einander. Es sind die des Aufmerkens, Nachahmens und Gewöhnens, sowie des Gedächtniß- und Ahnungssinns. Auch für sie mag das Leben eigenthümliche Werkzeuge, vielleicht im Nervengebiet, gebaut haben, die jedoch dem Auge des Forschers bis jetzt noch unbekannt geblieben sind. Man hat diese Sinne vielmals Vermögen, oder Fähigkeiten der Seele genannt, um sie von den Außensinnen zu unterscheiden. Aber auch diese sind, so gut wie jene, seelische Vermögen und Fähigkeiten. Oder man hat sie wohl gar für Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gehalten. Aber der ganze Spielraum ihrer Thätigkeit ist, wie der von den Außensinnen, auf das Gebiet der Sinnlichkeit beschränkt; und alle nehmen wir sie, einzeln, oder vereint, wie im Menschen, auch bei Thieren höherer Ordnung wahr. Das Thier merkt auf, ahmt nach, gewöhnt und erinnert sich, und ihm ahnet Kommendes.

Bevor ich zur nähern Bestimmung des Empfindens und Fühlens, worin das seelische Wirken in sich gegensätzlich wird, und zur besondern Betrachtung der Außen- und Innensinne übergehe, worin sich jene verzweigen, glaub' ich noch auf eine allgemeine Aehnlichkeit beider Sinnesreihen hinzeigen zu sollen. Nämlich: wie der Außensinn des Tastens, Schmeckens und Riechens den Gegenständen der gegenwärtigen Nähe im Raum zugewandt sind: so ist der Innensinn des Aufmerkens, der Gewohnheit und Nachahmung den Gegenständen der gegenwärtigen Zeit zugerichtet. Hinwieder, wie die Außensinne des Hörens und Sehens sich dem Entfernten im Raum zuwenden, so wendet sich der Gedächtnißsinn dem entfernten Vergangnen, und der Ahnungssinn dem Zukünftigen in der Zeit zu; beide also dem Nichtgegenwärtigen. Die für das Nahe und Gegenwärtige geeigneten Sinne dünken uns von tieferstehender, der für Fernes und Nichtgegenwärtiges, von höhere Art zu seyn. Davon künftig.

Das Hedysarum und manche andre Pflanze zeigt uns Muskelreizbarkeit (Irritabilität), aber kein Empfinden ihres Selbstes, in Behaglichkeit und Unbehaglichkeit. Empfindung ist die einfachste und erste Aeußerung einer Einzelseele, welche sich, durchs Leben, mit Stoffen und Bewegkräften verbunden hat. Sie durchfließt und umschwebt das kleinste Aufgußthierchen, wenn irgendwo im Wasser Lebstoff

zu Schleim gerinnt, woran sich vom Urleben und Urseelischen anhängen kann. Aber in diesem Einfachen liegt schon, (wie im Samen der Eiche und Ceder, die Entwickelungsmacht des künftigen Baums,) der Keim aller übrigen Sinne eingeschlossen, obgleich die äußern Werkzeuge dafür noch fehlen. Es ist da nicht bloßes leibliches Lust- und Schmerz-Empfangen vorhanden, sondern schon sehr dunkles Gewahren der Außendinge und ihres Einflusses auf die Wirksamkeit des Lebens; dunkles, weil noch durch keine Sinnwerkzeuge. Wir bemerken dies an jenen Thierchen, denen noch alle Sinnorgane mangeln, und die sich, ehe man sie nur berührt, wie von drohender Gefahr zusammenziehn, oder entweichen.

Zu diesem über das thierische Lebensgebilde hinausgehenden Empfinden und Gewahren, welches wenigstens nicht durch Vermittlung eines der fünf Sinne geschieht, scheinen auch manche jener seelischen Aeußerungen zu gehören, die, wie schon gesagt, man unter dem Namen der Sympathien und Antipathien zu begreifen pflegt; eben so jene (rhabdomantische) Empfindlichkeit mancher Personen für verborgene, unterirdische Wasser, Erden, Salze, Metalle u. s. w.; oder die Wahrnehmungen, welche, ohne Vermittlung der Außensinne, von Nachtwandlern und Mondsüchtigen gemacht werden.

Dies allgemeinste und erste Sich-Aeußern des seelischen Wesens steht gänzlich zum Dienste des Lebens und dessen Schaffens. Eine dunkle Gemeinempfindung, wie außerhalb, so innerhalb des thierischen Leibes, deutet auf das, was den Lebensgesetzen entsprechend, oder widerwärtig ist. Die Seele gibt den Lebenstrieben gleichsam eine Stimme, um sich lauter zu machen.

---

58. Gegenseitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander.

Die durch Lebenstriebe im Seelischen erregten Empfindungen heißen Begierden. — Triebe sind Forderungen vom Gesetzthum des Lebens, in Pflanzen und Thieren. Die Grundtriebe in beiden, Selbsterhaltung und Fortzeugung ihrer Art, sind auch die eigentlichen Grundbegierden in beiden; sie sind es im Menschen eben so, wie im Thiere.

Der Trieb der Selbsterhaltung wird im Thiere, ohne Ahnung vom Tode zu haben, zur Begier seiner Lebensbewahrung. Es strebt, jeder Gefahr zu entrinnen. Es kennt, unbekümmert um alles Andre, nur seine eignen Bedürfnisse; sorgt nur für sich; wie, ihm ähnlich, durch Selbstsucht (Egoismus), der Thiermensch. Diese

Selbstgier wird in einer Doppelbeziehung zum Nahrungs- und Sicherheits-Begehren. Der Nahrungstrieb der Pflanze wird im Seelischen zur Habgier alles dessen, was zur Stillung des Hungers, oder zum Sinnenkitzel, dienen kann; wie im Menschen die mehr, als dies, umfassende Habsucht. Bei den meisten Thieren erfolgt, nach Sättigung des Bedürfnisses, gleichgültige Vernachlässigung und Verschleuderung vom Ueberrest des Futters, ähnlich der menschlichen Verschwendung; oder bei andern ein einstinktmäßig vorsorgendes Aufbewahren desselben, mit Feindlichkeit gegen andre Geschöpfe, die davon begehren; ähnlich dem menschlichen Geiz. Das schwächere Thier blickt auf die Mahlzeit des Stärkern voll Neides.

Der Trieb zur Sicherheit wird beim Gefühl der Stärke, durch Gewaltthat, beim Gefühl der Schwäche, durch instinktmäßige List befriedigt; wie unter thierähnlichen Menschen, welchen, zur Sättigung ihrer Begier, Recht und Unrecht gleichgültig wird. Aus dem Trieb nach Sicherheit quillt, beim Gefühl der Stärke, Nothwehr; und, nach erlittener Beschädigung, Rachgier; oder, beim Gefühl der Schwäche, unterwürfige Kriecherei und Furchtsamkeit.

Der Trieb zur Fortzeugung, oder der Geschlechtstrieb, welcher beim Thier zur Begier nach Paarung, beim Menschen zur Geschlechtswollust wird, geht, und zwar am meisten in weiblichen Thieren, zur Erhaltungsbegier der Jungen über.

Mit dem Triebe der Selbsterhaltung und Fortzeugung ist der Einnistungs- und Geselligkeits-Trieb verbunden, der jedoch nicht von allen Thieren gleich stark empfunden wird.

Die sogenannten Instinkte und Kunsttriebe, welche kaum, mit scharfer Bestimmtheit, unterscheidbar von einander sind, können bei einigen Thiergattungen, als besondre Aeußerungen des Selbsterhaltungstriebes, oder als desselben Hülfstriebe, angesehn werden. Wir finden diese Instinkte auch im Pflanzenleben, bei Wahl der Nahrung, des Lichts, der veränderten Stellung ihrer Zweige und Blätter, am Tage und des Nachts, oder beim Wechsel des Wetters u. s. w. Eben so könnten auch die Gespinnste mancher Rankengewächse (wie etwa der europäischen Cuscuta, der Lianen u. s. w.), oder das Erhaschen kleiner Insekten (wie etwa durch die schöne Oenothere), als Kunsttriebe des Pflanzenlebens gelten.

Genug, und ohne hier ausführlicher zu seyn: alle Lebenstriebe, indem sie beseelt (im Seelischen gegensätzlich geworden, Empfindungen), werden, verwandeln sich in Begierden, die, nach Beschaffenheit des Triebes selbst, entweder anziehend oder abstoßend, Aeußerungen des

Verlangens oder Abscheu's sind; und nach dem Grade der Stärke sie begleitender Empfindungen und Gefühle, mehr oder minder heftige, Aufwallungen (Affekten) seyn können.

Es versteht sich von selbst, daß die Begierden des Thiers, wie schrecklich und zerstörend sie seyn mögen, weder ein Gepräge von Sittlichkeit, noch Unsittlichkeit an sich tragen. Dem vernunftlosen Geschöpfe fehlt, mit der Kenntniß des Rechts und Unrechts, auch Tugend und Sünde. Man pflegt wohl dem Thiere Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe, Treue u. s. w. zuzuschreiben, was doch nur Erfolge der Gewöhnung sind. Häufig sinkt der Mensch, mit seinen Begehrlichkeiten und Leidenschaften, in Verthierung. Aber zur Geisteswürde läßt sich kein Thier vermenschlichen.

---

59. Aeußere Sinne des Betastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Parallelismus der Sinne.

Das durch die ganze irdische Lebenshülle ausgebreitete seelische Empfinden (57.) geht, in den fünf äußern Sinnen zu besondern Empfindungsarten, gegensätzlich in sich, auseinander. Den allgemeinsten Gegensatz zum Empfinden bildet der meist über die Oberfläche des Leibes ausgedehnte Tastsinn, der sich, im Geschmack, gleichsam zum Betasten des im Tropfbarflüssigen Aufgelösten, und im Geruch zum Betasten des Dunst- und gasförmigen Stoffes verfeinert. Während der Tastsinn nur über Widerstand des Harten, Flüchtigen und Weichen, so wie über Umgränzung desselben Kunde gibt, schweigen darüber Schmeck- und Riechsinn. Diese unterscheiden das durch Atome in ihnen Erregte, als Empfindung des Sauren, Süßen, Bittern. Allein das durch sie Gewahrte ist in beiden (Geruch und Geschmack) so unbestimmbar, daß es selbst schwer fällt, den Eindruck davon bestimmt im Gedächtniß zu erneuern; und ist einander so verwandt, daß die Sprache fast aller Völker dafür nur einerlei Namen gegeben hat.

Mit Recht nennt man jene drei Sinne (des Tastens, Schmeckens, Riechens) die untern. Denn obgleich die durch sie empfundnen Dinge in unmittelbarer Berührung mit den Sinnwerkzeugen gebracht werden müssen, bleibt die Vorstellung von dem, durch sie im Seelischen, Erregten eine unklare. Hinwieder sind die Eindrücke, welche wir durch den Sehsinn und Hörsinn, als Farbe und Schall empfangen, weit bestimmbarer; in der Vorstellung deutlicher, obwohl sie nur aus der Ferne, durch fortgepflanzte Schwingungen der, zwischen ihnen

und dem Auge und Ohr liegenden, Stoffe, in mittelbarer Berührung mit diesen Sinnesorganen stehn.

Nicht minder beachtungswürdig ist ein gewisses ebenmäßiges, oder gleichartiges, Verhältniß in den Hauptarten und Uebergängen von den Empfindungen sämmtlicher fünf Außensinne, unter einander. Dieser Gleichlauf (oder Parallelismus) der Sinne, ist freilich, bei der Armuth der Sprachzeichen, bei der schwierigen Unterscheidbarkeit der Geruchs- und Geschmackserregungen, bei dem Schwankenden in Beziehung der Tast-Empfindungen, nicht leicht zu verdeutlichen. Indessen möge folgende Zusammenstellung, als Versuch, dazu gelten, worin die größer gedruckten Wörter, gleichsam einen harmonischen Dreiklang der Grundtöne, die übrigen nur Uebergänge bezeichnen.

Gehör:	Prime,	sekunde,	Terze,	quarte,	Quinte,	sexte septime.
Gesicht:	Roth,	orange,	Gelb,	grün,	Blau,	indigo, violet.
Geruch: Geschmack:	Sauer:	sauersüß,	Süß,	bittersüß,	Bitter,	bittersalzig, salzsauer.
Getaste:	Hart,	elastisch,	Flüssig,	zähe,	Weich,	lockermürbe-spröde

Vielleicht vermißt man beim Tastsinn (wo ich unter dem „lockermürben" Verschiebbar-Hartes verstehe) die Einreihung des Rauhen und Glatten; doch ist dies nur Vorhandensein, oder Mangel, von härtern oder weichern Unebenheiten einer Oberfläche. Oder man vermißt beim Geschmack und Geruch die Erwähnung des gewürzhaft Aetzenden, gleichsam Brennenden. Doch dieser Reiz, der oft auch ohne andre Geschmacks- und Geruchserregung seyn kann, ist mehr nur ein flüchtiges, im Gemeinempfinden gewährtes, leichtes Verletzen und Verwunden der Nerven, woraus leises Schmerzen und Betäubtwerden erfolgt.

Jedes Empfundene ist also nur eine Uebersetzung des Draußen, in die Sprache der Seele. Der vom Nadelstich verursachte Schmerz ist nicht in der Nadel; der in uns empfundene Ton, nicht in der Saite selbst vorhanden; das in unserm Seelischen, als Farbe, bezeichnete, nicht in den Gegenständen, außerhalb des Auges, befindlich.

---

60. Das seelische Innenlicht.

Wir wissen von der lichtischen Bewegkraft, daß sie außer uns mit Stoffischem gepaart sey (41.). Sie wirkt chemisch auf andre Stoffe ein, wird von ihnen angezogen, abgestoßen, verschluckt und verändert. — Wir wissen, daß dieser Lichtstoff zur Ortsveränderung mit

einer Bewegkraft geeint sey, und seine Bewegung, in Auge und Sehnerven, zum Wesen des Lebens, und von ihm ins Seelische, überall nur, als Erregtes, fortgepflanzt wird. Die davon in der Seele gewordne Empfindung, heißt Helligkeit; der Grad der Helligkeit, Farbe; die stärkste Helligkeit, Glanz; die schwächste, Finsterniß, welche beinahe an Nichtvorhandenheit lichtischer Erregung gränzt. Gänzliche Abwesenheit dieser letztern in der Seele wird Blindheit genannt. Der Blinde hat weder Empfindung der Finsterniß, noch Helligkeit; so wenig, als er mit der Hand, oder einem andern Theil seines Leibes, sehn kann. Beim Blinden begegnet das Außenlicht in seiner Fortpflanzung keinem durch sie erregbaren Stoff, oder keine verwandte Bewegkraft; was durch irgend einen Fehler des Lebensgebildes, sey es im Auge, oder in den Sehnerven veranlaßt wird. Allgemeine Verminderung der Erregbarkeit wird zum schwachen Sehen. Theilweise Fehler im Stoff, oder Bau der Sehnerven, wodurch sie theilweis unerregbar, gleichsam unbewegbar für die Seele werden, haben ein nur theilweises Sehen zum Erfolg. Dies ist der Fall bei Personen, welche zwar nah und fern die Formen der Gegenstände vortrefflich und scharf unterscheiden können, aber nicht die Farben, sondern diese häufig mit einander verwechseln. Sie sind, bei näherer Prüfung, entweder rothblind oder blaublind; das heißt, sie haben keine Empfindung vom Rothen, oder vom Blauen. Mir ist weder aus fremder, noch eigner Erfahrung ein Beispiel von Gelbblindheit bekannt geworden. Ich habe Grund zu glauben, diese stehe der Stockblindheit gleich. Ungefähr ähnliche theilweise Fehler des Stoffs, oder Baues der Gehörnerven, mögen den Mangel des sogenannten „musikalischen Gehörs“ verschulden. Wie scharf auch Personen, denen dieses abgeht, die leisesten Laute empfinden mögen, sind sie doch unfähig zum zarten Unterscheiden und Begränzen bestimmter Töne.

Daß Helligkeit und Farbe nicht eigentlich etwas außer uns im Lichte, sondern in uns Hervorgebrachtes sey, davon belehrt schon jede andre auf die Augennerven bewirkte Erschütterung. Ein Stoß, ein Druck gegen die äußerlich geschlossenen, empfindlichen Sehwerkzeuge, oder ein galvanischer Reiz in denselben, ruft darin lichtische Erscheinungen hervor. Beim anhaltenden, angemessenen Druck des Augapfels sieht man sogar dessen Hintergrund innerlich; so wie, nach jeder Blendung von zu starkem Sonnenlicht, vor uns kleine, farbige Scheiben umherzuschweben scheinen, die vom Blauen durch Gelb zum Roth, das heißt zu ihrem Gegensatz, dem Schatten von sich, übergehn. Denn Schatten ist keineswegs Lichtberaubung, oder Nicht-Licht, weil wir einen lichtlosen Schatten unmöglich sehn könnten; sondern ein wirklicher lichtischer Gegensatz einer Farbenempfindung.

Der Gegensatz des reinsten Lichts ist Finsterniß, oder Stellvertreter derselben Schwarz. Der Schatten des gelben Lichts (z. B. der Sonne bei ihrem Auf- und Untergang) ist blau; der des blauen (z. B. durch blaues Glas fallenden) Lichts gelb; des grünen Lichts (z. B. beim Scheinen der Sonne durch grünes Glas, durch grünseidne Vorhänge) violet; des rothen Lichts (z. B. der durch Strontiansalz gefärbten Alkoholflamme) grün, u. s. w. Und so umgekehrt *).

Vollkommen mit diesen, scheinbar in der Außenwelt vorhandnen lichtischen Gegensätzen sind diejenigen übereinstimmend, welche sich zeigen, wenn man ein Stückchen gefärbtes Papier eine Zeitlang anhaltend betrachtet, und dann den Blick rasch auf ein weißes Blatt wirft: die Gegenfarbe, oder der beziehungsweise Schatten, wird bald nachher darüber umherschwimmen, z. B. nach Beschauung einer schwarzen Fläche, ein weißlicher, heller Schein, nach einer blauen Fläche gelber Schein u. s. w. Unsre Naturlehrer nennen diese innern, oder im Seelischen erregten, Farben-Erscheinungen, zufällige (komplementäre, subjektive); als wenn sie nicht eben so nothwendige, denn die durch Außenlicht in uns erregten wären, weil sie beide ganz die gleichen sind.

---

61. Das Außenlicht, und dessen Farben-Erregung.

Das Außenlicht, welches in gradlinigten Strahlen, mit einer Schnelligkeit von mehr, denn 40,000 Meilen in der Sekunde (also mit ungefähr gleich schnellem Lauf der elektrischen Flüssigkeit), die Sehnerven trifft, betäubt dieselben, blendet sie, wenn es nicht gemildert ist. Nur gemäßigter Lichtreiz im Sehsinn bewirkt Farbenempfindung und Unterscheidbarkeit des Beleuchteten. Lichtmilderung entsteht durch Minderung entweder der Schnelligkeit, oder der Dichtheit der Strahlen. Und eins, wie anderes, wird bewirkt durch Zerstreuung, oder durch Brechung, oder Bindung, oder Verschattung des Außenlichts. Darüber noch einige Worte.

Zerstreuung des Lichts wird schon durch den eigenthümlichen,

---

*) Die farbigen Schatten zu ihren Farbenlichtern in jeder Abstufung genauer zu bestimmen, dient es, wenn man die sieben Farben des Regenbogens, nach den durch Newtons Messung gefundenen Ausdehnungsverhältnissen derselben in einen in 360 Grade getheilten Kreis, verschwimmend einträgt, so daß sie vom Mittelpunkt kegelförmig ausgehn, und die Gränze von Roth und Orange genau auf den 45sten Grad, von Orange und Gelb auf den 72sten Grad fällt u. s. w. Dann werden sich alle Farbentöne in den zartesten Gegensätzen gegenüberstehn, und immer jeweilen die dunklern den hellern.

gradlinigen Lauf der Strahlen verursacht, in welchem sie nach allen Seiten von ihrem Ausgangspunkt aus einander fließen; und die Lichtstärke nimmt in demselben Verhältniß ab, in welchem das Gevierte der Entfernungen zunimmt. Nicht alle Strahlen haben aber gleich schnelle Bewegtheit. In der blendenden Strahlenmasse sind die des stärksten und schnellsten Laufs ungetrennt vermischt. Den ersten Grad ihrer Trübung nennt man Weiß; den zweiten Gelb.

Durch die bekannte Brechung des Lichts (z. B. im Prisma, Regen u. s. w.) werden die Strahlen noch mehr zerstreut und, im Verhältniß ihrer Bewegungs-Geschwindigkeit, aus einander geschieden. Diese Scheidung ist also an sich schon Lichtmilderung. Das Gelbe aber hat die meiste Lichtstärke behalten, und für sich allein soviel, als das Grün, Blau, Indigo und Violet zusammen. Es ist nur darum gemilderter, als Weiß, weil sowohl die Strahlen der schnellsten, als schwächsten Bewegung, von ihm seitwärts entwichen sind. Denn jene werden, vermöge ihrer Schnelligkeit, am wenigsten durch das brechende Mittel von ihrem gradlinigen Lauf abgelenkt, oder gebrochen; hinwieder die langsamen am meisten. Jene sind darum in ihrem raschern Flug auch wärmezeugender, als diese. — Die Strahlen der schnellsten Bewegtheit vereinen sich, als Roth zeugendes Licht, das weniger Stärke hat, daher in nicht so weiten Entfernungen gesehn werden kann als Gelb; weil alle Strahlen mittlerer und schwacher Bewegung von ihm getrennt sind. Es hat mit der Masse, an Kraft eingebüßt. Strahlen der langsamern Schwingung wirken, eben wegen ihrer mindern Geschwindigkeit, mit schwächerm Reiz auf den Sehsinn; so auch, weil sie wegen ihrer größern Brechbarkeit weiter zerstreut, also in ihrer Masse verdünnter sind. Sie sind mithin vermehrte Trübung des Hellen, das Blau zeugend *).

---

*) Diese meine, hier nur bündig angedeutete Hypothese ward durch optische Beobachtungen, welche jünger sind, als jene, bekräftigt. Nach John Herschels Untersuchungen hat Roth die stärksten, Violet die schwächsten Schwingungen. Er drückt dies Verhältniß in folgenden Proportionszahlen aus:

Roth: 266.
Gelb: 227.
Violet: 167.

Ein ähnliches Verhältniß der Wärme-Erregung durch farbige Strahlen gibt auch Harry Englefield, nach seinen Beobachtungen und dazu entworfnen Tabellen, an; das Thermometer stand

im rothen Strahl, auf 72° Fahrenheit; auf 18° Reaumür.
im gelben „ „ 62 „ „ 13 „
im blauen „ „ 56 „ „ 11 „

Auf einem andern Wege wird, durch Hinderung des Lichtes, Trübung desselben verursacht, wenn es auf ihm verwandte Stoffe und Kräfte trifft, von denen es angezogen, gebunden, oder wie man sagt, verschluckt wird. Die wenigsten Körper saugen alles, oder gar kein Licht ein; sondern insgesammt dem Licht verwandt, verschlingen sie einen Theil desselben, und werfen sie einen Theil des Unverwandten zurück. Am meisten werden die Strahlen von wenigster Schnelligkeit und Dichtigkeit (die hell- und dunkelblauen und violetten) verschluckt; hingegen die von größerer Lichtstärke (d. i. Fülle und Bewegtheit) zurückgeworfen, wie die das Weiße, Gelbe, Orange, Grün und Roth zeugenden.

Aber auch, durch Verschattung des Lichts, wird Minderung, oder Trübung desselben geschaffen, wie wir dies überall bemerken, wo Strahlen durch dunkle oder minder durchsichtige Körper abgewehrt werden. Selbst die weiße Farbe ist nur, von feinen Unebenheiten der Oberflächen verschatteter, Glanz; und der, in seinen Tiefen und Spalten sich mit durchscheinenden Eisnadeln selbst verschattende weiße Schnee, erscheint drunten grünlich und bläulich. So ist alles Hellleuchtende durch ein dunkles Mittel gesehn, ein verschattetes, verfinstertes Licht. So zeigt sich die Sonne, durch dickes violettes Glas, gelb; durch Nebel oder mit Ruß geschwärztes Glas, roth. Desgleichen erscheint die Flamme von brennendem Holz, Oel, Weingeist u. s. w. farbig, weil von den darin durch Wärme emporgerissenen Ruß-, Salz-, Gas- und andern Stoffen, Licht verschattet wird. Hinwieder Dunkels, durch ein helles Mittel gesehn, wird eine beleuchtete Finsterniß. Der dunkle, ätherische Himmelsraum, durch den erleuchteten Dunstkreis der Erde gesehn, erscheint blau; das schwarze Waldgebirg in der Ferne violet.

---

62. Sinnesbegriffe durch Licht gegeben.

Durch Abstich hellerer, neben dunklern, Färbungen der Gegenstände, wird allein das deutlichere Unterscheiden derselben für das Auge möglich. Auch das Thier unterscheidet dadurch, und findet sich damit im Labyrinth der Dinge zurecht. Eine überall gleiche, in sich ununterscheidbare Färbung und Helligkeit, wäre der Finsterniß ähnlich. Aber ich vermuthe, der Abstich heller und dunkler Farben an einander gränzender Dinge, wird noch durch eine besondre Eigenschaft des Lichts, im Verhältniß zu den Körpern, erhöht, nämlich durch Anziehung und Einbeugung des Lichts (Inflexion) an den Rändern dunkler Körper. Bekanntlich bemerkt man diese Anziehung und Auseinanderbiegung (Diffraktion) der Strahlen, daher auch ihre Farbenzeugung, am bequemsten,

wenn im völlig dunklen Zimmer der Sonnenstrahl durch eine sehr kleine Oeffnung auf weiße Flächen fällt. Dann beugen sich die Strahlen links und rechts nach allen Seiten regenbogenfarbig (wie bei ihrer Zerstreuung) aus einander. Vermöge dieser Auseinanderbiegung scheint auch einige Anhäufung des Lichts gegen die Ränder der Körper zu entstehn. Maler, als Nachbildner der Lichtwirkungen, vergessen daher nie, an den Säumen der Gestalten, dem Dunklern entgegen, die Erleuchtung zu verstärken. Eben so sind es, durchs Prisma gesehn, immer die Kanten und Hervorragungen der Gegenstände, welche mit Farbensäumen besetzt sind.

Sey dem aber, wie ihm wolle, diese lichtischen Umrandungen der Stoffgebilde werden im Seelischen zu einem Gleichartigen von dem, was, in der Gedankenwelt des Geistes, Begriffe sind. Der Blick des Thiers, der Blick des Kindes, wie des erwachsenen Menschen, wendet sich, wie überhaupt vorzüglich dem Lichte, so auch zuerst immer den Rändern und Umrissen der Gegenstände zu, und später erst den Einzelnheiten und besondern Merkmalen, die der Umfang des Ganzen in sich begreift. Durch diese Sinnesbegriffe, wenn ich sie so nennen darf, unterscheidet auch das Thier Allgemeines vom darin enthaltenen Besondern; und bereitet die Seele des Säuglings den Geist desselben schon zu den künftigen Verrichtungen in Bildung von Verstandes- und Vernunftbegriffen vor. Die Natur erzieht und leitet gleichsam den Geist, auf dem Wege der Sinnlichkeit, zu seinen übersinnlichen Geschäften.

---

63. Seelensprache, durch Hörsinn und Gesichtssinn.

Nicht minder tritt uns der Hörsinn in einer höhern Bestimmung entgegen; nicht bloß, als Lebenswarner bei drohenden Naturgewalten. Er ist der Schöpfer eines Verkehrs der Seelen mit Seelen. Thiere, deren Athem-Werkzeuge hinlänglich ausgebildet sind, bringen unwillkürlich, bei Befriedigung, oder Verletzung, ihrer Lebensforderungen, als Verkündigung von Lust oder Schmerz, durch Erschütterungen der Luftröhre und des Kehlkopfes, Töne hervor. Durch diese Töne, welche bei gleicher Thiergattung, und unter ähnlichen Umständen, einander ähnlich sind, entsteht eine wahre Seelensprache der Thiere. Sie wird, ungelernt, von ihnen überall verstanden. Die kaum dem Ei entschlüpften Küchlein hören und folgen dem Ruf der Mutter, deren Warnen und Locken.

Die Sprache der Seelen kann aber durch die Stimme nichts anders bezeichnen, als nur, was im Seelischen wird und ist: folglich nur

Empfindungen und Gefühle. Auch der Mensch ist im Besitz dieser Naturſprache, die keine erlernte iſt. Er wird in ihr, unter allen Himmelsſtrichen, wohin er komme, von ſeines Gleichen verſtanden. Sein Jauchzen und Gelächter, ſein Angſtgeſchrei und Winſeln, zu welchem Volke er gelangen mag, bedarf keiner Ueberſetzung. Ein anderes iſt's mit der Geiſtesſprache. Sie iſt, zur Bezeichnung von Gedanken, willkürlich erfunden, obwohl urſprünglich durch Nachahmung der Naturlaute. Sie iſt durch Uebereinkunft der Menſchen, künſtlich, vermittelſt mannigfacher Gliederung der Stimmlaute, gebildet. Eben darum laſſen ſich Empfindungen und Gefühle nicht mit Worten beſchreiben, ſondern nur in Tönen der Seelenſprache aushauchen; ſo wie umgekehrt Vorſtellungen und Begriffe des Geiſtes nicht in gliederloſen (unartikulirten) Lauten mittheilbar ſind. Und wie die Seelenſprache, zu allen Zeiten, von allen beſeelten Geſchöpfen gleicher Gattung verſtanden wird: ſo iſt die künſtlich und durch Uebereinkunft entſprungene Bezeichnung gedanklicher Dinge, von Volksſtamm zu Volksſtamm eine andere und muß erlernt werden.

Auch Muſik iſt noch Seelenſprache. Daher bemerkt man auch bei verſchiedenen Thieren Sinn für Muſik; und wirkt ſie wohl auch auf manche Menſchen heilſam ein, die am Wahnſinn leiden, während die Geiſtesſprache im Wort nichts über ſie vermag. Muſik iſt Seelenſprache, obgleich nicht mehr reine Stimme der Natur, doch durch menſchliche Kunſt, im Gang und Wechſel, Steigen, Fallen, Zuſammenklang, Uebergang und Zeitmaß der Töne, ein Gleichartiges geworden; eine Malerei der Empfindungen und Gefühle unter dem adelnden Einfluß des Geiſtes; durch Wahl, Ebenmaß, und berechnete Ordnung des Ganzen und der Theile, Werk ſeines Weſens.

Wie der melodiſche Geſang des Vogels, wird auch der biegſame Laut der menſchlichen Stimme, in Betonung des geſprochnen Wortes, wirkliche Naturmuſik. Die Rauhheit oder Milde, das Anſchwellen oder Erſterben, das Dehnen, Erhöhn und Vertiefen des die Worte begleitenden Tons, wird zur unwillkürlichen Auslegung ihres Sinnes und des Gemüthsſtandes, aus dem ſie hervortreten. Es waltet ein geheimnißvoller Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit und Artung von der Stimme des Menſchen und ſeiner Denkart. Die Kunſt des öffentlichen Redners bewirkt, in Vermählung der Geiſtes- und Seelenſprache, ihre Wunder, indem ſie mit dem Licht des Wortes ſeine Gefühle erhellt, und mit der Wärme des Gefühls das kalte Wort beſeelt.

Obgleich Würmern, Inſekten, Fiſchen und andern Thieren der untern Ordnungen, das Vermögen der Stimme fehlt, iſt doch kaum zu be-

zweifeln, daß sie, zur gegenseitigen Mittheilung von Begierden, einige Fähigkeit besitzen, und zwar durch unwillkürliche Gliederbewegungen und Berührungen. Auch dieser lautlose Ausdruck ihrer innern Zustände, diese Sprache durch Zeichen, ist Seelensprache. Sie gewinnt mit jeder höhern Thierstufe höhere Mannigfaltigkeit. Wer verkennt das Hüpfen und Tanzen der Fröhlichkeit, das zitternde Zusammenziehn der Befürchtung, das Augenfunkeln des Zorns, das schmeichelnde Spiel der Freundlichkeit, das Erstarren des Erschreckten? Am umfangreichsten ist die Geberdensprache des Menschen. Sie macht selbst dem Vermögen, Gefühle durch Töne zu bezeichen, oft den Vorrang streitig. Oder wie könnte man durch Stimmlaute die Gefühle der Verschämtheit, des hämischen Spöttelns, der Verwunderung, der Bewunderung, oder der Andacht, mit all ihren zarten Mischungen, darstellen?

---

64. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen.

Es wohnt in den untern Gebieten des seelischen Wesens, wo es, mit seinen Sinnesgewahrungen und Empfindungen, dem leiblichen Leben noch angränzt, und zu dessen Dienst schafft und wirkt, eine Fülle des Reichthums. Aber bewundernswürdiger noch erscheint es, wo es in seiner Erhöhung, im Gegensatz körperlicher Empfindung, sich zum Gefühl, und im Gegensatz äußerer Sinne, zu jenen innern (57) entfaltet, in denen es dem Geiste des Menschen näher tritt.

Gefühle sind, wie Empfindungen und Gewahrungen, nicht das Seelisch-Wesende selber, sondern nur Aeußerungen desselben; das Endliche im Unendlichen; das Bestimmbare im Unbestimmbaren. Sie werden von den Lebenstrieben nicht unmittelbar, wie Empfindungen, sondern mittelbar, erst durch diese (57.), erregt, als ein gegensätzliches Andersseyn derselben, und sind mit ihnen nicht zu verwechseln. Wie anders ist der Schmerz des Hungers, des Durstes, als das Gefühl der Trauer, der Bangigkeit; oder die Wohlempfindung bei Befriedigung des thierischen Gaumenkitzels, Geschlechtstriebes und anderer Lebensbedürfnisse, als das Gefühl der Mutterliebe für die Jungen, der Freudigkeit des Hundes beim Wiedersehn des ferngewesenen Herrn? Ich habe, vielleicht nicht übel, dies Höhere und Zartere im Wirken der Seele, ihr Urtheil genannt, welches sie gefühlweis über das von der Außenwelt Empfundne und Gewahrte fällt; einen Ausspruch ihres Gefallens oder Mißfallens, des Anmuthigen und Unanmuthigen, wodurch sie hinwieder zu Allem muthig oder unmuthig wird.

In Empfindungen und Gewahrungen verhält sich die Seele gewissen-

massen leidend; nur daß sie dabei von Einwirkungen in sich erregt ist. In ihren Gefühlen aber wird sie oft auch thätig, rückwirkend auf Leben und Außendinge. Ihre Freudigkeit befördert, ihr Gram lähmt die Thätigkeit des Lebens in seinen Verrichtungen. Vor der Uebermacht des Gefühls verstummt selbst Wollust und Leiden des Körpers, und weicht die Gewalt der Lebenstriebe. In der Angst stürzt sich das Gemsthier vom Felsgipfel zerschmetternd in den Abgrund; im Grimm empfindet der kämpfende Löwe die Zerfleischung seines Leibes nicht.

Das allgemeine Gesetz der Natur, das Unwandelbare des Aenderns und Wechselns und Endlichseyns der Erscheinungen, waltet auch in den Gefühls-Erscheinungen des seelischen Wesens. Unendliche Lust und endlose Unlust sind demnach gleichunmöglich. In der Freude selbst erschließt sich schon der Keim des Traurigen; in jedem Leiden dämmert zugleich Ahnen nahenden Wohlseyns. Der wilde Sinnenkitzel verliert sich zuletzt in Stumpfheit und Schmerz; das seligste Entzücken geht endlich in Thränen über. Im Tiefsten des Wehgefühls wird auch Betäubung zum Wohlgefühl.

---

65. Innere Sinne. Seelisches Ortsverändern. Aufmerksamkeit.

Das Empfinden verzweigt sich in fünf Außensinne; und in ebenso viele, wie schon gesagt (57.), verzweigt sich auch das, der Sphäre des dem Geistigen näher stehende, Gefühl, für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Und wie dort der Tastsinn ein bestimmteres, verfeinertes Empfinden einzelner naher Gegenstände und deren Beschaffenheit wird (59.): so ist der Aufmerksamkeitssinn ein Gleichartiges des Fühlens, gleichsam ein zarteres Betasten nicht nur einzelner äußerer Gegenstände überhaupt (dafür reichen auch schon die Außensinne hin); und nicht nur ihrer Verhältnisse in Bezug auf Leben und Befriedigen seines Bedürfnisses (darüber gibt auch der Instinkt schon Belehrung): sondern selbst der aus solchen Gegenständen, ihren Formen, Bewegungen und Verhältnissen hervorgehenden Möglichkeiten, die eben so schnell ein Gefühlsurtheil (57.) werden, und, rückwirkend auf die Lebenstriebe, sie zu irgend einer Begierde erwecken. Zwar Auge und Ohr bei Thieren der obern Gattungen, wie der untern, empfangen von ihren nähern und entferntern Umgebungen Eindrüke von Gestalten, Farben und Tönen. Aber nur Thiere, in welchen ein Sinn für Aufmerksamkeit erweckbar ist, haben Fähigkeit, ihr Ohr und Auge ausschließlich (und gleichgültig gegen alles Uebrige) einem ein-

zelnen verdächtigen Geräusch, einer einzelnen Gestalt zuzuwenden und, Bekanntes oder Unbekanntes, mit Beharrlichkeit zu beobachten. Das Geschlecht der Hunde, Katzen und andrer Raubthiere kann, mit dieser Gabe der Natur ausgestattet, als Beispiel dienen; mehr noch das Affengeschlecht. — In höhern Klassen der Thierwelt steigert sich, auch wenn alle Bedürfnisse gesättigt sind, und alle Begierden schweigen, die Aufmerksamkeit zu einem eignen Wohlgefühl, zu einer Art müßiger Neugier. Sie horchen und blicken sorglos umher, in den Wandel der Umgebungen, verfolgen aufmerksam bald diese, bald jene Erscheinung darin, von welcher sie weder zu fürchten, noch zu hoffen haben, gleichsam wie aus Lust nach lebhafterer Bethätigung durch Wechsel der Thätigkeit. Das Ungekannte, daher das Geheimnißvolle, fesselt Aufmerksamkeit und Neugier am stärksten.

Dabei werden die äußern Sinne nur Werkzeuge dieses innern. Der innere Sinn lenkt die äußern dem Bekannten, oder Unbekannten, örtlich zu, es näher zu erforschen. Die Seele sammelt sich, beim Aufmerksamwerden, vorzugsweise in dem, oder diesem Sinnesorgan, um dessen Kraft zu verstärken. Sie verläßt zum Theil sogar die übrigen Gegenden des Leibes, welche dann ärmer an Empfindlichkeit, ja manchmal ganz empfindungslos werden, das heißt, fast unbeseelt sind. Denn, wo das Empfinden fehlt, mangelt auch das Seelische; obgleich noch das Leben immer darin fortwirkt; so wie auch Knochen, Haare, Nägel u. s. w. des Seelischen entbehren, obschon nicht des Lebens.

Wie grobsinnlich und materiell es immerhin scheinen mag, wenn man der Seele ein Vermögen der Ortsveränderung zuschreibt, zeugen doch Thatsachen jedes Augenblicks dafür. Der Thierleib empfängt, eben durch seine Beseelung, Fähigkeit zur willkührlichen Bewegung von einem Punkt zum andern; er empfängt ihn nicht durchs Leben. Dies wohnt, für sich allein, auch im ruhigen Reiche der Pflanzen. Im nächtlichen Schlaf, oder im Winterschlaf der Thiere, weicht nicht das schaffende Leben, aber die empfindende Seele von den äußern Theilen nach den innern des Körpers zurück. Die Sinnwerkzeuge scheinen ausgestorben. Der Leib gleicht einem empfindungslosen Leichnam. Aber beim Erwachen strömt die Seele, auf allen ihren Nervenbahnen, vom Innern wieder gegen die Oberfläche hervor. Im magnetischen Schlafe, oder in Ohnmachten, Starrsuchten u. s. w. ist die Seele des Menschen zuweilen so ganz von den äußern Gliedern und Sinnwerkzeugen abgezogen, daß der Kranke selbst von Leibesverletzungen nichts gewahrt.

Während der innere Sinn des Aufmerkens in stärkster Erregtheit

thätig wird, äußert sich die seelische Ortsveränderung lebhaft. Das scheue Roß achtet nicht Ruf des Reiters, nicht Sporn und Gebiß; es beachtet nur den ihm ungewöhnlichen Gegenstand; ist ganz Aug' und Ohr; seine Seele ist darin zusammengedrängt. Der Mensch, in gespannter Aufmerksamkeit, empfindet sich selbst nicht mehr; vergißt sich und was ihn umgibt; lebt und gewahrt und fühlt gleichsam nur noch in einem einzigen seiner Außensinne. Wendet er willkürlich irgend einer Gegend seines Leibes ausschließliche Aufmerksamkeit zu: so wird das seelische Empfinden in derselben Gegend klarer und bestimmter. Ein Schmerz wird größer, dem wir unabläßig unsre Beachtung zulenken; er wird milder, wenn wir uns zerstreuen, das heißt, die Aufmerksamkeit nach andern Richtungen leiten. Wir wissen, daß nicht selten kranke Personen sich in ihrem Innern selbst aushorchen, und die leidenden Stellen, und die Forderungen des Lebens in ihnen, zu entdecken im Stande sind.

---

66. Gewohnheitssinn.

Es ist ursprünglich wohl der aus dem thierischen Leben hervorgehende Trieb nach Sicherheit und Selbsterhaltung, welcher zunächst den Innensinn des Aufmerkens anregt. Thier und Pflanze haben nur da gesichertes Daseyn, wo den Bedingungen desselben das sie Umringende entspricht und ihnen Verwandtes ist. Der Fisch gedeiht im Wasser und stirbt an der Luft; der Vogel hinwieder im entgegengesetzten Element. Wo Klima, Boden, Nahrung u. s. w. den Pflanzen zusagt, entwickeln sie sich mit Leichtigkeit in Fülle und Kraft. Der naturgemäße Zustand der belebten Geschöpfe ist ihr gewöhnlicher. Ein ungewöhnlicher, darum minder naturgemäßer, wenn auch nicht naturwidriger (denn dieser höbe das Daseyn auf), ist derjenige, welcher die Daseynsbedingungen unvollkommen befriedigt, und zur Stillung der Lebenstriebe, statt der eigentlichen Mittel, nur Ersatzmittel gewährt. Wenn auch mühsam, schmiegt sich aber doch endlich, bei anhaltender und wiederholter Darreichung des Ersatzes, und bei unverweigerter Erfüllung aller übrigen Forderungen, das Wesen des Lebens dem begränzten Verhältniß allmälig an, und wohnt sich gleichsam darin ein. Es übt seine Verrichtungen diesen engern Schranken gemäß. Des Gärtners Kunst eignet das ausländische Gewächs endlich den Einwirkungen eines fremden Himmelsstriches an, und vergütet der tropischen Pflanze die verlorne Sonne der Heimath, durch Wärme des Treibhauses.

Der Selbsterhaltungstrieb des Lebens wird im seelischen Gefühl-

seyn zum Gewohnheitssinn. Dem Thiere ist das Naturgemäße auch das Lebensvertraute, das Bekannte, Gewohnte. Das Unvertraute erregt ihm Unsicherheit und Furcht. In freier Wildheit zieht es bekannte Gegenden, Wege und Lagerstätten den unbekannten vor, um nicht in steter Besorgniß und gespannter Aufmerksamkeit zu seyn. Es kann allerdings gezähmt, das heißt, durch dauernden Zwang zu Thätigkeitsweisen abgerichtet werden, die mit seinen naturgemäßen Zuständen nichts gemein haben. Doch ist dies bei solchen Thieren unmöglich, denen die Gabe eines höhern Aufmerksamkeitssinns fehlt; und wird nur bei denen leichter, die noch jung, für die Richtung ihrer Triebe, Anlagen und Kräfte, keine andern, und freiern Schranken kennen, als die ihnen durch Kunstzwang gegebnen. Sie wachsen und vollenden sich inmitten des beengtern Spielraums; und inner demselben steht ihnen der ausgedehntere, freiere, fremdartig, der den Geschöpfen ihrer Gattung auf Erden angewiesen ist. So wird Gewohnheit, wie man sagt, endlich die andre Natur; gleichwie Natur die Urgewohnheit der Wirkensweise ist.

Der Mensch steht auch hier dem Thiere ähnlich. Er wird, im Zwange ihn umringender gesellschaftlicher Verhältnisse, für deren Dienst künstlich abgerichtet; Wilder unter Wilden; Barbar unter Barbaren; Christ unter Christen; Muhamedaner unter Muhamedanern. Er scheut dann Neuerungen. Auch wenn er im Angewöhnten das Schlechtere, im Neuen das Bessere, erkennen sollte, wird er im Herkömmlichen und Ueblichen sich mit leichterer Fertigkeit bewegen und mit dem Gefühl größerer Sicherheit wandeln. Unwissende, bildungsarme Völkerschaften hangen starrsinnig am Alten fest. Die Menschheit bleibt dem Thierthum ähnlich, bis ihr Geist, unter Erkenntnissen und Erfahrungen, durch das Schicksal entfaltet, die Fesseln der Abrichtungskünste abstreift, und, frei, im Urtheil und heiligender Willensmacht, zum Naturgemäßen zurückkehrt; das heißt, zu seinem eignen Gesetz, dem ihm unmittelbar aus Gott gewordenen.

---

67. Nachahmungssinn.

Aber im Innern der Seele selber liegt, dem naturgemaßen Beharren der Einzelwesen in ihrem Thun, ein Trieb und Sinn andrer Art gegenüber, der ihr Erstarren in todter Gleichheit hindert. Er ist dem allgemeinen Urgesetz der Natur entsprossen, nach welchem Alles, im Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, ins Mannigfaltige gegensätzlich wird. Es ist der Trieb thierischer, unwillkürlicher Sympathie,

welcher sich im Seelischen zum Nachahmungssinn gestaltet. Dieser ist dem Gewohnheitssinn gegensätzlich und, wie dieser, vom Aufmerksamkeitssinn gerufen und bethätigt. Auf den untern Stufen der Thierwelt, wo das pflanzische Leben noch in voller Uebermacht waltet, bemerken wir den Nachahmungssinn kaum; deutlicher erst in Geschöpfen, die mit irgend einer Art Seelensprache (63.) zu gegenseitiger Mittheilung der Gefühle begabt sind. Es ist da ein kaum widerstehbarer, wenn auch milder, Reiz, die von Andern geäußerten Empfindungen oder Gefühle, in sich selbst überzusetzen und sie ähnlich zu äußern. Es ist Erregung vom Gleichartigen des Einen im Andern. Der Morgenruf des Hahns weckt Empfindung und Ruf der Entfernten seiner Geschlechtsgenossen. Das nächtliche Gebell eines Hundes wird, vom wachsamen Nachbarhund, wiederholt, wie sich in ihm, durch die Stimme desselben, das dem Laut entsprechende Empfinden regt. Selbst dem Menschen ist dies unwillkürliche Mitfühlen und unwillkürliche Mitäußern dessen eigen, was er an den Zuständen eines Andern wahrnimmt. Es ist gleichsam ein Hang zum deutlichern Uebersetzen fremder Stimmungen in das eigne Seelische. So wird das Lachen, Weinen, Gähnen ansteckend. So ziehn sich unvorsätzlich unsre Muskeln in Hals, Schlund und Brust krampfhaft zum Husten zusammen, wenn wir einen Andern in der Gefahr des Erstickens sehn, als könnten wir durch unsre Anstrengung ihn von der Beengung seiner Luftröhre erlösen. So können sich selbst epileptische Zufälle und andre Krankheiten, durch bloße Gewahrung ihrer Aeußerungen, mittheilen.

Je lebhafter Gefühlsinn, Aufmerksamkeit und Gedächtnißthätigkeit in den Thiergattungen werden, um so lebhafter wird, dem Reiz der Gewohnheit entgegen, der Sinn für Nachahmung. Die Seele strebt sich des ermüdenden Einerlei's zu entschlagen, und durch Nachahmung fremdartiger Verrichtungen, im Wechsel der eignen, Wohlgefühl zu schaffen. Die vielstimmige Drossel Amerika's, die Papageien, Staare und andre Spottvögel, wiederholen die Töne Anderer. Der Affe gefällt sich, wie das menschliche Kind, in Nachbildung von Bewegungen und Geschäften, die er beobachtet.

Thiere, mit einem reichern Gedächtniß ausgestattet, wie Affen, Elephanten, Löwen, Hunde, Katzen u. s. w. verrichten nachahmerisch zuweilen Handlungen, welche Verstand und Kenntniß der Zwecke zu verrathen scheinen. Indem sie bemerken, daß regelmäßig, irgend einer Thatsache, die zweite zu folgen pflegt, stehn beide mit einander ungetrennt in ihrer sinnlichen Vorstellung (d. i. im Gedächtniß-

bilde) beisammen. Thiere verrichten, oder vermeiden die erste Thatsache, und erwarten das Erscheinen der gewöhnlich sie begleitenden Folge.

---

68. Gedächtnißsinn.

All diese bisher bezeichneten innern Sinne beziehn sich aber nur auf das gegenwärtig Vorhandne. Der Sinn des Gedächtnisses hingegen wendet sich dem nicht mehr Vorhandnen, dem Gewesenen und Vergangenen zu, in Bewahrung vom Eindruck gehabter Empfindungen, Gefühle und Gewahrungen.

Ohne Zweifel bereitet das Leben, wie für Alle äußere und innere Sinne, auch zur Thätigkeit des Gedächtnisses, eigenthümliche Werkzeuge. Denn wir wissen, daß bei theilweisen Verletzungen vom Innern des Gehirns, auch das Gedächtniß ganz oder theilweise verloren gehen kann; daß im höhern Alter des Menschen, mit zunehmender Stiftung und Erhärtung der zartern Nervengliederung des Innern, auch die Wiedererinnerung vergangner Dinge mühsamer und ungelenkiger wird. Aber nicht die verborgnen stoffischen Gedächtnißorgane sind das seelische Erinnerungsvermögen selber, so wenig das leibliche Auge selber das Vermögen des Sehens ist.

Und wie das schöpferische Leben, nach dem Wendepunkt seines Wirkens, sich wieder von den erstarrenden, verholzenden Außentheilen einer Pflanze zum Innersten zurückzieht (52.), von wannen es ausgegangen ist: so weicht mit ihm, im thierischen Leibe, auch das Seelische allmälig zurück. Wie im Baume die äußern Rinde, Aeste und Zweige zuerst ausserben, während das Lebende noch im Innern schafft: so scheinen in den Erinnerungen die letzten und jüngsten, mit deren Organen, zuerst einzuwelken, und die ersten und frühesten am längsten zu bleiben, denen sich erst alle spätern angeschlossen haben. Wenn im hohen Alter des Menschen, mit dem Absterben der Gedächtnißwerkzeuge, die Verzweigung der Erinnerungen, bis auf die Jugendtage, zurückschwindet, und der Geist des Greises nur noch, von diesen wenigen Kindheits-Erinnerungen umringt, thätig bleibt, nennen wir ihn kindisch. Denn in der That, beim Verlust späterer Erfahrungen, und nur auf die dürftigen der ersten Jugend beschränkt, kann er nur noch, gemäß diesen, vergleichen, urtheilen, handeln, gleich dem Kinde. — Darum aber ist die Seele selbst nicht geringern und ärmern Wesens geworden, weil ihr die Mittel der Wesensäußerung gegen die Außenwelt vermindert sind. Wir wissen, daß sie in Zuständen, da sie, entfesselter vom Körper, wirken kann, keines vom Leben geschaffnen Organes für

das Gedächtniß bedarf. Es gibt Zeiten, gewöhnlich in der Todesnähe, in welchen kindische Alte plötzlich wieder zum Bewußtseyn auch der nähern Vergangenheit erwachen, wenn schon nur flüchtig. Es sind „ihre lichten Augenblicke", wie man zu sagen pflegt. Es begegnet Gesunden, daß in ihrer Seele, wenn diese sich während tiefen Schlafes in sich zurückgezogen hat, Traumbilder von Dingen wieder hell werden, denen sie, als solche ehmals in der Wirklichkeit erschienen waren, kaum Aufmerksamkeit, und noch weniger späterhin einen Gedanken geschenkt hatten. Es ist bekannt, daß, im Schlafwachen der Somnambülen, Erinnerungen von neuem aufleuchten, welche, im gewöhnlich wachen Zustande, längst schon und, scheinbar unwiederbringlich, erloschen waren.

In niedern Thierklassen ersetzt der Instinkt (welcher das dem Leben Schädliche oder Unschädliche lehrt), ohne daß jene die Dinge kennen, den Sinn des Gedächtnisses. Auf höherer Stufe beseelter Geschöpfe wird der Instinkt schon von einem Gedächtniß unterstützt, welches, schwach und flüchtig, den Gegenstand eben so bald wieder vergißt, als er nicht mehr in Gegenwart auf die Außensinne wirkt. Die Erinnerung und die daran geknüpften Gefühle werden erst wieder verjüngt, sobald ihr Gegenstand, oder ein ähnlicher, abermals vor den Außensinn tritt. Bei Thieren der obersten Ordnungen wird aber auch das Gedächtniß mächtiger und treuer. Die Bilder vom Gewesenen werden klarer und lebhafter, und regen sich da, wo sie einander in ihren Verzweigungen gegensätzlich berühren, leichter zum Hervortreten an. Es werden Erfahrung und Kenntniß im Thiere (wenn auch ohne Erkenntniß (7.) möglich. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter. Die Seele ruft durch den Sinn des Gedächtnisses gewesene Gefühle und Begierden wach, und wirkt erregend, auf diese Weise, in die Thätigkeit der Lebenstriebe zurück.

---

69. Unwillkürliches Erinnern. Traum.

Aber auch in den vollendetsten Gattungen des Thierreichs ist das Gedächtniß nur ein unwillkürliches Erinnern. Es wird nicht ohne äußere Einwirkungen geschäftig, sey es, daß einer der fünf Außensinne, oder irgend einer der lautgewordenen Lebenstriebe Empfindungen und Begierden erzeugt, welche durch Gleichartigkeit mit schon gehabten, Gedächtnißbilder erneuert, die sich dann mit andern verzweigen und bewegen.

Solche Bewegung der Gedächtnißbilder, wenn sie inmitten des Schlafes vor sich geht, nennen wir Träumen. Auch der Traum ist Unwillkürliches; erst durch irgend eine Einwirkung des Lebens, oder der

äußern Empfindung, Gewordenes. Ohne vorhergegangne Bereicherung des Gedächtnisses mit dem Mancherlei der Außenwelt, ist kein Träumen möglich. Kinder in der ersten Lebenszeit, und Greise, nach erloschenen Erinnerungen, sind traumlos. Hinwieder ist kaum zu bezweifeln, daß Hunde, Pferde, Affen und andere Thiere höherer Ordnung, selbst manche Vögel, ihre Traumwelt haben. Hunde winseln und bellen, Kanarienvögel singen im Schlafe, gleich wie Menschen in ihm reden. Beim Aufgang der Erinnerungsbilder werden die Träumer zu den nämlichen Begierden und Gefühlen gereizt, die sich in ihnen laut machen würden, wenn sie den Gegenständen wachend in der Wirklichkeit begegneten.

Alles Träumen ist ein Regeseyn der Seele in ihr selber. Sie schleicht gemach aus dem Hintergrund, wohin sie trat, während der Leib schlief, wieder, auf den Nervenbahnen, hervor, nach allen Gegenden des Körpers. — Es ist ein willkürloses Tändeln und gegensatzliches Spiel der Innen-Sinne, unter den Bildern des Gedächtnisses. Erst später dann bemächtigt sich das Seelische Wesen auch der äußern Sinnorgane wieder, und es entsteht volles Erwachen. So beim Thier. Aehnliches auch im Menschen, nach Vollendung des Leibesschlafes, nur mit dem Unterschiede, daß der denkende Geist später noch, als die Seele, erst wenn sie selbst ihrer leiblichen Werkzeuge wieder mehr Meisterin geworden, aus seiner Insichgeschlossenheit heraustritt. Sein Erscheinen verkündet sich in der aufdämmernden Klarheit, welche das Licht des Bewußtseyns sanft über die Gegenstände des Traums wirft. Er kennt sie; aber noch ohne Urtheil über sie. Und ohne sein Wollen über sie geltend zu machen, gleicht er einem bloßen Beschauer des Spiels. Er sieht verstorbne Bekannte wieder, wie im Alltagsleben, vor sich wandeln; und, ohne Verwunderung, sieht er Unmöglichkeiten mit einander seltsam verbunden, bis er in größerer Macht nahend, sich ins verworrene Spiel mischt und es verständiger regelt.

Man nennt den Traum oft ein Werk der Einbildungskraft. Er ist dies nie im Thiere, und selten im Menschen: sondern, wie gesagt, nur ein seelisches Regewerden im Organ des Gedächtnisses. Das Thier hat keinen Willen, daher auch keine Einbildungskraft (96.). Es kann nicht aus eignem Vermögen die Verwirrung der Gedächtnißbilder anders ordnen, als sie, durch den Reiz der Lebenstriebe angeregt, sich, in ihrer Gleichartigkeit mit Gleichartigem, nothwendig zusammengesellen und folgen. Das Thier hat keinen Willen. Daher kann es sich nicht, nach Belieben, auf etwas Gewesenes besinnen, sondern nur, angeregt von einer Erscheinung in der Außenwelt, sich des Gleichartigen erinnern.

70. Ahnungssinn. Rhabdomantie. Mondsucht. Somnambulismus.

Der Höchste, vielleicht sollt' ich auch sagen, der Tiefste der seelischen Sinne, ist der Ahnungssinn. Vielleicht sollt' ich ihn nicht einmal Sinn, sondern Quell aller Sinne nennen; ihn vielleicht das seelische Selbst heißen, welches zum Empfinden und Gewahren nicht einmal des körperlichen Lebensgebildes bedarf; beim Wirken gewissermaßen Raum und Zeit verliert; ohne leibliche Sinnwerkzeuge, mit den Erscheinungen der Außenwelt in Verbindung stehn kann; und sich in den niedrigsten, wie in den vollkommnern, Thiergattungen auf die mannigfachste Weise zu erkennen gibt. Vielleicht erregen diese Worte da und hier ungläubiges Lächeln. Aber ich spreche von keinen übernatürlichen Dingen.

Das seelische Wesen, mit dem Leben eines Leibes verbunden, ist weder zu jeder Zeit, in allen Gliedern, empfindend vorhanden (65.), noch auf die Umgränzung des Körpers beschränkt, sondern tritt thatsächlich, auch über die Oberfläche desselben, hinaus. Es ist bekannt, daß gliederarme Thiere der untersten Gattung, denen noch äußere Sinn-Organe gänzlich fehlen, dem, was sie leiblich bedroht, fliehend ausweichen, bevor sie davon berührt werden. Es ist bekannt, daß man Personen aus ihrem ersten, tiefsten Schlaf, ohne sie zu berühren, aufstören kann, wenn man über ihre Wange, einige Zoll von derselben entfernt, den ausgestreckten Finger hin und her bewegt. — Ich will des Vorgefühls vieler Thiere von Gewittern, Erdbeben, bevorstehenden Seuchen und andern Zustandsveränderungen des Dunstkreises, nicht erwähnen. Denn im Weltall besteht eine ununterbrochne Bewegung und Verkettung der Veränderungen von Stoffen und Kräften, die auch auf das Lebensgeschäft einwirken. Wir bemerken auch an lebenden Pflanzen, an ihren Blättern und Blumen, Einwirkungen des Witterungswechsels. Auf ähnliche Art wird ein seelisches Empfinden in manchen Menschen, wahrscheinlich auch in Thieren, von Dingen laut, von deren verborgnem Daseyn kein äußerer Sinn und keine Erfahrung Kunde gibt. Dahin gehört das Fern-Empfinden rhabdomantischer Personen, welches durch unterirdische Wasser, Gebirgs- und Erdarten, Erze, Metalle, Salze, brennbare Stoffe u. s. w. so mächtig angeregt werden kann, daß es selbst störend auf das Wohlseyn des Lebens zurückwirkt. Bald beschleunigt sich dabei plötzlich der Blutumlauf; bald werden einzelne Stellen des Leibes von örtlicher Hitze, oder Kälte, befallen, oder mit Schweiß bedeckt, oder von krampfhaften Zuckungen heimgesucht; bald entsteht ein eigenthümlicher Geschmack in der Zunge; bald Ekel, bald Schwindel, Sausen im Ohr, Bangigkeit und

Trübsinn. Die bekannten, unwiderstehlichen Abneigungen, oder Antipathien, mancher Thiere und Menschen gegen gewisse Menschen und Thiere, können aus ähnlicher Quelle herrühren.

Wie schwankend immerhin die Aussagen der Völker über den Einfluß des Mondes auf das Pflanzenleben, oder wie unbestimmt das Zeugniß der Aerzte über diesen Einfluß auf den Gang gewisser Krankheiten seyn möge: so bleibt, wie das Einwirken des Mondes, zur Zeit seines Wechsels, auf die Bewegung der Oceane, auch die mehrtausendjährige Erfahrung, unläugbar, daß die wunderbare Seelenthätigkeit der Mondsüchtigen oder Nachtwandler, um die Zeit des Voll- oder Neumonds, am regsamsten zu seyn pflegt. In manchen solchen Personen herrscht am Tage schon, während im Wachen ihr Seelisches noch mit sämmtlichen Empfindungs- und Gewahrungsorganen eng verbunden ist, eine unerklärliche Gemüthsverstimmung, eine Unruhe, ein Mißmuth, der zuweilen an Lebensüberdruß gränzt, oder darin übergeht. Nachts aber, wenn die Lebensgesetze allein im schlafenden Geglieder schalten, und die Seele sich ins Innerste, zum Geiste, zurückzuziehn scheint, ist's, als verbreite sie sich beim Kranken der obigen Art, abgeschieden von ihren gewöhnlichen Organen, weit über den Leib hinaus, empfindend und gewahrend, doch vom geistlichen Wesen durchleuchtet, und nur noch so viel mit dem Leben zusammenhängend, als nöthig ist, die Gliedmaßen des Körpers zu mancherlei Verrichtungen willkürlich zu lenken. Die Lebenstriebe wirken nicht mehr auf sie ein. Sie kennt keine thierische, unreine Begierde; keine Furcht, keine Angst, wenn sie den Leib einem grauenvollen Untergang bloßstellt. Der Nachtwandler, mit völlig geschlossenen Außensinnen, gewahrt die Gegenstände nah und fern; wandelt die gefahrvollsten Wege, welche er, wenn er sie wachend erblickte, schaudern würde mit seinem Fuß zu berühren. Er verrichtet gewohnte Tagsgeschäfte, und Anderes, was er wachend kaum in solcher Vollkommenheit vermöchte. Und ist er erwacht, fehlt ihm gänzlich die Erinnerung dessen, was er gethan, weil sein Seelisches keinen Gebrauch von einem der gewöhnlichen stofflichen Organe gemacht hatte.

Das Geheimnißvolle im Wesen des Seelischen tritt uns zuweilen noch wunderbarer bei jenen Personen entgegen, welche im Zustand des sogenannten Schlaf-Wachens (des thierischen oder Lebensmagnetismus, oder Somnambulismus), hell durch Vergangenheit und Zukunft sehn, und in der Gegenwart Vorhandenes gewahren, welches dem Blick des Gesunden, sey es durch Fernen, oder vorliegende dunkle Körper, unsichtbar bleibt. Möge man die Wahrheit solcher Zustände bezweifeln oder läugnen, oder die Anwendung des Mesmerismus in der

Heilkunde *) verdammen: immer zeugt, wie das Alterthum, so noch der heutige Tag, vom Daseyn solcher Zustände. Die Thatsachen sprechen, obwohl in ihnen oft schwer zu entscheiden ist, was, in den Aeußerungen des Kranken, der Wirklichkeit entsprechend, und was unwillkürliche Selbsttäuschung sey? Denn was der Geist durch Erfahrung und Unterricht geworden, bleibt er auch im Zustand des Traums, wie des Schlafwachens.

71. Fortsetzung. Krankheit.

In so eigenthümlicher und wunderbarer Macht uns auch das beseelende Wesen erscheinen möge, wenn es sich, in größerer oder geringerer Losgebundenheit vom Leben, offenbart: wird doch dies zwiespältige Verhältniß, als Krankheit angesehn, und mit Recht. Denn es ist ein Zustand von Hemmung und Störung im naturgemäßen Wirken und Erscheinen des beseelten Leibes; theilweise Aufhebung der in sich vollendeten Einheit der im thierischen Lebensgebilde verbundnen Wesensartungen.

In der Thierwelt sind nur Leibes-, oder Seelenkrankheiten möglich. Der Mensch aber ist auch Krankheiten des Gemüths unterworfen. Das Thier, wenn es von äußern Verletzungen, oder verderblichen Einflüssen atmosphärischer Beschaffenheiten verschont bleibt, genießt, bei regelmäßiger Befriedigung seiner Triebe, bis zum Tode ungetrübte Gesundheit. Selbst das hohe Alter desselben, das die Kräfte bricht, die Sinne auslöscht, ist Gesundheit; weil es die dem Gesetzthum des Lebens gemäße Vollendung seines Erscheinens ist. Wer das Alter an sich, mit den dasselbe begleitenden Gebrechen, Krankheit nennen will, soll billig auch die Jugend an sich, mit den Mängeln ihres noch unvollkommnen Gliederbaues, Krankheit heißen. Der Mensch ist's, der den Thieren die meisten Krankheiten zuführt, wenn er sie zähmt, als Haus- und Heerdenvieh benutzt, ihre Instinkte und Triebe durch aufgezwungene Gewöhnungen beschränkt, und ihnen Nahrung und Trank, Luft und Licht, Bewegung und Ruhe, nicht nach ihrem Bedürfniß, sondern nach seinem Zweck, oder Vortheil, zumißt. Die Natur ihres beseelten Lebens sorgt weiser für ihre Erhaltung, als menschliche Kunst und Willkür. Gleich ihnen, und aus dem nämlichen Grunde, erfreun sich, unter

*) Am 21. April 1841 verbot ein Dekret der Kongregation der römischen und allgemeinen Inquisition, welches am gleichen Tage das Approbavit des Papstes Gregor XVI. erhielt, die Ausübung des thierischen Magnetismus (usum magnetismi, prout expositur, non licere); denn die magnetische Operation gebe nur Anlaß zum Unglauben und Sittenverderben. Ehmals hielt man solche Leute für Besessene vom Teufel.

den Sterblichen, die Familien und Horden der Wilden einer selten erschütterten Gesundheit, in natürlicher Stillung ihrer Bedürfnisse. Erst mit den Lastern, Verwöhnungen und reizenden Giften der Barbarei und Civilisation bringt, als deren furchtbares Gefolge, das Heer zahlloser Gebrechen und Krankheiten, und von Geschlecht auf Geschlecht vererbender Leiden, auf sie ein, denen die ungewisse Kunst des Arztes vergebens wehret.

Und eine ungewisse Kunst wird diese wohl immerdar bleiben, weil sie auf Erfahrungen beruht, deren Wiederanwendung und Ergebniß, durch vielerlei unerforschbare Zustände und Verhältnisse, fast überall anders bedingt ist. Und wie genau schon unsre Kenntniß von Bau und Bestand, Bestimmung und Zusammenhang der äußern und innern Gliedmaßen des Menschenleibes seyn mag; und obwohl wir selbst der zartesten Nerven Richtung, Gewebe und Verflechtung beobachten: wir erblicken doch nur das todte Stoffische, nicht das, dessen Träger es ist; nicht das geheimnißvolle Spiel der bewegenden Kräfte; nicht die durch sie vom Lebenschemismus bewirkten Verwandlungen der Stoffe; nicht Bedeutung der Nerven-Häufungen und Verzweigungen, und was sie bewegt, oder lähmt, zumal, als Organe der Innensinne des Seelischen.

---

72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seelischen auf einander.

In der unterbrochenen Wechsel-Erregung zwischen, uns noch zu wenig bekannten, mannigfaltigen Artungen der Stoffe und Bewegkräfte, so wie dieser und des Lebens, des Seelischen und Geistes, bleibt uns selbst der erste, eigentliche Quell der meisten Krankheiten des Lebens verborgen. In unsrer Unwissenheit begegnen wir dem Uebel erst da, wo es sich hervorbrechend äußert. Wir versuchen den Strom des Leidens zu dämmen, und schwellen ihn oft nur an; oder drängen ihn, ohne unser Wissen, in andre Richtungen, vielleicht noch schlimmere, während die Quelle immerfort rinnt. Der schwierigste und wichtigste Theil der Heilkunde ist weder die Kenntniß aller Theile vom Gegliedert des menschlichen Leibes und ihrer Verrichtungen und Beziehungen, noch die Lehre von Bedeutung der äußern Anzeichen vorhandener Krankheiten (Symptomatologie): sondern die Kenntniß von deren Verwandtschaften, gleichsam von der Geschlechtsfolge oder Genealogie der Krankheiten, wie durch das Leiden irgend eines innern Theils, in einem andern, und von diesem in einem dritten Theil des Organismus, der örtlich mit jenen nicht immer in Verband steht, gegensätzlich erregt

wird, bis das zuletzt geworbene Leiden sich durch äußere Kennzeichen verkündet.

Daher sind alle bisherige Unternehmen, die Heilkunde nach Grundsätzen zu ordnen und zu betreiben, eitel geblieben, wie hoch sie schon eine Zeit lang gepriesen werden mochten. Auch die Wissenschaften haben ihre Tage der Mode. In jedem solcher Grundsätze lag wohl eine einzelne Wahrheit, aber nicht das allgemeine Wahre. Wenn die Einen das einseitige Zuviel und Zuwenig, Ueberfälle oder Schwäche der Erregbarkeit und Erregtheit (Sthenie und Asthenie) für das hielten, was jedem Leben Verderben bringe, irrten sie nicht; wohl aber darin, daß sie das Besondre zum Allgemeingeltenden erhoben, und mit künstlichen Reizmitteln einwirkten, wo kein Zuviel und zu wenig der Grund des Leidens war. Andre glaubten dem in seinem Wirken gestörten Leben am naturgemäßesten zu helfen, indem sie ein vorhandenes Uebel durch ein künstlich erregtes, gleichartig scheinendes, (homöopatisch) überzuleiten suchten. Sie irrten darin nicht, daß sie dem Naturgesetz des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen folgten; wohl aber darin, daß sie es in allen Fällen anwendbar wähnten, welche die äußerlich ähnlichen Erscheinungen darboten, ohne den entferntern Urfitz des Uebels, und die gleichartige Wirksamkeit der Gegenmittel zu kennen. Das Weiseste ihres Verfahrens aber blieb unstreitig, der Natur des Kranken zu seiner Selbstheilung mehr, als der Kunst, zu vertraun, und die Thätigkeit des in seinem Gebilde schaffenden Lebens durch naturgemäßere und behutsam gewährte Erregungsmittel zu unterstützen.

Die Störungen des Lebens in seinen Verrichtungen; die Beschränkungen und Lähmungen seiner Thätigkeit, durch Mangel, oder Uebermaß, oder Einseitigkeit der Einwirkungen von Stoffen und Bewegkräften der Außenwelt, hab' ich schon früher (52.), in leichten Zügen, angedeutet. Aber auch die seelischen Bewegungen, die Rückwirkungen der Gefühle auf den Leibesbau, können für das Leben eine Quelle seiner Einheitsstörungen werden. Indessen rinnt diese Quelle sparsamer, als jene. Denn die verlangenden oder befriedigten Lebenstriebe, wenn sie sich in der Seele, zu Empfindung, gegensätzlich werden, erzeugen darin immer nur einen ihnen entsprechenden Schmerz, oder eine Wollust, die durch Rückwirkung auf das Geglieder selten oder nie für dieses nachtheilig werden kann. Ich spreche hier nur vom Seelischen, wie es sich, unverbunden mit geistischem Wesen, in der Thierwelt darstellt; nicht wie im Menschen.

Es läßt sich wohl nicht läugnen, daß das Gefühl anhaltender, maßloser Angst und Furcht verderblich auch in das Thierleben eingreifen,

allgemeine Abspannung und Entkräftung, und eben so, wie übergroßes Schrecken, selbst für den Nervenbau zerrüttend, dem Leben schaden könne. Eben so wissen wir, daß die Liebe mancher Thiere für ihre Jungen, nach deren Verlust, sie zu einem Grade von Traurigkeit treiben kann, der rückwirkend auf ihre Lebensthätigkeit, diese verzehrt, alle andern Triebe schwächt, selbst den zum Genuß der Nahrung. Doch, wie gesagt, gehören Lebens-Krankheitserscheinungen dieser Art zu den Seltenheiten.

---

73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens.

Zahlreicher hingegen sind die Seelenkrankheiten, welche aus den Mängeln des Lebens und seiner Haushaltung in den verschiednen Theilen seiner Gliederungen, und noch mehr aus der Stärke seiner nach Sättigung ringenden Triebe hervorgehen. Auch das Leben der Pflanze hat dieselben Triebe. Auch deren unvollkommne oder ganz versagte Befriedigung bringt Krankheit und selbst Tod. Aber im Thiere sind sie durch Empfindung geschärfter, und, durch gewaltsame Rückwirkung des Seelischen auf das Nervenleben, zerstörender. So erzeugt der Ungestüm des nichtgestillten Begattungstriebes in manchen Thieren zuletzt eine Art Wahnsinns, der sie allen ihren Gewohnheiten entrücken, ihre Außensinne verblenden, und sogar den Selbsterhaltungstrieb des Lebens abstumpfen kann. Eben so ist unzweifelhaft die sogenannte tolle und stille Wuth der Hunde und Katzen, der Wölfe, Füchse u. s. w. gleichwie bei andern Thieren, Betäubung, Ohnmacht, Epilepsie u. s. w. nur Folge von vorangegangnen Gesetzesverletzungen des Lebens, und ihres Treiben desselben in seinen Verrichtungen.

Im strengen Sinn genommen, ist das Wort Seelenkrankheit eine unpassende, höchstens nur bildliche Bezeichnung für gewisse regelwidrige Erscheinungen von Begierden, Empfindungen und Gefühlen. Die Seele an sich selbst kann nicht erkranken, sondern nur das Leben, mit dem sie geeinet, dessen Hüterin und Dolmetscherin sie ist (56.). Abhängig von diesem, wird sie zum Widerschein seiner Zustände. Des Thieres Raserei, Liebeswuth und Wahnsinn ist, wie der Schmerz des Hungers, oder der Wunden, der im Seelischen gewordne Nothschrei beleidigter Lebenstriebe.

Es ist das geheimnißvolle Gebiet der Nerven der Punkt, wo Leben und Seele in ihrem engern Verkehr stehn, und sich wechselsweis zur Thätigkeit erregen. Hier wird die kleinste Sünde wider das Gesetzthum des belebenden Wesens, zum seelischen Leiden. Jede anhaltende Zerrüttung des zarten Gewebes, jeder Mangel, jedes Uebermaß ihrer Bethätigung, ihrer Bewegung, oder Ruhe, bringt endlich Erschöpfung, oder verwilderte Reiz-

barkeit derselben. Daher dann Schwächung der Außen- und Innensinne, Erstorbenheit oder Aufwallung des Gefühls. Wie kann die Seele sich anders äußern, als wie sie durch Einwirkung des Lebens erweckt ist? Oder in sich gegensätzlich zu dem werden, was nicht auf sie einwirkt?

---

74. Hinblick auf Gemüths- und Geisteskrankheiten; nebst einer allgemeinen Bemerkung über das Bishergesagte.

Eben so verhält die Seele sich zum Geiste. Nur gerufen von ihm, tritt sie ihm zu seinem Dienst entgegen. Er sowohl, wie anderseits das Leben, leitet ihre äußern Sinne zum Gewahrn der Außenwelt, ihre Aufmerksamkeit, ihr Gewöhnen, ihren Nachahmungstrieb, und bereichert ihr überdem das Gedächtniß mit seinen Gedanken. Sie ist, zwischen ihm und dem Leib, die Vermittlerin; und, nur erst in ihrem Erregtseyn, rückwirkend, und wiedererregend in beiden. Ihre Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle werden, im Bewußtseyn des Geistes, Vorstellungen. Sie verkündet ihm die Triebe des Lebens und deren Forderungen; er hinwieder genehmigt, oder verwirft diese, seinem eignen Gesetzthum gemäß.

Der innige Verein von Geist und Seele, das sich unmittelbare Berühren und einander in Wechselerregung Durchdringen von beiden, ist, was wir im gemeinen Sprachgebrauch mit dem Worte Gemüth bezeichnen. Wie im Nervischen sich Leben und Seele begegnen, gleichsam in einander fließen: so rinnen im Gemüth Seele und Geist zusammen. Darum verbinden wir auch mit Gemüthskrankheiten gewöhnlich einen andern Begriff, als mit bloßen Seelenkrankheiten.

Krankheiten des Lebens können allerdings, durch Vermittlung der Seele, in sogenannte Gemüths- und Geisteskrankheiten, in Schwermuth, Blödsinn, Verrücktheit u. s. w. übergehn. Hinwieder auch, durch seelische Vermittlung, können störende Einwirkungen des Geistes auf das Leben, dessen Geschäfte hemmen, dessen Werke verderben. Wiederum kann der Leib erkranken, während der Geist in vollkommner Gesundheit wirkt und weset. Anderseits gibt es Geistes- und Gemüthskranke, die leiblich wohlgedeihn und bei welchen alle Lebensverrichtungen ungehemmt von statten gehn.

Aber hier ist nicht die Stelle, wo ich (ohne vorher den Verkehr zwischen Geist und Seele unter einander näher angedeutet zu haben), über jene Zustände des Leidens beider, meine Ansichten mittheilen kann.

VI. Der Geist.

75. Entwickelung des Geistes. Gesittungsstufen des Menschengeschlechts.

Es überrascht uns in der Geschichte der Natur, oder ihrer Wirksamkeitssphären, so weit uns der Gesichtskreis in denselben gestattet ist, die Wahrnehmung eines wunderbaren Gleichlaufes (Parallelismus) all' ihrer Thätigkeitsweisen; überall stufenweiser Entwickelungsgang ihrer Schöpfungen vom Samenkeim zum Vollkommnern. Selbst die scheinbar todten Stoffgebilde waren vor unzähligen Jahrtausenden noch nicht was heut. Selbst der Weltkörper, den wir bewohnen, war uranfänglich nicht in seiner gegenwärtigen Vollendung. Er schwamm gleichsam, als Embryo, im Schoos der Himmel, und zog aus dem Aether, wie ein Säugling, die nährenden Urstoffe des Aethers an sich, die sich zu Urfels verdichteten und gestalteten; dann zu Uebergangs-, zu ältern und jüngern Gebirgslagern schaalig übereinanderlegten und nach manchen vulkanischen Ausbrüchen, Landemporhebungen und verwüstenden Sündfluthen, die bis jetzt gebliebne Form gewannen (47.).

Doch wie lange Zeiten verflogen dem Erdball, bevor sich über seinen Gebirgs- und Land- und Meerbildungen, aus den vielartigen Gegensätzlichwerdungen der Materien und Bewegkräfte, ein zu Belebung veredelter Stoff schied! (44.). Auch er war anfänglich nicht, was er in der Folge der Jahrtausende geworden ist. Die tiefern Felsrinden des Erdkörpers zeigen uns nur noch seltne Ueberbleibsel höchst einfacher Seethierchen; später nach und nach deren mehrere, mannigfaltigere und künstlicher gebaute; dann erschienen die Jahrhunderte der riesigen Kräuter und ungeheuern Thierwesen. Es waren die wilden Jünglingszeiten unsers Weltballs. Und lange nachher, nachdem sie vergangen waren, entfaltete sich das Urleben in jener Fülle, Verschiedenheit und Pracht, die wir schon seit sechs Jahrtausenden bewundern. Aber auch im Reich der Pflanzen und Thiere selbst herrscht der nämliche Gleichlauf und Entwickelungsgang zwischen den Gattungen beider, von den grünen, fast gliederlosen Schleimmassen der Tremellen, und von den gallertartigen, Punkten ähnlichen, Monaden und Colpoden und andern beseelten Aufgußthierchen, bis empor

zu den edeln Blüten und Fruchtbäumen und zum menschenartigen Troglodyten des innern Afrika's.

Der Mensch erschien zuletzt; — ein höheres Wesen. Sein Ich ist der gottdenkende Geist. Und diesen Geist umkleidete die Natur mit dem Köstlichen aller ihrer Wirksamkeitssphären; mit einem Leibe, in welchem sie sich gleichsam zu seinem Werkzeuge, zu seiner Dienerin, ihn zu ihrem Gebieter, zu machen schien.

Aber auch der Menschengeist wieder erkennt, in seinem kurzen Daseyn auf dem Erd-Stern, denselben Entwickelungsgang, welchen die Natur selbst hält. —

Das neugeborne Kind ist, seinem Leben und Seelischen nach, ein mit dem mütterlichen nahe Verwandtes und Verbundenes, Stoff von Stoff der Mutter, Leben von ihrem Leben, Seele ihrer Seele. In gleichem Verhältniß aber, wie das junge Geschöpf, mit fremden Stoffen und Kräften, zugleich ein der Mutter fremdes Leben und Seelisches aus dem Reichthum der Natur einsaugt, löset sich allgemach jener Verband. Dann wird das wachsende Leben die erste Amme und Erzieherin der Seele; weckt dieselbe durch seine Triebe und Instinkte aus dem Schlummer; und diese, erwachend, wird endlich der Glieder ihres Leibes, und ihrer äußern Sinnwerkzeuge, eins ums andre mächtig; dann auch der innern, erst der Aufmerksamkeit, darauf des Gedächtnisses, der Gewohnheit und der Nachahmungslust. Zuletzt dämmert das Licht des Geistes in den Sinnen und Gefühlen der Seele hervor. Die reine Thierheit hört auf, der Mensch beginnt mit den ersten Lauten der Wortsprache; mit dem ersten Bewußtwerden eigner Persönlichkeit; dem ersten Bewundern des Gefälligen; dem ersten Suchen nach dem Warum? und Wozu? dem ersten Gefühl des Unrechts und Rechts. Das Kind ist früher vernünftig, als verständig; sein Geistesgesetz früher, als die durch Erfahrung erst erworbne Klugheit im Urtheilen und Handeln. Der Erwachsene erblickt in den kindlichen Aeußerungen eine Naivetät, einen Ausdruck von Natürlichkeit, die er, als Widerspruch mit verkünstelter Ueblichkeit, belächeln kann und doch, als Vernunftgemäßes, ehren muß.

Auch der Knabe bewahrt zwar Neigung und Sinn für das Naturgemäße; aber der Geist verharrt noch lange im Dienst der herrschenden Thiernatur. Leibesstärke, Muth und Schlauheit sind ihm bewundernswürdiger, als jedes andre Verdienst; Freiheit mehr, als Zwang seiner Lebensart. Er lernt nachahmend von Menschen und Thieren. In lebhafterer Anerkennung des Rechts und Unrechts verkündet sich die gesteigerte Macht des sinnlichen Gefühls.

Wenn im Jünglingsalter aber Lebensfülle und Seelenreichthum

üppiger überströmt, und der Geist sich seines Innern und der Urbilder des Wahren, Guten und Schönen in ihm heller bewußt wird: dann erscheint der große Augenblick, in welchem der halbreife Zögling der Natur die Hand der bisherigen Erzieherin fahren lassen, und selbstständig schalten will, und es doch nicht ganz vermag. Der erfahrungsarme Verstand verliert sich noch im Labyrinth der Erscheinungen; verwechselt Wesen und Schein, sinnliche und sittliche Größe: haßt das Gemeine; lechzt nach Wundern; zieht das Göttliche ins Irdische nieder, und verklärt Irdisches in Göttlichkeit. Der Jüngling, schwankend zwischen Sinnen- und Geistesluft, sieht die Welt nicht, wie sie ist, sondern vernunftgemäß seyn soll; kennt keine Mittelstraße; wird Engel und Teufel; Tyrann und Sklav; erfindet was er nicht findet.

Wenn, nach diesen Gährungen, das leibliche Leben seinen Bau im Mannesalter befestigt hat, der Rausch stürmischer Gefühle verflogen ist; die Fantasie mit gesenktem Flügel neben der Leiche schöner Hoffnungen trauert, und schmerzliche Erfahrung vor den Gefahren geliebter Thorheiten und geheiligter Irrthümer warnt: dann wird Einfluß des Verstandes herrschend. Der Sterbliche, noch angezogen vom Reiz der Wirklichkeit um ihn her, gibt sich ihm nur mißtrauisch hin, und das Ideale und Höhere in ihm beargwohnt er, als unsichere Träumerei. Er unterhandelt auf Bedingung hin mit beiden; will seinen Vortheil vom Irdischen und Ueberirdischen; will lieber klug seyn, als wahr und offen; lieber das Nützliche, als das Edle. Lebensbequemlichkeit wird sein Lebensziel; er sich, in schlauer Selbstsucht, sein Gott. Zwar mahnt ihn das Gesetz der Heiligkeit an Höheres, als das Vergängliche. Doch der Verstand verwandelt auch dieses nur zu oft in unfruchtbare Schulbegriffe, oder in Schminke eigennütziger Begierden. — Spät gelangt der Geist zur Alleinherrschaft über das Thierthum; das Gottesgesetz, die Vernunft, zum Sieg über die Macht des Irdischen; der Mensch zur Vollendung im Hochmenschlichen.

Die Entwickelungsgeschichte des einzelnen Sterblichen ist die Entwickelungsgeschichte ganzer Nationen. Sie wohnen auf dem Erdball, wie Kind und Knabe, Jüngling und Mann, in sehr ungleichen Höhen der Ausbildung; langsam ihrem Ziel entgegenreifend.

Der Stand der Wildheit ist ihr Kindheitsalter. Der Wilde auf den untersten Stufen, wie er noch den reisenden Europäern in einzelnen umherziehenden Familien Neuhollands begegnet, ist fast ganz thierisch, nur seelisch; noch wortarm in der Sprache; daher auch gedächtnißarm. Zwar denkt er, aber denkt meistens nur wortlos. Geschehenes ist leicht vergessen. Er weint einen Augenblick und lacht im nächsten mit unmäßi-

ger Freude. Er belauscht aufmerksam das Treiben der Thiere und lernt von ihnen seine ersten Künste; zieht mit Weib und Kind durch die Einöden, wohin Nahrung und Sicherheit ihn locken: läßt seine Ungebundenheit ungern beschränken und will keine andre Herrschaft dulden, als die der Naturtriebe. Alles erscheint ihm noch, als Gemeingut. Erst Vermehrung der Volksmenge und Beschränkung des Raums, oder Furcht vor Nachbarhorden, zwingt zum festern Verband der Familien, zu gewissen Formen geselligen Vereins. Die Erfahrung der Alten lehrt und leitet im Frieden; Kühnheit und List des Stärksten befehligt im Kriege.

So tritt der Wilde auf die Stufe der Halbwilden, in das Alter der Knabenzeit. Immer noch am Leitband der Naturtriebe gegängelt, sind die Thiere der Wildniß seine Vorbilder. Er beschleicht den Feind, wie sie; er verstellt sich, wie sie. Seine Tänze, Spiele und Belustigungen sind den ihrigen nachgebildet; er schmückt sich selbst mit ihren Namen. Kriegerstolz, der jeden Schmerz verhöhnt, ist seine Mannesehre. Der Stärkere wird Herr des Schwächern, das Weib Knechtin des Gatten, der Besiegte Sklav des Siegers; ein Held oder ein Stammvater der Horde, ihr Häuptling; die Kriegergemeinde gesetzgebend für alle. — Unter mannigfachern Erfahrungen wird auch der Geist wacher. Das erstärkende Gedächtniß leitet den Halbwilden sicher durch die Urwälder; lehrt ihn Thaten der Väter den Enkeln in Sagen überliefern und mit Bildern des Sichtbaren das Unsichtbare nennen. Ein regewerdendes Gefühl des Schönen erfindet rohes Schmuckwerk des Weibes; die Tättowirung des Mannes, daß er schrecklicher scheine. — Der Halbwilde, der vor nichts zittert, erschrickt nur noch vor der Allgewalt der Naturerscheinungen. Ihm zeigen sich hinter denselben übermächtige Wesen. Er buhlt mit Opfern um ihre Gunst. In seinem Gemüth erschließt sich der Keim der Religion. Es ist die Religion der Unmündigen; eine Schöpfung der Furcht. Sie schafft ihm Götter, ihm zum Ebenbilde; doch in riesiger Größe und Stärke.

Die Gesittungsstufe der Barbarei folgt allmälig den Tagen der Halbwildheit, wie das Jünglingsalter den Knabenjahren. Der Menschengeist dünkt sich den Spielen der Kindheit entwachsen und, im Stolz erworbener oder ererbter Kenntnisse, der Unmündigkeit entlassen. Die Ideen des Unendlichen, des Heiligen und Schönen leuchten schon in ihm auf. Er strebt Höherm nach; aber vermag es nur auf Fittigen der Einbildungskraft im Sturm der Gefühle. Er verschmäht das Gemeine; will das Wunderbare und Uebermenschliche in Allem, und gestaltet zuletzt doch nur das Ungeheure in die Welt des Sinnlichen hinaus. Maßlos überall, ist es der Barbar in Lust und Trauer; im Hassen und Lieben; in üppiger Pracht und schwärmerischer Entbehrung; in Lastern und Tugenden. Die

rohen Helden der Vorzeit werden ihm zu Heroen; die Frommen und Weisen zu Heiligen und Halbgöttern. Im Kriege abenteuerlichen Wagstücken nachjagend, im Frieden müßig schwelgend, findet er überall nur Engel, oder Teufel. Knechtischer Anbeter der Geliebten, wird er in der Ehe ihr Tyrann. Es ist das Zeitalter wilder Wollust und erhabner Lebensverachtung; der Vergötterung und des Faustrechts; der Kunstblüte und Poesie, wie der Unmenschlichkeit; des selbstherrlichen Priesterthums und frommen Fanatismus; des Erbadels und der Leibeigenschaft. Der Fürst glänzt, als Erdengott, umflossen vom geheimen Zauber der Majestät; verkauft auf Sklavenmärkten besiegte Heere, und schleppt aus eroberten Staaten Völker gefangen ins Elend ferner Länder. Aber die Menschheit schmachtet unter lauten Verirrungen und selbstgeschaffnen Qualen nach Erlösung; und, mit gereifterer Einsicht, fängt sie an, dem, was ihr Verderben gebracht, besonnen auszuweichen.

Es beginnt das Zeitalter der Halbarbarei oder Civilisation, das ist, eines gesetzlich geregelten, bürgerthümlichen Volks- und Staatslebens zum Sicherstand und Frieden Aller, wenn auch noch nicht nach Grundsätzen des ewigen Rechts, doch, mehr oder minder klug, nach Erfahrungssprüchen geordnet. Der Mensch ist nicht mehr Leibeigner und Angehöriger der Scholle (glebae adscriptus), aber doch des Staates, und wird mit dessen Landestheilen verkauft, vererbt und vertauscht. Das Faustrecht gilt nicht mehr; aber noch nicht das Völkerrecht. Die Freiheit wird schon splitterweise in Privilegien, Rechtsamen, Erbständen u. dgl. m. vertheilt. Lebensklugheit ist noch mehr, als Vernunft. Diese wird noch von der Kirche geächtet, und der Thron gebietet, was wahr seyn soll, was nicht. Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Entdeckungen und Erfindungen sind im kühnen Aufschwung, aber im Dienste sinnlicher Genußsucht, des Goldes, des Ehrgeizes, der Herrschgier. Ueberall Nebenbuhlerei von Prachtstädten, Hochschulen, Handelsstraßen, Armeen, Flotten, Fabriken; aber überall die Mehrheit des Volks, zum Vortheil des Staates, oder der Bevorrechteten, umstrickt, beengt, ausgesogen. Die Tugend wird auf Lehrstühlen, Schaubühnen und Kanzeln gefeiert; aber in der Wirklichkeit, als schlaue Heuchelei, oder fromme Einfalt belächelt. Doch gefällt jedem ihre Maske mehr, als nackte Brutalität; und jeder hält mehr auf das Urtheil der Leute, denn auf den Schrei des Gewissens, weit mehr auf seine Sitte, als strenge Sittlichkeit. So ringt die Halbbarbarei, schwankend zwischen Glauben, Unglauben und Aberglauben, nach Selbstrettung, unablässig von der strafenden Geißel des Widernatürlichen geschlagen.

Aber Civilisation ist schon Uebergangsstufe zum Standpunkt

des Hochmenschlichen. Diesen hat im heutigen Weltalter noch keine Nation eingenommen. Doch der einzelnen Sterblichen Viele, unter Barbaren und Civilisirten, haben ihn schon erreicht, Andre zur Nachfolge ermuthigend.

Das ist in flüchtiger Andeutung die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes auf Erden.

---

76. Der Geist ist nicht eine Naturwirkung.

Und wer ist er an und für sich selber, dieser Geist? — Die Frage beschäftigte schon die Weisen des hohen Alterthums, welche noch pflanzisches Leben und seelisches Empfinden, mit Geist, verwechselten, oder nicht unterscheiden mochten. Sie beschäftigte die Denker späterer Zeiten.

Ihrer Manche meynten, er sey nur eine edlere Blüte des schaffenden Lebens, hervorgegangen aus einer kunstreichern Fügung und Gliederung des Leibes, seiner Gefäße und Nerven und einer feinern Materie, als der von Thieren und Pflanzen. Er sey, wie Alles in der Natur, außer der nichts sey, ihr Erzeugniß, wie jede andre ihrer Erscheinungen. Die Natur selbst schien solchen Denkern, vom Sinnentrug irregeführt, in sich bloß ein Materielles oder Stoffliches, nichts Andres, indem sie den Schein für das Wesende nahmen. Aber die Antwort blieben sie auf eine andre Frage schuldig: Wodurch ist die Materie, die an sich stille und todte, zugleich die Alles in wunderbaren Ordnungen Bewegende; der in sich einfache, ungegliederte Stoff zugleich Schöpfer von Gefühlen, Gewahrungen und Erkenntnissen? Wird er es Alles durch ein unergründliches Ungefähr? So ist die Natur selbst ein unergründliches Ungefähr, und von ungefähr, weiser, als der ihre Weisheit anstaunende Menschengeist; so ist die Natur, oder das Ungefähr, Gott.

Wäre der menschliche Geist die höchste Blüte der Natur, ein Bewußtseyn des sich selbst Unbewußten: so würde er, als Naturwerk, ein bloßes Seyn haben, ohne selbstständige Wesenheit; so würde nicht er, sondern die Natur, Quell und Ursache seiner Vorstellungen und Ideen, mithin selbst von dem seyn, was sie selbst nirgends äußert und nicht weiß; so würde sie in seinem Bewußtseyn und Wissen sich selbst zum Widerspruch werden müssen, ein wissenloses Gewußtes, ein willenloses Wählen; ein endliches Unendliches.

Der Geist aber weiß sich, als selbstständig Wirkendes, Erscheinungen der Natur in sich bedingend; als ein Beharrliches im Wechsel seiner Gedanken, Entschlüsse und Wirkungen. Wäre sein Gedankengebiet ein Bewirktes der Natur selbst: so könnte darin nichts vorhanden seyn, denn

Abspiegelung ihres Selbstes und was sie darstellt. Aber der Geist erblickt, was sie nirgends sinnlich offenbart: ihre Wesenheit, Unendlichkeit, sogar Höheres, als sie. Er trägt ein Gesetz in sich, welches nicht ihr Gesetz ist, oft gegen ihre Gebote und Triebe Widerstreit gebietet und durch ihre Gewalt nur mangelhaft erfüllbar bleibt in der Welt. Ist das Ahnen des Göttlichen im ganzen Geisterreiche ihr Ahnen, und das Sehnen desselben nach Gott ihr eignes Sehnen: so ahnt sie und sehnt sie sich nach einem Andern und Herrlichern, als sie selber ist, und doch wäre sie zugleich das Einzige und Alles, außer welchem nichts vorhanden seyn könnte.

Aber ich breche ab. Es gränzt an Thorheit, dem zu widersprechen, was sich selbst widerspricht.

---

77. Nicht eins und dasselbe ihres Wesens. Seelenwanderungslehre.

„Wohl nicht das bloße vergängliche Erzeugniß und Erscheinen aus der Natur ist der menschliche Geist", — haben andre und scharfsinnigere Denker gemeynt: — sondern er ist gleich ewig, wie sie ist; nicht ihre Wirkung, sondern ihre eigne Wesenheit. Sie in ihrer Urheit aber ist der Urgeist, welcher, in andern Sphären ihrer Wirksamkeit, gegensätzlich in einer langen, mannigfaltigen Reihe Geistes-Artungen, oder Einzelwesen, in sich auseinandertritt, und in allen diesen doch wieder sie selbst ist und wirkt. Denn sie bleibt das Bedingende im All; und die Dinge sind nur wandelbare Formen ihres Waltens und Wirkens; das Endliche in ihrer Unendlichkeit. Das Gesetzthum des Wahren und Heiligen ist auch ihr Gesetzthum und darum in allen Geistern bestehend. Die stoffischen Lebensgestalten der Menschen vergehn im Tode; nur die Seelen oder Geister sind das Unsterbliche, und gehn in andre Menschen- oder Thierhüllen über, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan, vollkommner oder unvollkommner geworden sind."

Sieh da, die alte Lehre von der Seelenwanderung; — Wie kindlich auch diese Vorstellungsart von ewiger Wiederkehr der Seelen oder Geister in neue Körper seyn möge, ist sie doch schon eine der Höhen, zu welcher sich einzelne Forscher des Alterthums erheben konnten; eine Höhe, welche selbst den Gipfel manches spätern Lehrgebäudes überragt, in welchem die Natur, als alleinige Gottheit thront, oder das mit der Materie spielende Ohngefähr. Das Alterthum kannte kein anderes Weltall, als nur welches der enge Horizont in sich begreift, den auf unserm Erdball das Auge überschaut. Ihm mußte allerdings der Geist das Letzte und Höchste im All des Vorhandnen seyn. Wer jedoch wird heut, auf Stu-

sen vollkommnerer Kenntniß und Erkenntniß, zu behaupten wagen, daß das unendliche Universum mit all seinen unzählbaren Weltkörper-Millionen, durch den Menschengeist abgeschlossen und beendet sey?

Schon die Idee der Seelenwanderungslehre von Lohn und Strafe nach dem Tode des Leibes, spricht Ahnung von einem weit andern Daseyn aus, als dem Reiche der Natur; und deutet durch den unabwehrbaren Gedanken von bleibender Persönlichkeit der geistigen Einzelwesen zu einem erhabnern Wissen, für welches die Natur und ihr Gesetz keine Erfahrung, keinen Fingerzeig gibt. Was wäre Vergeltung, wenn sich der Geist in einem spätern Leibe nicht mehr bewußt wäre, in einem frühern heilig oder sündig, oder überhaupt schon vorhanden gewesen zu seyn?

---

78. Urverwandtschaft des Geistes und der Natur.

Obgleich, in der unendlichen Wesenverkettung des göttlichen All's, der menschliche Geist mit der Natur urverwandt, ihr Nächster, ist, weiß er sich doch urgewiß nicht eins und dasselbe mit ihr; weiß er sich gleichsam in sich abgeschlossen; Selbstschöpfer inmitten seiner Gedankenwelt; unabhängig sich angehörend. Mit erstem Anglimmen vom Licht seines Bewußtseyns, wird ihm auch seine unveränderliche, bleibende Selbstheit, seine Persönlichkeit hell. Jeder Menschengeist erscheint sich, geschieden von Allem, wie ein Mittelpunkt alles Vorhandnen. Sein Ich weiß, daß es nach Jahren dasselbe geblieben ist; nicht vermehrt, nicht vermindert, wie sich Stoffe, Bewegkräfte, Leben und Seeliſches häufen und mehren, oder schwächen und mindern lassen in ihrem Einzelganzen. Vergrößerung der Kenntnisse ist keine Vergrößerung des Geistes; denn er ist nicht selber das Vielerlei des von ihm Gekannten, sondern er ist das dieses Kennende.

Er wohnt freilich in der Natur. Er hat von ihr seine vergängliche Hülle, den Leib empfangen. Aber diese Umhüllung ist doch nur Werkzeug, durch welches er eine Verbindung mit ihr vermittelt, und in Wechselwirkung zu ihr steht. Von ihr zur Thätigkeit erregt, wird er anfangs nur ihr Schüler. Sie kann ihn aber nicht mehr lehren, als ihr eignes Selbst. Und wie Herrliches dies seyn möge, er weiß von Wunderbarerm und Herrlicherm, was sie selber nicht ist, und als welches die Lehrerin sich dem Schüler nie offenbaren kann.

In all ihren Wirksamkeitssphären tritt die Natur gegensätzlich, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Höhern zum Tiefern, in zahllose Artungen von Stoffen und Kräften, von Pflanzen- und Thiergattun-

gen auseinander. Nicht also ist's im Reich der Geister. Sie sind sich insgesammt gleichartig. Alle haben sie einerlei Gesetzthum, einerlei Erscheinungsweise. Wir kennen auf Erden keine Verschiedenheit höherer und tieferer Geister, wenn auch große Verschiedenheit der Menschen in ihren Neigungen, Anlagen, Kenntnissen und Fertigkeiten. Allein diese Mannigfaltigkeit entspringt offenbar nicht aus der Ungleichheit der geistigen Wesen, sondern aus der Ungleichheit der ihnen von der Natur zu Theil gewordnen Werkzeuge, des Nervenbaus, der Sinnen-Organe, der vollständigern, oder unvollständigern Gliederung; entspringt aus der Ungleichheit der Schicksale, Geistesbethätigungen und Verhältnisse zur Welt. Wie mag der Geist des Blindgebornen, oder des Taubstummen, in seinem Erscheinen gleichstehn dem Geist des Vollsinnigen? Oder wer läugnet, daß Tausende von denen, welche unter wilden Barbaren, oder in den mittellosen Volksklassen unsrer civilisirten Länder, erfahrungsarm und roh dastehn, unter günstigern Umgebungen, bewundernswürdig geglänzt haben würden? Der Geist des Menschen, inmitten der Natur, wird durch sie nicht in seiner Wesenheit, sondern nur in der Erscheinungsweise derselben beschränkt.

Es ist nicht zu läugnen, der Geist weset in ihr, gleichwie sie hinwieder in ihm sein Gewußtes ist. Er wirkt auf sie ein; sie hinwieder auf ihn nach unabänderlichen Weisen. Ihr Gesetzthum ist in strenger Zusammenstimmung mit dem Gesetz seiner Erkenntniß, weil sie ihm ohne diese Uebereinstimmung unerkennbar bleiben würde (27.). Die in ihr waltende Nothwendigkeit, ist das Gleichnothwendige seines Wissens von ihr. Aber dennoch weiß er sich auch in höhern Beziehungen, und unbeherrscht von ihrem Gesetz; weiß sich nicht nur in ihr und ihr nicht nur gegenüber, sondern über sie erhaben. Sogar seine Unruhe über das geheimnißvolle Verhältniß zu ihr; alle Zweifel des Verstandes über sie und sich, beurkunden wenigstens eine Möglichkeit von seinem Hingehören zu andern Reichen des göttlichen Alls. Die ersten Zweifel des Sterblichen über Wesen und Seyn alles Vorhandenen sind auch die ersten Ahnungen der Hoheit dessen, was in ihm denkt und will; sind das erste Wahrnehmen seiner Wesens-Verschiedenheit von der Natur; und sind ein Erkennen, daß sie nicht seine Heimath, er nicht lediglich ihres Geschlechts sey; wohl ihr Verwandter, aber nicht ihr Kind; wohl ihr Einwohner, aber nicht Bürger ihres, sondern eines unendlich herrlichern Reichs. Er ehrt sie daher nicht, als das vollendete All des Vorhandnen, wie sich ihm dieses durch ihr Stoffliches, Bewegendes, Belebendes und Beseelendes offenbart. Denn er ist ein Wissen, nicht von ihr nur, sondern ein gleich nothwendiges, unab-

wehrbares, urgewisses (13.) Wissen, von einer erhabnern Wesenordnung, von einer unaussprechlichen, in deren Herrlichkeit sie selber verschwindet; von einer andern Gesetzgebung, als der ihrigen; von einem Gebote, welches für das bloße Vorhandenseyn in ihr, ohne alle Beziehung, ohne Deutung dastände.

---

79. Der Geist selbstständig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen.

Das Unendliche, Unbedingte ist, wenn ich so sagen dürfte, der geheimnißreiche Hintergrund seines Wissens und Wirkens, aus welchem die allumfassenden Ur-Ideen des Wahren und Heiligen hervorsteigen, und diese, vermählt mit dem Seelisch-Anmuthigen im Gemüthe, zur Idee des Schönen werden (92.). Diese Ur-Ideen sind die eigenthümlichen Triebe des Geistes, sich äußernde Forderungen seines Wesens; sind die unvergänglichen Sonnen seiner eignen, innern Welt, deren Abglanz darin zu Urbildern von ihnen, oder Idealen, übergeht. Sie sind das höchste Gut des Geistes in all seinem Wissen und Wollen. — Das Wahre durchleuchtet das Gebiet seiner sämmtlichen Kenntnisse und Erkenntnisse; und welche derselben nicht die auf sie gefallenen Strahlen wieder rein zurückwerfen, stößt er von sich aus, als Unwahres, Irrthum und Lüge. — Das Heilige ist des Geistes Licht, aus unerforschbaren Höhen des göttlichen Alls zu ihm gedrungen, ihn emporziehend in eine Heimath übernatürlicher Wesenordnungen. — Das Schöne ist dem menschlichen Geist der Urquell seiner vollendeten Seligkeit im Irdischen; Verschmelzung vom Glanz der Natur mit der Uebernatur; des Irdischen und Göttlichen.

Aber umsonst suchen wir, und sehnen wir uns draußen, in der Welt endlicher und vergänglicher Dinge, nach dem Gewinn des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen. Es bleibt der Schatz unsers Innern. — Wie könnten wir das Unendliche ins Endliche hinausgestalten? Da wird, wie ich früher sagte, das Heilige nur zur begränzten Tugend; das Allwahre zur einzelnen Wahrheit, und das Urschöne zur beschränkten Schönheit. Und zu ihnen gesellt sich, mit Verdunkelung ihres Lichts, wie Schatten, die Sünde, der Irrthum und die Häßlichkeit.

Dennoch bleibt alles Ringen und Streben des Menschen dahin gerichtet, die ewigen Kleinodien seines Geistes auch in der Welt geltend zu machen. Er trägt Abscheu vor dem, was häßlich ist, und steht bewundernd still vor dem, was schön ist. Er fordert Wahrheit. Wer

ihn mit Lügen täuscht, von dem wendet er das Antlitz ab. Auch der in sein Thierthum verlorenste Sterbliche will wenigstens den Schein der Tugend tragen, wenn ihm die Tugend selber fehlt; verlangt wenigstens Gerechtigkeit Andrer für sich, selbst wenn er sich eigne Ungerechtigkeit gegen Andre verzeihen mag.

Die Forderung der Nichtverletzung des Heiligen, wenigstens des was Recht ist, eine Forderung aller Sterblichen an Alle, entspringt aus der Ueberzeugung gesammter Menschheit, daß nicht nur Jeder wisse, was Recht und Unrecht sey, sondern daß er auch ein Vermögen habe, frei sich für das eine, oder das andre, zu entscheiden. Der Mensch anerkennt nur im Menschen, in keiner Naturerscheinung, in keinem Thiere, das Bewußtsein vom Recht und Unrecht und damit zugleich das Daseyn eines freien Wählens oder Willens an. Sollte darin Täuschung walten? — Fürwahr dann würde das Wissen des Geistes von sich, Trug und Falschheit werden; dann Lüge und Wahrheit, Vernunft und Wahnsinn, einerlei Werth haben; Lohn und Strafe, Ruhm und Schande, Sache zweckloser Thorheit bleiben.

Es weiß der Geist sich frei in der Welt, weil er darin sich wählend weiß. Er kann wählen, weil er, als menschlicher, ein doppeltes Gesetz in seinen Gliedern trägt: das Gesetz der Selbstheiligung, und das Gesetz der Naturtriebe und Begierden in seinem Leibe, der ihm mit allen Thieren gemein ist. Für Pflanzen und Thiere findet keine Wahl zwischen zweierlei Gesetzen statt. Sie haben nur ein einziges. Es ist das der Natur. Sie werden von deren Trieben getrieben.

In ihrer ehernen, ewigen Nothwendigkeit steht die Natur dem Geiste schroff gegenüber, auf ihn einwirkend in allen Sphären ihrer Wirksamkeit, die sich in seiner irdischen Umhüllung vereinen. Er aber steht ihr in Freiheit gegenüber; ausgestattet mit einem andern Gesetz, das sie nicht kennt; das er in ihr nirgends wahrnimmt; und ihm eine Weihe verleiht, die sie nicht hat. Urfrei zwischen zwei Reichen des wesenden Alls, kann er das Gesetz des einen, wie des andern, verwerfen, oder erfüllen. Meisternd begegnet er, wenn er will, dem Sturm der Welt, dem Schicksal, den Gewalten der Natur; und zerbricht sogar, für das Heiligthum seines Urselbstes, die Gesetze der Natur, unter den Zuckungen des widerstrebenden Lebens und unter dem Schmerzensschrei der Seele. Der göttlichere Mensch kann freiwillig für das sterben, was herrlicher ist, denn Leben und Seligkeit hienieden; kann für Tugend und Wahrheit den Verkehr mit der Natur aufheben. Kein Thier vermag es, weil es in ihrem Gesetz gefesselt geht.

So erhebt sich der wesende Geist über die Schranken der Natur.

Er, mit der Leuchte der Vernunft, durchforscht sie; aber, nicht ihrer selbst, sondern seiner höheren Ziele willen. Er strebt empor in seiner Freiheit, dem Heiligen und Göttlichen zu; nicht hinab zu ihr. Er steht über der Natur. Ihr Gebiet endet, wo die Nothwendigkeit. Er ist das Verbindungsglied zwischen ihr und einem erhabnern Wesenreiche. Sein Fuß taucht in ihre Tiefen; sein Haupt in den Glanz eines übernatürlichen Wesenreiches.

---

80. Streben des Geistes, innerhalb seines Gesetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligseyn.

In den unerlernten Aussprüchen des gesunden Verstandes aller Jahrtausende und Welttheile, verkündet sich das Bewußtseyn der ganzen Menschheit von ihrer Willensfreiheit. Diese ist nicht bloß Gedanke einer Schule, einer Kirche, einer Synagoge, einer Moschee, oder Pagode. Sie ist ausgesprochen in den Sprachen aller Weltalter; und wo die Sprache noch zu dürftig war, in den Handlungen der Menschen. Es kann darin kein entschiedner Irrthum walten. Selbst diejenigen Schulweisen, welche sie bezweifeln, oder läugnen mochten, geriethen mit sich selber in den lächerlichen Widerspruch, daß sie, was ihnen im Forschen und Grübeln, wie ein nicht Vorhandenes, verschwand, im täglichen Handeln und Wandeln nothwendig als Wirkliches (15.) anerkennen mußten.

Wäre der Geist sich nicht seines Wissens inmitten des Bewußtlosen, der Wahlfreiheit inmitten der Nothwendigkeit der Natur urgewiß bewußt, wie hätt' er zum Vermuthen einer Freiheit, zum Begriff des Rechts und Unrechts, gelangen können, da ihm im Reiche der Natur-Erscheinungen nichts davon belehrend entgegentritt? Wäre er in all seinem Wirken einer unwandelbaren Nothwendigkeit unterthan; so würde er eine sich bewußte Nothwendigkeit seyn.

Er kennt allerdings eine Nothwendigkeit: es ist die unwandelbare der Naturgesetze, welche auf ihn, durch Leben und Seele, erregend einwirkt. Er kennt noch eine andere Nothwendigkeit: es ist die in den Formen seines Denkens vorhandne; die unabänderliche Art Vorstellungen, Begriffe, Urtheile zu bilden, wodurch eben Naturgemäßes, auch Vernunftmäßiges wird; es ist die Nothwendigkeit von der Vorhandenheit seines, im Wissen und Wollen wirkenden, Selbstes, mit dem Gesetz des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen ausgestattet.

Aber inmitten dieser innern und jener äußern Nothwendigkeit, und zwischen dem Gebot des Heiligungs- und des Naturgesetzes gestellt, weiß

er sich, als ein Vermögen, und Können, diesem, oder jenem, ein Genüge zu thun; als ein sich selbst Bestimmendes zum Wirken. Im ganzen Umfang der Natur herrscht der Zwang des Müssens; im Umfang des geistigen Reichs, und in der darin waltenden Uridee des Heiligen und Wahren, nur das Sollen. Dies Sollen ist kein unabwehrbarer Zwang. Verliert doch selbst das Naturgesetz seine Gewalt und sein Müssen für den Geist, und innerhalb seiner Sphäre. Er kann den Trieben und Begierden des Lebens und der Seele Schweigen gebieten und ginge damit das Leben selber zu Grunde. Er kann seine irdische Hülle von sich abstreifen und mit ihr die ganze Welt, die ihn außen umgibt.

---

81. Der Geist ist ein, im Wissen, wollendes Wesen. — Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall.

Im gemeinen Sprachgebrauche unterscheidet man wohl Willkür von Freiheit, und Zufall von Nothwendigkeit; aber nur wegen damit verknüpfter Nebenbegriffe. Zufall, oder Ungefähr, bezeichnet bloß unsre Unkunde von Bedingungen, durch welche ein Ereigniß nothwendig ward; und Willkür bedeutet nur ein Wählen, ohne Beharrlichkeit; eine sittliche Schwäche des Geistes; ein Schwanken zwischen Thierthum und Menschenthum. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, und sich keinem fremden unterwerfen mag, nur der ist frei; nur der von sich, aber von keinem Andern abhängig. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, handelt vernunftgemäß; denn Vernunft ist sein Gesetz. Das Thier, wie auch der menschliche Leib, hat Begierden, weil sich unbewußte und wahllose Triebe; der Geist hat Willen, weil Wahl zwischen einem Doppelgesetz, dem der Natur und des Geistes (79).

Diejenigen, welche jemals an der Freiheit des menschlichen Willens gezweifelt haben, wurden hiezu wohl weniger dadurch bewogen, weil ihnen, im Innersten ihres Selbstes, das Bewußtseyn freier Entschließungen fehlte, als vielmehr, weil sie sich nicht jederzeit der Beweggründe zu ihren Entschlüssen und Handlungen klar bewußt waren. Sie hielten deshalb jenes Bewußtseyn für eine Selbsttäuschung des Verstandes. Oder sie nahmen die Willensfreiheit zwar, als unentbehrliche Voraussetzung, an, weil ohnedem alle Begriffe von Recht und Unrecht, aller Zweck von Lohn und Strafen, aller Bestand gesellschaftlicher Ordnungen, verschwinden mußte; aber sie machten diese Voraussetzung höch-

stens nur zum bloßen Gegenstand eines sogenannten Vernunftglaubens, weil sich die Wirklichkeit der Geisteswahlen nicht beweisen lasse.

Das, was in sich durchaus verhältnißlos vorhanden ist (13.), kann bloß gewiesen-gewußt, aber nicht bewiesen-erkannt werden. So weiß der menschliche Geist seine eigne Vorhandenheit einzig durch sein Sichwissen, ohne Möglichkeit eines andern Beweises. In seiner Unmittelbarkeit verhältnißlos; deshalb in sich unterscheidbar (dies erst in seinem Andersseyn werdend), weiß er sich dennoch mit höherer Gewißheit, als alles Beweisbare; nämlich er weiß sich urgewiß vorhanden (6.). Dies urgewisse (in allen Geistern anwesende), Sichwissen, ist eben der Ur-Grund, auf dem alles Beweisbar-Gewußte erst gebaut werden kann. So ist das Selbstbewußtseyn des Wählenkönnens höher stehend, als alles Beweisbare, als alles Glauben und Meynen. Zwar die Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, Zwang und Wahl, sind an sich bloße Gedanklichkeiten; aber ihr unabwehrbares, allgemeines, wesenloses Seyn deutet auf das Wesenhafte im Geiste zurück. Dies Urgewisse des Wählen-Könnens steht über jedes andre Fürwahrhalten erhaben; weil ohnedem Alles ungewiß bleiben würde. Zum Beweisbaren kann sich der Irrthum schleichen; zum Ungewissen nie, oder das ganze Weltall wäre ein Irres, Wahnsinniges, Zerrissenes in unsern Vorstellungen.

Der Zweifler mag fragen: „Wenn einerseits die Natur, in der unabänderlichen Nothwendigkeit ihres Wesens, wirksam seyn muß, anderseits auch der menschliche Geist nicht anders, als in der Nothwendigkeit seines Gesetzthums wirken kann; wenn jene in ihrer Wesensnothwendigkeit auf diesen einwirkt, und dieser nur nach der Nothwendigkeit seines Gesetzthums Erregungen empfängt: wie kann da Willensfreiheit, oder Wahl der Entschlüsse, statt finden?“

Allerdings ist die innere Wesensnothwendigkeit der Natur, wie des Geistes, das unänderbare Fürsichbestehn beider in eigenthümlicher Beschaffenheit und Wirkensweise, das Ursachliche zu dem in ihnen Verursachten; das Bedingende des von ihnen in der Erscheinung beider Bedingten. Allerdings ist die Selbstständigkeit des Geistes eben die Nothwendigkeit seiner so und nicht anders beschaffenen Vorhandenheit, daß er sein Gesetzthum unmöglich umstürzen, das heißt, sich nicht selber entwesen kann. Aber diese Nothwendigkeit hebt das Vermögen seines Sichselbstbestimmens zum Wollen nicht auf, sondern ist es eben, was das Vermögen begründet. Er ist nur dadurch nothwendig ein freiwesendes, nothwendig ein wollendes Wissen, und ein wissendes Wollen. Er ist in seinem Wirken nur, durch sich

selbst, bedingt; nur abhängig von seinem eignen Wesenthum, wenn er wählend wirkt.

Indem Natur und Geist, als im Wesenreiche Verwandtes, sich gegenseitig erregen, stehn sie freilich in einer Verbindung, oder, wenn man will, in einer Art gegenseitiger Abhängigkeit. Damit aber wird weder die Selbstständigkeit der Natur, noch des Geistes, d. i. beider Gesetzthum, aufgehoben, mithin auch nicht das Willensvermögen des Geistes. Sie werden damit nicht zu Wirkungen von einander, sondern in den wechselseitigen Erregungen, wird das Erregte nach dem Gesetzthum des Bethätigten, in seinem eignen Wesen, gestaltet (20.). Darum sind die Einwirkungen der Natur auf unsern Geist nicht ihrem Gesetz unterworfen; sondern, in Vorstellungen verwandelt, seinem Gesetz des Denkens und sittlichen Sollens unterthan (26.). Hinwieder besteht das freie Wählen auch nur in der Innenwelt des Geistes. Sobald er, nach gefaßter Entscheidung, erregend in die Sphäre der Natur einwirkt, regelt sich das Erregte, oder das Entgegenäußern der Natur, nach ihrem Gesetz. Daher ist nur der Wille, nicht dessen Erfolg, dem Geiste angehörig. Sein Einwirken auf die Natur wird, in der Außenwelt, unabhängig von seinem Willen; wird eine Verkettung unter einander gegensätzlich werdender Naturkräfte, deren Ende er nicht berechnen kann; auch beim ungemessensten Reichthum von Erfahrungen nicht.

---

82. Bezweiflung der Freiheit des Willens.

Es ist wohl noch keinem, des gesunden Verstandes mächtigen, Menschen beigefallen, das Daseyn von Gelüsten, Trieben, Aufwallungen, Begierden, Empfindungen und Gefühlen aller Art, diesen Forderungen seiner thierischen (Leibes- und Lebens-) Natur, zu bezweifeln; oder das gänzliche Fehlen von einem Bewußtseyn des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts, zu behaupten. — Wohl aber wurden, wie gesagt, viele Selbstdenker an dem Vermögen des Geistes zu einer Wahl zwischen dem Doppelgesetz irre; besonders weil es bei strenger Selbstbeobachtung schwierig bleibt, zu entscheiden, welcherlei Beweggründe bei unsern Handlungen vorwalteten, ob heilige, oder unheilige? Ob uns nicht oft, selbst wo wir am überlegtesten handeln, Eigenliebe täuscht, und einen Entschluß für Werk des heiligen Willens, ausgibt, während dabei verborgne Eitelkeit, oder Furcht, oder Trotz, oder irgend eine vorübergehende Laune, ihr Spiel trieb?

Diese Ungewißheit über Reinheit der Gründe, durch welche wir

uns zu Entschließungen bestimmen, kann nicht geläugnet werden. Niemand ist im Stande, zu allen Zeiten sich selber über sich unbezweifelbare Rechenschaft zu geben. Darf dies aber, was auch Folge augenblicklicher Unachtsamkeit auf sich selbst, oder einer Vergeßlichkeit des Gedächtnisses, oder einer geänderten Gemüthsstimmung seyn kann, als Beweis gegen schlechthinigen Mangel der Willensfreiheit gelten? — Ja, der mächtige Einfluß der Umgebungen, der Ereignisse, der körperlichen Zustände und Gemüthsarten auf den Geist, ist thatsächlich vorhanden; aber dadurch wird nicht die Vorhandenheit der Wahlfreiheit des Geistes vernichtet.

Es gibt Personen, deren Geist durchaus unfähig ist, sich in seiner Kraft zu äußern; nicht etwa weil ihm diese, sondern weil ihm das geeignete Werkzeug und Mittel fehlt, durch welches er sie äußern kann: nämlich ein Leib mit vollkommenem, gesundem, äußerm und innerm Gegliedert. Somit fehlt auch die Möglichkeit zur Kundgebung eines geistigen Wollens, und nur die irren thierischen Begierden walten. So im Kretin, wegen gebrechenvoller Ausgestaltung seiner Lebenshülle; im Wahnsinnigen, im Fiebernden, im Berauschten, wegen zerrütteter, zerstörter, überreizter Nerventhätigkeit; im Säugling, wegen unvollendeter Bildung des zarten Körpers.

Wir nennen Kinder, wegen Erfahrungsarmuth, und daher beschränkter Urtheilsfähigkeit, unschuldig. Nur thierisches Fordern ihres Lebens an die Außendinge lenkt sie, doch ganz naturgemäß. Aber, mit dem ersten Erkennen des Rechts und Unrechts, äußern sich in ihnen auch schon die Spuren eines heiligen Verlangens nach dem, was wahr und recht ist. Sie fordern Gerechtigkeit Andrer gegen sich, wenn schon ihre thierartige Selbstsucht sie Andern noch verweigert. Indem im Jünglingsalter Gefühle und Einbildungskraft überlaut werden für das, was die Sinne schmeichelt: werden es auch Gefühl und Phantasie zugleich für die Ideale von Heiligkeit, Freiheit und Wahrheit. Und voll begeisternden Entzückens werden, diesen Geistesgütern, jene Freuden geopfert. Das Jünglingsalter ist sich des Wollens vom Edeln, und der Kraft zur Selbstüberwindung für dasselbe bewußt.

Erziehung, Himmelstrich, Beschäftigungsweise und Schicksale der Völker haben, auf deren geistige Freiheit und sittliche Heiligung, großen, auch mehr oder weniger beschränkenden Einfluß. Aber dieser ist nur beschränkend, nicht tödtend, für das Wahlvermögen zwischen Gutem und Bösem. Je weniger Bedürfnisse ein Volk, bei einfacher Lebensart, hat; oder je weniger Mühe ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse verursacht: um so leichter wendet sich sein Geist der Liebe des Himmlischen zu. Wie viel Sitteneinfalt und Rechtlichkeitssinn, verbunden mit Be-

siegung der dawider strebenden thierischen Reizungen, erblicken wir sogar in den patriarchalischen Zeitaltern der erfahrungsarmen Völker!

Je mehr Anstrengung es aber den Menschen kostet, zur Erhaltung des Lebens und Wohlseyns, das Nöthige zu erschwingen (sey es wegen Unwirthlichkeit des Bodens, wegen allzugedrängter Volksmenge, Gewöhnung zu erkünstelten Lebensbequemlichkeiten), um so ausschließlicher wendet der Geist seine Thätigkeit der Auffindung von Mitteln zu, das Leben zu fristen, oder sinnlich zu verammuthigen. Der Verstand des Volks wird dann vorzüglich nur für irdisches Behagen in Anspruch genommen. Ihm lassen Arbeit und Sorge kaum Zeit zur Beschäftigung mit göttlichen Dingen und zum eignen Denken. Es nimmt dann, ohne Prüfung, und auf Treu und Glauben, von Priestern, Schullehrern oder bürgerlichen Obrigkeiten an, was sie als Wahrheit ausgeben; und Gewohnheit macht den Vorrath von falschen Begriffen und Ansichten, von abergläubigen Meynungen und Vorurtheilen, zum Heiligthum der Menge, zur Weisheit des Pöbels. — Die „materiellen Interessen" werden und bleiben dann höchste Angelegenheit; die geistigern Interessen Nebensache. Für jene nur werden Leibes- und Geisteskräfte vorzugsweise bewegt. Ein Bedürfniß weckt ein andres. Eine Begierde ruft der andern. Erfindungen und Anstalten mehren sich. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden verwickelter. Die Civilisation (75.) macht riesige Fortschritte; und in gleichem Maße Unnatürlichkeit der menschlichen Zustände. Der einfache Nahrungstrieb wird zur Gaumseligkeit, der Geschlechtstrieb zur Wollust entstellt; durch Sättigung und Uebersättigung der Lüste, Begierdenrausch und Lebensekel erkünstelt. — Wer unbefangen, mit reinem Jesussinn, die von Natur und Vernunft abgewichenen Lebensarten, verschobenen Lebenszwecke, Verbrechen schaffenden Gesetzgebungen, Unmenschlichkeit ausbrütenden Kirchenlehren, Zwietracht gebärenden bürgerlichen Ordnungen der halbbarbarischen Nationen sieht, dem muß dann Alles nothwendig, als ein grauenhaftes Irrsal, als ein monströses Schöpfungswerk allgemeinen Wahnsinns erscheinen.

Der Zweifler fragt: „Wie kann aber Willensfreiheit bestehn bei der durch Civilisation zum Ungeheuer aufgeschwellten Selbstsucht der Menschen; bei der Uebermacht, die dem sinnlichen Bedürfniß und der Begier nach Lebensbequemlichkeiten, gegeben ist, ja, bei Verwirrung und Umkehrung der Begriffe vom Wahren und Guten?"

83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewissen.

Und dennoch, auch in diesem, „Wahnsinn der Völker“, offenbart sich der Geist in angestammter Würde. Mit falschen Vorstellungen ausgerüstet, wird er freilich falsch und verkehrt auf die Außenwelt einwirken. Und doch, obgleich er, durch Herkommen, Beispiel, Erziehung und Glauben geblendet, den Schein für Wesen, den Irrthum für Wahrheit, die Verzerrung göttlicher und menschlicher Verhältnisse für Weltordnung hält, äußert er, inmitten irren Wissens, das freie Wählen zwischen Recht und Unrecht. Wenn Tausende hier, im frommen Sinn für ihrer Kirche Lehre, die sie kaum verstehn, Haus, Hof und Vaterland verlassen, und weinend hinaus ins Elend ziehn; wenn Tausende dort, zur Verherrlichung ihres Gottes, die Andersgläubigen zum Kerker und zum Blutgerüste schleppen; wenn Andre, getäuscht von einem schönen Wahn, für Recht und Vaterland, in der That aber nur für eines Fürsten Stolz und Ländergier, ins Schlachtfeld fliegen, um zu morden und sich morden zu lassen; oder wenn Andre hinwieder, mit Ehrfurcht vor dem Gesetz, als sey es Gottes Stiftung, sich und ihr Menschenrecht vom Uebermuth erblicher Kasten mit Füßen treten lassen: — was ist es anders, als Erscheinung edeln Pflichtgefühls? Es waltet da, bei aller Verkehrtheit der Begriffe und Ansichten, ein geistiges Wollen zur Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, siegreich gegen die Lockungen sinnlichen Wohlseyns. Auch im blutdürstigen Fanatismus kann, wie im Enthusiasmus des Weisesten, Tugend zum Handeln, oder Dulden rufen. Eins, wie das Andre, ist Begeisterung für das, was dem Einen oder dem Andern, als Wahrstes und Heiligstes gilt, und mehr gilt, denn alles Erdenglück. Das Wissen des Geistes kann im Labyrinth der Außendinge irre gehn; nicht im Bewußtseyn des Göttlichen in ihm. Das Auge des menschlichen Richters kann eine That, als Verbrechen, strafen, die, ihm unwissend, die reinste Frucht der Tugend ist.

Daß der Sterbliche aber auch gegen das Wissen des Bessern, gegen die in ihm gewordne, unmittelbare Offenbarung des Göttlichen, handeln könne, ist eben, wie gesagt, das Zeugniß seiner Willensfreiheit; denn ohne dieses Können, wäre er ohne Wahl, weil nur von einem einzigen Gesetz geleitet. Doch niemand will die Sünde, weil sie Sünde ist; niemand das Böse, wegen der Vernunftwidrigkeit desselben; niemand das Unvernünftige, der Vernunft willen. Alle Sünde ist freiwillige Verzichtleistung auf das Bessere, auf das Wahre und Gute, um irgend eine Begierde, irgend einen thierischen Trieb zu sättigen; ist freiwilliger Hochverrath des Geistes gegen seine Selbstheit; ist

Auslieferung seines über die Natur erhöhten Wesens in die Knechtschaft der Natur; Sichselbstentwürdigung zum Werkzeug der thierischen Hülle, die sein Werkzeug sein sollte. Aber das Furchtbarste und Ekelhafteste unter allen Thieren ist das Thier mit Menschenwitz.

Lebenstriebe und seelische Gefühle stehn im Allgemeinen, und ursprünglich, mit den Vernunftgesetzen nicht immer im Widerspruch. Sie werden erst widersprecherisch durch ihre Verwilderung unter Ueberreiz und Uebersättigung. Ihre Fülle und Stärke schwillt durch Gewohnheit des Befriedigtwerdens. Die Sünde kam in die Welt, als der Mensch, die Einfalt der eignen Natur durch seinen Verstand verkünsteln lernte und diesen zum Fürsprecher des Zerrbildes machen. Die Unschuld ging verloren mit der Erkenntniß des Widerspruchs zwischen dem heiligen Sollen und der widersetzlichen Singlichkeit. Da ward das Bewußtseyn lässiger oder feiger Dienstbarkeit, unter der Gebieterschaft thierischer Begierden und Reizungen, zur heimlichen Selbstverachtung des Geistes; das Wissen von seiner eignen Entweihung und Entzweiung, zum quälenden Gewissen; und das Heimweh des Allgefallenen nach der angestammten Würde und Selbstheit, zur Reue (oder Sinnesbesserung). — Nur vernunftlose Geschöpfe sind ohne Gewissen und kennen die Reue nicht. Eben so kann es der Mensch seyn mit gestörter, ohnmächtiger Vernunft. Und diese kann allerdings gestört und ohnmächtig werden, sey es durch leibliche und seelische Erkrankungen, oder durch Gottlosigkeiten der Religion. Man zürne doch diesem herben Ausdruck nicht! Denn es ist nur ein allzu wahres Wort: daß, mit unglaublicher Frömmigkeit, dennoch unglaubliche Ruchlosigkeit vereint seyn kann. Gleichwie der Araber, in Afrika's Wüsten, die göttliche Barmherzigkeit für unendlich größer hält, als die schrecklichste Missethat des Menschen, und sich darauf hin Alles erlaubt: so wähnt manch roher Europäer durch Beichte, Ablaß und Opfer, oder durch die Genugthuung, welche Christus am Kreuze geleistet habe, seine Sünden-Rechnung mit Gott abgethan; sündiget weiter, und wüthet und mordet sogar, aus Liebe zu Gott.

Wer in schlichter Einfalt, gleich dem unverdorbnen Kinde, den einfachen Trieben des Lebens, und eben so, wie instinktmäßig, dem innern Ruf des Wahren und Gerechten, genügt, ist der unverfälschte Naturmensch. Wer mit selbstischer Begier, im wandelbaren Spiel der Umstände, und gewandt sich in sie fügend und schmiegend, das Nützliche im Leben zum Lebensziel macht; Wahrheit und Trug, Recht und Unrecht dafür, als Mittel, verwendet, der ist und hat in sich selbst nichts; spiegelt nur die Umgebung zurück; ist todt für das Lebendige, nur lebendig für das Todte: er ist der Weltmensch. Wer, mit richtiger Würdigung

der um ihn her bestehenden Verhältnisse, ihnen das Gepräge des Heiligen, Wahren und Schönen aufdrückt, er ist der Weise. Wer aber für der Menschheit schönste Güter, für Wahrheit, Tugend, Recht und Freiheit, freudig die Dornenkrone des Lebens trägt, die ihm Haß und Hohn der Zeitgenossen bringt, der gleicht im Irdischen schon Ueberirdischem; er ist ein Mensch Gottes; er ist ein Christ, welcher der Religionen er angehöre.

---

84. Gerechtigkeit, Sündenlosigkeit, Heiligkeit, Tugend.

Denn er weiß sich „göttlichen Geschlechts" und anerkennt keine andre Pflicht, als die der Bewahrung und Genugthuung des Gottesgebots im eignen Geiste. Pflicht (oder Pflege und Bedienung des Geistes, durch Seel' und Leib) ist aber nichts anders, als Einssein unsers äußern Wirkens, durch Wort und That, mit dem innern Wirken durch Denken und Wollen, nach dem Heiligkeitsgesetz. Pflichtenweihung ist Geistesentweihung. „Ihr sollt vollkommen seyn, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!" lehrte Jesus Christus, der den umfassendsten Grundsatz (Moralprinzip) aller Pflichten, in den einfachen Worten, gab: „Liebet Gott über Alles und Euern Nächsten wie Euch selbst!" Ich nenne diesen Grundsatz darum den umfassendsten, wie ihn kein Andrer der Weisen in seiner Schule je aufgestellt hat, weil in ihm, neben dem Gegenstande unsrer Verpflichtungen auch, menschlicher Weise, die reinste Quelle angedeutet ist, aus welcher sie rinnen sollen; die Liebe. In den Pflichten der Liebe, oder Güte, sind die Pflichten der Gerechtigkeit gegen sich und Andre von selbst eingeschlossen.

Gerechtigkeit ist an und für sich keine Tugend. Denn wer nur gerecht gegen sich und Andre handelt, d. i. ihnen nicht schadet, worin bestände sein Verdienst? Sündenlosigkeit an sich ist keine Tugend; sonst wären auch Pflanzen, Steine und Thiere tugendhaft. Sündenlosigkeit ist noch weniger schon Heiligkeit; denn in dieser waltet die unendliche Liebe; in jener aber nur Gerechtigkeit, oder Nichtverletzung des Gesetzes. — Tugend aber ist die Mannhaftigkeit und Stärke (virtus) des menschlichen Geistes, in der er, sich selber getreu, der Gewalt irdischer Antriebe, stürmischer Begierden und Gefühle, siegreichen Widerstand leistet. Wo Selbstüberwindung fehlt, da fehlt auch Tugend. So ist die unfreie Natur sündenlos; Gott allein heilig; der Mensch, im Kampfe mit der Sinnlichkeit, kann aber nur tugendhaft seyn. Und wer Sterbliche heilig nennt, treibt Vergötterung der Sünder.

Ist die Natur sündenlos, weil ohne Freiheit: wie dürfen wir unsern Leib einen sündigen Leib heißen, er, der doch nichts anders, als die menschgewordene Natur, ist? Vergebens wirft der Sterbliche seine Schuld auf das ihm zu Theil gewordne Werkzeug; nein, er ist es, der allein dasselbe sündlich macht. Auch klagt das Gewissen, im Schmerz über verübtes Unrecht, über Zorn, Habgier, Ehrsucht, Wollust, Neid und andre Frevel, nie den Leib an; sondern es richtet seine Vorwürfe gegen den von sich selber abtrünnig gewordnen Geist.

---

85. Natur-Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menschlichen Geiste. Religion.

Es herrscht vielmehr, wenn ich so sagen darf, ein gewisses sittlich-heiliges Verhältniß zwischen der Natur und unserm Geiste; nicht nur volle Harmonie zwischen ihrem Gesetz und unsrer Vernunft, so daß wir natürlich finden, was vernünftig ist: sondern auch ein wunderbarer Einklang ihres Selbsts und des Heiligsten in uns. In dem unendlichen Reich alles Wesenden waltet eine göttliche Hausordnung, vermöge welcher, sich bewußt oder unbewußt, Eins in Alles, Alles in Eins veredelnd einwirkt.

Freilich ziehn die sinnlichen Neigungen auch oft in andrer Richtung, als das Gesetz der Heiligung in uns fordert. Aber dieses allein soll, im Gebiet des Geistes, Macht üben; nicht die Macht jener in ihm walten. Ueberlegne Gewalt des Thierischen in uns, ist nicht Schuld der Natur und ihrer Gesetze, sondern die des Geistes. Er verderbte sein Lebenswerkzeug durch Verwöhnung, Uebermaß der Bethätigung, einseitige Erregung, Unachtsamkeit; die Natur aber straft ihn. Verzärtelt und verwöhnt er Leib und Seele zu ausschweifenden Begierden: die Natur ist's, die ihn, vermöge ihrer Gesetze, wieder zu seinem Vernunftgesetz zurücktreibt. Krankheit, Elend und inneres Zerwürfniß verfolgen den, der wider sie sündigte. Das Kind lernt früh, wie jede Rose ihre Dornen trägt; und Nationen werden von ihren naturwidrigen Ordnungen und Verirrungen, durch die eiserne Zuchtruthe der Noth zurückgejagt. Das Thier lebt naturgerecht; die Richtigkeit und Schärfe des Instinkts ersetzt ihm für seinen Stand den Mangel der Vernunft. Der Mensch aber erwirbt, unter Wunden und Thränen, den Schatz heilsamer Erfahrungen; Wunden und Thränen regen ihn zu höherer Selbstthätigkeit und zum Rechtthun an.

So drängt die Natur selbst den irren Geist der Sterblichen, erweckend, warnend, strafend, lohnend, zu seiner Veredlung; drängt ihn

von ihr selbst zurück, daß er sie und sich heller erkenne. In dieser ihr unbewußten, heiligkeitsgemäßen Einrichtung, ist Gottes Finger! Die Naturstrafen rufen überall zur Besserung. Sie sind nicht Wirkungen des Zorns, oder der Rache. Diese Leidenschaften, fern von der sündlosen Natur, sind nur Früchte menschlicher Begierden- und Urtheilsverwilderung. So lernt der Sterbliche von der sich unbewußten Natur, was Strafe sey und deren heiliger Zweck? Ein dem Andern zugefügter Schmerz, der nicht Besserung bezielt, ist sinnlose Grausamkeit; und der Tod, welchen die Blutrache menschlicher Strafgesetze gegen Fehlende ausspricht, ist kein Bessern derselben, sondern Unmöglichmachung des Besserwerdens; ist kein Leiden, sondern Ende alles Leidens; ist aller Sterblichen Loos.

Aber noch heller erscheint uns das sittliche Verhältniß der Natur zu unserm Geist darin, daß sie ihn, durch Bewunderung und Furcht ihrer Majestät und ihrer Schrecken, zu Ahnung eines überirdischen Heiligthums leitet, das höher steht, als sie und er selber. Das Vollkommenste der Thiere gewahrt ebenfalls, wie der Mensch, die Pracht des Weltbau's; sieht, wie er, den Strahlenstrom der Sonne; die Glut der Sterne; hört, wie er, die Stimme des Sturms; den Ruf der Donnerwolke. Aber ohne Vorstellung von Wirkung und Ursache, ohne die ewigen Leuchten des Heiligen, des Wahren und Schönen, irrt das vernunftlose Geschöpf durchs Daseyn, gleichgültig gegen den Zauber der Erscheinungen, von denen es umringt ist. Der Menschengeist aber, Alles in ursachlicher Verknüpfung denkend, steht betroffen still und staunt Wirkungen an, deren Ursache sich geheimnißvoll verbirgt. Was er nicht mit den Sinnen gewahren kann, erfinnt er; was sein leibliches Auge nicht erblickt, schaut das Auge seines Geistes. So erhebt er sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren; vom Irdischen zum Ueberirdischen. Seine Verwunderung verwandelt das Unerklärliche in Wunder; seine Furcht vor dunkeln, unbezwingbaren Gewalten wird die Mutter seiner Religion.

Der erste Schritt jedes Volkes, wie jedes Kindes, aus der anfänglichen Gedankenlosigkeit des Thierthums hervor, ist der erste Schritt zum Glauben an eine höhere Macht. Möge der Mensch sich anbetend vor Gestirnen, oder Wetterwolken, vor rohgeschnitzten Fetischen, oder dem „großen Geist“ in Amerika's Urwäldern, beugen; er beugt sich schon vor Göttlichem. Mit Wahrnehmung neuer Wunder mehren sich die Altäre seiner Gottheiten; mit den Opfern aber auch die Priester. Die Erde hat noch nie einen Gottesläugner getragen, der es mit Ueberzeugung war. Wer von sich sagte: er sey es, der verstand die Andern nicht, oder

ward von ihnen nicht verstanden. Die anfängliche Vielgötterei des unmündigen Menschengeschlechts, oder aber die Erhöhung der sich unbewußten Natur auf den Gottesthron, durch irren Griff einer sich selbst verblendenden Weltweisheit, sind Anfang und Ende, Keim und Gipfel des Heidenthums.

Das Heidenthum beherrscht noch heutiges Tages den großen Mehrtheil der Erdbewohner, wenn es auch nicht mehr unter seinem alten Namen herrscht. Es ist die Religion der Unwissenheit und Kindheit des menschlichen Geistes, welche, bei allen Völkern, die Erde mit Wundern, den Himmel mit Göttern und Heiligen bevölkert; oder auch das höchste Wesen sogar mit Schwächen und Leidenschaften bekleidet, deren sich selbst der bessere Mensch schämt. Dies Heidenthum ist die geheime innere Religion selbst zahlloser Verstandesgebildeten, welche, obwohl reich an Wissenschaft und Kunst, zum Behuf ihre Erwerbs- und Genußsucht, doch über das Wissenswürdigste unwissend bleiben. In ihrem unabwehrbaren Bedürfniß religiösen Glaubens, können sie sich nicht heimlicher, abergläubiger Träumereien erwehren.

Doch Glaube, oder Aberglaube, immer ist jede im Gemüth hervorgegangne Ansicht von übersinnlichen Verhältnissen und göttlichen Dingen, die wirkliche Religion ihres Besitzers. Das erlernte Glaubensbekenntniß, die Kirche, die Pagode, die Mosche, der Opferaltar, sind nur äußere Schaale, nur Vorhang ihres verborgnen Allerheiligsten. Darum sind der Religionen so viele, als Menschen. Keiner hat die gleiche gemein mit allen Genossen seines öffentlichen erlernten Glaubens; Keiner sogar hat in jedem Alter des eignen Lebens die gleiche Religion. Er ändert sie bei jedem Fortschritt seiner Erkenntnisse und Weltansichten. Anders ist die innere Religion des Kindes; anders die des Jünglings; anders die des Mannes.

Je mehr die Unwissenheit aus den Tiefen der Völker verschwindet, je mehr nehmen bei denselben die Wunder ab. Aber das Urbedürfniß des menschlichen Geistes, Religion, verharrt. Die kindische, bange Verwunderung vor räthselhaften Erscheinungen der Natur, geht dann in Bewunderung derselben über. Aus der Bewunderung quillt aber nicht mehr Furcht, sondern Liebe einer unsichtbar waltenden Allweisheit und allmächtigen Güte; und aus dieser Liebe allein endlich quillt das Jesuswort, und der Johannesseufzer!

Fast alle heutigen Nationen auf dem Erdball rühmen sich einer, durch Himmelsboten, Propheten und gottbegeisterte Seher gegebnen (positiven) oder offenbarten Religion. Die Bekenner fast jeder solchen Offenbarung verfolgen, verdammen, oder bemitleiden die der andern; so

thun Chineſen, wie Hindu's, Griechen, wie Katholiken, Proteſtanten, wie Mahomedaner, Juden u. ſ. w. Alle blicken, im Stolz ihres erlernten Glaubens, mit Verachtung auf jenen mit dem Geiſt ſelbſt gewordnen Glauben, welcher ihnen einem blinden Heidenthum gleich gilt. Und doch, was waren die Stimmen aller ihrer Religionsverkünder anderes, als nur Wiederhalle der Gottesſtimme, oder unmittelbaren Offenbarung, die allen menſchlichen Geiſtern im Innern ihres Weſens zu Theil geworden iſt? Wiederhall, inmitten irdiſcher Umgebungen zurückgeworfen, verworrener oder klarer, je nach den Bildungsſtufen der Völker und Zeiten? Selbſt das reinſte Gotteslicht, aus Jeſu Chriſto hervorgeſtrahlt, ward in den Nebeln der Zeitalter wieder gebrochen und in mancherlei Farbenſchimmer von Kirchen zerſtreut!

---

86. Gegenſatz der Welterſcheinungen mit den Uribeen im Geiſte.

Was ich ein „ſittliches Verhältniß zwiſchen Natur und Menſchengeiſt“ nannte, wird noch bedeutſamer durch den Gegenſatz der Welterſcheinungen mit den Uribeen im Geiſte (79.). Der Geiſt hat dieſe letztern nicht von den Außendingen empfangen und erfahren, und ſucht ſie noch in der Wirklichkeit, und findet ſie nicht im Gebiet des Irdiſchen. Er ſucht das Ewige, das Unendliche, und begegnet überall dem Vergänglichen und Hinfälligen. Er ſucht das Wahre, und ſieht ſich von Irrthümern, Zweifeln und Täuſchungen umgarnt. Er ſucht das Heilige, und erblickt Verbrechen und Sünde. Er ſucht Vergeltung und Gerechtigkeit, Harmonie von Tugend und Seligkeit, und ſieht die Triumphe des Laſters neben dem Dornenkranze eines Welterlöſers.

Dieſer Widerſpruch der Welt mit dem, was ſein ſoll, und wonach unſer Innerſtes vergebens ruft, erfüllt das Gemüth mit „göttlicher Traurigkeit“. Und eben aus ihr hervor geht die unendliche Sehnſucht nach der wahren Geiſterheimath, nach einem höhern Seyn. Dahin deuten deshalb die Winke aller Religionen. — Das himmliſche Eden, Mahomeds Paradieſe, die Walhalla des Nordens, das Elyſium des Südens, empfingen aus jener Sehnſucht ihr Daſeyn. — Und aus dem Gegenſatz der Mängel und Trübſale in dieſer Welt, mit der Idee des vollkommenſten Weſens, ihres Schöpfers, oder aus dem ſcheinbaren Widerſpruch des Heiligkeits- und Naturgeſetzes, entſpannen ſich jene mannigfaltigen Räthſellöſungen des Alterthums, wie z. B. die Hieroglyphen vom Sündenfall Adams; Perſiens Ormuzd und Ahriman; Chaldäa's und Judäa's Teufel; wie Plato's ahnungsvolle Mythen;

Leibnitzens Theodicee und Alles, was je der Sterbliche über den Ursprung des Uebels in der Welt geträumt, gedichtet und gelehrt hat.

Der Geist des Bösen, welcher das Erdenleben mit Jammer und Widerwärtigkeiten anfüllt; ist von jeher aber, wenn wir ihm ernster nachforschen, kein andrer, als der irre, von sich selber abtrünnige Menschengeist gewesen. Nicht Gott ist der Höllenschöpfer; der Mensch ist's. Nicht die Natur und der uns aus ihr gewordne Leib, mit seinen Trieben und Neigungen, ist die Quelle der Laster, oder Verbrechen, und mit ihnen verbundnen Leiden; sondern der irre Wille des Sterblichen ist's, mit welchem er alle Kraft seines Verstandes in den Dienst der Sinnenlust hingibt, und statt den Leib zu heiligen durch den Geist, lieber den Geist verthiert durch das Leibliche.

Die sündenlose Natur vielmehr erzieht, wie schon gesagt (85.), durch Lohn und Strafen, den Geist zum Göttlichen. Sie erregt ihn zum Erwachen, zum Thätigwerden seines Selbstes. Sie zwingt ihn zum Beobachten ihrer mannigfaltigen Einwirkungen, zum Prüfen derselben, um sich, unter gesammelten Erfahrungen, zu entfalten. Sie warnt ihn, bei jeder seiner Verirrungen, bei jeder Selbstvergessung, durch Schmerzen. Sie stößt ihn, im Wechsel ihrer Erscheinungen, vom Endlichen und Vergänglichen alles Irdischen ab, daß er sich zu seinem Selbst, zum Wesenden, Unvergänglichen wende. Sie lehrt ihn, in einer Reihe verfehlter Wünsche und getäuschter Hoffnungen, den Blick auf das Unfehlbare, ewig wahre und Gute richten. Ist's nun Schuld der sich unwandelbar gleichen Natur, wenn der Mensch im Eigensinn seiner Verkehrtheit, ihre Unvollkommenheit anklagt, statt die eigne Unvollkommenheit zu beobachten und zu vermindern? Unzufrieden mit der Gegenwart, hört man den Thoren die Vergangenheit rühmen, oder von der Zukunft das Schönere hoffen. Er vergißt, daß das Seyn der Gegenwart nur unwahrnehmbare Gränze der Vergangenheit und Zukunft ist; und daß die Vergangenheit, diese Reihe von Augenblicken, in der Masse ihres Zusammenhanges wahrnehmbar, erst durch die Glorie der Erinnerung verklärt worden sey. Selbst der Tod, dieses Zurückgeben des Leibes an die ewigschaffende Natur, diese Entfesselung des wesenden Geistes von seiner Hülle, diese Heimkehr in das ewige Reich der Geister, wird zu den Uebeln der Welt gezählt, er, welcher das Ende der vermeynten Uebel ist!

---

87. Ursprung des Uebels.

Gern verweil' ich bei diesem Gegenstande, wenn auch ohne Hoffnung, Neues zu sagen, oder zu belehren und zu bessern. Ich will aber meine

Weltansichten geben; selbst auf Gefahr hin, wie Rousseau, oder wie mancher Edlere unsrer Tage, oder der Vorwelt, oder auch nur, wie Voltaire's Candide, verlacht zu werden. Ja, es gibt kein Uebel, als die Sünde; jedes andre Leiden ist Wohlthat. Es gibt keinen Höllenschöpfer, als den Menschen!

Die Klage der europäischen Menschheit über Ungemach und Trostlosigkeit ihres Daseyns war vielleicht nie allgemeiner, und ich setze hinzu, gerechter, als im gegenwärtigen zivilisirten Zeitalter. Sie äußert sich in der unruhigen Bewegtheit mißvergnügter Nationen; in der bangen Sorge der Herrscher. Die Geschichte des Welttheils ist eine Kette von Empörungen, Staatsumwälzungen, Bürgerkriegen und Volksgährungen geworden. Tausende von Familien flüchten über das Weltmeer, in fernen Einöden Erträglichkeit des Lebens zu suchen. Die Zahl der Armen, der Verbrecher, der verzweifelnden Selbstmörder schwillt an. Ein Heer sonst ungekannter Krankheiten dringt ein, und zerrüttet die Gesundheiten. Die Qual freudetödtender Leidenschaften verbreitet sich immer schmerzlicher durch alle Adern der bürgerlichen Gesellschaft. Vormals blieb der Großtheil der Bevölkerung in den Ländern, trotz seiner Verknechtung und Dürftigkeit, gleichgültig gegen die Uebel seiner Zustände; denn Unwissenheit und Lebensrohheit machten ihn gefühlloser; und, der Thierheit ähnlicher, duldete und vergaß er thierische Leiden. Mit allgemeiner gewordner Verstandesbildung aber ist nun seine Empfindlichkeit geschärfter; er fühlt heut eine Menge sinnlicher Bedürfnisse, die ihn bedrängen und foltern, die der Wilde oder der Barbar nicht kennen.

Man sucht den Ursprung des wachsenden Mißbehagens der Völker bald im ehrsüchtigen Treiben schwindelnder Halbwisser; bald im Verfall eines Kirchenglaubens, den man Religion nennt; bald in Uebervölkerung; bald im falschen Verhältniß alterthümlicher Staatseinrichtungen zu der jetzigen Gesittungsstufe: bald in der Aufklärung; bald überhaupt im zunehmenden Sittenverderbniß der Hohen und Niedern. Alle diese und andre Ströme des öffentlichen Verderbens entspringen jedoch aus einer gemeinsamen Quelle, die nur in Ländern civilisirter Völker, d. i. auf der Stufe der Halbbarbarei stehender, gefunden wird. Es ist, neben dem Wissen des Bessern, neben der Erkenntniß des Ewigwahren und Ewigguten, die unselige Richtung aller Geistesthätigkeit zum Dienst des thierischen Lebens; aller Verstandesbildung zum Behuf materieller Interessen; aller Wissenschaft, Kunst und Gewerbigkeit zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht. Der Geist der Menge, des innern Heiligthums uneingedenk, wird der Knechtschaft der Begierden hingegeben; der Mensch zum verständigen, zum schlauesten, zum kunstreichsten Thier,

mit aller Selbstsucht, erzogen, die Thieren eigen ist. Diese Selbstsucht, welche nur für sich sucht, und zur Befriedigung ihres Sinnenkitzels und Wohllebens, ihres Geldhungers, ihrer Herrsch- und Gewaltgier, das Wohlseyn der Familien, des Vaterlandes, die höhern Interessen der Menschheit in den Staub schleudert, wühlt und scharrt in den Ordnungen des bürgerlichen Lebens, in Schulen und Kirchen, in Staatsdiensten und Wohlthätigkeitsanstalten, in Künsten, Gewerben und Tändeleien nur nach Futter zur Sättigung ihrer Gefräßigkeit. Ueberreizung und Verwöhnung der einfachen Lebenstriebe macht aus dem Unnatürlichen die andere Natur; macht entbehrliche Ueppigkeit zum unentbehrlichsten Bedürfniß. Selbst der bessere Mensch, will er Wirksamkeit in seinem Kreise bewahren, nicht Gegenstand des Argwohns oder Gelächters der Lebensgenossen seyn; von ihnen nicht zertreten werden: wird gezwungen, sich ihnen klüglich gleichzustellen. Auf keiner Stufe der Kultur ist ein Volk von der Einfalt naturgemäßer Lebensweise weiter abgewichen, daher elender, in sich zerrissener, als auf der Stufe seiner Civilisation. Einst war nur in großen, einzelnen Städten des Welttheils, der Pfuhl des Luxus, der glänzenden Laster, der mannigfaltigsten Krankheiten und Selbstbetäubungsmittel vorhanden; — der Pfuhl ist übergetreten und überschwemmt schon Flecken und Dörfer.

Häusliche und öffentliche Erziehung deuten und leiten die Jugend, so früh, als möglich, auf den für Halbbarbaren wünschenswerthesten, höchsten Lebenszweck hin: reiches Vermögen, für reichern Genuß, zu erstreben. Dafür werden Schulen gestiftet, um Kenntnisse, Fertigkeiten auszubilden; um auf allen Bahnen Glück zu machen; zu Land und Meer, in Werkstätten und Gerichtssälen, auf Kathedern und Kanzeln, mit Feder oder Schwert. Dafür werden der Jugend, durch Lehre und Beispiel, falsche Begriffe in Fülle eingeimpft; Ehre wird mehr, als Tugend gewerthet; Lebensart mehr, als Leben; Vorrecht mehr, als Recht; Titel mehr, als Verdienst; der begüterte Bösewicht mehr, als der unbemittelte Biedermann. Wo Gelderwerb allgemeine Losung ist, und alle Gaben und Kräfte des Geistes nur dem Behagen einer selbstsüchtigen Thiernatur geweiht sind: ist mit der Verartung der Menschheit, auch das Gefolge aller Qualen der Eifersucht und des Neides, der Verläumdung und Heuchelei, jedes Lasters und Verbrechens des Reichthums und der Armuth naturnothwendig. Das Leben verstreicht unter so viel Kämpfen und Sorgen und Arbeiten für das Leben, daß für höhere Interessen, für Ewigwahres, Ewiggutes, Ewigbeseligendes keine Zeit bleibt. Man tröstet sich mit Uebungen und Verheißungen des Kirchenglaubens, weil man nicht Muth hat, die Religion des Weltheilandes zu

umarmen und mit ihm zu sagen: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen. Trachten wir am ersten nach dem Gottesreich!“ Denn wahrlich, Ueppigkeit und Sittenernst, Hochmuth und Selbstverläugnung, Eigennutz und Gemeinsinn, Christus und Belial lassen sich nicht paaren. So verrinnt das Leben, und niemand möchte es wiederleben. Es war für die Mehrheit nur Schein- und Thierleben.

Daher, bei allgemeinerer Verstandesbildung unserer Tage, auch allgemeineres Mißbehagen, und Gähren der Völker. Sie fühlen die strafende Zuchtruthe der Natur, die vom Frohndienst sinnlichen Wohlseyns zur Achtung des gottgegebnen Vernunftgesetzes zurücktreibt. Sie erblicken die schwarzen Quellen des Uebels da und hier deutlicher und mögen sie doch nicht vertilgen. Denn die Gewalt bürgerlicher Zustände, hervorgegangen aus der Verkehrtheit der Begriffe, der Weltansichten und Gesetzgebungen wilder, oder barbarischer Jahrhunderte, drängt, von Geschlecht zu Geschlecht, ins thierische, sündliche Leben hinab, statt aus demselben zu erlösen. Geld geht vor Tugend; äußere Würde vor innerer; Selbstbetäubung vor Selbsterkenntniß. Dafür geben die Gesetze Ermunterung; dafür senden die Welttheile einander ihre süßesten Gifte; dafür werden Millionen Familien, durch Steuern und Abgaben, zur rastlosen Thätigkeit gespornt. Dann bietet man Spitäler und Apotheken für Kranke; Kirchen und Beichtstühle für Sünder; Zuchthäuser und Kerker für Verbrecher. Naturnothwendiges mit Vernunftfeindlichem zu paaren, ist der Staat zum kunstvollen Getriebe geschaffen, worin die Aemter zum Räderwerk, die Selbstsucht zur Triebfeder, die Menschen zur Sache werden. Da ist kein Rechts-Staat, nur ein Sitten-Staat, wo, nach Herkommen und Sitte, sogar die freie Aeußerung der Vernunft verpönt wird und der Mensch nicht mehr ganz Mensch seyn darf.

---

88. Urbedürfniß; Urgesetz; Urrecht; natürliches Recht der Menschen.

Nicht bloß Geist, nicht bloß Thier ist der Sterbliche; sondern Beides in Einem, das heißt: Mensch. Naturgesetz, wie Geistesgesetz, gebieten ihm: du sollst Mensch seyn, und nicht Pflanze, nicht Thier. Diese Einheit des Doppelgesetzes in uns ist das Urgesetz des Menschen. Und der Drang dieses Gesetzes nach Befriedigung ist das erste, oder Urbedürfniß jedes Menschenkindes. Das Gesetzthum der Natur und des Geistes gibt, mit dem Bedürfniß seiner Erfüllung, Gestattung oder Befugniß zur Erfüllung desselben; und mit dieser Befugniß dem Urgesetz gemäß zu wollen oder zu handeln,

das Recht zur Ueberwindung der widerstrebenden Hindernisse. Dies ist das Urrecht der Menschheit Das Thier fühlt nur seine Lebenstriebe; der Mensch ist sich seines Rechts bewußt.

Ein Thier ist keine Person; denn es spricht aus der Körper-Larve kein Geist hervor. Nur Menschen, so lange der Geist in ihnen denkt und waltet, sind Personen. Ein bloßer Leichnam ist willenlose Sache. Sachen haben keinen Willen, also auch keine Rechte. Wird von „Rechten der Thiere" gesprochen, gilt es von dem, was wir vernunftgemäß ihnen gestatten sollen. Sachen sind nur Mittel zu den Zwecken der Natur und des menschlichen Geistes. Personen sind nicht Mittel, sondern Selbstzwecke. Der Mensch kennt auf Erden kein erhabneres Gottes-Geschöpf, für dessen Zweck er, nur als todtes Mittel, vorhanden wäre.

Das höchste, allgemeinste, unvertilgbarste Recht jeder Person ist also, daß sie ein Mensch seyn darf, im vollen Sinn des Wortes. Dieses Recht ist die alleinige Stammwurzel aller übrigen Befugnisse, Ansprüche und Rechte, die möglich sind. Wer da spricht: „Der Mensch darf nicht Mensch seyn!" — verurtheilt sich selber zum Thier.

Hienieden, als Mensch, gleich Andern seines Gleichen zu leben, zu gelten und sich zu entfalten, scheint freilich eine sehr bescheidne Forderung zu seyn; und doch umschließt sie das Höchste in sich, nämlich den ganzen Werth unsers Wesens und Daseyns. Denn wer Recht hat, Mensch zu seyn, besitzt damit nothwendig auch:

Recht auf eigne Persönlichkeit, auf Selbstständigkeit; Recht, für sein Selbst vorhanden zu seyn, nicht, als Mittel und Sache für Andre. Jeder Mensch ist sein eigen. Wer sich nicht selber angehört, dem gehört nichts an.

Recht auf Freiheit zur natur- und vernunftgemäßen Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen, körperlicher, wie geistiger. Ohne Entfaltung unsrer Menschennatur zu dem, was sie seyn und werden kann und soll, hören wir auf, Menschen zu seyn. Eben diese Entwickelungs-Freiheit ist der göttliche Urschmuck des Geistes, in welchem er, auf der Leiter der Schöpfungen, über den Tiefen der Naturnothwendigkeit, glänzt.

Recht auf Eigenthum, oder auf Mittel zur Selbstentwickelung. Auch Thier und Pflanze bedarf und sucht, und eignet sich das zur Ausgestaltung seines Gebildes, seiner Kräfte, seiner Bestimmungen Nöthige an. Dieses Rechts beraubt, wäre der Mensch weder vollständiger Ausbildung, noch Wirksamkeit fähig. — Das Ureigenthum des Geistes, das ihm angeborne Mittel zu seiner Verbindung mit der Welt, ist der irdische Leib; alles erworbene Eigenthum gleichsam nur eine künstliche Fortsetzung und Erweiterung des angebornen.

Diese drei allgemeinsten, in der Gesammtnatur des Menschen gegründeten, mit der Vernunft im Einklang stehenden, vom Verstande erkannten und anerkannten Rechte, sind die ersten Quellen alles und jedes andern und besondern Befugnisses, Anspruchs und Rechtes; sind in sich das Urrecht der Menschheit selber, nur gegensätzlich, in verschiedne Beziehungen, aus einander gegangen. Wird eins von denselben aufgehoben und vernichtet: so sind auch die übrigen vernichtet. Darum nennt man sie natürliche (unveräußerliche, angeborne) Menschenrechte. Eins, wie das andre, ist ein Schrei des Urbedürfnisses nach Befriedigung; ein nothwendiger Anspruch auf Sicherheit der Persönlichkeit, der Entwickelungsfreiheit, des Eigenthums von Mitteln, gegen die blinde Gewalt der Elemente und Thiere, wie gegen die Bestialität in Menschengestalt. Die Natur verlieh uns zur Selbsterhaltung den Trieb und alle Kraft; die Vernunft aber, eins mit der Natur, Vollmacht zum Selbstschutz. Ohne diese Vollmacht würde unser Geschlecht schon längst wieder von der Oberfläche des Erdkreises vertilgt seyn.

Weil das menschliche Urrecht, ohne Ausnahme, das unentbehrliche Gut jedes vernunftbegabten Wesens ist: so stehn auch alle Sterbliche einander urrechtlich gleich. Und wo Völker, durch ihren Willensverein, zum gegenseitigen Schirm ihrer Berechtigungen, gleichsam eine einzige, gedankenbildliche (moralische) Persönlichkeit darstellen, wird das natürliche Menschenrecht zum natürlichen Völkerrecht; also, daß ein Volk zum andern, das reichste zum ärmsten, das stärkste zum schwächsten, in urrechtlicher Gleichheit besteht. Verletzung des natürlichen Völkerrechts ist das Verbrechen der beleidigten Majestät der Menschheit.

Das Gefühl dieser urrechtlichen Gleichheit ist, in der Brust jedes Menschenkindes, unausrotbar. Es lebt auch im leibeignen Knecht, und im gefesselten Sklaven an der Ruderbank fort. Es richtet die vom Fuß der Tyrannen zertretenen Nationen wieder auf aus dem Staube. Wer in seinem Nächsten nicht das unvergängliche Menschenrecht ehrt, lästert sich selbst. Wo aber dies höchste Gut des Lebens fehlt, da ist das Leben selbst zu nichts mehr gut.

---

89. Das positive Recht und Gesetz.

Das ewige Recht der Menschheit ist an sich selbst unbedingt; wie denn, im Wesen des Geistes, Alles ein Unbedingtes, Unendliches ist. Es kann auch nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Aus-

übung Beschränkungen erleiden; theils durch die Naturnothwendigkeit, zu deren Gebiet der irdische Leib gehört; theils durch das freie Wollen des Geistes. Um die zahlreichen Hülfsleistungen und Vortheile der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, begränzen wir willig gegenseitig unsre natürlichen Befugnisse; ohnedem würde Krieg Aller gegen Alle eintreten. Durch Ueberlegenheit körperlicher Stärke beschränken auch Thiere gegenseitig die Erfüllung ihrer Begierden; durch Vernunft begränzen Menschen die maßlose Ausübung ihres Unrechts. Denn Jeder anerkennt im Andern das Daseyn des nämlichen Vernunftgesetzes, der gleichen Würde, der gleichen angebornen Befugnisse. Und das menschliche Antlitz ist ein offener Empfehlungsbrief, welchen die Natur jedem Sterblichen auf der Reise durchs Leben, wohin er komme, mitgibt; ist eine Urkunde seiner natürlichen Rechtsgleichheit mit Menschen des entferntesten Himmelsstriches.

Indem sich die Beisammenlebenden, nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse, über Ausübungsweise ihrer natürlichen Rechte verständigen und vertragen, entsteht zwischen ihnen der Vertrag, oder die Verschmelzung des Willens und Wunsches vieler, zu einem einzigen, gemeinsamen Wollen. Die eben dadurch beschränkte Ausübungsweise des unbestimmten natürlichen Rechtes, heißt ein bestimmtes (positives), d. i. ein durch Einwilligung der Vertragsgenossen bewilligtes Recht. In allen bewilligten Rechten ist aber jedesmal das natürliche Recht der Kern und Inhalt; hingegen die Umgränzung desselben durch den Vertrag, nur Schale und Form. Die Formen können erweitert und verengert werden. Das Menschenrecht darin bleibt das Unwandelbare.

Das durch Uebereinkunft Festgesetzte, oder der Vertrag, ist das Gesetz derer, die darin übereinkamen. Und weil der Wille jedes Vertragsgenossen darin erfüllt ist, wird der Wille eines Jeden sein eignes Gesetz. — Im strengern Sinn der Worte aber unterscheidet man den Vertrag vom Gesetze, obgleich auch Landesgesetze im Grunde vertragsartiger Beschaffenheit sind. — Doch bezeichnet man vorzugsweise mit dem Ausdruck Vertrag die freie Uebereinkunft zwischen Personen, Gesellschaften und Völkern, die, in Ausübung ihrer Befugnisse, von einander vollkommen unabhängig sind. So schließen auch selbstständige Staaten unter einander, gleich einzelnen Personen, Verträge und Bündnisse. Gesetz hingegen, im engern Sinn, gilt als Willensausdruck von und für Personen, welche Genossen, oder abhängige Glieder, eines und desselben gesellschaftlichen Vereins, oder Staates sind. Denn der Bestand eines Ganzen ist nur, durch Abhängigkeit seiner Theile von ihm, möglich.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem göttlichen Gesetz

in unsrer Vernunft, (oder dem Heiligkeitsgesetze), und dem vertragsartigen menschlichen Gesetze. Jenes ist in allen Sterblichen, in allen Jahrtausenden und Weltgegenden das Gleiche, und darf durchaus nicht dem menschlichen Willen unterworfen; der Wille vielmehr soll ihm untergeben seyn. Das menschliche Gesetz hingegen ist eine durch Zeit und Umstände geforderte Begränzung von den natürlichen Rechten der Vereinsgenossen, zum Wohl des gesellschaftlichen Beisammenseyns. Ein solches von Menschen aufgestelltes (positives) Gesetz verhält sich zum Vernunftgesetz, wie das im Vertrag bewilligte Recht, zum Urrecht. Jedes aufgestellte Gesetz soll gleichsam nur die verständige Vollziehungsverordnung des Vernunftgesetzes für besondere Zustände und Bedürfnisse des Gesellschaftskörpers seyn. Ihr festgehaltner Fortbestand aber, im Widerspruch mit veränderten Bedürfnissen und Zuständen der Gesellschaft, wird Tyrannei des Gesetzes, d. i. Natur- und Vernunftverletzung.

Man spricht auch von der Heiligkeit eines herkömmlichen (oder historischen) Rechts. Gleichviel, ob es ursprünglich durch Räuber- oder Kriegsgewalt errungen, oder durch freien Vertrag begründet worden sey; es heißt ein Recht. Allerdings kann es heilig und ehrwürdig seyn, wie jedes andre. Aber nicht Schicksal, Herkommen, Geschichte geben den Prüfstein des Rechtlichen im historischen und vertragsmäßigen Rechte: sondern das Vernunftgesetz allein, durch welches wir unsre Menschenwürde empfangen. Denn Recht ist kein Natur-, sondern ein Geistes-Ergebniß; keine blinde Natur-, sondern Vernunft-Nothwendigkeit. Es gibt kein unsittliches Recht. Und wär' es (wie z. B. gesetzliche Volksverdummung, Sklaverei, eigenthumslose Leibeigenschaft, Despotismus u. s. w.), durch Herkommen und Uebung eines Jahrtausends geweiht: so bleibt es nur das fluchwürdige tausendjährige Unrecht.

Die Vernunft ist das Gottesgesetz, das ewige in allen Geistern; und Mensch zu seyn, in persönlicher Selbstständigkeit, Entwickelungsfreiheit und Eigenthumsgewinnung, das ewig Vernunftgemäße. Aber Schicksale und von ihnen gegebne Verhältnisse sind wandelbar. Sie verewigen wollen, heißt, sich gegen Gott und Menschheit empören. Wer die Empörung wagt in seinem thierischen Wahn, ist dem Gericht der göttlichen Weltordnung, der Zuchtruthe der Natur anheim gefallen, denn er ist der Revolutionär. Revolutionen der Staaten sind gleichsam moralische Naturereignisse, wie Erdbeben, Pestilenzen u. s. w. physische sind. Nach jeder physischen Revolution muß neu angebaut, neu geschaffen; nach jeder moralischen ein neues Rechtsverhältniß aufgestellt werden, dem veränderten Bedürfniß der Gesellschaft vernünftiger Weise gemäß.

90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen.

Neben der urrechtlichen Gleichheit der Sterblichen, von welcher Farbe sie seyn mögen, besteht jedoch auch eine natürliche Ungleichheit derselben, rücksichtlich ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihrer Schicksale, Neigungen, Tüchtigkeiten, Beschäftigungsarten, Lebensweisen und übrigen Verhältnisse. Eben in dieser Ungleichheit liegt der geheime Zauber, durch welchen Menschen mit Menschen verbunden werden; einer dem andern dienstbar und hülfreich wird; einer nach dem strebt, was ihm im Andern Gegenstand der Hochachtung wird. Wir lieben in Andern nur uns selber; aber nicht, als das, was wir schon sind, sondern durch sie noch werden möchten. So ergänzt sich gleichsam Einer durch den Andern, und fügt zu dem, was ihm Natur und Schicksal verliehn hat, den Genuß dessen, was ihm versagt ist und Andern gehört.

Es glaubte von Zeit zu Zeit menschlicher Blödsinn, auch hierin die ewige Weltordnung verbessern zu können. Er versuchte künstliche Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft herzustellen. Er führte, um Unterschied des Reichthums und der Armuth aufzuheben, Gütergemeinschaft ein; oder gleiche Vertheilung des Bodens unter den Genossen der Gesellschaft, ohne eine Gleichheit der Talente, Kräfte, Tugenden und aller Umstände schaffen zu können, aus welchen nothwendig immer wieder Ungleichheit im Besitz irdischer Glücksgüter entspringt. Man verbot das Daseyn des Stroms; aber ließ dessen unhemmbare Quellen rinnen. Allgemeines Verarmen, bürgerliche Unruhen und Untergang der Staaten endeten die naturwidrigen Zustände. Andre Gesetzgeber führten nicht nur Gütergemeinschaft ein, sondern auch Gemeinschaft der Weiber und Kinder; aber mit gleich verderblichen Folgen. Weibergemeinschaft ward in ihren Wirkungen der Ehelosigkeit gleich. Sie entwöhnten den Mann vom edeln Genuß häuslichen Glücks, daß er, durch nichts, als Ruhm- und Ehrsucht, oder Geld- und Herrschgier gekirrt, aufhörte der Menschheit zu dienen, und nur Werkzeug seines Staats blieb.

Man ist wohl von diesen Verirrungen des Alterthums zurückgekommen; aber in nicht minder verderbliche hinübergeschweift. Man hat versucht, Gleichheit des Meynens, Glaubens und Wissens zu erzwingen. Wer anders zu denken wagte, als der Gewaltsherr gebot, hieß Feind des Staats; wer anders, als der Priester, hieß Feind Gottes. Der gesetzgeberische Wahnsinn, welcher doch keine Gleichheit des Talents, der Erfahrung und Einsicht Aller schaffen konnte, wollte fremde Ueberzeugungen abhängig von seinem Befehl machen. Er begehrte das Un-

mögliche, begehrte nämlich, daß jeder sich selber abthun, sein Wesen und Wissen in ein anderes verwandeln solle. Eben so leicht hätte er gebieten mögen, daß alle Thiere mit Nachtigallstimmen singen sollten. Die Frucht solcher Empörung gegen die göttliche Ordnung der Dinge ward, neben gesetzmäßiger Heuchelei und Lüge: Länder-Elend durch Verfolgungen, Kerker, Scheiterhaufen, Aufruhre und Glaubenskriege.

Gewiß nicht geringer, als Gefahren künstlicher Gleichheit, sind auch Gefahren künstlicher Ungleichheit. Frevelnd wagte der Sterbliche, die ewigen Stiftungen umzukehren, welche in der Schöpfung walten, veräußerliche Güter unveräußerlich, und Unveräußerliches veräußerlich zu erklären. Doch überall, wo ein großer Theil des Landesbodens und der Glücksgüter dem allgemeinen Wechsel entzogen, zum unveräußerlichen Gut einzelner Familien und Körperschaften geprägt ward, kränkelte der öffentliche Wohlstand, wucherten Laster und Verbrechen des Reichthums und der Armuth wetteifernd empor, bis das Gefüge des Staats, endlich vom Sittenverderbniß zerfressen, im Sumpf des Elends und der Ueppigkeit unterging. — Anderseits entriß der Mensch den ihm gleichgeschaffnen Wesen die Ausübung ihrer unveräußerlichen, von Gott gegebnen Rechte der Menschheit (88.); schuf Leibeigene und Sklaven, ihrer Persönlichkeit und Freiheit beraubt; ohne Eigenthum, ohne Sicherheit, dem Thiere gleichgestellt; oder er gewährte die Ausübung in so eng beschränktem Maße, daß dieselbe nur wenigen Günstlingen des Zufalls ungeschmälert, als vererbbares Vorrecht, übrig blieb. Diese allein waren dann Menschen; waren höhere Wesen, Freie; die übrigen nur zu ihrem Dienst geboren. — Menschensatzungen stämpelten das Ohngefähr der Geburt und Herkunft zum Mehrwerth über Verdienst, Tugend und Einsicht. Würd' es unsinniger seyn, wenn ein Gesetz geböte: Kinder, im Vollmond geboren, seyen allein fähig, die Ersten des Volks an Tugend und Kenntniß, dessen Heerführer und Verwalter zu seyn? Was haben Wappen und Stammbaum mehr, als der volle Mond, mit Würdigkeit der Person zu schaffen? Die Geschichte belehrt vom Unglück der Staaten, welche dem Sonnenblick höherer Geister mit dem Mondschimmer ihrer Hochbetitelten feindlich begegneten. — Die künstliche Ungleichheit der Rechte wird, wo möglich, noch empörender, wenn für Schooskinder des Staates mit den größern Vorrechten, die kleinern Pflichten verbunden, und den Stiefkindern des Staats mit den wenigsten Rechten die schwersten, drückendsten Pflichten zugetheilt sind. Es kann niemand erbliches Vorrecht lieben, ohne ein erbliches Unrecht.

VII. Das Gemüth.

91. Einheit von Seele und Geist.

Die Vorstellung vom Wesen und Seyn des Menschengeistes in freilich nur allgemeiner Andeutung zu vollenden, bleibt noch übrig, einen Blick auf seine und der ihm beigegebnen Seele gegenseitige Einwirkungen zu werfen. Denn, in der großen Verkettung des göttlichen Alls, ist eben das Seelische der Ring, durch welchen der Geist mit der übrigen Natur zusammenhängt; das Glied, auf welches er unmittelbar eingreift; durch welches er mittelbar auf Leben, Bewegkräfte und Stoffe der irdischen Hülle einwirkt, und eben so von ihnen hinwieder erregt wird. Wir nennen diese Einung des Geistigen und Seelischen, in der sich beides gegenseitig zur Thätigkeit weckt, das Gemüth, gleichwie man die Verbindung des beseelenden Wesens mit dem Belebenden, Thierheit; oder das Leben mit Stoffgebilden, Pflanzenthum; oder der Bewegkräfte mit Stoffen, Körper zu nennen gewohnt ist.

Im Gemüth eigentlich erscheint das wahrhaft Menschliche. Aus dem Geiste nicht, und nicht aus der Seele tönt das Ich, sondern aus dem Gemüth, aus der Einheit des Gefühls und Gedankens. Darum darf der Mensch wohl sagen: Ich habe einen Geist; ich habe eine Seele; nicht, ich bin ein Geist; ich bin die Seele. Hier im Gemüth erwacht zuerst, gleichsam in der Wiege der Sinnesgewahrungen, das Bewußtseyn, oder das Wissen von sich und Anderm. Hier scheint der Geist zu empfinden; die Seele zu denken. Denn die wechselseitigen Anregungen entstehn so schnell, daß man sie gleichzeitige, oder zeitlose, heißen könnte. Das Gewahrte ist zugleich im Bewußtseyn die Vorstellung des Gewahrten.

Wenn sich die Seele zum Leben mehr dienend, als herrschend, verhält, eben so verhält sie sich zum Geiste. Dort ist sie gleichsam Hüterin vom Einheitsgebilde der belebenden Naturmacht; warnt gewahrend vor Verletzung desselben; verkündet durch Schmerz die Verwundungen des Lebensgesetzes; durch Wohlgefühle die Erfüllungen desselben. Eben so wird sie anderseits die Pflegerin des Geistes. Sie ist's, die ihm die erste Nahrung zuführt aus allen Speichern der Welt und Natur. Sie

ist die hülfreiche Vollstreckerin seines Willens gegen die Außendinge; die unwillkürliche Theilnehmerin an seinem Frieden und Unfrieden. Nur im Uebermaß ihrer Erregtheit kann sie rückwirkend, wie gegen das Leben, auch gegen den Geist werden, indem sie, für jenes oder für diesen, Partei nehmend, die Kraft des Einen wider den Andern, steigert, oder lähmt. Freudigkeit befördert das Genesen des kranken Lebens; Schrecken und Furcht hemmt oder vernichtet dessen Thätigkeit. Das begeisterte Gefühl stärkt und hebt die Willensmacht für das Wahre und Heilige über jedes Irdische; allzubelebtes, thierisch-wildes Gefühl stößt die Vernunft vom Thron. Eben darin ist Begeisterung, oder Enthusiasmus, von Meynungswuth, oder Fanatismus verschieden, daß in jenem mehr der Geist gewaltig im Seelischen schaltet; in diesem aber mehr das Leben mit seinen thierischen Begierden.

Wie Stoffe und Bewegkräfte nur Materialien sind, welche dem Leben zum Erscheinen, zum Bau seiner Einheitsschöpfung, seines Körpers dienen: so dient das seelische Wesen zum Mittel und Werkzeug gleichsam, als Hülle und Leib des Geistes, zu seinem Erscheinen und Einwirken auf die Außenwelt. Aber wie innig beide auch verbunden sind, beharrt jedes doch unwandelbar in seinem Wesensgesetzthum; der Geist in seinem Fordern des Wahren und Heiligen; die Seele im Fordern des Anmuthigen oder Beseligenden.

Im menschlichen Gemüthe, wo die Vermählung beider Wesensartungen, in wechselseitigen Erregungen, besteht, wird das Verlangen beider nach Erfüllung ihres Gesetzthums zum gemeinschaftlichen Verlangen. Das den Sinnen Anmuthige soll nicht dem Erkenntniß- und Heiligungsgesetz widerstreiten; und hinwieder das Wahre und Heilige soll mit Anmuth bekleidet seyn. Diese Verschmelzung der drei höchsten Wesensgebote, diese Dreieinigkeit im Gemüthe, wird in der Vorstellung, wie ein Erfüllbares, zum Urbild des Schönen; das heißt, des unbedingt und unendlich Schönen. Denn im Wesenthum des Geistes, wie der Natur, ist nichts Begränztes, nichts Endliches, als das Andersseyn im Erscheinen.

---

92. Einheit der drei höchsten Gebote: Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen.

Wir suchen irrthümlicherweise in der Außenwelt, was doch nur in uns, als das Vollendetste, herrschend ist; und vergebens. Wir streben, es durch Kunst in die Wirklichkeit hinauszugestalten; aber wie mag das

Unendliche in der Endlichkeit erscheinen? Das Urschöne lebt im Innern des Gemüths; aber in der Welt tritt es nur endlich und begränzt hervor, als Schönheit; gleichwie die Aeußerung des Heiligen, draußen, nur als Tugend. Es liegt das Werk des glücklichen Künstlers allzeit tief unter seinem Ideale.

Höhere Gefühle anregende Einheit des Heiligen, des Wahren und des Anmuthigen ist also allein das Schöne. Darum gefällt es; nicht eines andern Zweckes willen, sondern durch sich selbst; weil es eben das Ziel aller Sehnsucht unsers Gemüthes ist. In sinnlicher Darstellung wird das Anmuthigste unschön, sobald es das Zartgefühl des Heiligen empört. Wir können nicht lieben, was wir, als Schändlichkeit, verabscheun. Aber auch die Darstellung der tugendhaftesten That ist unschön, wenn sie, mit ekelerregenden Gegenständen verknüpft, gegeben wird. Und gleichgültig läßt uns, was auch Heiliges und Anmuthiges hingebildet werde, wenn es ungemäß dem Erkenntnißgesetz, verworren, zusammenhangslos, unverständlich dasteht, ohne Einheit im Mannigfaltigen, ohne Schein von Wahrheit, als in sich Unmögliches. So sind nicht Anmuth, nicht Wahrheit, nicht Tugend, einzeln für sich das Schöne, sondern erst in ihrer Vereinung, als göttliches Geschwister.

Das menschliche Antlitz, von zartester Färbung und vollkommenster Regelmäßigkeit der Züge, läßt uns ungerührt, aller Anmuth ungeachtet, wenn darin nicht ein edleres seelenvolles Wesen, hervorblickt. Hinwieder nennen wir auch die Rose schön; nicht bloß, weil Farbe, Form und Duft die Sinne schmeichelt, sondern weil sie, mit dieser Harmonie, wie die Harmonie in der Tonkunst, geliebte Erinnerungen, oder Reihen von Vorstellungen weckt, in welchen sie bald das Sinnbild der in sich verschlossenen Schamhaftigkeit, bald der erröthenden Liebe, oder der weinenden Unschuld unter zitternden Thautropfen, oder der im Sonnenglanz des Lebens lächelnden Freude, oder auch der Vergänglichkeit des Lieblichsten wird.

Das Thier irrt durch die Pracht reizender Gegenden, und durch das Grausen öder Wildniß, ohne anderes dabei zu empfinden, als Bedürfniß der Stillung von Lebenstrieben. Der Mensch aber beseelt um sich her Felsen und Bäume, in angenehmer Selbsttäuschung, mit den ihm eignen sittlichen Gefühlen und höhern Ideen. Doch nicht Jedem dünkt ein und derselbe Gegenstand schön. Was diesen entzückt, läßt jenen kalt, weil nicht Alle einerlei Erregbarkeit, einerlei Erinnerungen, einerlei Geistesentwickelung haben. In Personen, welche der Thierheit noch am nächsten stehn, erschließt sich zuerst die Liebe des bloß An-

muthigen. Sie nennen schön, was ihre Sinnen reizt, wie roh es auch sey. Kindern gefallen brennende Farben, rauschende Klänge. Der Wilde schmückt sich mit bunten Federn; die rohe Bäuerin mit flatternden Bändern; die geschmacklose Welt-Dame mit einer Modetracht, wie entstellend sie auch seyn möge. — Der reifere Verstand fordert, mit Anmuth verbundene Einfalt, Klarheit, Ebenmaß, Einheit im Mannigfaltigen, Wahrscheinlichkeit. — Der höhere, sittliche Mensch aber findet nicht mehr schön, was nicht auch gut ist, oder gar dem Gefühl des Heiligen feindselig entgegen strebt.

Die Schönheit, mag sie uns in Werken der Natur, oder der Kunst, erscheinen, wird in sich selber eine verschiedenartige, je nachdem sie vorzugsweise mehr den Forderungen sinnlicher Anmuth, oder denen des unterscheidenden Verstandes, oder den Ideen des Heiligen und Unendlichen entspricht. Welcher einzelnen von diesen dreifachen Forderungen immerhin vorzüglich Genüge geleistet werde: darf doch dabei keine der übrigen beleidigt und zurückgestoßen bleiben. So empfangen wir eine Verschiedenheit des Schönen, im Anmuthigen, im Komischen, im Tragischen und Erhabenen.

Das Anmuthige gefällt durch Sinne schmeichelnde Formen eines mannigfaltigen, und doch leichtfaßlich geordneten Inhalts, der, in zarten Gegensätzen verschlungen, stillheitre Gefühle des Erinnerns und Ahnens anregt, ohne edlere zu kränken.

Das Komische, weder den Sinn für gefälligeres Aeußeres, noch für Schickliches und Sittliches verwundend, reizt das Lustgefühl des Lächelns und Lachens, indem es unschädlichen, aber unerwarteten Widerspruch zwischen Mittel und Zweck, That und Willen, Erwartung und Erfolg, darstellt, und dem Beschauer dabei das Gefühl eigner Verstandes-Ueberlegenheit gewährt.

Im Erhabenen weckt das Wahrnehmen ruhiger oder furchtbarer Größe, in Einfalt und überragender Macht erscheinend, mit der Idee des Unendlichen und Unerreichbaren, das Erstaunen oder Grausen, im Gefühl irdischer Ohnmacht, neben tröstendem Bewußtseyn eigner Geistoshoheit und Gefahrlosigkeit.

Das Tragisch-Schöne hinwieder entspringt, wenn, im scheinbar ungerechten Widerspruch der Welt mit dem Göttlichen, das Leben all' seine Rosen an den Sünder, all' seine Dornen an die Tugend, oder Unschuld hingibt, und die, vom Anblick unverschuldeten Leidens, sympathetisch hervorgerufene Trauer, sich mit dem Aufblick zu einem vergeltenden ewigen Seyn paart. Nichts ist tragisch schön, wie sehr es auch den Forderungen des Verstandes und sinnlicher Anmuth entspreche,

wenn es den Geist nicht über das Vergängliche erhöht; sein Wollen heiligt und stärkt, und gegen das Ungerechte empört.

Das Tragische bildet, in sittlicher Hinsicht, einen Gegensatz zum Komischen (in der Satyre, Ironie), indem jenes den Widerspruch des Irdischen und Göttlichen, dieses aber den Widerspruch des Verstandes mit der Wirklichkeit, gleichsam durch Schlaglichter, erhellt; und jenes das Sündige widerwärtig, dieses das Irrige lächerlich macht. Eben so gewährt das Anmuthige einen Gegensatz zum Erhabenen, wie das Sinnliche zum Uebersinnlichen, das Endliche zum Unendlichen.

---

93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüthes.

Doch eins, wie das andre, trägt nur dann erst das Gepräge ächter Schönheit, nicht wenn es vom Verstande dafür erkannt wird, sondern, im Gemüth empfangen, höhere Gefühle entzündet. Ich sage höhere, als die in der thierischen Natur entzündbar sind; höhere, weil sie Gegensatz und Abglanz des Wahren und Heiligen und Anmuthigen im Seelischen werden. Eben durch die Anregungen des Geistes, in der Klarheit seines Bewußtseyns, wird die menschliche Seele mit allen ihren Sinnesvermögen, möcht' ich sagen, veredelter, als sie im unbegeisteten Thier erscheinen kann, ungeachtet sie, wesenhaft eins und dasselbe, in beiden besteht.

Bevor ich diese, durch Einfluß des Geistes entsprungenen, Aenderungen näher betrachte, muß ich abermals daran erinnern, daß das Leben mit all seinen Trieben, nicht Einfluß auf die Stimmung des Seelischen, wie im Thiere, so im Menschen, verliert. Je nach Beschaffenheit, Zustand und Bau der Nerven, ist die Seele mehr oder minder durch den Geist erregbar und auf die Lebensthätigkeit zurückwirkend. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegen wir darnach die beharrlich vorherrschenden Gemüthsstimmungen, oder Temperamente, unsrer Bekannten zu unterscheiden; den Einen, leicht durch das Gute und Angenehme bewegt, gefühlvoll von Natur (sanguinisch), zu nennen; den Andern kalt, trocken, gefühllos (phlegmatisch), weil er schwerer aus seiner Gemüthsruhe zu lebhaftern Gefühlen geweckt wird; den Einen, der, durch Widerwärtiges, leicht zum Unwillen und Zorn gereizt werden kann, empfindlich (cholerisch); den Andern düster und schwermüthig (melancholisch), weil er leichter zu traurigen Gefühlen übergeht und in ihnen wirklichen Genuß findet.

Wie immerdar das Leben, im Bau seines Geglieders, auf denjenigen Theil desselben, in welchem es am meisten und anhaltendsten bethätigt wird, die meiste Sorge und Kraft verwendet: so auch in den seelischen Werkzeugen. Je erregbarer das Leben in den Nerven, um so reizbarer wird hinwieder, durch Wechselwirkung, das Seelische, sowohl in den Gefühlen (64.), als innern Sinnen (65.). Wie, durch öftere Anregung und Uebung bekanntlich, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Gedächtniß u. s. w. stärker wachsen, oft zur Uebermacht und zum Nachtheil andrer Vermögen: so auch die Gefühle. Sie entflammen schleuniger; werden lebhafter und heftiger, und durch übermäßiges, d. i. naturwidriges Einwirken auf Leib und Geist, beiden gefährlich. Der Mensch hat diese Gefühlswallungen (Affekten) mit dem Thiere gemein; aber sie sind dem letztern minder schädlich, weil die wesende Natur, treu ihrem Gesetz, in allen ihren Wirksamkeitssphären, ein Gleichgewicht bewahrt, welchem nur der Menschengeist, im Innern seines Lebensgebildes, übermächtig und feindselig entgegen streben kann.

Eben so wirket auch das Leben mit seinen Trieben, wie auf die thierische Seele, auf das menschliche Gemüth. Der Mensch hat aus den Lebenstrieben entsproßne Thierbegierden. Sie sind, weil naturgemäß an sich, nichts weniger, als tadelhaft. Sie werden es erst, wenn der Geist, seinem eignen Gesetz untreu, sich zu ihrem Dienst ausschließlich hingiebt, und sie, durch anhaltendes Bethätigen, übermächtig gegen sein Selbst macht. Dann ihr Knecht geworden, werden die Begierden zu Suchten, oder krankhaften Zuständen, des Gemüths; wie Selbstsucht, Geilsucht, Ehrsucht, Habsucht u. dgl. m. Und in Bezug auf das Göttliche in uns, weil es seiner Würde und Herrlichkeit beraubt, sich gegen die Begierden kraftlos, mit seiner Vernunft leidend verhält, nennen wir die Suchten, auch Leidenschaften. — Thiere können wohl Gefühlswallungen haben; aber sie sind ohne Leidenschaften, weil ohne Vernunft. Von welcher Leidenschaft, oder Sucht, der Mensch beherrscht seyn möge, er erscheint darin nur, wie ein durch Verstand klügeres, listigeres Thier; gefährlicher aber, als selbst die vernunftlose Bestie, auch verächtlicher, oder bemitleidenswürdiger, denn diese.

Nicht alle Leidenschaften sind immer von starken Gefühlswallungen begleitet, wie Liebeswuth, Zanksucht, Eifersucht u. s. w., sondern oft und häufiger noch, ruhig und kalt, wie Geiz, Ehrsucht, Selbstsucht u. dgl. m. Auch sind jene heilbarer, weil äußere Umstände, oder innere der Lebensregsamkeit, sich ändern können; oder die größte Gewalt eben in den an sich vergänglichen Aufwallungen der Gefühle beruht, deren der Geist endlich vernunftgemäß wieder Meister werden, und in-

mitten derselben sich zur Besonnenheit ermannen kann. Aber unter der Oberherrschaft einer kalten Leidenschaft ist vollendete Sklaverei eines Geistes da, welche, mit völliger Besonnenheit dem Thierthum unterwürfig, dennoch nicht vermag sich ihm zu entwinden, weil Leben und Gemüth schon in einander, durch den Zauber der Gewohnheit, gleichsam starr geworden sind; oder weil der zur Sättigung der Begier Alles berechnende Verstand eben so viel Seelenlust, durch das Gelingen seiner Berechnungen erregt, als der fordernde Trieb, wenn ihm Genugthuung wird.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, nun Einiges noch über die höhern Gefühle, oder diejenigen, welche anderseits im Seelischen, durch Einwirkung des Geistes, erschlossen werden. Sie sind es, in welchen sich eigentlich Würde und Unwürde des Menschen, gegenüber der Thierheit, am bestimmtesten zeichnet, weil, durch ihre Vermittelung, der Verkehr des Geistes mit dem Thierleben und dessen Begierden geschieht und der Kampf um Oberherrschaft der Bestialität, oder der Vernunft, geführt wird. Sie werden nicht selten mit den niedern Gefühlen in gleiche Linie gestellt; oder gar mit ihnen verwechselt. Deswegen will ich von ihnen hier besonders sprechen, und zwar, wie der Geist dieselben, in Bezug auf sein Selbst, dann im Verhältniß zu den seelischen Innen-Sinnen, endlich im Verhältniß zu den Lebenstrieben oder Begierden erweckt.

---

94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle.

Das dunkle Bewußtseyn des Geistes spiegelt sich im Seelischen, als dunkles Gefühl des Daseyns; sein bestimmteres Selbstbewußtseyn, als Selbstgefühl. Dieses ist das allgemeinste, aus welchem sich alle andern erheben. Es ist das Bewußtfühlen der geistigen Hoheit, Ueberlegenheit und Selbstständigkeit des Wesens im eignen Gesetzthum. Aus ihm erwächst im Gemüth der Geistesmuth für Behauptung sittlicher Würde. Thiere haben ebenfalls ein Selbstgefühl, aber nur das ihres Lebens, ihrer körperlichen Stärke. Das Gefühl vom Maß ihrer Kraft bestimmt auch das Maß ihres Muthes in Kämpfen und andern Anstrengungen. Solches wohnt aber ebenfalls auch dem Menschen bei. Das Gefühl der Ueberlegenheit seiner Leibesstärke, Gewandtheit und Sicherheit gibt ihm in Gefahren Muth und Trotz; oder vermindert diesen, bei Wahrnehmung der Ueberlegenheit eines Andern. Persönlicher, soldatischer Muth, den wir mit den Thieren gemein haben, ist keine Selten-

heit; achtungswürdiger, aber seltener, als dieser, ist der des Geistes, der sittliche (moralische) Muth.

Das Bewußtseyn unsers sittlichen Werthes, welches aus Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, d. i. durch Rechtschaffenheit und Tugendtreue, entspringt, wird im Gemüth, Selbstachtung. Diese Achtung des Geistes für seine eigne Würde ist keine Ueberschätzung derselben, sondern, weil er sich dennoch mancher Verirrung und Schwäche bewußt ist, mit Bescheidenheit (oder Beschränkung) und sogar mit Demuth verbunden. Das Gefühl der Selbstverachtung aber wird die schwerste aller Geistesqualen. Sie ist der Fluch der Verzweiflung im Gemüthe über sich selbst.

Die Erkenntniß dessen, was der Geist seinen Idealen, in Vollkommenheit, Unendlichkeit, Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit angenähert, wahrnimmt; erfüllt das Gemüth mit Bewunderung; und, neben dem Bewußtseyn eigner Unvollkommenheit und Schwäche, mit Ehrfurcht. Beide aber, mit Hinwendung und Aufblick des Geistes zu Gott, werden, neben dem Gefühl eigner Unwürdigkeit, in ein Gefühl von Seligkeit und Demuth aufgelöst, für welches die menschliche Sprache noch kein Wort erfunden hat, sondern bald mit dem Namen der Andacht, bald mit dem der Anbetung bezeichnet.

Nur dies einzige, erhabenste und tiefste, aller Gefühle ausgenommen, werden alle übrigen durch Wahrnehmung von dem erregt, was irgend in der Welt das Gepräge eines Geistes führt. Denn Achtung oder Verachtung unsers Selbstes hegen wir auch für die Würde oder Würdelosigkeit Andrer, welche gleichen Wesens mit uns sind. Die Theilnahme, welche wir an uns selbst nehmen, fühlen wir auch am Wohl und Weh Andrer, in Mitfreude und Mitleid. Den moralischen Muth, welchen wir von unserm Geist fordern, fordern wir eben so von jedem menschlichen Geiste. — Nur uns selbst können wir nicht bewundern, uns selbst nicht ehrfurchtsvoll betrachten, weil wir immer die ersten, oft nur einzigen, aber sichersten Zeugen unsrer Mangelhaftigkeit sind.

---

95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung.

Wer von Gemüthsbewegungen sprechen will, die der Geist durch sein Einwirken auf die innern Sinne der Seele rege macht, muß zugleich die Verwandlungen beachten, welche, durch seinen Einfluß, auf diese Innen-Sinne entstanden sind. Denn die durchgeistete Seele, oder das Gemüth, ist anders angeregt, als die von bloßen Lebenstrieben bewegte. Alle Gefühle der Lust und Unlust, haben in ihren zahllosen Abstufungen

eine so große Mannigfaltigkeit, daß es fast unmöglich wird, sie einzeln mit Worten zu bestimmen. Es sind Abschillerungen der jeweiligen Thätigkeiten und Zustände des Lebens und des Geistes, wodurch sie, möcht' ich sagen, ihre eigenthümlichen Farben erhalten.

Die Seele, sowohl im Dienst des leiblichen Lebens, als des Geistes, leiht ihre Sinnesvermögen sowohl diesem, als jenem, und erweckt, rückwirkend wieder in jenem, Triebe und Begierden, wie in diesem, Willensbestimmungen. Ich habe schon vom Sinn der Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung, des Gedächtnisses und Ahnens im Verhältniß zum thierischen Leben gesprochen (65. — 67.); darum will ich nun die Erhöhung und Veredlung derselben durch Macht des Geistes, und im Gebrauch desselben, mit leichten Umrissen, darstellen.

Der Sinn der Aufmerksamkeit, welcher in der Thierwelt unwillkürlich von irgend einem äußern Reiz angezogen wird, empfängt, wenn seine Thätigkeit vom Geist in Anspruch genommen ist, eine Richtung durch dessen Willen, sey es auf Zustände der Außenwelt, oder der innern. Es ist eine fühlbare Unterstützung und Erleichterung, welche der Geist in seinem Beobachtungsgeschäft, zumal reingedanklicher Gegenstände, durch diesen Sinn empfängt, der durch andauernde Uebung gestärkt, zu einer Andacht erhöht wird, die, einem einzigen Punkt zugewandt, für alles Andre empfindungslos macht; oder auch die sogenannte Zerstreutheit bewirkt. Diese aber ist meistens nichts anders, als der Zustand einer getheilten Aufmerksamkeit, welche doch nicht mehrern Dingen zugleich angehören kann.

Der Gewohnheitssinn, in Gewalt und Leitung des Geistes getreten, wird, durch dessen Willensmacht, das kräftigste Mittel zur Selbsterziehung und zur Selbstherrschaft über Neigungen der Sinnlichkeit; der sicherste Zaum zur vernunftgemäßen Lenkung der Begierden. Läßt er den Zügel unbeachtet fallen, so wird die Thiernatur seiner allein Meister, und Wille und That dem Menschen dem Ungestüm der Sinnlichkeit unterworfen. Alle wahre Erziehung ist Gewöhnung zur Selbstherrschaft des Geistes über irdische Triebe und Reize, gemäß seinem heiligen Gesetz. Nicht die Erkenntniß des Guten und Bösen, des Nützlichen und Schädlichen genügt allein dafür: sondern eine durch Uebung vergrößerte Leichtigkeit und Stärke des Willens, grade den heftigsten Begierden der Sinnlichkeit auch am entschlossensten und beharrlichsten Einhalt zu thun. Das ist das wahre Geheimniß der Erziehungskunst: des Zöglings gefahrdrohende Triebe, Neigungen und dadurch herbeigeführten Geistesrichtungen zu erspähn, und den Stolz seines Bewußtseyns, die Kraft seines festen Willens, eben gegen diese am meisten zu

spornen. Alles Andre, was man Erziehung nennt, ist Verziehung, tanzmeisterische Dressur, Verzerrtheit.

Der Nachahmungssinn (aus Naturnothwendigkeit ewigen Aenderns und Wechselns im Wirken des wesenden Lebens und Seelischen entsprossen) wird vom Geiste zum Kunstsinn veredelt. Er selber im Reiche seiner endlichen Vorstellungen und Gedanken immerdar wechselnd, und immerdar durch die Sinne zu neuen Vorstellungen geführt, findet allein, in der Mannigfaltigkeit derselben, Genugthuung. So wird, was im Thiere müßige, zwecklose Neugier ist, im Gemüthe Wissenslust, mit vernünftigem Zweck; und, vom seelischen Sinn für Nachahmung angeregt, sein Nachbilden und Nachgestalten dessen, was ihm die erscheinende Natur zeigt, durch Denken und Wollen, erschaffne Kunstsache. Auch Thiere stellen bewundernswürdige Erzeugnisse auf; aber sie thun es unbewußt und unwillkürlich. Nicht ihre Kunst bewundern wir; sondern die alle Kunst der Menschen überflügelnde Macht und Weisheit in den Wirkungen der Natur.

---

96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Phantasie (Einbildungsvermögens).

Durch keinen der sämmtlichen Innensinne wird der menschliche Geist öfter und mannigfaltiger zur Thätigkeit gerufen; durch keinen wird er sich seiner Herrlichkeit selbstbewußter; auch durch keinen offenbart er, der Natur und Welt gegenüber, diese Herrlichkeit mächtiger, als durch das Gedächtniß. — Was wäre er, ohne Hülfe dieses Vermögens? Zwar dringt zu ihm, durch die Pforten der Außensinne, ein großes Weltall mit tausend Wundern und Wechseln herein; doch einem Gedächtnißlosen würd' es nur das Weltall des Augenblicks seyn, und ihm in jedem nächsten Augenblick immer wieder ein andres dastehn, ohne Verbindung mit dem eben verschwundenen, das keine Spur zurückließ. Durch Zauberei des Gedächtnisses wird das Gewesene eine Gegenwart, und der eben an ihm vorüberfliegende Augenblick lebt sogar in der Vergangenheit für ihn bedeutsamer.

Auch die unbegeistete Seele des Thiers, zumal des Thiers höherer Artungen, freut sich dieser Eigenthümlichkeit. Wenn sie Dinge gewahrt, die frühern ähnlich sind, wachen in ihr Wiedererinnerungen von demselben auf, in denen sie zu ähnlichen Empfindungen, Gefühlen und Begierden in sich gegensätzlich wird. So im Wachen; so auch, zurückgedrängt durch das Walten des Lebens von den Außensinnen, während des

Schlummers, im Traum (69.). Man nennt diese im Gedächtniß wieder erfrischten Bilder der Vergangenheit, welchen nichts entspricht, was die Gegenwart in der Außenwelt zeigt, unwillkürliche Einbildungen. Auch sie sind nur Wiedererinnerungen, aufgestört im thierischen Gedächtniß durch das Spiel der Wechselwirkungen von Leben und Seele, Trieben und Empfindungen, die sich gegenseitig rufen. Sie rufen und gesellen sich zusammen, je nachdem sie, als gleichartige, oder gleichörtige, oder gleichzeitige, einander nahe sind. Sie erscheinen und verschwinden unwillkürlich, als naturnothwendige Ergebnisse des zwischen Leib und Seele des Thiers bestehenden Verbandes.

Auch der Mensch hat diese unwillkürlichen Einbildungen, sowohl wachend, wie träumend, in gesunden, wie kranken Tagen. Sie steigen in ihm auf, ohne daß er sich über ihren ersten Quell Rechnung zu geben vermag; ohne daß er weiß, ob der erste Anstoß durch Regewerden eines Lebens-Triebes, ob durch Berührung, oder Täuschung der Sinne, oder durch ein unbeachtetes Gedankenspiel des Geistes gegeben ward. Und wie jede am wiederholtesten gereizte Artung von Lebens- und Seelenthätigkeit die am leichtesten erregbare wird: erscheinen auch im Gedächtniß die Bilder am schnellsten, welche am öftersten oder am engsten, gerufen worden sind. Die thierischen Einbildungen sind jedoch von den menschlichen dadurch sehr verschieden, daß die letztern heller und wirkender werden, je näher sie dem Lichte seines Bewußtseyns stehn. Oft, von ihnen überrascht, und uns selber noch unklar, können wir sie für Wirklichkeiten außer uns halten. Die auf solche Art willkürlos entstandenen seelischen Gespinnste werden zu Gespenstern der Abergläubigen, bei zerrütteten, oder abnormbewegten Einzeltheilen des Gedächtniß-Organs, zu Faseleien (Allucinationen, Phantasmen u. s. w.), oder zum anhaltenden, einförmigen Tönen einer und derselben Einbildung (fixen Idee), welche, je lebhafter sie ist, um so stärker auf die übrigen Seelenvermögen und Lebensgeschäfte einerseits, und anderseits auf die Vorstellungen des Geistes, einwirkt.

Was die Seele, in ihrem Verbande mit der Natur, von daher unwillkürlich empfängt, gibt sie eben so unwillkürlich an den Geist ab. Dieser aber, in seiner Selbstheit und Willensmacht, behandelt ihre Einwirkungen nach seinem eignen Gesetz. Was ihm die anvermählte Seele überliefert, verwandelt er in gedankliche Vorstellungen. Was ihm Außen- und Innensinne zuführen, wird nur Inhalt und Gegenstand seiner Vorstellungen. Der Nachahmungssinn leitet ihn zur Erfindung von Zeichen für dieselben, zur Schöpfung einer Wortsprache durch Aehnlichkeit der bezeichnenden Töne und Formen mit den bezeichneten Dingen.

So wird er nicht nur fähig, seine Vorstellungen andern Geistern mitzutheilen; sondern im seelischen Gedächtniß haften auch die sinnlichen, bildlichen Zeichen bleibender. Wohl denkt der sprachlose Mensch ebenfalls; aber das bildlos und wortlos Gedachte verschwindet fast ohne Spur der Erinnerung. Davon aber hab' ich früher gesprochen (63.).

Nicht nur in dieser Weise einzig wirkt der Geist auf das Gedächtniß ein. Er bereichert dasselbe auch nach eigner Auswahl; oder weckt in ihm Bilder und Gedanken der Vergangenheit, nach seinem Willen; vergleicht, ordnet und beurtheilt sie; löset sie aus einander, oder bringt sie in Einheit von Begriffen, die er wieder in höhere zusammenschmilzt, und aus welchen er seine Schlüsse folgert, gemäß dem Erkenntnißgesetz. Diese Artung seiner Thätigkeit ist sein bildliches Denken. Vom Sinnlichen erhebt er sich in ihr zum Uebersinnlichen; vom Betrachten der Welterscheinungen zur Selbstanschauung; von dem, was ist, zu dem, was seyn sollte, dem Idealen, was ihm die Sinnenwelt nirgends in Vollendung zeigt.

Oder er schafft, was sie ihm nicht zeigt und doch Gegenstand seines ewigen Sehnens bleibt, in sich selber, indem er seine Ideen umkörpert; sie in sinnliches Gewand hüllt; aus den Schätzen des Gedächtnisses, aus allen Bildern, allen Erfahrungen desselben, eine neue Welt baut, geordnet nach dem Gesetz der Vernunft; eine Welt der Wahrheit und Heiligkeit, von Anmuth umflossen. Diese Art und Richtung der Geistesthätigkeit wird Dichtungsvermögen (oder Imagination) genannt. — Im Denken steigt der Geist von den gegebnen und im Gedächtniß bewahrten Erfahrungen zu seinen Urideen empor; im Dichten senkt, oder versetzt er seine höchsten Ideen in das Irdische nieder, als wären sie in der Außenwelt Gegebnes. Im Denker, wie im Dichter, offenbart sich des Geistes schöpferische Kraft, nur im entgegengesetzten Richtungen. Jeder große Denker ist zugleich dichtend; jeder große Dichter zugleich denkend. Alle Dichtungen sind zwar Einbildungen; aber verschieden, wie Imagination und Fantasie*). Dichtungen werden durch Einwirkung des sich bewußten, wählenden Geistes auf das ihm dienstbare Gedächtniß; bloße Einbildungen sind unwillkürliche Einwirkungen der Seele auf

*) Ich bediene mich dieser Worte todter Sprachen in ihrer angenommenen alten Bedeutung, um Begriffsverwechselungen zu vermeiden, und nicht die Richtung der Geistesthätigkeit zu einer besondern Kraft zu machen, da doch der Geist ein und dasselbe wirkende Ursachliche ist. — Die Imagination bezeichnete bei den Römern (auch Franzosen und andern neuen Völkern) das willkürliche Erfinden, Ersinnen, Dichten des Geistes; Fantasie mehr unwillkürliches, seelisches Einbilden (Fantasiren). Fantasus war ein Sohn des Schlafs.

den Geist, vermittelst Erinnerungen oder Erregungen des Gedächtnisses. — Ohne Gedächtniß besteht weder Einbildung, noch Traum, noch Dichtung. Daher, wenn in der Kindheit das Gedächtniß arm und leer von mannigfaltigen Eindrücken der Sinnenwelt ist, oder wenn im hohen Alter die sprödegewordnen Organe des Gedächtnißsinns ihre Erregbarkeit eingebüßt haben, wird die Schöpferkraft des Dichters, wie des Denkers, vermindert. Dem Dichter ist das mittlere, männliche Alter holder, wenn bei ganzer Lebensfülle und Reizbarkeit der Nerven, im Gedächtniß ein Reichthum der Kenntniß und Erfahrung prangt; dem Denker aber das spätere, erfahrungsreichere Mannesalter, wenn sein Geist weniger von Bewegungen im Gemüth und Einwirkungen der allzu erregbaren Innensinne, in seinem ernsten Geschäft gestört, oder betrogen und irregelockt wird.

---

97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Voraussehn.

Es bleibt mir noch übrig, vom Einwirken des Geistes auf den seelischen Ahnungssinn einige Worte zu sagen. Daß er sich in Thieren und Menschen äußere, ist schon (70.) erwähnt und thatsächlich; zum Theil, als Vorgefühl bevorstehender Natureignisse, wie Erdbeben, Gewitter u. s. w. ohne Mühe zu erklären, zum Theil schwer, oder gar nicht, obgleich, als Thatsache, vorhanden, wie bei manchen Somnambulen, manchen Nervenkrankheiten, manchen Sterbenden u. s. w. In jedem Fall aber, und wenn Tausende von Beispielen richtiger Vorgefühle und Vorauskündungen uns von der Wahrheit ihres Daseyns überzeugen, bleibt ihr prophetischer Ausspruch unzuverläßig, bis die Erfüllung desselben eintritt. Denn oft können wirklich erregte Vorgefühle von Naturereignissen täuschen, wenn diese, durch Dazwischenkunft andrer Naturwirkungen, geändert, oder ganz aufgehoben werden, wie beim Vorgefühl von Witterungswechseln nicht selten geschieht. Oft können Vorausfagungen im sogenannten magnetischen Schlafe, in Nervenfiebern u. dgl. m. durch Fantasiegebilde der Kranken verfälscht, oder durchaus Träumereien seyn.

Auch dem menschlichen Geiste läßt sich ein Vorauserkennen künftiger Zustände und Begebenheiten nicht abläugnen. Dies ist aber ein, in seinem Wissen Gewordenes; ein Vorausberechnen; ein durch Zusammenstellung von Erfahrungen begründetes Folgern des Künftigen aus dem Gegenwärtigen, oder auch ein Folgern des Gegenwärtigen aus Umständen, die nothwendig vorangegangen seyn müssen. Vielmals kann der Flug der Gedanken so wort- und zeitlos geschehn, daß das Gedächtniß von ihrer schnellen Verkettung keine Spur zeigt. Der Mensch, vom Ergebniß der

Schlußreihe überrascht, erstaunt dann, wie er plötzlich zu dem „Einfall“ gelangt sey? Es sey ihm, „wie von Gott eingegeben“, meynt er; oder es wohn' ihm eine prophetische Gabe bei. Es war wortlos gedachte Berechnung oder Folgerung.

Noch ein dritter Fall ist möglich, und dieser tritt, nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit, besonders in jenen Zuständen menschlicher Krankheit ein, in welchen die Seele beginnt, sich mehr oder weniger von den Organen des Lebens abzulösen. Dies findet nicht selten bei Sterbenden statt, an Vorabenden des Todes. Sie sehen heller in Vergangnes, oder Künftiges. Sie urtheilen wahrer und richtiger; selbst wenn sie, während ihrer gesunden Zustände, Verstandesschwäche zeigten *).

Einerseits kennen wir die Erfahrung, daß nur das seelische Wesen allein, nicht der Leib, gewahrt und fühlt; daß das seelische Wesen in gewissen besondern Zuständen des Lebens (im Schlaf, in der Mondsucht u. s. w.) sich empfindend über die Gränzen der mit ihm verbundenen irdischen Hülle verbreitet (70.). Anderseits wissen wir eben so thatsächlich aus Erfahrung, daß die Seele, auch wenn sie die Außentheile ihres belebten Körpers verläßt, oder ihre Sphäre zum Fernsehn erweitert, doch mit dem ihr vermählten Geiste im ungetrennten Verein bleibt und der Geist auf sie, und sie noch auf ihn einwirkend verharrt. Es ist bekannt, daß Nachtwandler zuweilen Handlungen verrichten, welche nicht bloße mechanische, nicht bloße Gewohnheitssachen sind, sondern einen überlegenden Verstand, ein bestimmtes Denken, verrathen; daß Somnambulen nicht nur vernunftgemäß sprechen, Abscheu gegen Unheiliges äußern, Ekel vor Lüge und unreinen Trieben äußern, sondern auch Geschäfte vollziehen, zu denen eine Größe der Geistesthätigkeit erfordert wird, deren sie, bei wachen, offnen Sinnen, sich selber kaum fähig halten. Sollte, unter solchen Verhältnissen, nicht der menschliche Geist, gleichsam schon ohne Vergangenheit und Zukunft, in sein Ewiges eingetreten, und, eingekleidet in seine durch irdische Bande ungefesseltere Seele, zugleich Wissen von Dingen der Vergangenheit und Zukunft seyn? Manches

*) Der durch Graf Tressan bekannt gewordene Zwerg Bebe am Hofe des Königs Stanislaus Leszinky war ohne Vernunftäußerungen, ohne Begriff für religiöse Dinge, ohne Vermögen für zusammenhängende Schlußfolgerungen. Seine Fähigkeiten überstiegen nie die eines abgerichteten Affen, oder Hundes. — Er starb im Jahre 1764; nach langem Siechen; 23 Jahre alt. Er erwachte erst in den letzten vier Tagen seines Lebens zu deutlicherm Bewußtseyn; sprach mit Klarheit — verständig; und setzte durch seine richtigen Aeußerungen Alle, die um ihn her standen, in Erstaunen.

Bürget für das wirkliche Seyn dieses Vermögens. Aber nur unklar schauen wir Sterbliche noch Uebersinnliches in einem dunkeln Spiegel.

---

98. Parallelismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geistes.

Auch von jenen Erregungen des Gemüthes sollt' ich sprechen, welche durch das Urbedürfniß des Lebens, der Seele und des Geistes erzeugt werden. Wir nennen die lautgewordenen Stimmen dieses Urbedürfnisses Triebe, Begierden, Bestrebungen. So verschieden auch Pflanze, Mensch und Thier sind, und so ganz verschieden die Forderungen ihrer Wesensgesetze, nehmen wir dennoch in den Grundtrieben und Forderungen aller, von der Pflanze aufstufend bis zum Menschengeist, eine gewisse Gleichartigkeit wahr, welche der Beachtung werth zu seyn scheint. Ich will versuchen, sie in ihrem Gleichlauf (Parallelismus) darzustellen.

Leben (Pflanze)		Daseynstrieb.	Entwickelungstrieb.	Nahrungstrieb.	Fortpflanzungstrieb.
Seele (Thier)		Eigengier.	Ungebundenheitstrieb.	Habgier.	Zeugungsgier.
Gemüth (Mensch)		Selbstliebe.	Freiheitsliebe.	Eigenthumsliebe.	Geselligkeitsliebe.
Geist	(Wissen)	Unendlichkeit.	Heiligkeit.	Wahrheit.	Vollkommenheit.
	(Wollen)	Persönlichkeit.	Freiheit.	Eigenthum.	Sicherheit.

Der Trieb des Lebens zum Daseyn, oder zum Erscheinen, ist nichts anderes, als die ewige Nothwendigkeit der wesenden Natur, sich, ihrer Unendlichkeit, ein Gegensätzliches, Endliches, oder, als wirkende All-Einheit, ein Andres von sich, nämlich eine begränzte Einheit des Mannigfaltigen zu seyn. Im Thier wird dieser Trieb, durch seelisches Gefühl, zur Eigengier erhoben. Ich finde kein besseres Wort, um die unwillkürliche Begierde, oder den Instinkt des Thiers zu bezeichnen, worin es unbewußt Alles nur seines Selbstes willen thut und ist; gleichsam keine Welt kennt, als nur eine für sein Bedürfniß vorhandne; ohne irgend eine Vorstellung von Leben und Tod, dennoch vor drohenden Gefahren flieht, und für seine Selbsterhaltung kämpft. Im menschlichen Gemüth, in der Veredlung des Seelischen durch das Gesetzthum des Geistes, wird der Trieb der Pflanze, die Begierde des Thiers, zur Selbstliebe erhoben. Der Geist hinwieder hat das Sichselberwollen als ein unendliches Wesendes; oder das Streben nach Unendlichkeit seines Daseyns und Wirkens.

Der Entwickelungstrieb des Pflanzenlebens ist wiederum die

Nothwendigkeit des Belebenden zum Erscheinen, als Einheitbildendes. Ohne Möglichkeit der Entfaltung des Lebens zur Pflanze, Thier- und Menschengestalt, wäre das Erscheinen des Lebens unmöglich. Im beseelten Thier wird der Trieb eine gefühlte Begierde nach Ungebundenheit zur Stillung der, seiner Leibes- und Lebensentwickelung unumgänglichen, Bedürfnisse. Jeder beschränkende Zwang wird Hemmung und Störung. Der natürliche Stand der Thiere ist der Stand ihrer Wildheit. — Der Geist des Menschen, diese Begierde zügelnd, veredelt sie in sich im Gemüth zur Freiheitsliebe. Ohne Freiheit ist keine Entfaltung der Menschenwürde gedenkbar. Des Geistes Wollen in seiner Freiheit aber ist die Heiligkeit, Streben nach Heiligung, durch Einwirken des Gerechten und Guten. Er ist unfrei, wenn er der thierischen Natur zum Werkzeug wird.

Der Nahrungstrieb der Pflanze, das sich Aneignen der zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens nöthigen Stoffe und Bewegkräfte, wird zur Habgier des Thiers, welches für seine Gefräßigkeit, oder Behaglichkeit, oft mehr begehrt, als ihm Noth thut; Andern den Bissen entreißt, oder darum zornig beneidet. Der Mensch, reicher an Bedürfnissen, als das Thier, verlangt den Besitz mannigfacherer Mittel. Er hat Eigenthumsliebe; er will Nahrung für Leib und Gemüth und Geist. Des Geistes Nahrung aber ist Wahrheit in der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und Erkenntnisse. Unwahrheit sättigt ihn nicht.

Der Fortpflanzungstrieb belebter Gewächse wird im Thier zur Begattungslust, zur Zeugungsgier, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch in manchen Thierarten schon Neigung zu einer Art geselligen Beisammenlebens hervorbringt. Auch beim Menschen ist's wohl ursprünglich dieser Trieb (den die Vernunft, den im Thier aber die Natur, durch die Brunstzeit, beschränkt), welcher zum gesellschaftlichen Verein mit Seinesgleichen führt. Doch durch den Einfluß des Geistes wird das beharrliche Beisammensein der Menschen mit Menschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß, zur Geselligkeitsliebe; weil ohne wechselseitigen Austausch der Kenntnisse und Erfahrungen, ohne gegenseitige Hülfe, das menschliche Daseyn in pflanzen- oder thierähnlicher Unvollkommenheit verbleiben müßte. Denn des Geistes ewiges Streben nach dem Unendlichen und Unbegränzten, ist ein Streben nach Vollkommenheit, nicht nur seiner selbst, sondern der Zustände gesammter Menschheit.

Mit den Grundtrieben des menschlichen Geschlechts zum Daseyn in der Welt, zur Selbstentfaltung seiner Anlagen, zum Erwerb der Mittel dafür und zum gesellschaftlichen Leben für gemeinsame Beförderung und Sicherung von dem Allen, sind auch die Befugnisse nothwendig ge-

geben, diesen Trieben Genüge zu leisten. So entsprechen den Grundtrieben des Gemüths die Rechte der Menschheit. Die Selbstliebe fordert Recht auf Persönlichkeit; die Freiheitsliebe, Freiheitsrecht; die Eigenthumsliebe, Eigenthumsrecht; die Geselligkeitsliebe, Recht auf Sicherheit, im Verein mit Andern, und durch solchen Verein (88.). Denn bei Unsicherheit der Befriedigung von den Naturforderungen des Lebens, des Seelischen und des Geistes, wäre Untergang von Allem, weil Unvollkommenheit.

---

99. Das höchste Gut des Menschen.

Es bedarf endlich wohl kaum der Erwähnung, daß alle jene Triebe und Begierden, so oft ihre Forderungen laut werden, dem Willen und Gesetz des menschlichen Geistes untergeordnet seyn sollen; daß ihre Sättigung nur dann gerecht sey, und nur so lange, als sie dem Gebot der Heiligkeit in uns nicht widerstreitet. Es bedarf ebenso wenig einer Erwähnung, daß die ganze Fülle menschlichen Elends aus der vernunftwidrigen Stillung der an sich unsündigen Naturbegehren quillt; daß Schriftgelehrte, Priester und Afterweise, statt mit frömmelndem Unverstand, oder prahlerischem Ueberwitz, Gott, als den Urheber aller Unvollkommenheiten und Mängel des Lebens, zu bezeichnen, das irre Volk auf den wahren Ursprung seines Elends hinweisen sollten; daß sie, statt die Schöpfung Gottes ein „Jammerthal" zu heißen und mit dem einstigen Uebergang „in die Ewigkeit" zu trösten: hellere, christlichere, nicht heidnische oder alt-hebräische Begriffe von Gott und Ewigkeit verbreiten sollten. Wir gelangen nicht erst in die Ewigkeit, sondern schon sind wir auf Erden in der Ewigkeit Gottes, der im endlosen, allgegenwärtigen All des Vorhandenen, in unserm „Vaterhause", wie es Christus nennt, uns viele Wohnungen bereitet hat.

Nur durch kräftige Selbstherrschaft des menschlichen Geistes über sein Ureigenthum, den beseelten Leib, kann er im Irdischen schon das höchste Gut (das summum bonum) erobern, nach welchem die Sterblichen täglich ringen und welches sie täglich verkennen. Es besteht dieses nicht im Besitz von Reichthümern, Macht, Ehren u. s. w., sondern im Verein dessen, was Leben, Seele und Geist, als Wesentliches für ihr Wesen, verlangen: Genuß von Gesundheit, Gemüthsseligkeit und Selbst-Achtung. Der Genuß der letztern geht aber beiden andern vor; wird er verloren, sind alle sinnlichen Vergnügen, und das Leben selbst, verächtlich für den, der sich selbst verachten muß.

Dienstbarkeit des Geistes unter der Gewaltherrschaft der Lebenstriebe

und Begierden, ist Umsturz und Verkehrung der göttlichen Weltordnung in der Menschennatur. Der Geist, der herrschen und wesen soll für das Unvergängliche, leistet verknechtet, dem, der gehorchen soll, Gehorsam für das Vergängliche; und wird Schöpfer des höchsten Uebels, nämlich eigner, innerer Verachtung, unter Unlust und Gemüthsstürmen, in einem kranken Leibe; Schöpfer des Zustandes, der zum Selbstmord reif macht.

Wenn ein Mensch all seine Geistesmacht dem Thierthum in sich zu Gebote stellt, geht nicht nur die gerechte Selbstliebe in rohe Eigengier, die Freiheitsliebe in wilde Ungebundenheit, die Eigenthumsliebe in rücksichtslose Habgier, die Geselligkeitsliebe in Wollüstelei zurück; wird nicht nur alle Geistesthätigkeit, alle Anstrengung des Verstandes für das Ziel jeder herrschenden Gier verwendet: sondern der Geist bringt zu dem Allen noch, aus seinem Wesen, das Verlangen des Unermeßlichen, Schrankenlosen, und Unendlichen, wovon das Thier nicht weiß; eine Unersättlichkeit, unter welcher die Kräfte und Triebe des Lebens und der Seele in langer Ueberreizung verwildern, die dann der Verstand fort und fort zu befriedigen sucht und nicht sättigen kann. — Eben dadurch wird der verthierte Mensch schrecklicher, als das schrecklichste der Thiere; und verachtungswürdiger, als das verächtlichste der Geschöpfe.

Man nennt, und mit Recht, diejenigen Begierden, unter deren Gebot der Geist den Frohndienst leistet, Suchten. Denn es sind Gemüthskrankheiten, erzeugt durch Schwachheit des sich selbst verwahrlosenden Geistes.

---

100. Sittliche Krankheiten des Gemüths, oder die Suchten.

So wird die Selbstliebe, welche an sich nur die, durch Vernunft beschränkte, sinnliche Eigengier ist, zur Selbstsucht. Sie macht den Menschen sich selber zum Abgott, sey es, daß er in selbstgefälliger Eitelkeit sich brüstet; oder daß er, gleichgültig gegen fremdes Wohl und Weh, eigensinnig Alles und Jedes nur für den eignen Nutzen berechnet; höchstens Gutes und Gemeinnütziges bloß dann befördert, wenn damit auch Gewinn für ihn verbunden erscheint. Zwar jedes menschliche Laster kann Wurzel der übrigen werden; aber Selbstsucht ist die Grundwurzel sämmtlicher sittlichen Uebel, ohne welche die übrigen nicht hervortreiben und neue Wurzeln schlagen könnten. Ruhmsucht, Ehrsucht, Geldsucht, Genußsucht, und welche Namen Laster, oder Leidenschaften, führen mögen, sind immer nur Selbstsucht, in anderer Richtung des Strebens. Der Welteroberer und der Taschendieb haben den gleichen

Beweggrund, wenn auch nicht das gleiche äußerliche Ziel. Durch sie werden die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft zerschnitten, indem deren Glieder nichts für sie sind, von denen sie aber für sich erbeuten wollen. Die größten Staaten des Alterthums stürzten, vom Gift der Selbstsucht ihrer Bürger zerfressen, aus einander; und viele Staaten unsrer Zeit erkranken, durch dieses Gift verzehrt.

Der in allen lebenden Geschöpfen heimische Entwickelungstrieb ihrer Anlagen, welcher in der menschlichen Natur durch die Vernunft gebunden, geregelt und zur Freiheitsliebe geadelt wird, dies Streben Mensch zu seyn, im hohen Sinn des Wortes, und sich dazu entfalten zu können, verartet durch Geistesentweihung wieder in Ungebundenheitssucht. Ich weiß kein besseres Wort zu finden, um jene wilde Gemüths- und Denkart zu bezeichnen, welche sich weder durch Vernunft, noch Gewissen, noch Ueberzeugung des Bessern aus Erfahrung, noch durch Gefahr und Unglück zurückhalten, noch durch Gesetze, oder den weisern Willen Andrer beschränken läßt. Eigensinn und Starrsinn sind Artungen dieses Uebels. Abscheu gegen äußern Zwang, der sich keiner andern Ordnung, keiner Zucht, unterwerfen will, als nach dem Gefallen eigner Einsicht, Neigung, oder Gewohnheit, gleich dem unzähmbaren Thier, ist Krankheit. In der Ungebundenheit erreicht die rohe Selbstsucht ihren Gipfelpunkt, wie schön sie sich immerhin zu verlarven wisse. Die falsche Freiheitsliebe klagt über Tyrannei der öffentlichen Zustände; stürzt die bürgerlichen Ordnungen; aber will nicht das Wohl der Menschheit, in deren Namen sie fordert, nicht die Heiligkeit des Menschenrechts, sondern sie will nur sich selbst; nur Recht für sich; Freiheit für sich. So der Wilde in seinen Einöden, der Nomade in seinen Steppen, Vorrechtssüchtige in der civilisirten und barbarischen Welt. Völkerschaften, in Unwissenheit durch den geistlichen und weltlichen Arm niedergehalten, wähnen sich in ungehemmter Befriedigung ihrer niedern, gemeinen Lebenstriebe und Gewohnheiten, frei; und sind doch geistig unfreie Automaten in der Hand selbstsüchtiger, schlauer, erfahrner Obern, die da sprechen: „warum soll man die guten Leute glücklicher machen, als sie seyn wollen?“ Der Esel, wenn er Dornen frißt, ist auch glücklich in seiner Haut. In civilisirten Ländern legt Ungebundenheitssucht, die kein Joch ertragen kann, es gern Andern auf. Sie allein will in der Welt sich fesselloser bewegen können. Sie wird Gewaltsucht, Herrschsucht, Eroberungssucht, Despotismus. So entfaltet, in der Wildniß die stärkere, oder schlauere Bestie, ihre Kräfte, um das Schrecken der übrigen zu werden.

Der naturgemäße Nahrungstrieb, oder Aneignungstrieb der

Pflanzen und Thiere, zur Bewahrung und Veranmuthigung des Lebens, wird unter der Weihe des menschlichen Geistes zur Liebe des Eigenthums erhoben. Er empfing aber die Weihe des Geistes darum, weil das erworbne Eigenthum nicht nur Mittel wird für eigne Leibesbedürfnisse, sondern auch für ausgedehntere Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes; zur Beglückung, Veredlung und Unterstützung Anderer, denen die Mittel fehlen. Alle Tugenden der Menschenfreundlichkeit, aber ohne Mittel ihnen genügen zu können, liegen fruchtlos. Wird hingegen der Menschengeist Sklav reinthierischer Habgier, so erweitert er diese zum Ungeheuern, wie es kein Thier vermag, nämlich zur nimmersatten Habsucht. Diese gestaltet sich vielseitig aus, entweder in Geiz und dessen Nebenlaster, oder in Genußsucht, Gaumseligkeit, Trinksucht, Verschwendungssucht, Verzärtelung durch Lebensbequemlichkeiten u. s. w.

In der Thierwelt ist es der Fortpflanzungstrieb, der eine meistens vorübergehende Geselligkeit der verschiednen Geschlechter, oder der Mutter und ihrer Jungen, instinktmäßig bewirkt; ebenso auch in der Menschenwelt, aber anhaltender. Da lehrt der hellere Verstand die Vortheile des geselligen Lebens kennen. Familien verbinden sich zu Horden, Völkerschaften und Staatsvereinen; weil jeder Einzelne darin, durch Hülfe Aller, leichter Gelegenheit und Mittel erblickt, Kräfte und Anlagen seines Leibes und Geistes zu entwickeln; den gerechten Anspruch auf ein würdiges Daseyn geltend zu machen, und stärkern Schutz für Sicherheit seiner natürlichen Rechte, wider Natur- oder brutale Menschengewalt, zu finden. Doch, im Zustande menschlicher Verthierung, verwildert auch der Fortpflanzungstrieb in wollüstige Geilsucht; die Geselligkeit in ausgelassene Zerstreuungssucht; die Nothwehr für eigne Sicherheit in Grausamkeit; die Bestrafung des Fehlbaren in Rachsucht; die Vaterlandsliebe in Nationalstolz und Nationalhaß.

---

101. Laster-Pflege in der Civilisation.

Wird doch selbst der Sinn für das Schöne, diese dem Gemüth gewordne reinste Gabe, während der Verknechtung des Geistes, durch Schlamm übermächtiger Thierbegierden besudelt. Das vernunftlose Geschöpf empfindet kein Wohlgefallen am Schönen. Wie arm aber ein Wilder noch an Begriffen und Worten auch seyn möge, er äußert schon Lust an Pracht und Glanz der Farben; Widerwillen gegen Abscheuerregendes; er selbst will dies nicht für Andre seyn. Seine Eigenliebe verlangt, daß sein Werth auch von Andern anerkannt, bewundert, ge-

liebkoſet werde. Es empört ihn, Gegenſtand der Verachtung, oder des Ekels zu ſeyn. Und wenn er es wird, was er doch nicht zu ſeyn wünſcht; oder, wenn er ſich bewußt iſt, das ſchmeichelnde Lob nicht zu verdienen, deſſen er doch werth ſeyn möchte, fühlt ſich in ihm die Selbſtliebe gedemüthigt; und dies Gefühl geht in leiſen Schmerz der Beſchämung über. Schamhaftigkeit iſt das Gewiſſen der menſchlichen Selbſtliebe; die Erfinderin vom Feigenblatte der erſten Eltern im Paradies; die früheſte Warnerin, das zu entfernen, was die Sinne Andrer beleidigt; die Führerin zum Liebenswürdigen und Edeln. Fehlt ſie dem Menſchen, ſo lebt er entweder noch im Zuſtand unmündiger Kindheit; oder in dem noch ſchlimmern einer ſelbſtverſchuldeten Verworfenheit, wo er, ohne Achtung für ſich, gleichgültig gegen die der Andern, ſchamloſe Frechheit für Selbſtgefühl ſeines Werthes gibt.

Der Wunſch zu gefallen, geſchätzt, geliebt zu werden, iſt das natürliche Bedürfen der Selbſtliebe. Die Erfüllung des Wunſches gewährt Beruhigung und Zuverſicht, nicht ganz werthlos zu ſeyn. Aber ſobald Selbſtliebe in Selbſtſucht verartet, wird auch das Streben nach Andrer Beifall, zur Sucht oder Gemüthskrankheit; zur Gefallſucht, durch Erkünſtelung perſönlicher Anmuth im Aeußern, welche nach Bewunderung geizt; zur Modeſucht, welche, durch Wechſel in Farbe und Schnitt der Gewänder, und im Reiz der Neuheit, Theilnahme für ſich aufzufriſchen hofft; durch Prunkſucht, die den Vorzug des Reichthums prahleriſch zur Schau ſtellt; durch Originalitätsſucht und Fantaſterei in Kleidung, im Umgang, in Lebensweiſe u. ſ. w., um einiges Aufſehn zu erregen.

Ohne hier, auch nur im Umriß, die ganze Reihe menſchlicher Verirrungen und Thorheiten aufzuführen, was ganz außer meinem Zweck liegt, füg' ich bloß eine allgemeine Bemerkung bei, welche, wie richtig ſie mir auch zu ſeyn ſcheint, dennoch lauten Widerſpruch erfahren dürfte, zumal in Ländern, wo durch Geſetzgebung, Erziehung und Kirchenlehren, (die nicht Jeſu Chriſti Lehre ſind), das Lebens- und Sittenverderbniß gemeine Sache des Volks aller Stände geworden iſt.

Jedes Laſter nämlich, jede Leidenſchaft, jede Sucht iſt wirkliche Gemüthskrankheit; eine mehr, oder weniger, theilweiſe Verſtandeslähmung, die entweder durch Verwöhnung und Erziehung, in Begünſtigung des Unnatürlichwerdens von Trieben und Begierden, bewirkt wird; oder durch falſche Begriffe und Anſichten, die, dem Geiſte künſtlich, grundſätzlich eingeprägt, auf Lebenstriebe und Thiergelüſte mit anhaltendem Reiz zurückwirken. Das Laſter wird in barbariſchen und civiliſirten Staaten nicht beſtraft, bis es verbrecheriſch den Rechten

Andrer geschadet hat. Es wird vielmehr mit schonender Nachsicht, sogar mit Schmeicheleien, ermuntert. Man nennt es gern nur eine Schwachheit, sogar eine „liebenswürdige Schwäche“, wenn es nicht zu ekelhaft ist, oder nicht „den guten Ton“ verletzt. Man belohnt es sogar, wenn es öffentlichen Vortheil bringt; baut ihm sogar, wenn es die Staatseinkünfte vermehrt, eigne Laster-Schulen, nämlich in Spielhäusern, Branntweinschenken, Bordellen, Lotterien u. s. w. Nur erst, wenn Ausschweifungen des Lasters, wenn Ueberreizungen der Seelenvermögen, den Lebensbau des Menschen ausgezehrt, verwüstet, das zarte Nervengespinnst verwirrt und zerrissen haben, spricht man von Gemüthskrankheiten und Geisteskrankheiten; und baut Apotheken, Irrenhäuser, Lazarethe für sie.

Bequemen wir uns also nach dem üblichen Sprachgebrauch, wenn wir von dergleichen Krankheiten reden *).

---

102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten.

Wenn Pflanzen, Thiere oder Menschen erkranken, ist es nicht das sie belebende Wesen, welches seine Gesundheit eingebüßt hat. Das Wesende ist an sich das ewig in sich Gleiche und Unwandelbare, und wird nur ein Anderes, Endliches, Erscheinendes von sich, in seinen Wirkungen. Indem das Leben die Stoffe und Bewegkräfte zu einem Einheitsgebilde verbindet und gliedert, nach seinem Gesetzthum, können diese Wirkungen durch mächtigere Gegenwirkungen beschränkt, gehemmt, theilweis oder ganz aufgehoben werden, nicht das Wirkende selber. Solche Hemmungen und Störungen in den naturgemäßen Geschäften des Lebens zum Bau seines gegliederten Werks, werden mangelhafte Erscheinungen desselben, leibliche Krankheiten, Mißbildungen. Sind dergleichen Mängel und Mißbildungen nicht schon im Samen vorhanden, durch ihn überliefert und vererbt, oder durch mechanische Verletzungen des Lebensbaues hervorgebracht: so können sie auch durch Mangel, Uebermaß oder Unangemessenheit der dem schaffenden Leben zu

*) In allen Ländern steigt, mit der Civilisation, die Zahl der Verbrecher aus sehr erklärlichen Ursachen: eben so die Zahl der Wahnsinnigen und Verrückten. Nach meinen Vergleichungen der Berichte von Irren in verschiedenen Ländern, ist ein Viertheil derselben aus religiöser Schwärmerei, ungefähr eben so viel aus Hochmuth oder Liebe, mehr als ein Viertheil aus Unmäßigkeit, wahnsinnig geworden.

Gebot stehenden Stoffe und Bewegkräfte entstehn; oder durch zu große und zu geringe Bethätigung einzelner Lebenswirksamkeiten und des Wechsels darin; oder auch durch jähen Uebersprung von einer Art der Erregung zur entgegengesetzten, zum Ungleichen und Unverwandten, während das Gebot der Natur allmäligen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen heischt.

Wirken solche Störungen nur auf die untergeordneten Organe und Triebe des Lebens ein, die zu seiner Erhaltung dienen, so treten Mißbildungen und krankhafte Zustände des Leibes ein, welche vermittelst der Arzneikunst, durch Beseitigung der Hindernisse, oder Irrleitungen der Lebensthätigkeit, oft geheilt werden können. Im Seelischen verkündet sich, durch Schmerz und Mißstimmung, jener unvollkommene Zustand. Werden aber die Grundtriebe, die allgemeinen Bedingungen, unter welchen das Leben wirksam seyn kann, unerfüllt gelassen, so wird Zerrüttung und Verartung des ganzes Lebensbaues die Folge davon, und der Schmerz des Seelischen so gewaltsam, daß, mit Erschütterung und Verwüstung von dessen zarten Organen, selbst die Thätigkeitserscheinungen des Geistes gehemmt oder geirrt werden. Furcht und Schrekken, bei Gefahr der Lebenserhaltung, oder für sie erregter Zorn, können zum Wahnsinn und zur Raserei treiben; eben so der unbefriedigte Hunger, und der ungestillte Zeugungstrieb.

Wird aber die Lebenswirksamkeit in den Werkzeugen der seelischen Innensinne gestört und irre geleitet, das Organ selbst dadurch verletzt, theilweis oder gänzlich mangelhaft: so wird sich die Seele auch nur mangelhaft durch dasselbe äußern können, und eben so, vermittelst des Seelischen, der Geist. Denn wie schon, bei fehlerhafter Beschaffenheit der äußern Sinnwerkzeuge, des Auges, des Ohrs ꝛc. ꝛc. die Seele unvollkommner von Außendingen zu Empfindungen und Gewahrungen erregt wird, und durch diese im geistigen Bewußtseyn nothwendig unvollkommene Vorstellung von Dingen der Außenwelt: eben so auch bei fehlerhaftem Zustande der innern Sinneswerkzeuge. Die Mängel derselben werden aber unstreitig durch die nämlichen Ursachen herbeigeführt, welche ich eben vorhin, als allgemeine der Lebensstörung im Schaffen des leiblichen Gebildes, erwähnt habe, und können eben sowohl durch unangemessene Erregung und Bethätigung des Lebens von Seiten der Außenwelt, als von Seiten des geistigen Einwirkens stammen. Die dadurch gewordenen Hinderungen und Beschränkungen der Seele, wie des Geistes, rein und vollkommen ihre Wesenheit erscheinen lassen, werden gewöhnlich Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten geheißen. So wenig das wesende Leben aber in sich selbst verderben und

erkranken kann: eben so wenig auch die Seele und der Geist, in eigner Urheit.

Bloße Seelenkrankheiten, wie wir sie nennen müssen, also ohne Mitthätigkeit des Geistes, können wir nur an Thieren beobachten; und doch nur selten, wenn wir nicht dazu auch Blindheit, Taubheit und andre Gebrechen der Außensinne rechnen wollen. — Es gibt also eigentlich nur Gemüthskrankheiten, von denen man die sogenannten Geisteskrankheiten allein dadurch unterscheidet, daß diese sich, als mangelhafte, oder gänzlich gehinderte Fähigkeit zu Aeußerungen des Verstandes im Begreifen, Urtheilen und Erkennen, offenbaren.

---

103. Verderbniß der innern Sinne.

Bei Gemüthskrankheiten ist selten, oder nie, nur ein oder das andre Organ des innern Sinnes in unregelmäßigem Zustande, ohne daß nicht auch die übrigen Innensinne, bei vollständiger Gesundheit ihrer Werkzeuge, ins Mitleiden gezogen werden sollten. Am leichtesten aber wird vom Leiden eines jeden der Gedächtnißsinn bewegt; er der, möcht' ich sagen, mit dem Geiste am nächsten in Berührung steht; durch den dieser den Stoff seine meisten Vorstellungen empfängt, und in dessen Reichthum er selbstschöpferisch zur Imagination, oder Einbildungskraft, wird.

Ohne Gedächtniß würde der Gefühlsinn nur vorübergehend, oder flüchtig, aufgeregt werden, und Lust und Unlust eben so schnell verschwunden, als vergessen seyn. Aber das Gedächtniß bewahrt oft mit mit allzustrenger Treue, die Gegenstände des Abscheu's und der Liebe, und verjüngt die Gefühle des Zorns, der Freude oder Trauer, noch in späterer Zeit. Allzureger Gefühlsinn äußert sich krankhaft in Empfindelei und Empfindlichkeit; oder in jenen beständigen Aufwallungen der Enthusiasten, die bei den geringsten Anlässen außer sich, in Entzücken, gerathen; oder in der Trostlosigkeit einer zügellosen, wie einer stummen Trauer um Verlornes, welche verderbenvoll auf die Lebensgesundheit zurückwirkt, und, durch Zerrüttungen im Gedächtnißorgan, wahnsinnige Einbildungen bleibend macht. Der Druck gewisser innerer Empfindungen des Körpers, von anhaltenden Gefühlen der Bangigkeit begleitet, kann nicht nur das Urtheil des Leidenden auf die seltsamste Weise über die Ursach des Uebels irre führen, sonden auch die Vorstellung von dieser Ursach in eine immer wieder tönende des Gedächtnisses umschaffen. Ich rede von den Grillen und Einbildungen, die in manchen Zuständen der Schwermuth (Hypochondrie, Melancholie) laut werden.

Der Sinn der Aufmerksamkeit kann durch zu große oder zu ge-

ringe Beweglichkeit fehlerhaft erscheinen. Im erstern Fall führet er zum flatternden Alles- und Nichtsbeachten; zur zusammenhangslosen Geschwätzigkeit; zur Gedankenzerstreutheit und sogenannten Ideenflucht; im andern Fall zur stumpfsinnigen Gleichgültigkeit, oder Unachtsamkeit; oder auch zu einer sogenannten Abwesenheit des Geistes, der, mit irgend einem Gedanken beschäftigt, die Vorfälle der Gegenwart nicht bemerkt, und sich nicht leicht in diese zurückfinden kann.

Aus allzumächtig herrschendem Gewohnheitssinn entspringt nicht nur die lächerliche Spießbürgerei, welche selbst oft den Fortschritten der Geistesentwickelung hinderlich wird, sondern auch, rückwirkend auf Lebensthätigkeit, eine Krankheit des Heimweh's, welche meistens Erbtheil bildungsarmer Bewohner einsamer Gegenden zu seyn pflegt.

Lebhafter Nachahmungssinn, verbunden mit einer reizbaren Imagination, verartet nicht nur zu einer thörichten Nachäffungssucht, sondern stürzt mit seiner sympathetischen Gewalt zuweilen in unheilbares Unglück. So wissen wir z. B., daß Personen, durch das Beobachten und sich in den Zustand von Fallsüchtigen hineinsinnend, selber epileptisch geworden sind, oder, daß ein glücklich erkünstelter Wahnsinn endlich zum wirklichen wurde.

Aber die große Mehrheit aller Krankheiten des Gemüths entspringt offenbar, wie schon gesagt, aus Lebensfehlern, oder eigenartigen Zuständen im Bau der Gedächtnißorgane. Wir wissen, daß die Gedächtnißfähigkeiten bei allen Menschen verschieden sind. Einige Personen sind fast unvermögend, sich abgezogene und reine Begriffe und Urtheile zu vergegenwärtigen; andre haben ein mangelhaftes Orts-, andre ein schwaches Zahlengedächtniß. Doch die meisten behalten, gleich den Thieren, am leichtesten bildliche, durch die Außensinne gegebne Vorstellungen. Sind die Gedächtnißorgane gänzlich durch irres Schaffen des Lebens zerrüttet oder gelähmt, wie beim vollendeten Uebel des Cretinismus, daß darin kein Eindruck haftet, keine oder nur dürftige Erinnerungen darin wach werden: so ist damit die Möglichkeit alles Lernens aufgehoben; so fehlt zu Vorstellungen deren Inhalt, oder die Bezeichnung derselben durch Wörter; so brüten Leib und Seele in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Ich habe Cretinen gesehn, die in ihrer Mißgestaltung, nur reinthierische Bedürfnisse und Gewöhnungen äußerten, ohne jemals ahnen zu lassen, daß ihnen auch nur das leiseste Gefühl des Rechts, oder Unrechts bewohne. Es bleibt mir noch jetzt zweifelhaft, ob sie, ihrer Menschengestalt ungeachtet, wirkliche Menschen waren; ob sich in solchem verzerrten Lebensgebilde ein geistiges Wesen dem seelischen habe anschließen können? — Dumme und blödsinnige Personen, die schwer begreifen,

Sachen mit einander und Wörter verwechseln, unrichtig auffassen, Aufgefaßtes wieder leicht vergessen, stehen jenen am nächsten. Sie haben ein theilweis unthätiges, das heißt, für manche Dinge ganz unempfängliches, oder überhaupt ein sehr unempfindliches, sprödes Gedächtnißorgan. Leer an zu behaltenden Eindrücken, vermag der Geist auch nicht, sie zu ermuntern. Bei dieser Dürftigkeit an Gedächtnißbildern, ist unvermeidlich, daß der Geist nur mit den wenigen seinen Verkehr treibt, die er vorfindet; daß er unrichtige Begriffe bildet, weil ihm Anknüpfungspunkte mit andern unentbehrlichen fehlen; Dinge mit einander verbindet, die wenig oder nichts mit einander gemein haben, weil er keinen bessern Inhalt zu Vorstellungen empfangen hat. Aus dem gleichen Grunde begreifen junge Kinder, bei der Armuth ihres Gedächtnisses, beim Mangel der Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Erfahrungen, das ihnen Gesagte falsch und fällen sie oft irrige Urtheile.

Hinwieder treten nicht minder traurige Erscheinungen andrer Art bei Personen hervor, welche, im Gegensatz von jenen, bei allzureizbaren, rührigen Werkzeugen des Gedächtnisses, daher auch mit lebhafterer Imagination, von irgend einer Begierde, oder einem Wunsche, anhaltend getrieben werden. Die entfernteste, die leiseste Berührung verjüngt in ihnen sogleich die Erinnernng an den Gegenstand, der sie beschäftigt hat. Und gleich wie eine lange gedauerte Tanzmusik, auch wenn sie beendet ist, noch immer in den Ohren fortklingt: so werden Bilder und Vorstellungen, die sonst durch Willkür hervorgerufen wurden, zuletzt unwillkürlich erscheinen, und beharrende Einbildungen, sogenannte fixe Ideen, werden. So entspringen durch theilweise Ueberreizungen der seelischen Gedächtnißorgane krankhafte Gemüthszustände, bei sonst vollkommen gesundem Körper. Es entstehen durch theilweise Zerrüttungen jener Organe, Zustände, in welchen der Wahnsinnige zwar ganz richtig in seiner Art denkt, aber doch unter falschen, ihm durch Imagination gegebnen Voraussetzungen, die er für Wirklichkeiten hält. Oft ist die sogenannte Verrücktheit ein, während leiblichen Wachseyns, eigenmächtiges Spielen, oder traumartiges Selbstschaffen der Seele (69.) unter den Gedächtnißbildern, während der Geist, diese Bilder für Wirklichkeiten der Außenwelt haltend, nach ihnen urtheilt und seinen Willen bestimmt, wie dies zuweilen auch bei gesunden Personen im plötzlichen Erwachen aus einem lebhaften Traum im Schlafe, oder im Zustande völliger Betrunkenheit der Fall ist. Ich will nicht die mannigfachen Artungen und Stufen des Wahnsinns auseinandersetzen. Sie erleiden, je nach Verschiedenheit ihrer ersten Quellen, und nach der Mächtigkeit des sie begleitenden Gefühls, vielfache Abweichungen unter sich.

Am meisten werden sie durch unmäßige Furcht, unmäßige Zuneigung unmäßige Selbstschätzung (Hochmuth), allzubegierige Ergreifung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe erzeugt.

Aber statt der theilweisen Anstrengung und Ueberreizung, oder Verwöhnung, in einzelnen Verzweigungen des Gedächtnißorgans, kann dieses auch krankhaft, und in solchem Grade allgemeinbeweglich, ich möchte fast sagen, flüssig geworden seyn: daß, bei Anregung einer einzigen Erinnerung, einer einzigen Vorstellung, alle zugleich laut werden und den Geist aufregen. Dann fehlt jedes Festhalten eines Gedankens; die Aufmerksamkeit wirft sich nach allen Richtungen. Es wird zusammenhangslose Geschwätzigkeit; sinnloses Durcheinanderreden. Aehnlichkeit damit haben Delirien in heftigen Fiebern, wo das gesammte Nervengewebe der Innensinne stürmisch erregt wird.

---

104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes.

Wohl sollt' ich auch von Geisteskrankheiten reden, unter welchen man gewöhnlich Mangel des Erkenntnißvermögens, vermeynte Gebrechen des Verstandes begreift. Es ist hier nicht nöthig zu wiederholen, daß der Geist in seiner Wesenheit nicht erkranken könne; so wenig, als das wesende Seelische und Belebende. Er bildet Wahrnehmungen, Begriffe, Urtheile und Erkenntnisse nach dem gleichen Gesetzthum im weisesten, wie im gedankenlosesten und irresten Menschen. Der Mangel in den Aeußerungen von Vernunft und Verstand liegt daher nothwendig außer ihm selbst; sey es in Schwäche und Gebrechlichkeiten der innern Sinneswerkzeuge (73.), besonders des Gedächtnisses (68.); oder im falschen Inhalt, welcher dem Gedächtniß beigebracht und darin unablösbar bleibend geworden ist. Wer wird den Blindgebornen für geisteskrank halten, wenn er die rothe Farbe mit Trompetenschall vergleicht? oder den Greis im hohen Alter für wahnsinnig, wenn er kindisch geworden ist, weil seine Gedächtnißnerven den Dienst versagen? Der Geist äußert sich nur vermittelst seines Seelischen und dessen vom Leben gebauten Organe; und vergleicht, urtheilt, richtet nur über das in seiner Eigenständlichkeit, was ihm im Kenntnißschatz des Gedächtnisses vorräthig liegt. Schwäche des Verstandes ist also nicht sowohl Mangel oder Krankheit des Geistes, als vielmehr Mangel und Untauglichkeit der Innensinne; ein Daseyn des Stumpfsinns. Mit unvollkommnen Werkzeugen wirkt auch der Meister unvollkommen. Auch hat Erfahrung gelehrt, daß Wahnsinnige und Stumpfsinnige kurz vor ihrem Tode zu voller Geisteskraft ge-

langt sind (97. a.); oder, wie man zu sagen pflegt, „zu vollen Sinnen“ gekommen sind; sey es, daß ihre Organe andre Stimmung erhielten, oder daß ihre Seele, schon meist von denselben entbunden, dem Geiste freier dienen konnte. So ist auch der Geist nicht krank, wenn er Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Gewesenes und Vergangenes verwechselt, und nicht mehr unterscheiden kann, sobald ein durch betäubende Getränke und Speisen, oder durch heftige Gemüthswallungen und Leidenschaften u. s. w. erregter fieberhafter Rausch ihm den freien Gebrauch der Sinneswerkzeuge entrissen hat.

Beinah aber könnte man sich versucht fühlen, politischen und religiösen Aberglauben, und die sich aus beiden entwickelnde bürgerliche und kirchliche Schwärmerei, zu wirklichen Geisteskrankheiten zu zählen. Sie entspringen keineswegs, wie der Großtheil aller andern, aus Schwächen und Gebrechen des menschlichen Körpers und fehlerhaften Bildungen der Sinnenmittel, sondern werden im Geiste selber durch falsche Nahrung, die im Gedächtniß liegen bleibt, erzeugt. Solche Krankheiten verwirren Begriffe, Urtheile und Willensentschließungen; und zerstören erst, vom Geiste aus, nur zu oft Gesundheit und Leben des Leibes. Wie der menschliche Leib durch die ihm dargereichten Nahrungsmittel, je nach Beschaffenheit derselben, gesunden, oder erkranken muß: so ist auch des menschlichen Geistes gesunder Zustand vorzüglich von der Nahrung abhängig, die ihm zu Theil wird. Seine Speise aber sind Kenntnisse, durch Lehre, Erziehung und Erfahrung gegeben. In der Nothwendigkeit seines Wesens, fordert er, Wahrheit, statt Irrthums oder Lüge, und Selbstwahl im Geschäft der Erkenntniß, auf daß er die eigne Kraft darin übe. Jede Nöthigung, fremdem Urtheil, ohne eigne Prüfung, nachzuurtheilen, wird zugleich sein Vorurtheil seyn; und jeder blinde Gehorsam des Glaubens, Knechtschaft des Geistes, welcher, Freiheit zu bewahren, das ewige Recht hat.

Aber auch inmitten des blödesten Aberglaubens, der schreiendsten Irrthümer, in welchen der Menschengeist Sinnliches und Uebersinnliches verkehrt sieht, und verkehrt behandelt, ist er in seiner Wesenheit der Unerkannte. Er nimmt nur die Welt und ihre Verhältnisse als solche, wie sie eben seinem Gedächtniß überliefert sind durch Schule, Kirche und Landesgesetze; er wirkt darin, wie der Wahnsinnige unter seinen beharrlichen Einbildungen; hält den gewohnten Irrthum für ehrwürdige Wahrheit, und, das dafür verübte Verbrechen, für heiliges Streben, für gottgefälliges Werk. Je reizbareres Gefühl und je lebendigere Imagination den mit Irrthum aller Art, mit Aberglauben und Vorurtheilen genährten, Geist begleiten: um so leichter geht er zu

jenen politischen und religiösen Schwärmereien über, in denen er staatsumwälzerischer Weltverbesserer werden, oder das Rad der Zeit, den Fortschritt der Menschheit, rückgängig machen will; Geisterseher wird; göttliche Eingebungen hat; oder in frommer Glaubenswuth (Fanatismus) denen, die nicht erkennen, wie er, Kerker, Scheiterhaufen, Blutgerüste, baut. — Wehe den falschen Lehrern; Gnade den Irrenden!

---

105. Heilmittel, oder Verwahrungsmittel, gegen seelische und geistige Krankheiten.

Die herrschendste Gemüthskrankheit ganzer Völker ist in der That bürgerlicher und kirchlicher Wahn, der Millionen Sterblichen das flüchtige Daseyn vergiftet. Die Menschheit wird gesunden, wenn Freiheit der Erkenntniß aufhört, Verbrechen zu seyn. Schwerer sind die Rettungsmittel andrer Seelen- und Geistesbedrängungen zu finden, die aus organischen Fehlern des Leibes hervorquellen. Noch ist im Gebiet der Heilkunde das geheimnißvolle Reich der Nerven, das Eigenthümliche ihrer Beschaffenheit, Verflechtung, Bestimmung, Nährung und Bethätigung, von undurchdringlicher Finsterniß bedeckt. Wird je ein Strahl der Wissenschaft da hineinleuchten? Vielleicht ist eben diese ewige Nacht ein Mahnen der Natur für das menschliche Geschlecht, daß es das einzige, allein wirksame, vom Grund aus gegen Gemüthskrankheiten sichernde Mittel ergreife; naturgemäße Einfachheit der Lebensweise in Nahrung, Trank und Befriedigung der Triebe; Verhütung der Ehen unter Ungesunden, oder in zu naher Blutsverwandtschaft; Mäßigung in Allem. Nur Rückkehr zur Einfalt der Natur, nicht Kampf wider ihr unabänderbares Gesetz, rettet vom Elend des Gemüths. Thiere, in naturgemäßer Freiheit, Menschen, noch nicht durch Barbarei und Civilisation irre, kennen jene Zerrüttungen der Lebenskräfte selten oder nie, über welche unser Zeitalter schmerzlicher und allgemeiner, als das Alterthum, klagt. Hätten wir in Städten und Dörfern eben so viele vollmächtige Gesundheitswächter, als Krankenärzte, würden Millionen ihr Daseyn segnen, welches sie heut beweinen.

Die meisten Gemüthskrankheiten sind unheilbar, wenn sie sich einmal jahrlang ins Nervenleben eingewurzelt haben. Bei ihrem Beginnen kann oft große Zerstreuung, Gefühle mächtig aufweckende und beschäftigende Musik, anhaltende Abziehung der Aufmerksamkeit von der beharrlichen Einbildung, hülfreich werden; gleichwie auf langen Reisen, bei einzelnen Personen und ganzen Völkern, Aberglauben und Vorurtheile am leichtesten verfliegen.

Aber in diesen Blättern kann nicht der Ort seyn, umständlicher von Seelen-Heilkunde zu sprechen.

---

106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste.

Vielleicht ist es nöthiger, mich über eine Bemerkung zu erklären, die beim Lesen meiner Ansicht der Natur und Welt in Manchem aufsteigen möchte. Denn, indem ich das Wirken und Gegenwirken des in Stoffen und Bewegkräften wesenden Sachlichen, so wie die Einwirkungen und Rückwirkungen des Lebens auf diese und Seele und Geist, und dieser beiden hinwieder auf das Ganze im Menschen, auseinander setzte, gleichsam zergliederte und zerstückelte, könnte es das Ansehn gewinnen, als wäre der Mensch, wie das gesammte All des Vorhandenen, ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus; ein mannigfaltiges in einander greifendes Treib- und Räderwerk, worin die ewige Nothwendigkeit zuletzt der das All bewegende Gott wäre; und wohl eine Vereinigung von Wesen, aber keine Einheit des Wesens bestände. Und doch ist sich niemand eines solchen Uebergangs von auf einander folgenden Erregungen durch Stoffe, Bewegkräfte, Leben, Seele, Geist, und wieder durch die ganze Kette zurück, auch bei sorgfältigster Selbstbeobachtung, bewußt. Alles geschieht in uns gleichzeitig; ich sollte sagen zeitlos. Jeder äußere Eindruck ist zugleich Gedanke; der Gedanke und Wille, zur Bewegung eines Gliedes, aber schon die Bewegung selbst. In jeder Thätigkeit der Imagination ist zugleich Thätigkeit des Gefühls, Aufmerksamkeit, Nachahmungssinn, Gewohnheit, Urtheil, Wille, regere Lebensbewegtheit in Nerven, Blut, Muskeln, u. s. w. vorhanden, ungetrennt, wie Eins und Dasselbe. Wer wollte es läugnen?

Die wesende Natur, sie in ihrer Urheit, ist nur das Eine und Gleiche in sich; ist wirkend, ein sich gleichartiges Andersseyn, Gegensatz des Unbestimmbaren ihres Selbsts zum Bestimmbaren; ist, im Reichthum ihres Wesens (für den Geist) in unterscheidbaren Beziehungen sich äußernd. Sie ist die in sich sachlich-allgegenwärtig-wirkende, selige Einheit; gleichwie der Geist in sich das im Wissen wollende Wirken ist. Natur und Geist sind wesend zeitlos, d. i. ewig. Zeit ist nur Bezeichnung der Endlichkeit des Bewirkten (30.). Aber nicht die Wirkungen sind zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Denkende; sondern das Ur- und Sachliche der Natur, wie des Geistes, wirken in sich, und dabei zeitlos. Natur und Geist, wohl im Erscheinen unterscheidbar, sind wesend un-

trennbar, in Einheit wirksam. Es ist nur ein All-Eins, dessen Vollendung wir Sterbliche nicht kennen. Was wir Natur nennen, ist nur die Tiefe des unendlichen All-Eins, gleichsam nur Unterlage oder Basis des Geistes; der Geist ist ihre Verklärung, ein Schimmerlicht aus unbekannten, fernen Höhen des unendlichen, allgegenwärtigen Eins und Alls.

Wohl herrscht im ewigen Spiel des Wirkens und der Wirkungen eine unzerbrüchliche, starre Nothwendigkeit. Aber diese Nothwendigkeit ist eben die Wesenheit der Natur selbst, ist ihr Wirkens-Gesetzthum, ohne welches sie nicht wesen und wirken könnte. Wie gesagt, ist sie aber nicht selber das All und Eins der vorhandenen Unendlichkeit, sondern nur die Tiefe desselben. Der Menschengeist über dieser Tiefe schwebend, sich selbst, seiner Wesens- und Wirkensnothwendigkeit angehörend, weiß sich schon, was der ganzen Natur nicht eigen ist, in seinem Wirkend wählend. Er weiß sich, als Nothwendigkeit, in der Weise seines Erkennens und Denkens; als Nothwendigkeit auch in Gang und Weise seines Erregtwerdens und Erregens. Aber auch Wahl und Freiheit zur Selbstbestimmung im eignen Wirken, ob nach den Forderungen des Höhern und Heiligen in ihm, oder der Natureinwirkungen, ist sein Eigenthum (80.). — Triebe (Nothwendigkeiten des Wesenden zum Wirken) sind in der Natur; sie sind auch im Geiste, aber andersartige, hier denn dort. Im Geiste kündet sich (als Aeußerung seines Gesetzthums), ein Trieb zum Wahren (im Erkennen), zum Heiligen (im Wählen). Die Natur offenbart nichts davon.

Und dies Streben nach Wahrheit und Heiligkeit ist Streben nach Selbstvollendung des Geistes im Ewigen; Ringen des Geisterreichs zur Vollkommenheit. Daher, wie ein Fortschreiten in der Entwickelung des einzelnen Sterblichen, ist ein Fortschreiten gesammter Menschheit, seit sie von sich selbst weiß, wahrnehmbar. Ein Zeuge der Vervollkommnungsfähigkeit (Perfektibilität) und der wachsenden Vervollkommnung, ist uns die ganze Weltgeschichte geworden. Zwar haben wir von derselben nur eine Kunde von kaum sechstausend Jahren. Doch auch diese genügt schon, als unverwerfliches Zeugniß. Wird unser Geschlecht einst die Geschichte von zwölf Jahrtausenden besitzen, um wie viel glänzendere Thatsachen wird solche für die Fortschritte der Menschheit in Erkenntniß und Veredlung aufweisen? — Die Civilisation mehrerer Völker in unserm Zeitalter ist, ungeachtet aller ihrer Verirrungen und Gebrechen, schon Aufschwung von der Stufe der Barbarei zum Hochmenschlichen (75.).

107. Fortschreiten der Menschheit.

In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegensätzlich in sich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe aus einander; alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und seelischen Fähigkeiten verschieden. Wie mannigfach ist die Familie der Hunde, vom Dächsel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Dieselbe Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geschlechtern der Bären, Katzen, Affen u. s. w. wahr. Nur im Geschlecht der Menschen fehlt sie, dem wahrscheinlich jüngsten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsstrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe; aber der Menschenschlag von Kaukasern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbnen, u. s. w. bietet keine so große Verschiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung, die Ungleichheit der Rassen. — Doch nicht dies ist der eigentliche Vorzug des Menschen. Der Mensch erhält ihn durch die Begeistung seines Körpers. Alle Sterbliche haben ein und dasselbe Gesetzthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtseyn des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geister sind keine Geschlechter, Gattungen und Arten; nur verschiedne Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe, sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt; und alle ringen aufwärts, sich in ihren mannigfaltigen Verhältnissen und Zuständen einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt.

Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Gesetze verharrt die Natur, wenn auch nur seit der Mensch sie kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen, mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere sind heut nicht anders, nicht wunderbarer und vollkommner, als vor Jahrtausenden. Aber wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht, denn wie vor Jahrtausenden. Wohl ist's noch dasselbe, seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh; nicht aber überall mehr ist's, was es uranfänglich, dem Geiste nach, gewesen ist. Wer läugnet, oder bezweifelt das Fortschreiten der Menschheit in Kenntniß und Erkenntniß, in sittlicher Veredlung, in schönern Gefühlen? — Mag uns dies Fortschreiten im Lauf der Jahrtausende langsam dünken: aber es ist thatsächlich vorhanden. Wie sich der Säugling allmälig von der Thierheit entstrickt; so die Menschheit, welche sich immer mehr entthiert.

Wahr ist's, weise und tugendhafte Männer, edle und freie Geister, haben auch längst vor uns gelebt; aber wer stellt es noch in Frage, daß sie nicht in *größerer Zahl* unter *allerlei* Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Christi leuchtet? Wahr ist's, einst auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzustreifen. Aber wie einst nur wenige, einzelne Städte, so glänzen, und heller in unsern Tagen, große Völker, und zum Theil einige Welttheile. Wahr ist's, jene Glanzpunkte sind längst erloschen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Saïd und Meroe liegen in Trümmern! aber Untergang *einzelner* Reiche, Rückfall *einzelner* Völker, ist nicht Untergang, oder Rückfall der Menschheit in alte Wildheit und Finsterniß. Wahr ist's, auch unter den *gesittetsten Nationen* unsrer Zeit erblicken wir noch *Wilde, Halbwilde* und *Barbaren* in Menge, wie sie die Vorwelt sah; inmitten *christlicher* Tempel, noch das alte *Heidenthum*. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddisten u. s. w. wohnen Tausende, die „Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Ap. Gesch. 10, 35.)." Wahr ist's, daß von den acht- bis neunhundert Millionen Menschen auf Erden sich *kaum* der fünfte, oder sechste Theil bis zur Stufe der Halbbarbarei, oder Civilisation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtausenden sah man auf dieser Stufe noch nicht den millionsten Theil!

Und was sind denn sechs Jahrtausende? Sechs Tropfen, im uferlosen Ocean der Zeiten! Das Fortschreiten der menschlichen Geister, ja, die *Entwickelung alles Wesenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung*, das Aufsteigen des finstern Abgrundes zu wundervoller Verklärung und Selbstverherrlichung ist — (warum soll ich's nicht mit Gewißheit aussprechen, da ihr die helle Erfahrung, als Zeugin, zur Seite steht?) — ist das *allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes*.

---

108. *Fortschreiten der Natur selbst.*

Wenn zuweilen in unsern Tagen an einer fortschreitenden Entwickelung, oder gar an Möglichkeit einer weitern Vervollkommnung (Perfektibilität) der Menschheit gezweifelt werden kann: ist schwer zu entscheiden, ob es aus Unerfahrenheit in der Geschichte älterer und neuerer Völker geschieht; oder im aufwallenden Mißmuth, beim Anblick so vieler Verirrungen, Gebrechen und Laster in civilisirten Staaten; oder im stolzen Wahn, der Menschengeist habe, wenigstens in Einzelnen schon, die

äußersten Gränzen seiner Machtgröße erreicht; oder im trüben Gefühl, Alles habe in der Welt seine Schranken, Alles vergehe, und erneue sich nur in andern Formen wieder, um wieder zu vergehn. Wohl verschwinden alle Formen, alle Erscheinungen; wohl haben sie allzumal Gränzen. Aber das in ihnen wesende Unbedingte, welches Erscheinungen bedingt und begränzt, ist, in Fortbewegung seines sich Erschließens zu vollendetern Erscheinungen, ein Unendliches. Da es selbst die sich unbewußte Natur ist, sollte der Geist es nicht seyn?

Die Natur offenbart sich auf unserm Weltball nicht mehr, als dieselbe, wie einst, da ihre Urstoffe aus unermeßbaren Räumen der Himmel zu einem Stern erst zusammengeronnen werden. Sie prangt in ehedem unbekannter Fülle des Reichthums und der Vollkommenheit ihrer Erscheinungen. So ist es; so war es; so steht es in den Felsenblättern vom „Finger Gottes“ geschrieben (47.). Und gleichwie sie, seit Reihen von Jahrtausenden, auf unserm kleinen Weltkörper immerdar eine andre und herrlichere aus sich ward; schafft und gestaltet sie wohl auch auf andern Sternen, und wenn auch dort anders bedingend. Während sie in Milliarden Sonnen- und Planetenfamilien, durch endlose Abstufungen und Weisen erblüht: rinnen indessen unter ihrem Hauch vielleicht, in fernen Himmeln, neue Welten verdichtet zusammen. Alles, was heut noch auf Erden wohnt und besteht, kann dereinst wieder unter einer neuen Erdrinde begraben liegen, über welcher nach Jahrtausenden bewundernswürdigere Gebilde glänzen sollen. Dann können höhere Wesen über den verschütteten Städten, Dörfern, Denkmalen und Gebeinen der Menschen wandeln, wie über einem ungeheuern Welt-Herkulanum. Wer sagt an, wo der Höhenpunkt der Vollendung dessen sey, was ewig weset, und, sich unendlich gegensätzlich, wirkt und schafft?

Fürwahr, gäbe es einen solchen letzten Höhepunkt, über welchen hinaus nichts Vollendbares läge: so würde die in Allmacht und Unbedingtheit wesende Natur der Dinge nicht die Allmächtige und Unbedingte seyn; so würden wir den Schlußstein ihres allgegenwärtigen Baues denken, oder ahnen können. Doch dem Erkenntnißgesetz des Geistes steht der Gedanke, wie Wahnwitz, da; er ist sinnloser Widerspruch in ihm selber.

Findet aber ein solcher Aufgang der wesenden Natur zu vollendeterm Seyn in sich statt, — und die unwegläugbare Urkunde davon liegt vor uns aufgeschlagen! — sollte der Menschengeist, der sich und sie, und Höheres, als sie, weiß, von diesem ewigen Fortschreiten ausgeschlossen seyn? Oder ist das sich bewußte Wesen ein tieferes, als das seiner selbst Unbewußte; geringer, als todter Stoff, als belebte Pflanze, als beseeltes Thier?

Ich könnte auch davon sprechen, daß seit dem Erscheinen der Menschheit auf Erden, und sobald sie, aus der ersten Unmündigkeit hervorgegangen, sich selber klarer geworden war, Hoffnung und Glauben, nicht nur an ihr unvergängliches Daseyn, sondern auch an höhere Zustände in irgend einem andern Verhältniß nach dem Leibestode, lebendig ward. In den Religionen der ältesten Völker, und der heutigen, selbst der Wilden und Halbwilden, zeigt Glaube und Hoffen darauf hin; wie kindlich und reinsinnlich immerhin die Vorstellungen von einem künftigen Leben, von Engeln, Paradiesen, Wiedersehn der Geliebten u. s. w. seyn mögen. Woher kam der Menschheit dieses zuversichtliche Erwarten? ist das Ahnen von ewiger Dauer und höherer Stellung bloß zufällig, oder eine in seinem Innern sich verkündende Selbstoffenbarung des Allwesens? — Man kann sagen: es sey dies Erwarten bloße Wirkung des, allen Thieren inwohnenden, Triebes zur Daseynsbewahrung, und der Begierde nach Besserm, entsprungen; dann vom Menschen, als Trostmittel, durch seine Einbildungskraft ausgeschmückt worden. — Sey es! — In diesem Falle wäre immer die Natur der Dinge selbst Ueberlieferin der Offenbarung ewigen und edlern Daseyns; sie selbst erste Lehrerin dessen, wovon der Geist aus sich nichts wüßte. Aber hätte sie gelogen, und eitler Weise die Ahnung im Geiste angeregt? Sie, die in allen Wirksamkeitsspären mit dem Gesetzthum des Geisterreichs voller Einklang ist, wäre sie es hier allein nicht? — War sie es nicht, die durch Gewalt ihrer Erscheinungen den Menschen zum Glauben an höhere, unsichtbare Wesen aufschreckte, und so den in sich hellgewordnen Geist zum Gottwissen leitete?

Daß die Natur dem Geiste Vorstellungen anregt; und daß sie ihm dafür die Zeugnisse sichtbar in den Gräbern ihrer frühern, allmälig immer vollkommner gewordenen Schöpfungen vorgelegt hat, ist aber wahrlich nicht ihr eignes Werk. Sie, sich ihrer unbewußt, in ewiger Nothwendigkeit ihres Gesetzthums, kann auch nicht Unwahrheit aus sich geben. Es spricht ein höheres Wesen aus ihrem Munde zu uns, — Gottes Stimme.

---

109. Unvergehbarkeit des Geistes.

Es mag seyn, daß der Gedanke ewiger Selbstentfaltung nicht nur des Geistes, sondern auch der gesammten Natur, Manchem befremdlich dasteht, zumal dem, der von quälenden Zweifeln umstrickt, fragt: „Wie mögen wir jener unendlichen Entwickelungen des Daseyenden und also auch des Geistes sicher seyn, da wir von dessen Unvergänglichkeit nach

dem Leibestode keine schlechthinige Gewißheit haben, sondern höchstens ein Vermuthen und sehnsüchtiges Glauben?" — Und woher; frag' ich zurück, auch nur dies sehnsüchtige Glauben und Vermuthen? Die Idee der Geistes-Unsterblichkeit, wäre sie wirklich nicht aus der Eigenheit des Geistes unmittelbar hervorgegangen, widerspricht wenigstens nicht der Vernunft; ja die größten Denker anerkennen in ihr sogar einen nothwendigen Vernunftglauben. Sie schimmert selbst, wie schon erwähnt, aus der sich unbewußten Natur im Leben und Gefühl derselben hervor, als ein zeitliches Fordern ihres Gesetzthums, als Instinkt und Daseynstrieb. Auch das Thier, ohne Vorstellung seines Daseyns, sträubt sich gegen dessen Vernichtung. Die Natur, als erste Lehrerin des Geistes, drängt ihn zur Annahme und Liebe eines unendlichen Vorhandenseyns. Wird sie, in sonst allgemeiner Uebereinstimmung mit ihm, hier zum ersten Mal der Vernunft widersprechend?

Es dürfte erwiedert werden: die Natur spiegelt in uns nur ihre Erscheinungen herein, die in unserm Ich nicht mehr sie selbst sind, sondern sich erst in Empfindungen, dann in Vorstellungen und Begriffe verwandeln. Das Draußen kann ganz andre Beschaffenheiten und Verhältnisse haben, als unser Erkenntnißgesetz sie stellt und ordnet. Wir kennen die Dinge außer uns nicht an sich, sondern nur, als Bewirktes und Erscheinung für uns. — Aber das Bewirkte ist nicht außer dem Bewirtenden, sondern in seiner Ursache, und erregt nicht das Entgegengesetzte, Widersprechende von sich im Empfinden und Gedanklichen an, sondern im Gegensätzlichwerden, das Gleichartige (17 — 20.). Wäre dem nicht so: dann könnten auch unsre innern Gewißheiten kaleidoskopische Täuschungen der Vernunft seyn; die Vernunftwahrheiten nothwendige Selbstbelügungen des sie erzeugenden Geistes, und dieser ein Ich-All (21.); oder, das All des Vorhandnen, Ausgeburt eines öden, wilden Wahnsinns seyn. Wir dürften selbst nicht den Gesetzen unsrer Vernunft trauen. Dürfen wir aber dies: so besitzen wir Wahrheiten, welche Uebereinstimmungen in sich selber und in der Einheit des Alls sind.

Zur vollständigen Gewißheit von Außendingen, sagt man, wird nicht nur die innere, gedankliche, sondern auch die durch Erfahrung gegebne Wahrnehmung des Gegenstandes, oder des wirklichen Daseyns des außer uns, als Vorhanden-Gedachten, erfordert. — Wäre dieser Satz Wahrheit: so würde auch das Urgewisse (13.) aufhören, aus welchem doch erst alle andern Gewißheiten quellen; — so würde die unmittelbare, nicht von der Sinnenwelt gegebne Erfahrung (12.) ungültig stehn, und hinwieder die mittelbare Erfahrung, in welcher doch größtentheils der Ursprung der Ungewißheit ruht (14.), am sichersten entscheiden.

Wenn man spricht: die Unvergänglichkeit des Geistes ist darum nicht unbedingte Gewißheit, weil wir die Zukunft, jenseits des Grabes, noch nicht aus Erfahrung haben, oder noch keiner der Todten zurückgekehrt ist, uns seine Fortdauer zu verkünden: so klingt dies ungefähr, wie jener Satz eines irrsinnigen Grüblers, der da behauptete: niemand könne verbürgen, daß die ganze Welt und Gott selber morgen noch vorhanden sey, weil niemand morgen gelebt habe, und niemand, der morgen schon war, es heut bezeugen könne. Mit völlig gleichem Fug und Recht dürfte auch der Blindgeborne das Daseyn der Farben, und der Sehende das Daseyn der, seinen bloßen Augen unsichtbaren, Aufgußthierchen, oder fernschwebenden Weltkörper bezweifeln, oder läugnen. Erwiesen aber ist, daß alles das, was wir durch die Sinne erfahren, weitaus der geringste Theil dessen ist, was wir wissen (6.).

Es gibt sogar an Zweifelsucht Erkrankte, welche die scheinbare Bewußtlosigkeit des Geistes im Schlafe, in Ohnmachten und andern Zuständen, als Zeugen für die Möglichkeit einer Geistesvernichtbarkeit anrufen; wiewohl derselbe Geist, nach Vorübergang der zeitweiligen Zurückziehung des Seelischen von den belebten Organen, wieder in seiner Thätigkeit hervortritt, wie er und was er gewesen. Wenn bei vorherrschender, freierer Wirksamkeit des Lebens (wie zur Zeit des tiefen Schlafes), oder bei dessen plötzlicher Störung und Hemmung, die Seele von ihren Sinnwerkzeugen, mithin auch von denen des Gedächtnisses, augenblicklich (wie in Ohnmachten, Epilepsien u. s. w.) zurückgewichen ist (65.), fehlt freilich in denselben auch Erinnerung an das indessen Geschehene; aber Geist und Seele, wenn auch vom Leben gleichsam in sich zurückgedrängt, blieben dennoch die unvernichtet Wesenden. Die scheinbare Bewußtlosigkeit ist nur Mangel der Erinnerungen, zu denen das noch mit dem Leibesleben vermählte Seelische die Mittel aufgab. So erinnert sich auch der erwachte Nachtwandler und Somnambule, aus gleichem Grunde, nicht mehr seines Thuns in dem ungewöhnlichen Zustande, da sein Seelisches von den gewöhnlichen Gedächtnißorganen entbunden war; wohl aber gedenkt er, im wiederkehrenden Schlafwachen des, was er im frühern gethan hat.

Die furchtsamen Bedenklichkeiten, welche sich im Geiste gegen seine Unvergehbarkeit entspinnen, beurkunden mir selber aber sein sich Fordern, als Genossen des Ewigen, und sich daher, im Ewigen, Wissen. Die Bedenklichkeiten entspringen allesammt, oder in ihrer Mehrheit, aus dem Verwechseln des Wesenden mit dessen Erscheinen im Endlichen (5. 18.). Da wird aus dem Zerfallen der Stoffgebilde das Zerfallen der sachlichwirkenden allgegenwärtigen Naturmacht (22.) gefol-

gert; aus dem Verschwinden des elektrischen Funkens, der Tod der Bewegkraft; aus dem Hinsterben der Blume und des Thiers, das Sterben des Belebenden; aus dem Wechsel des Zeitlichen, das Nichtseyn des Ewigen. Da wird das Bewirkte zur Ursache des Wirkenden verkehrt und das Sinnliche zum Quell des Uebersinnlichen erhoben.

Allein die Vergehbarkeit des Geistes ist eine so unbedingte Unmöglichkeit, als das Vernichtetwerden dessen, was im kleinsten Atom erscheint. Nichts kann sich von dem, was im All der Dinge weset, nichts sich aus der Allgegenwart des Vorhandnen verlieren; oder wohin? Könnte das kleinste Atom in seiner Wesenheit verschwinden aus dem Daseyn: so könnte auch die gesammte Natur, das unendliche Weltall sich entwesen und vernichten, und das Höchste der Wesen selber. Kein Wort weiter von diesem Unsinn!

Nur das im Unendlichen geäußerte Andersseyn desselben ist das Endliche; das Gegensätzliche im Ewigen ist das Zeitliche; das aus dem unwandelbaren Wesen der Natur getretene Erscheinen der Wirkungen sind das Wandelbare und Vergängliche, gleichwie es der Wechsel des Gedanklichen im beharrlichen Wesen des Geistes ist (8).

---

110. Der entkörperte Geist.

Weitaus der Großtheil des menschlichen Geschlechts zweifelt nicht an Fortdauer seines Ich's nach dem Leibestode. Entspringt diese Zweifellosigkeit auch nicht durch Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Wesensvernichtung, und daß selbst das im leichtesten Sonnenstäubchen erscheinende Ur des Stofflichen und Bewegenden nicht aus dem Universum verschwinden könne; oder daß der Geist mit seinem Heiligkeitsgesetz, welches hienieden noch an Unerfüllbarkeit gränzt, ohne Fortdauer sich selbst zum Widerspruch würde, so entspringt die Zuversicht auf Unsterblichkeit doch, unter allen Völkern, durch den festen Glauben an Lehre ihrer Religion, unterstützt von eigner unbezwingbarer Sehnsucht nach Unvergänglichkeit, und Hoffnung auf Vergeltung des Guten und Bösen in der Ewigkeit. Mehr hingegen beschäftigen sich die Ueberzeugten, wie die Glaubenden, mit Vorstellungen, Muthmaßungen und Zweifeln über die eigentlichen besondern Zustände ihres Ich's nach dem Tode. Verwöhnt durch das tägliche Schaun der Sinnenwelt, können sie sich kein Fürsichbestehn des Geistes, ohne irgend eine Körperlichkeit, sinnlicherweise vorstellen. Die Einbildungskraft muß das Beste dabei thun. Das Alterthum erfand die Seelenwanderung, oder eine Auferstehung der Todten am jüngsten Tage der Welt. Andre be-

kleideten den Geist mit einem neuen Leibe, aus feinern Stoffen geformt, aber nach menschlicher Art; Andre dachten sich ihn in nebelhafter Gestalt gespenstisch auf Erden umherwandelnd, sogar nächtlicherweile Lebenden sichtbar; wieder Andere ihn anders.

Ohne eben in diese und ähnliche Einbildungen näher einzugehn, können sie doch wohl die Frage veranlassen: Was ist oder bleibt einst der entkörperte Geist? — Und die einfachste, vernunftgemäßeste Antwort scheint mir: Bei schlechthiniger Unvernichtbarkeit seines Wesenthums (109.) ist und bleibt er wenigstens derselbe, welche er gewesen ist, ein wesendes Wissen (5.). Denn das Wissen oder Bewußtseyn ist sein unterscheidendes Eigenartige von andern Wesenartungen. Nicht Stoffe, nicht Bewegkräfte, oder Leben und Seele, haben ein Wissen, ein Gesetzthum der Erkenntniß. Nicht von ihnen empfängt er dies, wenn ich so sagen darf, Eigenthum seines Selbstes, denn sie können nicht geben, was sie in sich selbst nicht sind und haben; sondern angeregt durch sie, wird er ein Wissen von ihnen, dann, zwischen sich und ihnen unterscheidend, ein Wissen seines Selbstes, oder besser, ein Vonsichwissen. Und unvertilgbar im Reich des göttlichen Alls, wie dieses selbst, ist er und bleibt er ein ewig Wissen wirkendes Wesen; sein Wirken, wie sein Bewirktes, ist in ihm (20.), ist das Gedankliche, wenn auch kein in erleruter Menschensprache erscheinendes, sondern wortloses Denken.

Er ist und bleibt in seinem Wesensgesetz, wie ein Denken, so auch ein Fordern des heiligen und vollkommnern Insichsehns. Dies erkennt er im irdischen Gewande, welches die Natur aus ihren Wirksamkeitssphären verlieh, als ein Unerreichbares. Im Ringen für seine Selbstständigkeit gegen die Einwirkungen der Thiernatur, wenn sie dem Heiligkeitsgesetz widerstrebt, erstärkt er, als höheres Wesen; steigt er über die Natur auf; oder, den Kampf scheuend, sich selbst entweihend, sinkt er, durch eigne Schuld erschwachend, in den Abgrund des Thierthums, zwar freier Wahl bewußt, aber dem eignen Gesetz abtrünnig, einem ihm fremden dienstbar geworden. Der Geist, der stärkere, oder schwächere, göttlichere oder thierische, welcher er auf Erden in seiner Menschheit war, ist er und bleibt er an und in sich, nach der irdischen Entkörperung. Bliebe er es nicht: so wäre sein eignes Wesenthum, sein eignes Gesetz, sein inneres nie verstummendes Fordern des Edlern, ein in sich Zwiespältiges, Zerrissenes; eine Ausnahme von der durch das unendliche Reich des Vorhandenen herrschenden Harmonie desselben; so wären Thier und Mensch, Vernunft und Unvernunft, Sünde und Tugend, Verruchtes und Göttliches einerlei.

Die Stufen der Selbstläuterung und Reinheit, oder Selbsttrübung

und Unreinheit, der Selbststärkung oder Selbstschwächung zum Vollendetern, unterscheidet den Geisterwerth. Der Geist bleibt, auch nach seiner Entkörperung, das, was er auf der Stufe, in sich, gewesen, die er errungen hat. Er ist sein Selbstrichter. Es entsteht dadurch keine Mehrung oder Minderung in seiner Wesenheit; nur ein Näherseyn dem Göttlichern, durch Selbstheiligung. Denn so wenig die wesende Natur in ihren Wirksamkeitssphären vermehrt oder vermindert werden kann (Ausdrücke, die nur, den Erscheinungen im Zeitlichen abgezogene, Begriffe bezeichnen), so wenig kann ein Geist in seiner Selbstheit vergrößert oder verkleinert werden. Schon auf Erden ist sich unser Geist in seiner Selbstheit, vom ersten bis zum letzen Augenblick, als unwandelbar Gleichbleibendes bewußt. Das Mehr und Minder seiner Befähigung zu dieser, oder jener Art des Wirkens, hängt von der Tüchtigkeit, oder Untüchtigkeit, der ihm dazu vom Leben gewordenen Werkzeuge und von Einwirkungen äußerer Verhältnisse ab. Je nach Beschaffenheit der äußern oder innern Organe kann er, durch Uebung derselben, größern Scharfsinn, oder Witz, oder Beobachtungsgabe, oder andre bewundernswürdige Fertigkeiten erwerben und äußern. Je nach Maßgabe der Umstände, des Unterrichts und der Erfahrungen, kann der seeltsche Gedächtnißsinn mit mannigfachern Kenntnissen ausgestattet werden. Allein diese Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissenschaften sind nicht der wesende Geist selbst, sondern nur sein Gewußtes. Er bleibt das Wissende derselben. Niemand kann dem andern mehr Geist geben, sondern ihn nur, durch Erregung, vermittelst des Wißbaren, zur Thätigwerdung in sich stärken und, im Vonsich- und Anderm-Wissen, läutern und steigern zum Erkennen des Höchsten, des Nicht-Irdischen, des Ewigen. Der in der Wissensmacht des Göttlichen sich selbst verklärende Geist bleibt, was er war, auch nach der Abscheidung von seiner irdischen Hülle. Blieb er es nicht: so ständen das im todten Felsblock Wesende und der Gott denkende Geist in der Reihe der Wesen auf gleicher Höhe neben einander.

---

111. Der entkörperte Geist zum Weltall.

Das beseelte Thier, wenn es auch instinktmäßig für Unverletztheit seines Lebens streitet, hat eigentlich keine Todesfurcht; denn es besitzt keine Kenntniß, so wenig seines Lebens, als seines erfolgenden Todes. Es fühlt sich aber in beiden, unbewußt beider. Der Mensch allein hat Wissen vom Tode, durch Erfahrung, gewonnen; aber auch ein

Wissen vom Unendlichen und Ewigen, ohne mittelbare Erfahrung, in ihm selbst Gewordenes. Er hat, durch die Natur seiner Lieblichkeit, Todesgraun empfangen; aber, von anders her, unzerstörbare Sicherheit des Fortdauerns seiner Ichheit. Ohne diese Aussicht wäre die Todesfurcht, wäre das Leben selbst, das entsetzlichste Geschenk, welches der Schöpfer dem Sterblichen hätte geben können.

Doch ein Fortwesen des Geistes nach der Todesstunde, in seiner reinen Selbstheit, ohne Verbinduug mit dem übrigen Weltall; daher ohne Angeregtwerden von diesem zum in sich Gegensätzlichwerden, zu Vorstellungen und Gedanken; ein unabänderliches, wahrnehmungsloses Hinbrüten über nichts; ein ewiges wissend Wesen ohne Gewußtes; ein freies Wollenkönnen, ohne Wahl; ein Heiligseyn ohne Heiligwirken, — das wäre zwar keine gänzliche Vernichtuag, aber würde ihr gleich kommen. Es wäre der unerfüllte Geist; ein leeres Vermögen, das nichts vermag; eine Ursach ohne Wirkung; ein erinnerungsloses Schweben im Vorhandnen; und die Ewigkeit wäre kaum gleich einem Augenblick der Gegenwart. Die Vernunft stößt solche Vorstellungen, als sich Widersprechendes, ab. Wir würden wahrlich schon in der menschlichen Hülle vollkommner seyn, als es in jener Weise nach dem Tode möglich wäre.

Der allgegenwärtigen Natur urverwandt (27.), bleibt der Menschengeist, ihrem unermeßlichen Daseyn unentziehbar; im ewigen Verbande mit ihr, welchen Welten er sich einst auch zuschwingen möge. Sie umfaßt ihn in ihrer Gränzenlosigkeit. Das Ur und Höchste aller Wesen, erhaben über sie, ist ungeschieden von ihr; denn eben sie ist nur sein Wort zur Geisterwelt, ist Gotteswort.

Als Vermittler zwischen Natur und Menschengeist steht das Seelische, durch welches sie ihn erregt, und er sie erregt (78.); durch welches sie sein Gewußtes, er das Wissen von ihr und Erfüllung seiner eignen Wesenheit (20.) wird. In ungetrennter Einheit sachlich wirkend, ist sie auch die Urseele des Alls (55.), und das All ist von dieser, möcht ich sagen, durchflossen. Und gleichwie aus der Fülle der seelischen Wirksamkeitssphäre sinnliches Gewahren und Fühlen, als Wächter und Beseliger des thierischen Lebens hervorgehn: so empfängt der Geist aus ihr, die ihm ein Gleichartiges ist (91.), seine Werkzeuge. Die Seele, das ihm Nächste im Naturwesen, bildet gleichsam des Geistes Leib.

Das Seelische, der unsichtbare Leib unsers Geistes! — Immerhin mag das Allzubildliche des Ausdrucks etwas hart scheinen, besonders denen, welche gewöhnt sind, Seele und Geist noch für eins und dasselbe zu halten, oder mit einander zu verwechseln. Der Gedanke selber ist weder

neu, noch steht er ganz ohne Rechtfertigung durch Naturbetrachtungen und Thatsachen der Erfahrung.

Wir wissen aus täglichen Wahrnehmungen, daß das Seelische allein zwischen unserm Geist und der übrigen Natur der Dinge, durch Gewahrung und Gefühl das verknüpfende Mitglied sei; daß wir, ohne dasselbe, kein Erfahren von Stoffen und Körpern, von bewegenden Kräften und von einer die Körper belebenden Macht hätten. Wir wissen, daß nicht der todte Leichnam empfindet, nicht das stoffische Gebilde des Auges sieht, des Ohres hört, sondern nur während der Beseelung, daß auch nicht das Leben selbst in den Sinnenwerkzeugen das Gewahrende und Empfindende sey, weil der Mensch im schweren Schlaf, in Betäubung, in Ohnmachten und ähnlichen Zuständen leben kann, und nichts vom Aeußern empfindet, weil sich die Seele von den Organen abgewendet hat. — Wir wissen ferner durch Erfahrungen, daß in Sterbenden sich zuerst, mit dem Geiste zugleich, das Seelische vom Körper trennt; aber in diesem, der kein Zeichen von irgend einem Empfinden, Erkennen der Dinge und Willen äußert, noch das pflanzische Leben fortwähren kann und wirklich fortwährt, selbst im Grabe *): daß erst, wenn das Leben sein Stoffgebilde gänzlich verlassen hat, die Körpertheile in Gährung und Verwesung, unter dem Spiel der freigelassenen Bewegkräfte, zerfallen.

Eben so bekannte Thatsachen lehren, daß die Seele, selbst im gesunden Leibe des Menschen, wie des Thiers, nicht immer auf die äußern Gränzen des Körpers beschränkt sey, sondern über sie hinaus ihren Kreis erweitert (54. 55.); daß sie durch Genuß, oder Aufnahme vom Urseelischen im All der Natur, erhöht und gestärkt werden könne **), gleichwie auch das Leben durch Zutritt von, seinem Bedürfniß entsprechenden, Stoffen und Bewegkräften, mit denen sich aus dem allverbreiteten Urleben Frisches vereint, gestärkt und gemehrt werden kann; daß die Seele in ihrer Halbentbundenheit vom Leibesleben und dessen Organen, aber noch mit dem Geiste vollkommen verknüpft, wie z. B. im Zustand mondsüchtiger Nachtwandler, im sogenannten magnetischen Hellsehen der Somnambulen, oder zuweilen in der Verzückung sibirischer Schamanen, Entferntes wahrnehmen, Vergangenes in Erinnerung zurück-

*) Für die Fortdauer des Belebenden im entseelten Körper spricht auch, daß man, bei späterer Wiedereröffnung von Gräbern und Särgen, noch Haare des Hauptes und Bartes, Nägel der Finger und Zehen der Eingesargten, in ungewöhnlicher Länge fortgewachsen gefunden hat.

**) Es scheint, daß auch vom Seelischen des Magnetisirenden Uebergang in das Seelische des Magnetisirten stattfindet, indem dieser sich dadurch vorübergehend erquickt und gestärkt, jener hingegen geschwächt fühlt.

rufen, Bevorstehendes erahnen, selbst Gemüthsereigniſſe Andrer (z. B. des Magnetiſirenden) wiſſen könne, und nicht bloß zufällig und unwillkürlich, ſondern vom Geiſteswillen, nach beſtimmten Richtungen, geleitet (72.).

Möge man nun dieſe Zuſtände Nacht- oder Lichtſeite der Weſen nennen: ſo erkennen wir in dergleichen bekannten und mannigfaltig verkannten, Erſcheinungen, eigenthümliche, dem Geiſte untergebene Wirkensartungen der Seele, die, ihre gewöhnlichen Nervenleiter verlaſſend, gleichſam in ihrem eignen Element, dem Urſeeliſchen des Alls, hinausſchweifend, mit Beiſtand deſſelben wahrnimmt, was ſie, gebunden an die Organe des leiblichen Lebens, nicht wahrnimmt. Und was ſie, ohne Hülfe irdiſcher Sinnwerkzeuge, vermag: wird ſie auch entkörpert vermögen, nämlich den Geiſt im Verband mit dem Weltall bewahren. Ich möchte, zu dem bisher Angedeuteten, noch eine bekannte Thatſache fügen. Iſt die Seele, während der eben gedachten Zuſtände, in halber Entbundenheit vom Leben: ſo muß nothwendig auch das Geiſtesweſen dann zum Theil losgebundner vom Leben ſeyn. Der Geiſt aber, abgelöſter, als ſonſt, von Lebenseinwirkungen, iſt an ſich ſodann freier von der Macht der Triebe und irdiſchen Begierden; in ſeinem heiligen Geſetzthum ungehemmter weſend. Daher bemerkt man an Perſonen, im Augenblick hellern Schlafwachens, ein edleres Seyn, voller Wahrhaftigkeit und Widerwillen gegen thieriſche Neigungen und Geſinnungen Andrer.

Es hat nicht an Denkern gefehlt, welchen es nicht unwahrſcheinlich däuchtete, daß, wie Stoffe und bewegende Kräfte, die das Leben zu ſeinem Einheitsgebilde verband, nach dem Abſcheiden des Lebens wieder ins Allgemeine des Stoffiſchen und der Bewegkräfte aufgelöst übergehn, ja die Lebensgattung ſelbſt wieder in das Urleben zurücktritt: ſo auch löſe ſich der entkörperte Geiſt, und die Seele, in den Urgeiſt des Alls und in deſſen Urſeele auf. Doch abgeſehn davon, daß ein ſolches Verſchwimmen des wiſſenden Geiſtesweſens in das All des Urweſens einem Tode des Geiſtes gleichkömmt, und eine ſolche Vorſtellung im ſchneidenden Zwieſpalt mit dem Entwickelungsgeſetz der ganzen Natur und dem Heiligungsgeſetz des Geiſtes ſteht; abgeſehen auch davon, daß damit in der göttlichen Weltordnung der Reinſte und Unreinſte der Geiſter auf gleiche Stufe geſtellt, Sünde und Tugend auf Erden und immerdar gleichgeltend, die Vernunft ſelbſt überflüſſig, oder Lügnerin würde: deuten lehrend noch ganz andre Verhältniſſe und Erſcheinungen auf eine perſönliche Fortdauer des Geiſtes in ferriſcher Hülle, nach dem Tode, hin.

112. Das Reich der Geister, das Tiefste eines höhern Wesenreichs.

Der Menschengeist steht, schon im Irdischen, als Einzelwesen da; mit dem hellen Bewußtseyn, daß er zwar mit allen andern Menschengeistern einerlei Gesetzthum in sich trage, dennoch aber nicht der Gleiche mit allen Andern, sondern ein von allen in Stärke und Entwickelung wesenhaft verschiedenes Selbst sey. Er steht da, eingekleidet von der Natur mit dem, was sie in ihren gesammten Wirksamkeitssphären ist, und erscheint sich daher, in seiner Eigenständlichkeit, gleichsam wie im Mittelpunkt des Weltalls. Er ist sich hell bewußt, nicht mit diesem das Gleiche zu seyn; aber sein Weltall ist nicht Natur und ihr Andersseyn, sondern das durch ihre Anregungen aus ihm hervorgerufene Reich seiner Vorstellungen, in denen er, wie Schöpfer der eignen innern Welt, weset. Er hat die Wahrnehmung, daß, unter dem Walten der Natur, in allen ihren einzelnen Schöpfungen, ein Körper durch Zutritt oder Abnahme der Stoffe vergrößert oder verkleinert, oder Bewegkräfte in denselben vermehrt und vermindert, die Macht des Lebens in ihnen erhöht oder geschwächt, selbst das Seelische wesenhaft reicher und ärmer im Thier und Menschen werden kann; aber nicht eben so seine innere, wesende Ichheit (110.).

Noch mehr, die Natur selbst, sie seine Erzieherin, weiset ihn überall auf sich zurück, als gehöre er nicht zu ihr und ihrem Reiche. Er hat ein durchaus anderes Gesetz, als sie in der Gesammtheit ihrer Wirksamkeitssphären. Denn im Hintergrund aller seiner Ideen, seines Erkennens und Wollens, bleibt sein Verlangen des Unbedingtwahren und Unbedingtheiligen, welches in ihr, der sich Unbewußten, nicht erscheint. Eben so drängt ihn auch das Schicksal von allen Seiten stets auf sich selber zurück.

Was die Natur in ihren Gesetzen fordert, erfüllt sie in aller Vollendung. So erscheint sie, auch im Wechsel der Dinge, als die Gleiche und Beharrende; auch in der Mannigfaltigkeit jedes ihrer besondern Gebilde, als ewige Einheit; auch im Endlichen als Unendlichkeit. Aber nicht also der Geist. Er ringt nach dem Unbedingtwahren, ohne es erringen zu können; will das Unbedingtheilige und Gerechte, und kann es nicht erstreben. Es liegt noch eine ungeheure Kluft zwischen seinem Wesensgesetz und der Erfüllung desselben! — Und eben diese Kluft deutet nicht nur auf sein Fortdauern; denn er macht keine Ausnahme in der Ordnung des göttlichen Alls von allem andern Wesenden; sie deutet nicht nur auf seine wesentliche Verschiedenheit von der Natur: sondern

auch auf seine Ungleichheit oder Verschiedenheit mit andern geistigen Einzelwesen. Er ist sich bewußt, daß die Tugenden andrer Menschen nicht auch zugleich seine Tugenden, und die Sünden aller Sterblichen nicht zugleich seine Sünden sind. Jeder ist sich urbewußt, was er in sich errungen habe, das habe er seiner Selbstheit, nicht der Gesammtheit aller Geister errungen.

Es besteht offenbar ein andres Walten des, was im Reich der Natur und des, was im Reich der Geister herrscht. Zwischen Beiden ist die unverkennbare Scheidelinie gezogen, jenseits welcher dort das Gesetz der freien Selbstbestimmung gilt. Das göttliche Wesen-All wird sich in beiden gewissermaßen von neuem gegensätzlich; ein Andres, und Verwandtes; und das Seelische bildet den in einander verschwimmenden Uebergang beider Reiche. — Jenseits der großen Scheidelinie erkennen wir überall die Heimkehr der erschienenen einzelnen Wesenartungen in ihren Urquell; der Körper in ihren Urstoff, der bewegenden Kräfte in ihre Urkraft, der Einzelleben in das Urbelebende. Hinwieder diesseits der Scheidelinie, oder im Geisterthum, sind sich die Einzelwesen, als solche, ihrer beharrlichen Selbstheit urbewußt. In diesem Bewußtseyn des unvernichtbaren Geisteseinzelnen athmen alle Völker, alle Religionen und Philosopheme. Ein höheres, göttlicheres Wesenreich, als die Natur, ist, im Gegensatz zu ihrem Reich, in ewige Einzelwesen auseinandergetreten.

Wohl schauen wir in den Abgrund der Natur mit Erstaunen und Entzücken nieder, und von Jahrtausend zu Jahrtausend hellern Auges. Es erhebt uns im Wahrnehmen unsrer Geisteswürde ein seligkeitsreiches Gefühl. Aber wir erkennen zugleich, daß wir im unendlichen All der Vorhandenheit keineswegs die Höchsten der Wesen sind. Denn was über uns noch im unendlichen Gottesall wohnen und walten mag, dafür fehlt das Auge. Wir haben nur aus jenen Höhen ein Gesetz empfangen, welches uns dort Erhabneres ahnen läßt; ein Gesetz, welches in seiner Unbedingtheit, für den Augenblick unsers Erdenwallens, zu umfassend und unerfüllbar ist. Hinwieder der Natur zu eng verbunden, in ihre Wesenheiten thierisch eingekleidet; mit dieser Thiernatur sogar ihrem starren Gesetzthum zum Theil untergeordnet, wählend und schwankend zwischen ihm und dem eignen höhern, stehn wir ohne Zweifel doch nur auf der tiefsten Stufe der höhern Wesenregion. Gleich den Thieren, über welchen wir erhaben sind, die nicht himmelwärts, nur erdwärts schaun können, und denen nichts von Gabenfülle und Majestät des Menschengeistes ahnet; so der Menschengeist, wenn er den kühnen Blick zu dem emporwendet, was über ihm und über der Natur, auf

höhern Stufen der Wesenheit wandelt. Auch wir sehn nur gesenkten Hauptes, unter uns, in die verdämmernden Tiefen des Alls, aber forschen vergebens nach dem da droben.

---

113. Ahnungen der Geisteszukunft.

Es keimen die Ahnungen vom Jenseits aus dem Innern des Geistes hervor, der sich bewußt wird, daß all sein Wissen beschränkt, daß seine höchste Weisheit ein Nichts wird vor der Weisheit, welche ihm aus den Wundern des Weltgebäu's und der Verhängnisse entgegenstrahlt; daß zwischen ihm und dem Urheber des erscheinenden All's ein unendlicher, ein größerer Zwischenraum seyn müsse, als zwischen dem kleinsten Gas-Atom und dem eignen geheimnißvollen Ich; daß eine weite Aufstufung der Wesen, wie in der Natur zum Geiste, noch von ihm zu Gott vorhanden seyn müsse. Der Ruf dieser Ahnungen hallt uns aus sämmtlichen Jahrtausenden und Religionen auch der nur halberwachten Völker entgegen; wie vom Ganges und Nil der menschlichen Urzeiten, so heut noch aus Wildnissen an den Quellen des großen Maranon. So kindlich auch diese Religionen vom „Leben nach dem Tode", von „Engeln und Teufeln", vom „dritten, vierten und siebenten Himmel" stammeln: in diesem Stammeln verkündet sich eine unwillkürlich im Menschengeist gewordne Offenbarung. Der Zweifler, inmitten seiner trostlosesten Verdüsterung, kann sich ihrer nicht ganz erwehren; und der leichtfertigste Wüstling vernimmt von Zeit zu Zeit ungern ihre Stimme, inmitten seines Sinnenrausches.

Und wenn auch der einsichtreichere Mensch jene bildlichen Vorstellungen belächelt, tritt doch die Ahnung, welche sich in ihnen von einem stufenweisen Uebergang der Wesen zum vollkommnern ausspricht, aus der Kunde der Naturgesetze, der Geistesgesetze, aus den eignen Folgerungen und Schlüssen vom Gekannten auf Ungekanntes entgegen, wo das Gleichartige und Ebenmäßige im Gang der Naturerscheinungen und Geisteserscheinungen überall herrscht und selten irre leitet. Nirgends Stillstand im weiten Reich des Wesenden und Seyenden, überall Bewegung und Fortschreiten; nirgends Zusammenhangslosigkeit und Sprung; überall Uebergehn vom Verwandten zum Verwandten und Gleichartigen. Wir erblicken diese Uebergänge in den Schöpfungen der Natur, zum Herrlicherwerden ihres Selbstes, in den ehrwürdigen Denkmalen ihres frühern Wirkens und Seyns, welche sie in den Abgründen unsers Weltkörpers, wie weissagende Bilderschrift hinterlassen hat (47. 108.). Wir erfahren das allmälige Aufsteigen des Geistes

zu freierm edlern Seyn, in der Entwickelungsgeschichte jedes Einzelnen, von der ersten Stunde des Säuglings durch das Knaben- und Jünglingsalter, bis zu den Tagen des gereiften Mannes und Greises; wir nehmen es wahr im Lebenslauf der gesammten Menschheit, wie sie seit ihrem Beginnen auf Erden, allmälig aus dem Schlamm thierischer Urwildheit hervorsteigt und zur Selbstverklärung fortrückt (75.), so sehr sich auch Barbarei, und was sich in ihr gefällt, dagegen sträuben mag. — Wie? und dies allgemeine Gesetz im göttlichen All sollte, bei Tod und Auflösung des Menschenleibes, aufgelöst werden in seiner Gültigkeit und Allherrschaft, während jedes Atom des verweseten Körpers, Belebendes und Beseelendes, gleich dem aus seiner Lebenshülle entlassenen Geiste, ewig fortwesen?

Die Ahnung vom ufenweisen Aufgang der Geister zu einem heiligern und vollendetern Daseyn ist wohl mehr, als leeres Vermuthen, als schmeichelnde Einbildung. Und wenn uns aus dem Nachthimmel die Millionen selbstleuchtender oder beleuchteter Weltkörper anglänzen, sind ihre Strahlen nicht Zeugen, die uns von göttlicher Herrlichkeit im Ewigen predigen? Unser Erdball ist ein Wohnplatz von Menschengeistern, aber er ist, wenn auch nicht der kleinste, doch beiweitem nicht der größte aller Planeten, die sich, in ungeheuern Entfernungen von einander, mit ihm in weiten Kreisen um die Sonne bewegen. Die Masse des Sonnenkörpers aber ist bekanntlich größer, als sämmtliche Massen der sie begleitenden Planeten und deren Monde. Dennoch ist auch noch die Sonne einer der kleinern unter den zahllosen Fixsternen; denn immer wahrscheinlicher wird, aus ihrer eignen Bewegung durch die Himmel, daß sie bloße Begleiterin einer größern Centralsonne sei, die im Mittelpunkt ihrer Bahn strahlt. Wer wagt es, bei diesem Gedanken zu glauben, daß alle jene Milliarden von Haupt- und Neben-Weltkörpern öde stehn und unbewohnt von Wesen andrer, und höherer oder niedrerer Art, als wir selbst sind? daß nur unser kleiner Erdball, auf welchem die Sterblichen milbenartig umherwimmeln, das beste und reichste Kleinod des uferlosen Weltenreiches sey? Wer wagt, unter so erhabnen Erinnerungen, am Daseyn einer ununterbrochnen Wesenkette zu zweifeln, in welcher Alles emporstrebt, in fortgehender Verherrlichung zum Allerhöchsten und Allerherrlichsten!

VIII. Gott.

114. Der Gottgedanke.

Wohin im Ewigen der Weg der Geister, und welchen neuen Verhältnissen und Zuständen er entgegen führt, das liegt dem Spähen des Verstandes im tiefsten Dunkel. Auch ist's schlechthin Unmöglichkeit, Vorstellung von dem zu bilden, was und wie der Geist auf höherer Vollendungsstufe seyn möge, ohne schon auf solcher Stufe zu stehn. So ist's auch unmöglich und vergebens, dem Blindgebornen Vorstellungen vom Eigenthümlichen des Sehens, vom Zauber des Lichts, von Pracht der Farben, Formen, Nähen und Fernen beizubringen. Er versteht uns erst, wenn er selber sehend wird. So bleibt dem vollkommensten aller Thiere die Klarheit und Macht des menschlichen Geistes, mit der er sich zum Bändiger der furchtbarsten Geschöpfe macht, die Elemente zügelt, den Lauf der Welten durch die Himmelsräume berechnet, und das erkennt, was allen Sinnen verborgen ist, ein verschlossenes Geheimniß. Das Thier müßte Mensch werden, um dessen höheres Wesenthum zu begreifen. Und würde jenseits uns im Seelischen, auch nur ein einziger neuer Sinn aufgethan: so wäre darin eine Weltverwandlung. Und entfaltete sich im Geiste ein Vermögen, weit über alle Vernunft empor: das göttliche All strahlte in anderm Glanz.

Im ersten Augenblick des Nachdenkens mag uns seltsam dünken, daß, während wir im engen Horizont unsers Wissens, von aller Kunde höherer Zustände und Wesenordnungen über uns abgeschieden sind, wir dennoch vom Allerhöchsten der Wesen ein Wissen in uns tragen. Sollten wir denn dem allwaltenden Ur alles Daseyns näher stehn, als den uns nächstverwandten Wesen in der über uns emporgehenden Geisterkette? — Allerdings! Wir stehn ihm näher, weil er uns am nächsten steht; er, der in uns, um uns, in allen höhern Wesenreichen, wie in denen der Natur unter uns, allgegenwärtig waltet und weset; Alles in ihm, er in Allem, ohne ihn nichts ist. Und eben der Gottgedanke ist die Urkunde, welche verkündet, der Menschengeist gehöre einer weit über die Sinnenwelt erhabnen Wesenreihe an. Diese Kunde ward uns nicht durch menschliche Erfindung zu Theil, sondern weil sie im Geiste durch Selbstoffen-

barung des Allgegenwärtigen*), als Urgewißheit (6.), hervorquillt; und durch Selbstoffenbarung des in sämmtlichen Reichen der Natur allgegenwärtig Waltenden**). Wir sagen wohl, die Natur sey unsre Lehrerin; aber Gott ist's, der sich in ihr uns lehrt. Darum ist diese Offenbarung ein dem Geiste unentwendbares, nothwendiges, unwillkürliches Wissen; der Schlüssel des Weltgeheimnisses. Ohne dem wäre unser eignes Daseyn ein ewig unauflösliches Räthsel.

Im bildungsreichsten, wie im bildungsdürftigsten Volke entsteht der Gottgedanke aus dem Geiste. Er beginnt, als Ahnung; wird zum Glauben; erweitert sich zu hellerer Erkenntniß; verklärt sich in Gewißheit. Er ist keine nachgebetete Ueberlieferung der Familien, Horden, Nationen gesammter Zeiten. Welttheile und Inseln, die gegenseitig ohne Kunde von einander waren und sind, hatten und haben Kunde vom Göttlichen.

Das erste Erwachen des Gottgedankens in den menschlichen Geschöpfen der Vorwelt, das erste Aufleuchten desselben in den Vorstellungen noch lebender Wildenhorden, begann und beginnt zugleich mit dem Hellerwerden ihres eignen Selbstbewußtseyns. Unmündige Kinder, denen jene in ihrer Erfahrungslosigkeit ähnlich sind, werden lange auf dem mütterlichen Arm umhergetragen, bevor sie ihr Ich von Andern, sich von der Welt, dann die Welt, von dem unterscheiden, was sie nicht sehn und doch Ursach der Veränderungen ist, die sie anstaunen. So werden auch die unmündigen Völker vom Mutterarm der Natur getragen, und von ihr, nach Maßgabe der vorhandnen Erfahrungen und Vorbegriffe, unterrichtet. Im Anstaunen der Naturerscheinungen und der darin regen Mächte, ahnet ihnen ein Gewaltigeres, Unsichtbares darin. Diese Ahnung ist der Gottgedanke, wie trübe er auch noch in ihnen leuchte. Unwissend; von wannen die Vorstellung von Gott oder Göttern gekommen, die sich ihnen doch nirgends zeigen, halten sie, in frommer Verehrung, ihre Altvordern selbst für edlere Naturen, und daß der Gott, oder die Gottheiten, mit denselben persönlich Umgang gepflogen haben, um sich zu offenbaren.

Man verachte die Verehrer der Fetischen, oder furchtbarer, oder wohlthätiger Thiere nicht; nicht Anbeter der Gestirne, der Quellen und Bäume; nicht das Heidenthum, wenn es guten und bösen Geistern und Gottheiten Opfer darbringt; oder seine Götter in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Leidenschaften und Begierden bekleidet. Es ist dies ein erstes Lallen der Religion im Munde der Unmündigen, wie wir es auch

*) Röm. 1, 19.
**) Röm. 1, 20.

sogar noch in civilisirten Staaten unter denen oft vernehmen, welche sich mit dem Namen der Christen schmücken. Es ist das erste Sehnen und Suchen nach dem Draußen, was im Innern des Geistes waltet, und mit dessen Wesen Eins ist.

Mit erweitertem Gebiet der Kenntnisse strahlt das Gotteslicht der innern Offenbarung heller darüber. Die Götzenbilder fallen. Die Natur selbst wendet die Menschenkinder von der Anbetung ihrer ab. Sie selber lehrt, daß sie nicht das Höchste und Einzige sey. Sie nennt uns eine Macht und Weisheit, welche nicht die ihrige ist, und welche der Menschengeist nicht durch die Formen seines Denkens in sie hineingelegt hat, die er aber, im Bewußtseyn eigner Ohnmacht, anerkennt und anstaunt. Jeder neue Blick in die endlosen Fernen des mit Welten bevölkerten Alls, und in die bodenlosen Tiefen der Natur, ihres Wesens und Wirkens, bringt ihm das Gefühl seines eignen niedrigen Standes. Aus ihren wunderbaren Abgründen steigt Weissagung; und der Geist wird in sich Gottes voll; er weiß sich in ihm, ihn in sich; sich „göttlichen Geschlechts“*).

---

115. Urgewißheit von Gott.

Wenn sich der Geist, im Zustande der Halbentwickelung, nicht mit dem Glauben an ein Daseyn Gottes genügen läßt; sondern Gewißheit (13.) fordert, und Zweifel erwachsen: so entspringen diese nicht, weil die mittelbare oder unmittelbare Offenbarung in seinem Innern stumm geworden wäre (auch inmitten der Zweifel glaubt er noch unwillkürlich), sondern weil der Verstand (8.) beim Forschen falsche Pfade wählte. Dann fordert er wohl, mit kindischer Befangenheit, sichtbare Wunder und Zeichen. Dem armen Sterblichen kömmt nicht zu Sinne, daß er jeden Augenblick durch ein Labyrinth von Wundern wallt; daß diese im Grashalm und im Staube zu seinen Füßen liegen, und aus den Himmeln von jedem Stern herabsinken; daß jeder seiner Athemzüge Wunder sey. Oder er fordert sogar zu seiner Ueberzeugung persönliches, sichtbares Erscheinen Gottes unter den Menschenkindern. Er begehrt in kindischer Einfalt die Endlichwerdung des Unendlichen; die Begränzung der Allgegenwart.

Diesen Kinderwünschen fast ähnlich sind die einseitigen, wenn auch scharfsinnigen, Versuche vieler Schulweisen und doch oft Unweisen, welche, bei der in ihrem Geiste unaustilgbaren Urgewißheit von Gott, sich mit dieser nicht begnügen, sondern die Wesenheit der Gottheit und

*) Ap. Gesch. 17, 28.

deren Beſchaffenheit ergründen und begreifen wollten. Sie verwechſelten die Wirkungen mit der Urſach; oder bedachten nicht, daß das Weſende gewußt und gekannt, und dennoch ſchlechthin an ſich unbegreifbar ſeyn müſſe (19.), weil es an ſich ohne Mannigfaltiges in ſeiner Einheit beharrt, und das Mannigfaltige nur in ſeinen Erſcheinungen oder Aeußerungen beſteht, vermittelſt deren es auf uns einwirkt; gleichwie der Menſchengeiſt nur in ſeinem Gedanklichen ein Mannigfaltiges wird, und nur vermittelſt ſeiner Gedanken auf die Natur oder auf Menſchengeiſter erregend zurückwirkt. Daher gingen die Weltweiſen des Alterthums, und ſelbſt der ſpätern Zeiten, in den verſchiedenſten Richtungen irre aus einander, und ſuchten das Unfindbare; oder erfanden, was ſie nicht fanden.

So hielten die Einen den ſinnlich gewahrbaren, oder auch wohl eine feinere, dem Schau'n der Sinne entrückte Materie, weil ſie das überall Verbreitete iſt, für Urquell alles Daſeyenden; das Bewirkte für das Allwirkende; das Bedingte für das Allbedingende; hinwieder die wunderbare Macht des Belebenden, die Gefühle der Freude und des Schmerzes, die erhabenſten Ideen des Geiſtes, die weiſen Ordnungen des ganzen Weltgebäu's, Heiliges und Unheiliges, für Wirkungen und Eigenſchaften der Materie, je nach deren verſchiedner Zuſammenſetzung. So ward die ſtoffiſche Welt ihr Gott, oder auch der blinde Zufall, welcher, nach vieltauſendjährigen Bewegungen und Miſchungen der Stoffe, dieſe unabſichtlich in ſolche Verbindung gerathen ließ, daß ſie darin auf immer beharrten. — Dieſe kindlich-rohe Vorſtellung von einer Gott-Welt (des Materialismus) ſagte tiefern Denkern nicht zu. Sie unterſchieden das in den endlichen Dingen der Welt von dem, ſie aus ſich, Bewirkenden; die Erſcheinungen vom dahinter waltenden Weſen; die Welt, von der ſie gebärenden Natur. Sie erhoben dieſe ſich Unbewußte zur Schöpferin des wiſſenden Geiſtes; die ſtarre Nothwendigkeit zur Urſach der Geiſtesfreiheit; zur Geberin eines Geſetzes, welches mit ihrem Wirken nichts gemein hat, und unter ihren geſammten Erſcheinungen unerfüllbar ſteht. Sie machten die Natur zum Gott, der erſt im Geiſte ein Gewußtes werden kann, und doch nur ein mangelhaft Erkanntes; der ſich in ſeinen Erſcheinungen mit unendlicher Weisheit äußert, ohne davon zu wiſſen und ohne vom Menſchengeiſt ergründet zu werden; zu einem Gott, der zugleich Vollkommenheit und Unvollkommenheit iſt. — Dieſe Lehre (des Naturalismus), wie viel des ſich Widerſtreitenden ſie auch darbieten möge, iſt, wie ſchon geſagt, höchſte Erkenntnißſtufe eines ſelbſtdenkenden Heidenthums. Um die Widerſprüche ſolcher Anſicht aufzulöſen, iſt es nur noch ein Schritt zum

Glauben an einen einzigen, über Welt, Natur und Geisterthum erhabnen, allwaltenden Gott (zum Deismus).

Ohne die in der Wesensnothwendigkeit unsers Geistes schon, vor allem Denken, vorhandene Urgewißheit eines Urwesens, der auch die ganze Natur entspricht, würde das Menschengeschlecht nie einen Gott im Weltall gesucht haben. Das Urgewisse (6.) aber versteht sich von selbst; kann nicht gedanklich bewiesen werden; bedarf keines Beweises, als sich selbst, und ist die Grundlage, auf welcher der Verstand erst alle andern baut. Wir kennen Gott aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), und erkennen ihn aus mittelbarer Erfahrung, durch Natur und Schicksal.

Daher sind die Bestrebungen Derer vergeblich gewesen, welche das Daseyn Gottes reingedanklich aus einem Hauptgrundsatze, durch Schlüsse und Folgerungen darthun wollten. Denn ihr Hauptgrund, von dem sie ausgingen, war selber nur vom Geist Bewirktes, Gedankliches. Sie bewiesen nicht ein wesendes Daseyn, sondern nur Uebereinstimmung ihres Gedankenspiels mit diesem selbst und die formenhafte Richtigkeit desselben.

Andre, die zur vollendeten Gewißheit vom göttlichen Daseyn ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen der Erkenntniß und sinnlichen Erfahrung des Gegenstandes forderten, gelangten zu demselben Ergebniß, wie jene. Weil sie den Gegenstand, dessen Vorhandenheit sie zu beweisen trachten, nicht ursachlich wesend, und auch nicht sinnlich gewahrbar schauen konnten, verblieben sie im Spielraum ihrer Gedanklichkeit; fanden sie keine Brücke von dieser zur wesenden Wirklichkeit außer sich (vom Idealen und Realen), und erreichten somit nichts Anders, als Anerkennung einer unabweisbaren Nothwendigkeit, das Daseyn Gottes inner ihrem eignen Gedankenthum für wahr zu halten, wenn auch nicht die wirkliche, wesenhafte Vorhandenheit. Dieser Vernunftglaube ward ein bloßer, unentbehrlicher Nothbehelf ihres Geistes, um in ihm den Zwiespalt des Heiligkeitsgesetzes und dessen Forderungen mit der ungenügenden Erfüllbarkeit derselben im Endlichen, zwischen der Sehnsucht nach Vollkommenheit und dem Unvollkommenen in dieser Welt, zu schlichten. Jene Denker endeten, womit sie hätten beginnen können! Denn die Nothwendigkeit des Gottglaubens war kein Ergebniß ihrer Schlußfolgerungen, sondern diese waren aus jener entsprungen, und konnten nichts bezeugen, als das Vorhandenseyn ihrer Urquelle (der Urgewißheit) im Wesen des Geistes; die unmittelbare Erfahrung (12.) in sich von Gott; die Selbstoffenbarung Gottes*) im Geist. Und was würde auch mit jenem

*) Röm. 1, 19. 20.

Vernunftglauben, oder Selbsttrost der Vernunft, gewonnen, ohne Wissen der Wirklichkeit des Ur's aller Wesen? Es wäre damit wohl ein Schlußstein des gesammten Gedankenwerks gefunden; doch wie mag dies Beruhigung gewähren, wenn dennoch in dem Draußen der Schlußstein des gesammten Wesenthums zweifelhaft bliebe?

Es kann aber in der Welt der Gedanken nichts vorhanden seyn, was sich in ihr nicht entweder aus der urgewissen Wesenheit des Geistes, oder durch Erregung vom außer ihm Wesenden, als Vorstellung abspiegelt (8.). Was irgend die edelste oder wildeste Imagination Bewundernswerthes, oder Unnatürliches, zusammengestalten mag: es ist immerdar aus Einzelheiten dessen in einander gefügt, was schon im Gedächtniß aufbehalten lag. So gewinnen wir anderseits Kunde vom Göttlichen, weit über die Natur und ihre Erscheinungen, selbst über den Geist und seine Vorstellungen hinaus. Wie könnten wir den Gedanken des Unendlichen, des Ewigwahren, des Heiligen, in uns hervorbringen, wir, denen in der Welt nur Endlichkeit, Sündhaftigkeit und Täuschung begegnet, wenn das in ihr und von ihr Nie-Erfahrene nicht unmittelbar aus der Urheit und wesenhaften Wirklichkeit unsers Geistes erscheinend würde? Der unwissende Wilde mag durch Furcht oder Bewunderung inmitten der Naturwirkungen zur Ahnung höherer Mächte, der entfaltetere Geist des Denkers durch das Wunderreich der Außendinge zur hellern Erkenntniß des Göttlichen geführt worden seyn. Aber die Menschheit konnte nicht finden, was nicht schon, vor aller Furcht und Bewunderung, und nicht schon vor allen Gedanken in ihrem Geistleswesen, vorhanden war. Man findet nicht das Nichtvorhandne, und weiß nicht das Nichtgekannte.

---

116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens.

Gott hat sich unmittelbar in der Wesenheit unsers Geistes offenbart, er das All, und Eine in Allem. Kein Sterblicher hat Gott den Sterblichen offenbart; Keiner ihnen das Gesetz der Heiligkeit vom Himmel gebracht. Von den Urhebern der frühesten und jüngsten Religionen wurde das Wissen vom Göttlichen in der Welt vorausgesetzt. Lehrer und Gesetzgeber des Alterthums reinigten nur die rohen Vorstellungen ihres Volks von jenen Unvollkommenheiten, die ein Erbe aus noch kenntnißärmern Zeiten waren. Sie läuterten die Begriffe vom Gerechten und Guten. Sie befestigten, für allzusinnliche Zeitgenossen, die Ideen vom Uebersinnlichen vorsichtig im Boden der Sinnlichkeit. Sie kleideten

darum das Unsichtbare, in Sichtbares, ein; hüllten es in die Pracht feierlicher Gottesdienste; unterstützten das Ganze mit Hoffnungen, Wundern und Schrecken. Nicht für das, was, in jeder sich klar gewordenen Vernunft, eine selbstgewordene, unerlernte Gewißheit ist, fordern sie Glauben, sondern für das Erlernte, und für höhere Einsicht und Würde des Lehrenden; gleich wie man auch von Kindern, die zur Selbstprüfung nicht gereift sind, nothwendig Glauben an der Aeltern höhere Einsicht und Würde fordert. So darf uns nicht befremden, daß Nationen im Stande unentwickelter Kindheit des Geistes, wenn auch ihr Verstand für irdische Verhältnisse und Bedürfnisse sehr ausgebildet seyn mochte, dennoch das Ueberirdische reinsinnlich, und ihre Götter, in menschlicher Gestalt, dachten. Es darf uns nicht befremden, wenn sie Jehova, Brama, Buddha, Zerwan, Allah, oder mit welchem Namen sonst die tausend Sprachen der Menschenkinder das Wesen alles Wesenden bezeichnen mögen, wie mit allen Tugenden, so mit Thorheiten, Schwächen und Leidenschaften der Sterblichen begabten, bis dem reifern Verstande diese Gebilde selbst lächerlich wurden, oder doch nicht das Höchste zu seyn schienen. Ueber ihren Göttern sahn Rom und Griechenland noch Höheres walten, — ein Fatum, dem die Götter selbst untergeordnet waren.

Nicht daß ein höheres Wesen über der Welt walte, sondern was, und wie beschaffen dies Wesen sey, hat von jeher die Gedanken der Menschheit beschäftigt; und beschäftigt heut noch die Schulen der Theologen und Philosophen vieler Länder. Vergebliches Bemühn! Selbst der Menschengeist erkennt nicht die Beschaffenheit seines eignen Wesens, sondern nur des Vorhandenseyns desselben durch Kenntniß (4.) seiner Aeußerungen. Ueber Beschaffenheit des Gotteswesens vernünfteln wollen, ist eitles Trachten. Wie mögen wir es ergründen, die wir uns in unsrer eignen Urheitlichkeit nicht ergründen können? Wir, die selbst in der Reihe der Wesen noch so tief stehn!

Wohl spricht man von den Eigenschaften unsers Geistes; eben so von Eigenschaften der Seele, des Lebens, der Materie, der bewegenden Kräfte des Lichts, der Wärme, Elektrizität u. s. w. Diese belehren uns aber nicht von der Insichbeschaffenheit des Wesenden, sondern nur von dessen Wirkungen, oder seinem Andersseyn für uns und da wir, in den Erscheinungen aus dem Wesen, Abspiegelungen desselben erkennen, bilden wir, durch Uebertragung, daraus Eigenschaften, d. i. besonders Wirksamkeitsweisen des uns, an sich unbekannten, Wesenden. So spricht man auch von den Eigenschaften Gottes, dessen Wirken wir, in der Natur, im Schick-

sal und im eignen Geiste wahrnehmen. Aber wie wenig kennen wir von der Natur, die doch nur der tiefste Saum vom Gewande des Allerhöchsten ist! Wie wenig von ihrem Walten und Wirken auf tausend fernen Weltkörpern, wo es ein ganz anderes, als auf dem von uns bewohnten kleinen Nebenstern einer Sonne ist;

Doch wie gering auch unser Wissen noch ist, ja, wie sehr wir uns auch noch irren können, indem wir das Vollendete in Natur und Geist zum Maßstabe von Gottes unendlicher Vollkommenheit machen, und was wir in jenen bewundern, als Zeugnisse seiner Eigenschaften nehmen: können wir denn anders, als nach dem Abglanz seiner Herrlichkeit uns, auf menschlich-kindliche Weise, ein Bild vom ewigen Allvater entwerfen? Nicht die Urgewißheit von seinem Daseyn, sondern die Vorstellung seines Wesens, ist ein Vernunftglaube, dessen Nothwendigkeit gebietrisch aus dem Gesetzthum unsrer Erkenntniß und aus der Stellung unsers Geistes im All der Wesen hervortritt.

So bietet die unbegränzte Natur, sie die allgegenwärtige Sachlichkeit dessen, was den Sinnen gewahrbar ist, die Idee der Allgegenwart Gottes; sie, in allen belebten und unbelebten Gebilden ihre unendliche Einheit ausprägend, bietet uns die Vorstellung vom lebendigen und all-einigen Gott. Unser Anstaunen ihrer unwiderstehlichen Macht, ihrer Geheimnisse und Wunder lehrt uns von seiner Allmacht, seiner Allweisheit. Ihr Beseelendes und Beseligendes spricht uns von seiner Allseligkeit. — Eben so nehmen wir aus der Herrlichkeit unsers Geistes das, wovon keine sinnliche Erfahrung Kunde gibt, und was in denselben aus Gott hereinstrahlt, die Ideen des Unendlichen, Wahren und Heiligen, und eignen es ihm wieder zu. Darum nennen wir ihn das Unbedingte (Absolute), in welchem alle Artungen des Wesens und Seyns bedingt sind; darum ihn den Schöpfer; das Weltall seine Schöpfung; ihn, den Ewigen, über Räume und Zeiten Erhabnen, den Allgütigen, den Allerheiligsten.

Wenn der kenntnißdürftige, mehr nachglaubende, als selbstdenkende Großtheil der Sterblichen sich seine Gottheit noch zu menschenartig vorbildet; sie sogar des Zorns über der Rache fähig hält; und den Widerspruch in einer Vorstellung nicht wahrnimmt, nach welcher Gottes Allbarmherzigkeit mit ewiger Strafe und Höllenqual des Sünders vereinbar seyn soll: nein, lächeln wir nicht darüber, stolz auf unser vermeyntes Besserwissen. Auch die Weisesten unter den Weisen bilden sich die Gottheit noch zu menschenartig vor, und bemerken nicht Widersprüche, welche entspringen, indem sie in Gott Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, aber ins Unendliche ausgedehnte, vereinigen. Sie

sprechen auch wohl von einem „Willen Gottes“, als könnte im Allerheiligsten noch, wie im Menschen, ein So- oder Anders-Beschließen, ein Wählen zwischen Bessern und Schlechtern stattfinden; oder von ihm, dem „höchsten Vernunftwesen“ und dessen „Gedanken“, als wenn das Ur des Alls nicht ein Anderes, weit über alle Vernunft erhabnes Wissen seyn möge; oder sie schaffen Gott zu einem ewig in Natur, Welt und Geistern, in starrer Nothwendigkeit waltenden, sich selber dunkeln, Fatum oder Schicksal; Andre wieder anders. — Kein Wort mehr über jene Vorstellungsweisen von Beschaffenheit des göttlichen Wesens. Ich könnte Mandeville's Fabel von Bienen wiederholen, welche noch keinen Menschen gesehn hatten, und, um sich seine Erhabenheit vorzustellen, ihm ihre Formen und Eigenschaften, aber ins Endlose vergrößert, beilegten, woraus freilich noch immer kein Mensch, sondern nur eine ungeheure Biene ward; oder könnte wohl mit Paulus, dem Apostel sagen: „Sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild verwandelt, gleich dem vergänglichen Menschen*);“ und „da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Thoren geworden.“

Unter allen Lehrern der Menschheit, vom Anbeginn derselben bis heut kenn' ich nur Einen, der, menschlicher Weise, von göttlichen Dingen und dem Verhältniß der Geister zum Allerhöchsten, am würdigsten gelehrt hat. Es ist der, welcher die Selbstoffenbarung der Gottheit in uns, durch seines Geistes Licht, von den Nebeln der Irrthümer reinigte, wie Keiner vor ihm und nach ihm. Es ist Jesus Christus.

---

117. Christus.

Es sey mir erlaubt, von ihm zu reden, wenn auch nicht ganz auf die unter Schriftgelehrten der vielerlei Kirchen und Glaubensfekten übliche Weise. In Aufschließung meines innersten Seyns, darf ich die eigne Ansicht der außerordentlichsten Erscheinung nicht verschweigen, welche, seit dem geschichtlichen Wissen der Menschheit, je im Geisterreich hervorgegangen ist. Nicht von seiner Person will ich reden; sondern von seiner Lehre. Er selber sprach über seine Persönlichkeit wenig; und dann nur auf bildliche Weise, um sein Erscheinen, und den Zweck desselben, mit den bisherigen Ansichten des jüdischen Volks jener Tage, und mit den schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen seit Moses, in Einklang zu bringen, daß er nicht gekommen sey, das

*) Röm. 1, 23.

Gesetz oder die Propheten aufzulösen*). Mehr, als er selber, sprachen seine Jünger und die Erzähler seines Lebens (die Evangelisten), von seiner Person; Alle mehr oder weniger verschieden, je nachdem sie seine Aeußerungen aufgefaßt, oder dem Ideenkreise derer, für die sie schrieben, angemessen gemacht hatten; Alle mit dem Zweck, durch Schilderung der Würde und Herrlichkeit des von Gott in die Welt Gesandten, seinem Worte Glauben zu erwerben. Mehr, als die Jünger, wußten die spätern Verkünder des Evangeliums, die Ausleger der Wörte der Apostel, über die Persönlichkeit Christi, über die verschiednen Naturen in derselben, sogar über Naturen und Personen in Gott selbst, zu sagen. Das Christenthum Christi selbst ward, in den Streitfragen über Christi Person, nur zu oft Nebensache; hinwieder ein menschliches Christenthum, aus Dogmen und Symbolen vieler Kirchen und Sekten hervorgebildet, Hauptsache. Wäre dieses aber die Hauptsache gewesen: so würde dem, der Jesum gesandt hatte, wahrlich es ein Leichtes gewesen seyn, alle Irrthümer, abweichende Auslegungen und Zweifel der Nachwelt unmöglich zu machen.

Abgesehn von Allem, was das Priesterthum verflossener Zeiten und gegenwärtiger, über die in Sagen- und Bildersprache des Orients gehüllte Geschichte der Person Jesu mündlich und schriftlich gelehrt und geträumt hat; abgesehn von Allem, worüber Weise und Unweise, welche sich seit dem ersten bis zum neunzehnten Jahrhundert jemals mit Christi Namen schmückten, in mancherlei Behauptungen und Widerlegungen, in gegenseitegen Verketzerungen und Verfolgungen, christuswidrig, auseinander gefallen sind; bleibt immer, selbst für Juden und Heiden, selbst für den philosophischen Zweifler Eins noch, des höchsten Erstaunens würdig. Ich würde dies Eine, wiewohl es vor Augen liegt, unbegreiflich nennt, falls ich darin nicht „den Finger Gottes“ sähe, das heißt, ein wunderweises Lenken und Ordnen des Schicksals im Geisterthum, wie ich es schon im Weben und Wirken der Natur erkenne. Wenn Zeichen und Wunder, vor Alters, unter wundersüchtigen und wundergläubigen Barbaren verrichtet, den spätern Jahrtausenden nicht mehr als Urkunden einer göttlichen Sendung, genügen können: so werden Wunder andrer Art, die wir erst in unsrer Zeit verstehen und die nicht geringer sind, als die, welche wir in Schöpfungen der Natur anstaunen, voll unerschütterlicher Gültigkeit und Kraft verbleiben müssen.

Es haben Sokrates, Plato, Zeno, alle erleuchtete, tugend-

*) Matth. 5, 17.

hafte Weisen, die wir noch immer mit Ehrfurcht nennen, gelebt und gelehrt, bevor Christus kam. Wir kennen ihre Ideen, und bewunderungswürdigen Berufträume von göttlichen Dingen. Sie waren Glanzpunkte im Geisterreich ihrer Zeitalter. Sie sind es nicht mehr für das heutige, in welchem wir, von höhern Standpunkten der Wissenschaft und Naturkenntniß, ihre Fehlschüsse und Irrthümer nachweisen. Wer weist heut aber, in der Lehre Christi von göttlichen Dingen Irrthümer und Fehlschlüsse nach, wenn dieselben nicht erst durch spätere Mißverständnisse und Auslegungen hineingetragen worden sind?

Aber jene Weisen des Alterthums, aber Moses, Zoroaster, Konfutse und andre Propheten und Lehrer der Vorwelt, erscheinen dem Beobachter, im Seyn der Zeiten, jeder wie ein Johannes der Täufer, nur als Vorgänger Christi, die ihm den Weg bereiteten. Was sie lehrten, war das Höchste für ihre Schule, ihr Zeitalter, ihre Nation. Religiöses Seyn ist das wirkliche Geistes-Leben der Völker, welches deren Wandeln und Handeln mächtiger regelt, als das bürgerliche Gesetz. — Nach jenen Vorarbeitern kam Jesus Christus, und ward das Licht, nicht seines Zeitalters, sondern aller Zeitalter; nicht seines Volkes, sondern der Menschheit. Er ist der Vorläufer keines Weisern geworden. Und wenn noch heut Zwiespalt herrscht, trägt nicht seine von ihm verkündete Wahrheit die Schuld, sondern Irrthum und Schwäche seiner Verkündiger. Es gibt nicht zwanzig, dreißig Christenthümer, sondern nur ein einziges Christenthum; und dieses ist die wahre Weltreligion; und sie ist dies, weil göttlichen Ursprungs; und sie ist dies, weil geläuterte Selbstoffenbarung der Gottheit im Wesen aller menschlichen Geister.

Durch Jesus erst ward die Selbstoffenbarung Gottes, die sich den Sterblichen lange Zeit in ungewissen Ahnungen kündete, zum reinen, lichten Bewußtseyn erhoben; durch ihn das Verhältniß unsers Wesens zum höchsten Wesen, durch ihn das Gebot der Geistesfreiheit und Selbstheiligung von Irrungen des blöden Verstandes, von Schnörkeln der Schulsysteme, von Sophismen irdischer Selbstsucht, geläutert; durch ihn der Blick in das Ewige beseligend. Und was von diesem Allen in der Vorwelt nur stückweis, mangelhaft, oder mehr oder minder fantastisch und verworren, in Mysterien der Priester, in Schulen der Weltweisen, nur einzelnen Nationen, einzelnen Auserwählten, mitgetheilt worden war: das ward, durch ihn, was es seyn sollte, Gemeingut des menschlichen Geschlechts. Er aber gewährte es in einer Vollendung, wie es die scharfsinnigsten Denker, vor und nach ihm, nicht vollendeter gewährt haben und gewähren

konnten; und zugleich in einer Einfalt und Klarheit, daß selbst Unmündige und Wilde die ewigen und höchsten Wahrheiten, wie er sie, losgeschält von Kirchlichkeiten und Nationalitäten, gab, nicht bloß als Erlerntes, glaubten, sondern mit Ueberzeugung begriffen. Sein Wort war kein Räthsel für die menschliche Vernunft, sondern eben das, was sie in sich selber befriedigte; war die einzig mögliche Lösung des dunkeln Welträthsels für sie. Ein trübes Wissen und Ahnen vom Göttlichen ward, durch ihn, zum Wort.

Dies Wort der frohen Botschaft, seine Lehre, war nicht seine Lehre und Offenbarung, sondern, wie er selbst sagte [1]), Gottes in ihm; und war, wie er selbst sagte, eine Wahrheit, welche jeder erkennen kann, weil sie schon in jedem Geiste von Gott gegeben wohnt [2]), und ihn von den Fesseln des Thierthums frei macht [3]). Und weil eine Selbstoffenbarung des höchsten Wesens in den Geistern allein eine Ur-Wahrheit ist; alles Andre nur menschlich Ersonnenes und Beigefügtes: so mahnte er, uns in ihr zu heiligen; dem Vollendeten und Vollkommnen nachzustreben, wie Gott auch das Allvollkomme ist [4]). Darum konnte schon einer der ersten Christusjünger rufen: „In allerlei Volk, welcher Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm [5])!“ Die Hauptsumme der von Christo entschleierten Gottesoffenbarung ist: Es ist ein allwaltender, allgegenwärtiger, unsichtbarer Gott, ein höchster Geist [6]). (Auch in den Halbwilden von Amerika's Urwäldern, wohin der Name Christi nie erscholl, spricht sich diese innre Offenbarung durch Verehrung des „großen Geistes“ aus). Er ist der Vater des Weltalls [7]); in ihm leben, weben und sind wir; wir seine Kinder, ewig mit ihm im göttlichen Vaterhause, wo der Wohnungen viele sind [8]), und jeder empfängt und wird, was er durch Selbstheiligung geworden [9]). Das höchste der Gebote Christi zur Selbstheiligung ist aber: Liebe Gott über Alles,

---

[1]) Joh. 7, 16. 17.
[2]) Röm. 2, 14. 15.
[3]) Joh. 8, 32.
[4]) Matth. 5, 48.
[5]) Ap. Gesch. 10, 35.
[6]) Joh. 4, 24.
[7]) Matth. 6, 9.
[8]) Joh. 14, 2.
[9]) Gal. 6, 8. 9.

den Nächsten, als dich selbst; oder, was du willst, das dir Andre thun sollen, das thue ihnen auch. Dies ist der heilige Grund aller Pflichten der Gerechtigkeit und Güte.

So stellet Christus, menschlicher Weise zu reden, die gesammte Menschheit, als eine große Gottesfamilie, dar; unter sich Brüder und Schwestern; zum Allvater, als Kinder desselben. Er nannte nicht seine eigne Mutter, nicht seine leiblichen Brüder nur, die ihm Verwandtesten, sondern sprach: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter*). Wie er den Allvater seinen Vater, so nannte auch er sich hinwieder einen Sohn Gottes, wie auch alle Menschen: „Söhne Gottes" **) (υἱοὶ τοῦ Θεοῦ). Und wie er sich einen Gottessohn nannte, so auch einen Menschensohn, der nicht göttliche Anbetung und Dienst forderte***), wohl aber, daß man in ihm und seinem Wort den Vater ehre, der ihn gesandt hatte †). Wiewohl jeder Sterbliche, welcher zur Veredlung und Erleuchtung der Miterschaffnen, sey es in weitern oder engern Kreisen wirkt, ein Werkzeug des Allerhöchsten, ein von demselben in die Welt Gesandter genannt werden kann, ist Christus dieses doch im herrlichsten Sinn des Wortes. Seine Enthüllung der Gottesoffenbarung, seine Lehre, welche Stamm und Wurzel aller Religionen in der Welt ist, bezeugt, daß, wie in jedem Geiste Göttliches wohnt, in ihm eine Fülle des Göttlichen war. Und wem diese Urkunde der göttlichen Sendung nicht genügt, der findet sie in den Wundern der Weltgeschichte, in der weltordnenden Gewalt über dem Entwickelungsgang des Menschengeschlechts.

Denn Christus erschien, zur Welterlösung aus den Banden der Geistesfinsterniß und Verthierung, „als die Zeit erfüllet war"; da sein Wort Wurzel schlagen und das Senfkorn des Evangeliums zum weltbeschattenden Baum aufwachsen konnte; nicht früher, nicht später! Er erschien, als viele Propheten und Weisen der Völker schon ihm den Weg bereitet hatten; als in einem großen Theil der Erdbewohner schon, unter tausendjährigen Erfahrungen, der Verstand zu höherer Selbstthätigkeit gestärkt worden war; als durch Centralisation der Staatsverwaltung von vielen Ländern dreier Welttheile, die alten Ver-

*) Matth. 12, 50.

**) Röm. 8, 14 — 16. Matth. 5, 45.

***) Matth. 20, 28.

†) Joh. 5, 23.

hältnisse derselben erschüttert und alle dem Zepter eines einzigen Gebieters untergeordnet lagen. Er erschien, als das römische Weltreich (niemandem ahnte es damals noch) bald unter seiner eignen Last, und das Heidenthum bald unter seinen eignen Zweifeln, zusammenbrechen sollte; als die Legionen der Cäsaren, im Umtausch ihrer Standorte, vom Tajo zum Euphrat, vom Nil zur Themse wanderten und, überall andern Göttern begegnend, an den eignen irre werden mußten. Wäre Christus früher in die Welt getreten, würde sein Wort auf den Kreis einer vereinzelten Nation beschränkt geblieben seyn, wie einst das mosaische Wort; nun sprach Christus zu einem unermeßlichen Weltreich.

Und er erschien inmitten eines kleinen asiatischen Volks, jedoch eines solchen, in welchem Moses schon die Idee der All- und Einheit Gottes geweckt hatte. Hier, wie nirgends noch, war das Erdreich zum Empfang des auszustreuenden Samens vorbereitet. Das Erscheinen Christi in der rechten Zeit, am rechten Ort, um mächtig in den Entwickelungsgang der Menschheit einzuwirken, war, wie jedes Geborenwerden eines Sterblichen, nicht sein Werk, sondern das einer höhern Hand. Nennt Ihr es Zufall? — so ist abermals Zufall Euer Gott. Aber der Bau der Feldblume, wie des ganzen Erdballs und der endlosen Weltenfamilie des Himmels, die Verkettung Eurer Lebensereignisse, wie der Völkerschicksale, verkünden ein stilles Werden und Ordnen nach einem Gesetz, welches weit über alles menschliche Ergründen hinaus liegt.

Christus erschien; lebte wenig beachtet; war kein Hochgestellter seines Volks; suchte nicht Umgang mit Großen und Reichen, sondern da, wo gewöhnlich Sittenreinheit und Unverdorbenheit des Gemüths am meisten gefunden wird, in den Mittelklassen des Volks. Hier, im heiligen Wandel, lehrte er Heiligendes; verbreitete er Licht über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, wie Keiner vor ihm; war fast noch Jüngling, kaum noch in sein Mannesalter eingetreten; und, mißverstanden von Vielen der Zeitgenossen, oft selbst von seinen Blutsfreunden und Schülern *), besonders aber von Priestern, Weltgelehrten und Staatshäuptern. Durch diese ward er, drei Jahre nach seinem öffentlichen Auftreten, zum Tode geschleppt. Er war nicht der Erste, welcher die Wahrheit seiner Ueberzeugungen, die Tugenden seines Lebens, mit eignem Blute besiegeln mußte; aber der Erste, bei dessen

*) Joh. 36. Matth. 20, 20 — 28.

Tode der Vorhang vor dem Allerheiligsten des Geisterthums zerriß, daß das Allverhüllte unverhüllt und offen vor den Augen aller Sterblichen dalag. Da erblickten sie Gott in seiner Herrlichkeit, als ihren und aller Wesen Vater; da sich selbst, als seine Kinder; da vor sich die Ewigkeit aufgethan, als ihr Vaterhaus, und die Liebe, als den Himmelsweg dahin.

Unter Allen, die je auf Erden vom Weibe geboren worden sind, hat keiner, wie Christus, so außerordentlichen Verwandlungen der Menschheit, und dadurch so ungeheuern Umwälzungen der Reiche, der Sitten, der Gesetzgebungen, der Wissenschaften, den Ursprung gegeben. Wie gar nichtig und flüchtig sind die Thaten und Stiftungen aller Pharaonen, Cäsaren und Chane geblieben, in alter und neuer Zeit, mit ihrem blutigen Schwert und ihrem verblendenden Golde! Jesu That war das Wort! Es fiel erschütternd in den Ocean der Zeiten, und die Erschütterung pflanzte sich fort in immer mächtigern Wellenschlägen, in immer ausgedehntern Kreisen; von einem Jahrtausend zum andern, und noch heut immerdar durch alle Welttheile künftigen Jahrtausenden entgegen.

Anfangs trugen nur wenige Jünger das Jesuswort durch die damals bekanntern Gegenden Asiens, Europa's, Afrika's. Jeder gab es, wie er es von dem göttlichen Meister empfangen, und sprach von ihm nach Maß eigner Begeisterung, Ansicht, Bildung und Gemüthsweise; oder mit Rücksicht auf Uebungen, Denkarten, Vorurtheile der verschiednen Nationen. Sie mußten Allen Allerlei werden, um Viele zu gewinnen *). Die bildliche Sprache des Orients, der jüdische Aberglaube, oder die mosaische Offenbarung und deren rabbinische Auslegung wäre dem Römer, dem wissenschaftlich gebildeten Griechen Fremdes gewesen. So entstanden eben dadurch, unter den ersten Christen schon, unvermeidliche Mißverständnisse und abweichende Vorstellungsarten über die Persönlichkeit des Urhebers der Weltreligion. Der Eine sprach: Ich bin Paulisch; der Andre: ich bin Apollisch; der Dritte: ich bin Kephisch; der Vierte: ich bin Christisch! **) Und die Spaltungen dauerten fort. Spricht man doch heut auch noch: Ich bin Griechisch; ich bin Römisch-katholisch; ich bin Lutherisch; ich bin Reformirt, oder Pietist, Methodist, Mennonit u. s. w. Aber das Licht der göttlichen Urwahrheit, wie es Jesus ins Reich der Geister

*) 1 Kor. 9, 20 — 22.
**) 1 Kor. 1, 12.

gebracht, leuchtete im Innern aller Hüllen, Sekten und Kirchen, mit denen es menschlicher Witz, oder menschliche Unwissenheit, umgab. Es leuchtete, wohin es, selbst von einzelnen Kriegern, welche den römischen Adlern folgten, getragen worden war, vom Jordan bis zu den Pyrenäen und zum Indus; von Aegypten bis ins schottische Gebirg.

Dann erst, als die Funken überall still glommen, riß ein Sturm der Verhängnisse Völkerhorden aus uralten dunkeln Wohnsitzen und schleuderte sie, wie Spreu, durch einander; und die Funken wurden zu lodernden Flammen, auf daß Alles in Erkenntniß des alleinigen Gottes entbrenne. Siegende und besiegte Legionen, begeisterte Jesusjünger und wandernde Barbarenstämme, alle von einer unsichtbaren Macht des Schicksals getrieben, wurden zu Werkzeugen des Jesuswortes. Selbst Stifter andrer Religionen, von Mahomed in Arabien bis Nanek unter den Shiks, kamen nur, dem Geiste der Christusreligion, durch die Wildnisse Asiens und Afrika's, den Weg zu ebnen, indem sie, wie früher Moses bei seinem Volke, die Götzen des Heidenthums von den Altären stießen, und die zwar noch blöden, aber doch schon gereiftern Geister zum unsichtbaren, alleinigen Gott hinaufwiesen.

Der Weltsturm legte sich. Zertrümmert lag das römische Weltreich. Nichts vom ehmaligen Zustand europäischer Verhältnisse war geblieben, als das Christenthum. Seit dem Tag auf Golgatha hatte eine ganz neue Geschichte der Erdbewohner begonnen. Aus den Strömungen und chaotischen Mengungen der Völker, in welchen Jerusalem, Theben, Athen und Rom versunken lagen, schien, wie aus dem Schlamm einer langsam verlaufnen Sündflut, eine neue Menschheit hervorgestiegen. Wohl sah man, durch allgemeine Barbarei, die ehmalige vielgefeierte, heidnische Civilisation überwältigt; aber sich bald auch die rohe Tugend der Barbaren mit der Sittenanmuth der Ueberwundnen schmücken. Wohl sah man den einfachen Adel des Urchristenthums, mit Lappen griechischer Schulgelahrtheit, morgenländischer Fantasien, mit Ueberbleibseln des Judenthums, wie des heidnischen Götzenthums, entstellt; aber auch in den Völkern eine höhere Inbrunst für das Göttliche und Ewige entzündet. Nicht bloß der gemäßigtere Himmelsstrich Europa's führte ein schnelleres Abstreifen der Wildheit und Barbarei herbei; mehr noch das Himmelslicht der Christuslehre brachte ein geistigeres Leben. Die Verkünder desselben retteten in Kirchen, Klöstern und Schulen, die in Schrift bewahrte Erfahrung und Weisheit der Vorzeiten. Wärme und Licht des Göttlichen im Evangelium machte die Kette der Leibeigenschaft,

die Eisenzepter der Tyrannen, die Bande todten Kirchenglaubens verwittern; die Nebel des ererbten Aberglaubens nach und nach auseinanderfließen.

Und abermals „war die Zeit erfüllt", zu einem neuen Weltalter reif. Es sprengte die Kraft des Schießpulvers jetzt die Felsenburgen zwingherrlichen Ritterthums und verrückte die erschütterten Schranken erblicher Stände und Kasten. Es lüftete ein kühner Schiffer den Vorhang von unbekannten Weltgegenden, und knüpfte, rings um den Erdball, Verband und Verkehr zwischen Nationen, die von ihrer gegenseitigen Vorhandenheit, seit Jahrtausenden, nicht gewußt hatten. Das Jesuswort scholl über die Meere hinaus in die Wildnisse Amerika's und Australiens. Nun schüttete Guttenbergs Werkzeug die Schätze des Gotteswortes und des Alterthums in die Tiefen des Volks, und ward ein Sprachrohr der Geister zu Geistern, wie zu denen, die nach Jahrhunderten noch kommen sollen. Nun erst strömte der Geistesreichthum, welchen Christus gegeben, in das Leben andrer Welttheile über. In Europa selber, dem bisherigen Herde des ewigen Lichtes, hatten schon einzelne Glaubenshelden, die Tennen der Kirche, nach dem Bedürfniß ihrer Tage, gefegt, und Anfang gemacht, die Spru des Juden- und Heidenthums vom fruchtbringenden Kern zu scheiden.

Und der Staub und Moder der verweseten Vorwelt fällt noch mehr und mehr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ab von den Völkern und ihren Thronen, ihren Gesetzbüchern, Kriegspanieren, Altären und Richterstühlen. Das ist der Zauber des Evangeliums! Schon sehn wir, inmitten der civilisirten Barbarei, allerorts der sittlichgroßen, hochmenschlichen Wesen, d. i. der reinen Jesusjünger viele. Diese Entwilderung der Menschheit, diese Civilisation, wer mag der Weltgeschichte widersprechen? ist das Werk des Christenthums! Vom Christenthum aus, weht im Verkehr der Nationen, in Befreundung der Civilisirten mit Barbaren, nun schon ein heiligender Sinn durch Glauben und Sitte selbst der Bekenner des Korans, wie des mosaischen Gesetzes, der Veda's, wie der Zendavesta. Die Religion Jesu, diese enthüllte Selbstoffenbarung Gottes, durchdringt und verklärt langsam, aber unwiderstehlich, immer mehr die andern Religionen. Sie wird derselben innerstes Leben, trotz Beibehaltung von deren äußerer, verwitternder Rinde der Bräuche und Meynungen in Tempeln, Pagoden, Synagogen und Moscheen. Sie wird deren innerstes Leben, weil das Göttliche und Heilige das innerste Leben aller Geister ist.

So ist das Senfkorn, ausgesäet an den Ufern des Jordans, emporgewachsen zum jugendlichen Baume, wie der es vorausgesagt hat, der

es säete. Wäre mir zum Beweis der göttlichen Sendung Christi, oder der Wahrheit seiner Lehre, ein Wunder vonnöthen: hier ständ' es vor mir in der Schicksalsgeschichte der Menschheit. Und dies Schicksal ist Wirken des ewigen Weltordners in der Verflechtung der Ereignisse, in der Verspinnung von Ursachen und Wirkungen, in höchsten, wie tiefsten Sphären des Wesen-Alls.

Hier könnt' ich meine Ansicht des göttlichen Alls schließen, denn mir fehlen für das, was ich noch andeuten möchte, Zeichen und Worte. Vielleicht hätt' ich früher schweigen sollen, um der Verdammungssucht von Kirchengläubigen und Schulweisen zu entgehn. Mögen sie aber mir verzeihn, wie ich während des Erdelebens auch meinen Gegnern jederzeit verziehn habe. Ich folge dem Strahl der Selbstoffenbarung des Göttlichen in mir; er spiegelt sich anders in andern Geistern, wie die Sonne sich anders im kleinen Thautropfen des Halmes, und im weit-erglänzenden See spiegelt. Religion und Philosophie aber sind, ich wiederhol' es, ein untrennbares, himmlisches Geschwister, was immerhin die unter sich hadernden System- und Glaubens-Künstler sagen mögen. Was wider die Vernunft streitet, streitet wider das Gottesgesetz in den Geistern. Was über die Gränzen der Vernunft, weil über die Gränzen unmittelbarer und mittelbarer Erfahrung (12.) hinausgeht, doch ohne Widerspruch des Vernunftgesetzes, wird Ahnung und Glauben. Wer aber der Vernunft in Glaubenssachen ihr Recht versagt, verdächtigt bei vernünftigen Wesen den eignen Glauben.

Und so wag' ich's, wenn auch nur unvollkommen und bildlich, aber folgerecht mit allem Frühergesagten, noch meine Ansichten vom sogenannten Gericht Gottes über die Geisterwelt, und von der sogenannten Persönlichkeit Gottes auszusprechen.

---

118. Schicksal, Verhängniß. Göttliches Gericht.

Ja, es besteht eine göttliche Leitung der Verhängnisse, eine heilige Weltordnung, welche, im Natur- und Geisterreiche, fortschreitend zum Vollkommnern drängt. Deß ist Jedermann täglicher Zeuge. Er ist's, beim Rückblick auf vergangne Tage seines eignen Lebens, und auf vergangne Jahrtausende unsers Geschlechts.

Eine bedeutungslos scheinende Begebenheit, eine Umstimmung der Witterung, eines Kindes Spielerei, wirkt mit unberechenbaren Erfolgen in der Verknüpfung der Dinge fort, welche den Sterblichen zuletzt Hoffnungen ohne Zahl vereiteln; die schlauesten Pläne zerreißen; Heere vernichten; Staaten umwälzen; Welttheile umgestalten. Niemand sieht

sie vorher; niemand hat Macht, sie abzuwehren. Kein Sterblicher ruft sie aus dem Gewühl allseitiger Bewegungen herbei. Sie kommen, und quellen aus dem dunkeln Schoos der Umstände, gegen ihn an. Er nennt sie Schickungen des Verhängnisses, Zufälle, Schicksale, blindes Fatum, oder aber Walten einer göttlichen Vorsehung; und unterwirft sich ihrer Nothwendigkeit. Denn die Nothwendigkeit ist das eherne Gesetz des Schicksals, weil das Gesetz der Natur (81.), in der Gesammtheit ihrer Bewegungen; das Gesetz, nach welchem sie, in sich selbst ändernd (53.), ihre Erregungen durch das Reich aller Einzelwesen, vom Verwandten zum Verwandten (77.), ewiglich fortpflanzt. Daher, was heut im Innern des Erdballs und auf seiner Oberfläche geschieht; Erdbeben, wie Pestilenzen, Veränderungen der Klimate, wie der Völkerzustände, Familienbegebenheiten, wie Begegnisse des Einzelnen, sind, in der Verflechtung der Ursachen und Wirkungen, ein Nachgebornes aus der Geschichte des ersten Tages, an welchem der Erdball menschlich bewohnbar geworden ist.

Auch der Menschengeist, der Verwandte der Natur (80.), empfängt die Einwirkungen derselben. Sie setzen seiner Thätigkeit unabänderliche Bedingungen und Schranken. Er gibt sich die Umstände und deren Wechsel nicht selber; er kann sie nur benutzen. Er nennt sie glückliche und unglückliche, gute und böse. Sie sind es an sich selbst aber nicht; der Mensch macht sie sich dazu, durch Klugheit oder Unklugheit, durch Tugendlichkeit oder Sündlichkeit. Die Natur ist sündlos (84.); also auch die Verstrickung ihrer Thaten und Werke, das Schicksal. — Hinwieder wirkt auch der Mensch erregend auf die ihm verwandte Natur ein. Jede seiner Handlungen spinnt sich im dunkeln Schoos der Wesenheiten und Dinge, ihm unbekannt, als ein langes Gefolge von Aenderungen und Ereignissen, ins Unendliche fort. Da liegen sie außer seinem Gesichtskreis; außer dem Gebiet und Gesetz seines Willens; im Gebiet der Naturnothwendigkeit. Das aus seinem Mund geworfene Wort, der von seiner Hand geschleuderte Stein, gehören ihm nicht mehr. Sie sind einer fremden Gewalt anheimgefallen, die nach eignem Gesetzthum verfügt. Ihm gehört allein die Wahl der Handlung, die in ihr gewaltete Absicht an; die gute, oder böse; vernunftgemäße, oder vom Gesetz der Heiligkeit verworfene. Das Gute, was er bezweckt, kann in der Wirklichkeit zum Unheil entarten; das Uebel, welches er stiften möchte, segenvoll nachwirken. Doch ihm gebührt weder der Ruhm von diesem, noch der Vorwurf von jenem. Darum ist des Menschen Urtheil trüglich, der nur die That sieht; darum geht seine Rechtspflege mit verbundenen Augen einher!

Hat der Geist des Sterblichen keine Gewalt über das Schicksal: so ist auch er hinwieder dem Gebot desselben nicht unterthan. Er kann die Ereignisse des Tages und der Stunde nicht abwehren; aber mit Besonnenheit und Kraft auf sie zurückwirken, treu dem eignen Gesetzthum. Wer Ehre, Rang, Pracht, Reichthum und andre Scheingüter des Lebens nicht, als Wesentliches des irdischen Daseyns, über Alles liebt, sondern Selbstheiligung durch Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit, steht über jedem Schicksal erhaben. Das Geschick kann ihm Gesundheit, Freiheit, selbst Leben rauben; aber nicht Tugendsinn, nicht Liebe und Wahl des Heiligen, nicht Unsterblichkeit. Der Heldenmuth des Geistes kann und wird eher das Band zwischen sich und der Natur zerreißen, als das Band zwischen sich und dem Göttlichen.

Nur der menschliche Leib, dies Eigenthum und Werk der Natur, bleibt, mit Allem, was ihm in der Sinnlichkeit zusteht, ein Spiel der Verhängnisse. Der Geist soll es nicht seyn! Wir leben wohl in der Natur, aber nicht für sie: sondern für höhere Sphären der Geister und für das Göttliche in denselben. Wer für die Natur lebt, ist, wie jedes beseelte Thier, ihr Knecht. Wir leben nicht für uns allein, sondern für Andre unsers Wesens. Wir sterben nicht allein unsrer willen, sondern auch Andrer willen, zu deren Bestem und Geistesheile. Alles lebt, alles stirbt für einander zum gegenseitigen Wohl. Denn in der Natur, wie in der Geisterwelt, und beide umfaßt das heilige Gottesreich, steht nichts vereinzelt für sich; geschieht nichts, ohne Zusammenhang mit Allem; und treibt Alles und reift Alles zum Vollkommnern empor (108.). Was wir Schicksal nennen, ist Offenbarung der göttlichen (moralischen) Weltordnung, — Gottes Finger!

Weil unsre Geburt, wie unser Tod, beides von einer allweisen Schicksalsverkettung abhängig, nicht bloß unsre eigne Persönlichkeit allein berührt, sondern auch für Andrer Bestes stattfindet: Warum klagen wir mit unsern Thränen, wenn wir auch Gott nicht nennen, doch sein Walten im Schicksal an, falls ein Vater, eine Mutter inmitten unerzogner Kinder stirbt? oder ein Liebling in der Blüte schöner Hoffnungen? oder ein Bösewicht in seiner ganzen Sündigkeit? oder ein Säugling, ein Kind, welches kaum das erste Licht erblickt hat? Sie Alle traten in die Welt und schieden aus ihr, nicht nur und ausschließlich ihrer selbst wegen, sondern auch für Andre. Der Augenblick der Geburt, wie des Todes, ist leise Verwandlung der Verhältnisse im ewigen All; Uebergang des ewig Wesenden in ein anderes Seyn (52.). Du fragst: Wozu ist der Mensch hier ge-

wesen, der während, oder bald nach seiner Geburt stirbt? Er erschien und verschwand, nicht seinetwillen einzig, sondern auch einwirkend in Geistesgang und Loos Andrer; er hat seine Bestimmung im Allerheiligsten Gottes erfüllt. Du fragst, wenn unter einstürzenden Bergen, unter versinkenden Inseln, oder Schiffen, unter Gifthauch länderverödender Seuchen, Tausende hinweggerafft werden: Warum sind sie gleichzeitig, unter dem unbarmherzigen Streich ihres Verhängnisses gefallen, gleich den Halmen des Grases unter der Sichel des Schnitters? ohne Unterschied; der Säugling, wie der Greis; der Schuldlose, wie der Schuldbeladene? — Allerdings steht der irdische Leib nicht höher, als der Lebensbau des Grashalms; beide sind Erzeugnisse der Natur; und was in beiden wesete, ist, weil unvernichtbar an sich, noch immer und ewig unvernichtbar (52.). Aendern und Wechseln des Endlichen im Unendlichen, ist weder Thatsache der Barmherzigkeit, noch Unbarmherzigkeit; so wenig das bloße Aendern und Wechseln des Gedanklichen im Geiste, Thatsache seiner Barmherzigkeit, oder Unbarmherzigkeit ist; und der Tod des Menschen so wenig, wie seine Geburt, eine Belohnung, oder eine Strafe ist.

Lohn und Strafe sind Begriffe, welche wir nach Wirkungen der Natur schufen; nach Wirkungen, die nothwendig auf unsre ihr gemäßen, oder ungemäßen, Handlungen folgen. So wird Süßigkeit der Ruhe nach vorhergegangnen Arbeiten erst recht erquickend; aber Genuß unverdaulicher Nahrung erzeugt Unwohlseyn. Reinlichkeit belohnt, Unreinlichkeit bestraft sich selbst. Die angenehme Wirkung, gleichsam der Lohn, oder Dank der Natur, ist nur Reizmittel, ihrem Gesetz gemäß zu handeln; ihr schmerzliches Einwirken, ihre Strafe, nur ein Reizmittel, ihr Gesetz künftig nicht zu verletzen. Selbst die Naturstrafen bezielen Besserung (85.). Thiere belohnen und bestrafen einander nicht. Sie kennen nur instinktmäßige Liebe und Nothwehr und Rache. Der Menschengeist versteht aber das Heilige und Heiligende in der Naturordnung, welches mit seinem Innersten übereinstimmt, und, als Göttliches im Wesen der Natur, doch ihr unbewußt, sie verklärt. Lohn und Strafe sind weder Dank noch Undank der Natur, oder des Schicksals, für unsre Handlungen; sondern nur auf sie und ihr Wirken übertragene Vorstellungen. Klagen über ein unverdientes Schicksal sind daher an sich thöricht. Unsre Tugenden erwirken und verdienen sich nicht sinnlich-angenehme Einwirkungen von der Natur, sondern innere Selbstachtung, Seligkeit des Gemüths. Man sagt mit Recht: „Tugend belohnt sich selbst"; kann nicht irdisch vergolten werden.

Wenn ich einerseits wahrnehme, daß der Geist des Menschen den Lohn seines Strebens nach Vervollkommnung, nicht in Außendingen, sondern eben in dieser Vervollkommnung selbst findet; anderseits, daß weder in ihm, noch in der Natur außer ihm, ein sprungweiser Uebergang vom Tiefern zum Höhern, von minderer zur größern Entfaltung, erkannt wird, sondern ein allmäliges, stufenweises Fortschreiten vom Gleichartigen zum Gleichartigen: so erkenn' ich, daß der Geist nach seiner Trennung von der irdischen Hülle, oder nach dem Leibestode, durchaus derselbe, mehr oder minder, veredelte, bleibt, der er gewesen ist. Die Stufe, welche er auf der Erdenwelt errungen hat, bleibt die seinige, nach dem Uebertritt in andre Verhältnisse des unendlichen Gottesreichs. Der Thiermensch verwandelt sich nicht plötzlich in den vollkommnen Gottesmenschen; der sündige, blinde, schwache Geist nicht plötzlich in den vollendeten, heiligen. Es verträgt sich weder mit dem göttlichen Gesetz in unserm Innern, noch mit den Lehren der Natur, jener Glaube, daß der Geist nach dem Tode, durch Bitte oder Verdienste Anderer, erhöheter werde. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!" Das ist göttliches Gericht; ein anderes, als menschliches!

119. Von der göttlichen Wesenheit.

Jene Urgewißheit vom Daseyn und Walten eines höchsten Wesens, jene unentreißbare Ueberzeugung von einer göttlichen Gesetzgebung und Ordnung, ist zuletzt die Achse, um welche sich alle Theologien und Philosophien drehen. Doch genügte auch das noch nicht den Theologien und Philosophien der Sterblichen. Man wollte mehr wissen. Man fragte: Wo ist Gott? und was und wie ist Gott? Man forderte eine Vorstellung von der „Persönlichkeit Gottes.

Eine verzeihliche Forderung des Sterblichen, auch des weisesten! Verzeihlich, weil auch der Weiseste nur, vermittelst seiner äußern und innern Sinne, gleichsam aus den Mutterbrüsten der Natur erst Nahrung saugt, und daher fast sein gesammtes Gedankenthum vom Sinnlichen durchflossen besteht. Selbst die so erhabene, als menschlichschöne Idee, welche Christus von der Gottheit (117.) darstellte, genügte den Kindern des Staubes nicht immer ganz. Sie kleideten sich das Urwesen des Alls noch weit sinnlicher, noch weit menschlicher ein; oder aber, wenn ihnen die Vorstellung einer menschenhaften Gottheit zu niedrig und thöricht schien, schufen sie sich das unbekannte Höchste aus dem Gekannten, und setzten sie das gesammte Weltall, oder das

hinter demselben unsichtbar Wesende, die Natur, oder die sie und sich wissende allgemeine Geistheit des Menschenthums auf den Thron des Allerhöchsten. Sowohl die Einen, wie die Andern, waren und sind in mehr oder minder sinnlicher Denkweise bestrickt und gefangen. Sie tummelten sich entweder im geschlossenen Kreise ihrer abgezognen und reinen Begriffe umher; oder im schönen Irrgarten der Fantasien und Gefühle, in welchem sie Gottes Persönlichkeit, nach dem Ebenbilde irdischer Fürsten, mit Hofstaat von Engeln, Erzengeln, Heiligen und Heiliginnen umringten. Was vermochten sie anders? Sie konnten nicht aus sich, nicht über sich hinweggehn.

Denn ihr Wissen von dem, was weset, hatten sie zwar durch dessen Einwirken empfangen, aber darum noch keine Vorstellung von dem, wie das Wesende in sich beschaffen, oder was es an sich sey. Der menschliche Geist sogar besitzt eigentlich nur ein halbes Wissen seines Selbstes, nämlich das Bewußtseyn des eignen Wirkens; aber die andre Hälfte seines Wissens fehlt, nämlich das Bewußtseyn der innern Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit, durch welche er wirkt. Schon diese Wahrnehmung führt ihn mit Nothwendigkeit zu der Gewißheit, daß weder der Geist für sich, noch die Geistheit des gesammten Menschengeschlechts, noch die mit ihr engvereinte, sich unbewußte Natur des sich durch die Sinne verkündenden Alls, Gott sey; daß noch ein höheres Andre auch außerhalb unserm Bewußtseyn wesen müsse, in welchem, wenn man so sagen dürfte, jene erhabnere Hälfte jenes Wissens wohnt, die uns fehlt: Gott, aus dessen Licht das Geisterthum hervorstrahlt, ohne mehr, denn Ausstrahlung zu seyn, nicht das Licht in seiner Urheit selbst. — Vielleicht klingt diese Sprache mystisch; aber eben das Unwißbare, über Welt, über Natur, über alle Vernunftmacht des Geistes Schwebende ist das größte und anbetungswürdigste Mysterium, zu dem wir nur, wie ich hier, in mangelhafter Bilderschrift hinaufdeuten können.

Es sey fern von mir, die religiösen Vorstellungen der verschiednen Kirchen- und Glaubensparteien unter den Völkern, oder die der Philosophen von den ältesten Zeiten, bis Spinoza, Schelling, Hegel u. a. m. von Gott, und seiner Persönlichkeit und Nichtpersönlichkeit, bestreiten und widerlegen zu wollen, was sie ja ohnehin schon gegenseitig selber zur Genüge thun. Ich ehre, in ihnen allen, mehr oder minder edle Geistesblüten, die in mannigfaltiger Verschiedenheit doch immer das Eine und Selbe künden: Daseyn einer allwesenden Gottheit. Nicht das Mangelhafte, selbst nicht das Unwürdige in menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen ist das Tadelnswürdige:

sonder allein der stolze Dünkel dabei, und die häufige Leidenschaftlichkeit der Sterblichen ist's, welche sich ausschließlich, als Inhaber des vollendetsten, besten Wissens, geltend machen wollen, und was ihren erlernten, oder selbstgefundnen Ansichten widerspricht, verhöhnen, oder verfluchen. Während ihr Denken gottesvoll ist, erscheint ihr Wollen und Wirken gottlos.

Das kindliche Verhältniß der Menschen zum Allvater der vorhandnen Wesen hat Jesus Christus in unübertrefflicher Klarheit und Wahrheit ausgesprochen. Und er heiligte sich in dieser Wahrheit, wie er auch jeden in ihr heiliget, der sie in sein Selbst aufnimmt. Und jeder empfängt sie in sich, wie aus dem eignen Selbst Hervorgetretenes, weil das Höchste unmöglich menschenthümlicher ausgesprochen werden kann, für den scharfsinnigsten, wie für den ungeübtesten Denker.

Doch will ich, um die Welt- und Gott-Anschauung in sich selber abzuschließen, auch die Idee vom Verhältniß des Allerhöchsten im und zum unendlichen All des Vorhandnen darstellen, wie sie aus dem bisher Gesagten, hervortritt.

---

120. Gott das Höchste und Eine des Alls.

Die Meisten derer, welche sich der Erforschung von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts zuwandten, scheinen mir darum oft irre gegangen zu seyn, weil sie, schon in Vorbereitung ihrer Untersuchungen, einseitig verfuhren. Die Einen begnügten sich mit dem Schatz von Kenntnissen, welchen sie, auf dem Wege der Erfahrung, über Naturerscheinungen gesammelt hatten, ohne sich genauer um das Gesetzthum und eigenthümliche Verfahren des Geistes in seinen gedanklichen Wirksamkeitsweisen zu kümmern. Sie gelangten auf ihrem Erfahrungswege zur Vergötterung der Stoffe und bewegenden Naturkräfte (zum Materialismus), und verloren weit Edleres aus ihrem Anblick: die Heiligthümer der Menschheit, sittliche Weltordnung, Wahrheit, Recht, Tugend, Unsterblichkeit, welche ihnen leere Phantome, oder bloße Erzeugnisse und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens werden mußten. Sie waren, in eigentlicher Wortbedeutung, bloße Weltweise. — Andre hinwieder, ohne umfassendere Beobachtung und Erfahrung von Gesetzen und Wirkungen der Natur in deren unermeßlichem Reiche, mehr in sich selbst gekehrte Schul- und Stubengelehrte, beschäftigten sich ausschließlicher mit Betrachtung der Vermögen, Erkenntnißgesetze, Ideen und Bestimmungen von Thätigkeitsweisen des menschlichen Geistes. Sie fanden in ihm, in seiner Gedankenwelt, die

Gesammtheit des vorhandenen Alls. Das Draußen ward ihnen zum chaotisch Fremden, welches nur im Kaleidoskop des Geistes, durch Nothwendigkeit in demselben, geordnetes Daseyn empfing. So ward ihnen die gesammte Wirklichkeit zu einem Reich von Ideen und Begriffen; der Geist alleiniger Schöpfer dieses Reichs; er, oder der Gesammtgeist der Menschheit, der Gott darin; Wesen und Seyn das Gleiche; und das vom Geiste Ungekannte ein Nichtvorhandenes. Sie mußten nothwendig auf dem Wege des Reinbegrifflichen zur Vergeistigung des Alls, zur sich selbst Vergötterung des Geistes (zum Idealismus und Spiritualismus) gelangen, und, mit der Wirklichkeit außer dem Geiste, auch einen höhern Gott verlieren; weil dieser selbst nur gedankliche Schöpfung war, oder sich mit ihm, dem Wesen-All, für eins und dasselbe (identisch) halten. Sie waren im strengsten Sinn des Wortes bloße Schulweise.

Widerspruch und Unzureichendes, welches in den Ansichten der Einen, wie der Andern, unvermeidlich auf dem gewählten Wege mittelbarer Erfahrung, von Außen, oder reinbegrifflicher Vorstellungsweise, führte andre Denker zum Zweifeln an der Wahrheit (zum Skepticismus), zum Mißtrauen gegen Möglichkeit unbedingter Gewißheit. Dies war einst mein Loos, bis ich die Aufmerksamkeit, aus dem Gebiet des Unbedingten der Ideen und des Reingedanklichen, auch dem ewigen Walten der Natur, und dem wunderhaften Schicksalsgang der Sterblichen zuwandte. Dann erst ward mir die Verwandtschaft und Verbrüderung der wesenden Natur mit dem Geisterthum (27.), und eine heilige, das All durchherrschende, Ordnung heller; ein Ahnen und Wissen dessen, was erhaben über Natur und Geist, im Unendlichen weset. Und ich ward inne, daß der gesunde Verstand der Menschheit, im Allgemeinen, von jeher das Wahre vollständiger erfaßt habe, als jene einseitige Weltweisheit, oder einseitige Schulweisheit.

Ohne Anwendung der Vernunftgesetze wäre keine Erkenntniß der Natur und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen möglich, ohne Erregung des Geistes, durch Einwirkungen der Natur aber würden die Denkformen des Geistes ohne Inhalt, er selbst ein nichtswissendes Wissen seyn. Eins ist dem Andern schlechthin Nothwendiges; Eins vollendet das Andre. Die Natur, im wesenhaften Verband mit dem Geiste, lehrt ihn, durch ihr eignes Wesensverhältniß, und wieder in dem seinigen zu ihr, auch jenes Verhältniß erahnen, in welchem sie und er zur in ihm geoffenbarten Gottheit, und hinwieder das Höchste des Wesenden, zum All der Wesenden aus ihm, stehe. Die Natur bezeugt, der Geist weiß in sich urnothwendig, daß im unendlichen,

ewigen Wesen all keine Zusammenhangslosigkeit, kein Zwiespalt walten könne, sondern nur Einheit in Allem, und Alles in Einem; wohl Mannigfaltiges im Bewirkten, aber das Bewirkte im Wirkenden nur Selbsterfüllung (20.) von diesem.

Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie wesend, in sich gegensätzlich zu verschiednen Wirksamkeitsweisen (22.), zwar in ihr selber ungetrennt, aber unterscheidbar, aus einander geht. Der Geist weiß sich urheitlich einzelwesend (79.), als Ich, und als solches wissend und wollend im Wirken. Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie in den Wirksamkeitssphären ihrer Wesenheit, wie in deren Erscheinungen, dort als Unendliches, in diesen als Endliches, sich stufenweis zu größerer Herrlichkeit erschließt. Eben so weiß sich das Geisterthum auf Erden, nicht nur im Vonsich- und Andern-Wissen, lichter werden, sondern auch in Selbstheiligung emporgehend (75.). Die Natur bezeugt, der Geist erkennt, in ihren Erscheinungen, als Welt, in seinen Erscheinungen, als Gedankliches, ein unwandelbares Gesetz, daß aus dem Allgemeinen und Einfachen des Seyns das Besondre und Einzelne quelle. Die Natur bezeugt, daß sie, als das sich Unbewußte, — der Geist weiß, daß er, als kein Allwissen und nicht Allvermögen, im ewigen Reich der Wesen nicht das Einzige, noch weniger das Vollendetste und Höchste sey (106.). Es durchleuchtet ihn ein Licht andrer Sphären, als der Sphären der bewußtlosen Natur. Er trägt in seinem Ich eine über-natürliche Offenbarung (114.), ein Wissen von Gott (115.). Ihm ist, außer dem Naturgesetz, ein anderes, neben Wahlfreiheit, geworden, welches ein Daseyn und ein Reich fordert, welches über das Irdische hinaus liegt (80.).

Wo und wie dies unbekannte Reich sey, wer und was Gott sey, ist, wie alles Wesende an sich, obgleich Urgewußtes (6.), dennoch Unbegreifbares (19.). Aber, so weit jetzt schon unser Horizont in der Unendlichkeit des Wesens und Seyns reicht, spiegelt sich uns, im Bekannten, das Unbekannte entgegen. Und jenes Grundgesetz des fortwährenden Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen, vom Einfach-Allgemeinen zum Besondern und Reicher-Vollendeten, welches in dem schleierlos vor uns liegenden Theil des Weltalls gilt: berechtigt es nicht, an Geltung für das im Ewigen noch verschleierte zu glauben? Die menschliche Vernunft sucht, inner ihrer Begränzung, vergebens einen andern Maßstab für das, was jenseits ihrer Gränzen wesen mag, während der Geist doch Offenbarung seiner ewigen Unvernichtbarkeit und der ewig waltenden Gottesmacht in sich trägt. So darf er, nach Gleichmaß (Analogie) und Aehnlichkeit dessen, was er

schon auf seinem gegenwärtigen Standpunkt kennt und erkennt, hinaufsolgern zu dem, was seinem Blick noch entzogen ist. Und wer anders, als Gott selbst, legte, wie in die entfaltete Natur, so in den entfalteten Geist, das Wahrzeichen vom Anfang der Wesen über Wesen zum Herrlichern und Vollkommnern?

Ich sehe das Sachliche der Natur, die bewegenden Kräfte beschränken, und wieder von diesem beherrscht, zu Atomen und Weltkörpern verdichtet, in wunderreichen Gestalten und Ordnungen; sehe, waltend über beide, die Macht des Belebenden, wie sie beide gewältigt und in sich, als Abspiegelungen der Natur-Einheit, zu Einheitsgebilden gliedert, zu Pflanzen- und Thierschöpfungen, deren Heimaten Milliarden Sonnen, Erden und Monde des Universums sind; sehe, wenn auch in mindrer Allgemeinheit, aber höher und anstaunenswürdiger, das Reich des Seelischen, und wie die Natur in ihm zur eignen Gewahrung ihres Wesens sich erhebt, ihr Selbstgefühl wird; sehe, über sie erhaben, eingekleidet in den Reichthum aller ihrer Wirksamkeitssphären, die Fülle der sich, und sie, und Gott wissenden Geister, mit einem Gesetz, welches nicht das der Natur, und doch mit ihm im Einklang ist. Sie bezeugt, und der menschliche Geist weiß, er sey unmöglich selber das Allerhöchste in der Wesenkette; sondern etwa nur wieder ein Mittelglied, welches die Natur mit dem Reich des Allerheiligsten verbindet. Er ist gleichsam Bürger zweier Welten, die beide in seiner Sphäre schon in einander rinnen.

Und wo endet diese unendliche Himmelsleiter? Wo kann Unendliches enden? Wesen mögen über Wesen emporgehn, deren Vollkommenheit und Reichthum wir so unfähig sind zu ahnen, als die Thierseele die Hoheit unsers Geistes; Wesen, deren Vermögen so erhaben über das Vermögen unsrer Vernunft ist, als die Vernunft über das sinnliche Gefühl. Sie mögen emporgehn vom Herrlichen, bis sie sich im Allerherrlichsten verlieren, — in Gott, der das Eine und Höchste seines ewigen und unendlichen Alls ist, das Ur aller Wesen in ihm, und von dessen Majestät wir, in unsrer Tiefe nur, die Natur, als Saum seines Gewandes, anstaunen.

Alles ist gotterfüllt; Alles göttlich, weil Gottes. Nicht Einzelnes, oder für uns Unterscheidbares ist Gottheit. So ist, — wie mag ich das Unaussprechliche anders, als nur von Ferne, und gleichnißweise andeuten? — so ist nicht ein Theil des Menschen, nicht das einzelne Haar seines Hauptes, der Mensch selbst, sondern nur menschliches. Gleichwie im Menschen aber der Geist, als sein Höchstes,

den umhüllenden Wesenverein der Natur (Seele, Leben, Bewegkraft und Stoff des Leibes) durchherrscht, leitet, veredelt; so durchherrscht und durchwesst Gott, der Allerhöchste, das unendliche Reich seines Alls.

Vielleicht mag dies Gleichniß unangemessen scheinen. Ich selber erkenn' es, als solches, weil es offenbar ein vermessenes ist. Aber von wannen sollen wir einen andern Maßstab nehmen, als den, welchen uns der Urgeist des Geisterthums selber verliehn, aus Bekanntem das Unbekannte zu ermessen? Ist dieser Gedanke nicht schon der älteste Gedanke der Menschheit: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde?"

Ich schweige! Kein Bild, kein Gleichniß bezeichnet das Ueberirdische wahr und würdig. — Ich richte in demuthsvollem Gefühl, aus dem Abgrund des All's, den Geistesblick durch die Sphären der Wesenordnungen, anbetend zum Allerhöchsten; und der Gedanke an ihn wird zum Seufzer: „O, was bin ich, daß er mein gedenkt?" — Und doch durchbebt mich zugleich heiliges Entzücken, daß ich auch in Ihm, daß Er auch in mir ist; daß ich mit Christus zu ihm rufen darf: „Abba, lieber Vater!" daß sein All mein Vaterhaus ist; daß ich, wenn auch noch auf einer untern Sproße der himmlischen Wesenleiter, höherer würdig werden; schon auf dem Erdball Vollendeterm im Ewigen entgegenreifen kann, gleichwie ja der Erdball selber nicht mehr der Gewesene, sondern in den aus Ewigkeit hervorgetretenen Zeiten, vollendeter in Fülle des Reichthums geworden ist.

Nein, der Menschengeist ist kein an den Felsen des Erdsterns gefesselter Prometheus! Er, in unsichtbarer Seelenhülle war und ist und wird seyn andrer Welten Genosse, die insgesammt, Monden mit Erden, Erden mit Sonnen, Sonnen mit Ursonnen, magnetisch, elektrisch, leuchtend, in engen Wechselverkehr, im All-Leben, All-Seelischen schweben. Wohl ist diese Erdenwelt schön: aber ist sie die schönste unter allen Welten, welche uns aus unermeßlichen Fernen, anwinken? Wohl ist die seelische Hülle des Geistes wunderbar: ist sie aber schon das Wunderbarste? Mag die Urseele des Alls nichts Wunderbareres aus sich zeugen. Wohl ist das Licht des Bewußtseyns ein helles, in welchem der Geist über dem Dunkel der Natur leuchtet: aber ist es das hellste, in welchem über uns andre Wesen Gottes glänzen? — Es durchzittern den Geist Ahnungsstrahlen eines verklärtern Gottesreichs. Wie, wenn ihm in Gott und Ewigkeit noch eine hellere Leuchte, als Vernunft, wird im Allerheiligsten, — selig sind, die schon hienieden reinen, geheiligten Herzens sind; denn sie werden Gott schaun!

Ich suche Dich, mein Vater, nun nicht länger;
Im Erdenstaube nicht mehr Gott!
Dein Weltall ist mein Haus;
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen, sind.
Ein Gott ist nur;
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen:
Und eine Ewigkeit ist alles Seyn,
Und alles Seyn
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit.

Ich jauchze weinend, in das Hallelujah
Der Geisterwelt, mein Hallelujah!
Ich bin, weil Gott;
Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit,
Weil ihm Allseligkeit!
Ihm Hallelujah!

Inhalt des zweiten Theils.

I. Kenntniß und Erkenntniß.

	Seite
1. Durch Zweifel zum Erforschen des Wahren	3
2. Werth des gemeinen Menschenverstandes	10
3. Gewahrungen und Wahrnehmungen	13
4. Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen	14
5. Seele und Geist, Empfinden und Denken	14
6. Sinnliche und nichtsinnliche Vorstellungen	15
7. Erkenntniß	17
8. Wesen und Seyn des Geistes. Das Wissende und Gewußte	18
9. Vernunft. Gesetzthum geistiger Wirkensweise. Verstand	20
10. Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe	21
11. Urtheile. Schlüsse	24
12. Mittelbare und unmittelbare Erfahrung	26
13. Wahrheit. Gewißheit. Zweifel	28
14. Ursprung der Ungewißheit	30
15. Wirken. Wirkung. Wirklichkeit	32
16. Gleichartiges, Gleiches, Ungleiches	34
17. Das sich Gegensätzlichwerden. Das sich darin Verwandte	36
18. Welt und Natur	36
19. Warum Wesendes unbegreifbar und doch gekannt?	38
20. Die Wirkung ist nicht außer, sondern inner ihrer Ursach	40

II. Natur und Welt.

21. Das Ich-All	43
22. Wirksamkeits-Sphären der Natur	45
23. Emporstufung derselben	47
24. Einzelwesen der Eigenganzen	51
25. Das Verwandte der Wirksamkeitsartungen in der Natur	53
26. Gegenseitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelwesen	58
27. Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens	61

III. Stoffgebilde.

28. Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffliches	67
29. Stoffruhe. Bewegkraft	68
30. Raum und Zeit, Endlichkeitsbedingungen	68
31. Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge	70
32. Warum das auf Erscheinungen der Natur angewandte Vernunftgesetz das Ansehn eines Naturgesetzes trägt?	70
33. Der Urstoff. Grundstoffe	72

Seite

34. Die Urkraft. Grundkräfte 74
35. Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper 75
36. Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft . . 77
37. Hochstoff und Niederstoff. Hochpol und Niederpol . . . 78
38. Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften. Leiter und Nichtleiter 79
39. Urformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urheitliche Richtungen des Bewegens 81
40. Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftarten . 84
41. Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten 85
42. Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte 87
43. Elektor, Magnet, Galvan u. s. w. 88

IV. Lebensgebilde.

44. Belebung der Stoffe und Kräfte 90
45. Das Urleben 91
46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde 94
47. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseyns. — Die Trümmer der Urwelt . . . 96
48. Zeitweises Fortrücken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen und thierischen Gehäuses. — Ihre- und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken 102
49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt 103
50. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens . 106
51. Lebenszustände in Gebundenheit, Erstarrung, Winterschlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen 107
52. Zeugung und Tod 113
53. Schlußbemerkung 116

V. Das Seelische.

54. Die Natur in Anschauung und Gefühl ihres Selbstes. Das Seelische und Allbeseligende 117
55. Die Weltseele 117
56. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben 118
57. Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne . . 121
58. Gegenseitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander . 123
59. Aeußere Sinne des Betastens Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Parallelismus der Sinne 125
60. Das seelische Innenlicht 126
61. Das Außenlicht, und dessen Farben-Erregung 128
62. Sinnes-Begriffe durch Licht gegeben 130
63. Seelensprache, durch Hörsinn und Gesichtssinn 131
64. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen 133

Seite

65. Innere Sinne. Seelisches Ortsverändern. Aufmerksamkeit . . 134
66. Gewohnheitssinn 136
67. Nachahmungssinn 137
68. Gedächtnißsinn 139
69. Unwillkürliches Erinnern. Traum 140
70. Ahnungssinn. Rhabdomantie. Mondsucht. Somnambulismus . 142
71. Fortsetzung. Krankheiten 144
72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seelischen auf einander 145
73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens . . 147
74. Hinblick auf Gemüths- und Geisteskrankheiten; nebst einer allgemeinen Bemerkung über das Bishergesagte 148

VI. Der Geist.

75. Entwickelung des Geistes. Gesittungsstufen des Menschengeschlechts 149
76. Der Geist ist nicht eine Naturwirkung 154
77. Nicht eins und dasselbe ihres Wesens. Seelenwanderungslehre . 155
78. Urverwandtschaft des Geistes und der Natur 156
79. Der Geist selbstständig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen 158
80. Streben des Geistes, innerhalb seines Gesetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligseyn 160
81. Der Geist ist ein, im Wissen, wallendes Wesen. — Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall 161
82. Bezweiflungen der Freiheit des Willens 163
83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewissen 166
84. Gerechtigkeit, Sündenlosigkeit, Heiligkeit, Tugend . . . 168
85. Natur-Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menschlichen Geiste, Religion 169
86. Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste . 172
87. Ursprung des Uebels 173
88. Urbedürfniß, Urgesetz, Urrecht, natürliches Recht der Menschen . 176
89. Das positive Recht und Gesetz 178
90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen 181

VII. Das Gemüth.

91. Einheit von Seele und Geist 183
92. Einheit ihrer drei höchsten Gebote; Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen. 184
93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüthes 187
94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle 189
95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung 190
96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Phantasie (Einbildungsvermögens) 192

Seite

97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Vorausseh 195
98. Paralellismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geistes 197
99. Das höchste Gut des Menschen 199
100. Sittliche Krankheiten des Gemüthes, oder die Suchten . . 200
101. Laster-Pflege in der Civilisation 202
102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten 204
103 Verderbniß der innern Sinne 206
104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes 209
105. Heilmittel oder Verwahrungsmittel gegen seelische und geistige Krankheiten 211
106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste 212
107. Fortschreiten der Menschheit 214
108. Fortschreiten der Natur selbst 215
109. Unvergehbarkeit des Geistes 217
110. Der entkörperte Geist 220
111. Der entkörperte Geist zum Weltall 222
112. Das Reich der Geister, das Tiefste eines höhern Wesenreichs . 226
113. Ahnungen der Geisteszukunft 228

VIII. Gott.

114. Der Gottgedanke 230
115. Ur-Gewißheit von Gott 232
116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens 235
117. Christus 238
118. Schicksal, Verhängniß. Göttliches Gericht 247
119. Von der göttlichen Wesenheit 251
120. Gott das Höchste und Eine des Alls 253

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410